


FONDO PIZZOFALCONE

Leibniz und seine Zeit.

Populäre Vorlesungen

gehalten

im Anfange des Jahres 1869

von

Ludwig Grote,
Pastor a. D.



Hannover 1869.
Buchhandlung von Carl Brandes.
(Breitestraße 6.)

Inhalt.

Vorwort.

Da ich, während der Verfaßer in Frankreich war, den Druck dieser Vorlesungen besorgt habe, so verstatte man mir, denselben ein kurzes Wort vorauszuschicken.

Es war kühn — niemand weiß das beßer, als er selbst —, daß mein lieber Freund nach seiner Uebersiedelung nach Hannover im vorigen Herbste den Entschluß faßte, im Laufe des Winters dort in einem Rahmen von zwölf Vorlesungen*) ein Bild Leibnizens und seiner Zeit darzubieten. Denn der Gegenstand ist so eigenartig und großartig und der Stoff so reichhaltig und mannigfaltig, daß eingehendere und umfaßendere Studien, als sie in diesem Falle selbst bei angestrengtester Arbeit und völligster Hingebung möglich waren, erforderlich schienen, um aus dem Stoffe ein treues und entsprechendes Bild herzustellen. Die Absicht war deshalb auch nur darauf gerichtet, das zugänglichste des hie und da zerstreuten Stoffes zu sammeln und zu sichten, und das daraus vor der eigenen Seele sich gestaltende Bild durch die persönliche Darstellung in mündlichem Vortrage einem Kreise mitzutheilen, von welchem eine nachsichtige Beurtheilung erwartet werden durfte.

Indeßen wurde, schon während der Vorlesungen und als dieselben um Ostern d. J. beendigt waren, aus dem Kreise der

*) Nur zwölf der folgenden Vorlesungen sind gehalten, wobei die vierte und fünfte in eine zusammengefaßt wurden.

Hörer und sonst mehrfach der Wunsch ausgesprochen, daß diese Vorlesungen gedruckt werden möchten. Der Verfaßer hatte seine Bedenken: manches, meinte er, was beim mündlichen Vortrage seinen augenblicklichen Zweck erfülle, zeige sich als ungenügend, wenn es für die Dauer der Oeffentlichkeit übergeben werden solle; und eine Ueberarbeitung des in Eile zusammengerafften und gestalteten Stoffs war nicht thunlich, da eine anderweite Berufsthätigkeit hindernd dazwischentrat. So blieb nichts übrig, als die ausgesprochenen Wünsche unerfüllt zu laßen, oder die Vorlesungen fast ganz in ihrer ursprünglichen Gestalt dem Drucke zu übergeben.

Auf die Entscheidung für das letztere ist mein Rath und mein Eintreten in die noch erforderliche Arbeit nicht ganz ohne Einfluß gewesen, und ich habe deshalb an Lob oder Tadel, welche dieser Veröffentlichung begegnen mögen, einigen Antheil. Ich hoffe aber auf Dank. Denn nach meiner Meinung stellt der Verfaßer in diesen Vorlesungen das Bild eines großen Mannes und einer merkwürdigen Zeit uns so vor Augen, daß deren eigene Züge und deren Beziehungen zur Gegenwart lebendig hervortreten.

Hehlen a. d. Weser,
im August 1869.

Ültzen.

Erste Vorlesung.

Leibnizens Jugendgeschichte und Bildungsgang.

H. V. Der Mann, mit dem wir uns hier beschäftigen wollen, Gottfried Wilhelm Freiherr von Leibniz, ragt durch Geist und Gaben, durch umfaßende Kenntnisse und erfolgreiche Wirksamkeit nicht nur unter den Menschen gewöhnlichen Schlages, sondern unter den ersten Männern unsers Volkes hervor. Er gleicht einem riesigen Berggipfel, der sein Haupt in die Wolken hebt und wie ein König des Gebirges alle ihn umlagernden Höhen beherrscht und auf sie herniederschaut. Darum verdient er denn die Beachtung aller nachkommenden Geschlechter, vorzüglich aber die Beachtung derer, welche ihn im besonderen Sinne den ihren nennen dürfen. Denn wir Nachgebornen sind es ja, die auf seinen Schultern stehen und oft ohne es zu wißen von den Fürchten seines Fleißes und seiner Begabung zehren.

Diese Beachtung hat dem großen Manne denn auch in der Stadt, der er die längste Zeit seines Lebens angehörte, nie ganz gefehlt. Schon gegen Ende des vorigen Jahrhunderts vereinigten sich mehre patriotische Hannoveraner, *) um durch freiwillige Beiträge ein Leibnizdenkmal zu begründen. Dasselbe besteht aus einer einfachen Büste in einem schirmenden Tempel mit der Inschrift „genio Leibnitii" und hat bekanntlich in der Nähe des jetzigen Waterlooplatzes seine Stätte gefunden. Sodann im Jahre 1846 wurde zur zweiten Säcularfeier des Leibnizischen Geburtstages von Dr. Grotefend ein Leibnizalbum herausgegeben, das

*) Es sind der Kriegsrath v. Reden, die Commerzräthe Patje, Ramberg und Höpfner und der Canzleisecretair Brandes. Die öffentliche Aufforderung, welche sich nur an die Bewohner der Kurhannoverschen Lande wandte, ist vom 29. August 1787 datirt.

mehre werthvolle Stücke aus dem reichen Handschriftenschatze der königlichen Bibliothek ans Licht zog und, außer einer Abbildung des Leibnizdenkmals als Titelvignette, auch das Bildnis des großen Mannes selbst und eine Abbildung seines Wohnhauses*) brachte. Eben dieses Wohnhaus Leibnizens — es liegt bekanntlich an der Schmiedestraße (№ 10) und ist durch seine eigenthümliche Bauart eben so merkwürdig, als durch seinen langjährigen Insassen — eben dieses Wohnhaus war kurz vorher durch den hochseligen König Ernst August angekauft, damit es so lange als möglich in unveränderter Gestalt an den treuen Diener des Welfenhauses erinnern möge.

Noch mehr als durch die Errichtung jenes Tempels und durch den Ankauf und die Conservirung dieses Hauses wurde Leibnizens Andenken von Sr. Majestät dem Könige Georg V. durch die Herausgabe seiner meist handschriftlich hinterlaßenen Werke geehrt. Diese durch königliche Municifenz ermöglichte Gesamtausgabe, womit der Archivrath Dr. Onno Klopp beauftragt wurde, begann im Jahre 1864. Bis zum Jahre 1866 lieferte der fleißige und sorgfältige Herausgeber in rascher Reihenfolge fünf prachtvoll ausgestattete Bände in Großoctav, welche sich die Anerkennung des ganzen gelehrten Deutschlands erwarben. Gleichwohl wurde die Fortsetzung dieses nationalen Werkes von der Regierung des Staates unterdrückt, welcher sich rühmt, die Größe der Deutschen Nation, d. h. die freie Entwickelung Deutschen Geistes und Deutschen Wesens, herbeigeführt zu haben oder wenigstens herbeiführen zu wollen.

Sie sehen aus den angeführten Thatsachen, daß, wenn auch die neue Aera dem Andenken des großen Todten nicht sehr günstig ist, wenigstens Hannovers Volk und Fürsten dasselbe geehrt und seine Verdienste allezeit dankbar anerkannt haben. Dennoch ist Leibnizens Leben und Wirken nicht nur vielen Deutschen, sondern auch vielen Hannoveranern eine terra incognita (ein unbekanntes Land). Die Meisten kennen von ihm nicht viel mehr, als seinen berühmten Namen. Leibniz, wiewohl durch und durch ein Mann der Praxis, der fast auf allen Ge=

*) Das Portal, dessen Erbauer Carl von Lübe ist, trägt die Inschrift: Posteritati, Anno 1652.

bieten des Lebens in die Entwickelung der Dinge bald anregend, bald neugestaltend eingegriffen hat, erscheint den Meisten nur als der große Denker, als der gelehrte Philosoph, der auf einsamer Höhe der Wißenschaft isolirt und für gewöhnliche Menschen unnahbar dasteht. So ist es ihm denn vorzugsweise gegangen, wie er selbst das Loos unsrer meisten großen Landsleute beschreibt. „Deutschland, sagt er, ist das einzige Land in der Welt, welches den Ruhm seiner großen Landeskinder weder anzuerkennen noch unsterblich zu machen weiß; es vergißt sich selbst und die Seinen, wenn es nicht von den Fremden an seine Schätze erinnert wird." Dieß Wort hat sich an keinem mehr erfüllt, als an dem, der es geschrieben hat. Haben doch Ausländer zuerst seine zerstreuten Schriften gesammelt, und hat doch erst kürzlich ein Preußischer Cultusminister seine unglaubliche Unbekanntschaft mit dem Leben und Wirken eines der größten Deutschen dadurch an den Tag gelegt, daß er in öffentlicher Rede Leibniz als den Begründer der Universität Göttingen bezeichnet hat.

Damit wir nun nicht auch in solcher Weise an diesem Deutschen Landeskinde und einstigen Mitbewohner unsrer Stadt uns versündigen, so habe ich geglaubt, sein Andenken durch einige öffentliche Vorlesungen unter uns wieder auffrischen zu sollen. Doch lautet das Thema, das ich angekündigt habe, nicht Leibniz, sondern Leibniz und seine Zeit, und es so zu faßen, dazu würde ich mich selbst dann berechtigt halten, wenn ich die Absicht hätte, lediglich den Lebensgang dieses Mannes, seine Wirksamkeit und seine Bedeutung auf allen Gebieten des menschlichen Wißens und Strebens ins Auge zu faßen. Denn diese Aufgabe könnte nicht gelöst werden ohne vielfache Rücksichtnahme auf das Zeitalter, dem Leibniz angehörte. Schwerlich möchte ein zweiter Lebenslauf angetroffen werden, in welchem sich das Bild eines ganzes Zeitalters so deutlich und umfaßend abspiegelt, als in unserm Leibniz die Deutsche Zeit in der zweiten Hälfte des siebzehnten und im Amfange des achtzehnten Jahrhunderts. Und wenn ich es mir nun noch besonders zur Aufgabe gestellt habe, auf einzelne interessante Punkte jener Zeit, die zur Sprache kommen werden, möglichst helle Schlaglichter fallen zu laßen, so glaube ich nicht zu viel zu versprechen, wenn ich sage, daß ich Sie mit Leibniz und seiner Zeit bekannt machen will.

Erwarten Sie übrigens von mir, hochverehrte Versammlung, nichts außerordentliches, ja, nicht einmal etwas neues, auf eignen, tiefer gehenden Forschungen beruhendes. Schon die Kürze der Zeit, welche mir zur Vorbereitung dieser Vorlesung vergönnt war, würde es mir unmöglich gemacht haben, den ungeheuren Stoff selbstständig zu durchdringen, zu bewältigen und zu gestalten, selbst wenn die geringe Kraft dazu ausgereicht hätte. Es ist aber in neuester Zeit viel geschehen, um den großen Mann von verschiedenen Seiten zu beleuchten. Es sind in besonderen Monographien, Vorträgen und Abhandlungen einzelne Abschnitte seines Lebens, einzelne Richtungen seines Geistes und einzelne Erfolge seiner Wirksamkeit bald kürzer, bald ausführlicher zur Sprache gebracht. Meine Aufgabe war es, das Zerstreute zu sammeln, zu sichten und durch eine leichtfaßliche Darstellung dem Verständnisse auch derer nahe zu bringen, die nicht mit der Sprache der Schule vertraut sind. Diese Aufgabe zu lösen, bin ich ernstlich bemüht gewesen, und wenn es mir gelingen sollte, Ihnen ein Gesamtbild von dem Leben und Wirken unsers Leibniz zu geben, das nur einigermaßen der Wirklichkeit entspricht, so darf ich hoffen, daß Sie diesen Vorträgen nicht ohne alle Befriedigung folgen werden.

Treten wir denn nun unserm Gegenstande näher, und schenken Sie mir ihre Aufmerksamkeit, wenn ich Ihnen zunächst die Jugendgeschichte und den Bildungsgang unsers Helden vorführe.

Gottfried Wilhelm Leibniz wurde in der Mitte des 17. Jahrhunderts, nämlich am 21. Juni 1646 geboren. Seine Vaterstadt ist Leipzig, seit der Reformation ein hervorragender Sitz Deutscher Cultur und Wißenschaft. Sein Geburtstag war ein Sonntag, und schon an seinem Tauftage machte der junge Erdenbürger solche Kraftanstrengungen und gab solche Zeichen eines nach oben gerichteten Sinnes, daß die Anwesenden sich dieselbe Frage vorlegen mochten, die einst bei der Beschneidung Johannis des Täufers laut wurde: „Was meinest du will aus dem Kindlein werden?“ Als nämlich der Knabe am dritten Tage nach seiner Geburt getauft werden sollte, richtete er zur Verwunderung der Umstehenden in dem Augenblicke, wo die heilige Handlung vollzogen wurde, Haupt und Augen empor und

ließ sich so mit dem gnadenreichen Waßer des Lebens benetzen. Seinem Vater gereichte dieser Vorfall zu so besonderer Erbauung, daß er ihn in seine Hauschronik verzeichnete, und Großes von dem Kinde ahnend, setzte er folgende prophetische Worte hinzu: „So wünsche und weissage ich, daß dieser Sohn sein ganzes Leben hindurch mit zu Gott erhobenen Augen ganz göttlich sein, in Liebe zu Gott brennen und in ihr bewunderungswürdige Thaten thun werde, zur Ehre des Höchsten, wie zu dem Heile und Wachsthum der christlichen Kirche und zu seinem und der unsrigen Heile."

Gar mancher Vater mag den Eintritt seines Kindes in das Leben mit ähnlichen Segenswünschen begleitet haben; doch selten sind sie in gleicher Weise erfüllt. Mehr als einmal hat Leibniz später, als aus dem Knaben ein Mann geworden war, bekannt, daß das Ziel seines Lebens die Ehre Gottes und die Wohlfahrt der ganzen Christenheit sei. Und was die Liebe Gottes anbetrifft, so wird sie zwar in den meisten Philosophien gelehrt. Sie hat aber bei Leibniz eine wesentlich christliche Färbung und ist die bewegende Kraft seines Lebens und Denkens.

Uebrigens laßen uns die Worte, welche Leibnizens Vater mit einer Art Simeonsfreude in seine Hauschronik schrieb, einen tiefen Blick in Leibnizens Elternhaus thun; denn sie legen ein deutliches Zeugnis ab von dem frommen Sinne, der hier herrschend war. Was jene Worte ahnen laßen, wird uns aber auch von andrer Seite ausdrücklich bezeugt: Leibnizens Eltern waren beide fromme Christenleute.

Sein Vater, welcher 1597 zu Altenburg geboren war, hatte die Rechte zu Leipzig studirt und dann diese Stadt zu dem Schauplatze gewählt, wo er seine rühmliche Laufbahn an den Gerichten und an der Universität vollendete. Zur Zeit, als ihm sein Sohn Gottfried Wilhelm geboren wurde, war er Beisitzer und Subsenior der philosophischen Facultät, Professor der Moral und Actuarius der Universität. Gleichzeitig bekleidete er das Amt eines Notars und war in seinem doppelten Berufe als Gelehrter und practischer Geschäftsmann vor allem ein rechtschaffener Christ und ein frommer Hausvater. Bei seinem Tode wurde ihm von dem Rector der Universität nachgerühmt: was die Hand dem menschlichen Leibe sei, das sei er der Universität gewesen; denn

in bösen und schweren Zeiten habe er die wichtigen Geschäfte, die ihm anvertraut, so pünktlich und dabei so geschickt besorgt, daß man sagen könne, er habe im Dienste der Universität seine Gesundheit und seine leiblichen Kräfte und zuletzt das Leben selbst verzehrt. Er starb früh in seinem 55. Jahre, als sein Sohn, auf den er so große Hoffnungen setzte, kaum 6 Jahr alt war, so daß es ihm nicht vergönnt wurde, deren Erfüllung zu sehen.

Leibnizens Vater war dreimal verheirathet, zuerst mit Anna Fritzsche, die ihm zwei Kinder gebar, einen Sohn und eine Tochter. Jener, der Halbbruder unsers Leibniz, Namens Johann Friedrich, studirte Theologie und verstarb im Jahre 1696 als College an der Thomasschule. Diese, Namens Anna Rosine, wurde die Gattin des Superintendenten Dr. th. Freißleben in Orlamünde. Seine zweite Ehe mit einer Tochter des Leipziger Buchhändlers Vogtz blieb kinderlos. Nach dem Tode seiner zweiten Frau verheirathete sich der alte Leibniz zum dritten Male mit Catharine Schmuck, der Tochter eines berühmten Vaters, des Rechtsgelehrten Wilhelm Schmuck, welche die Mutter eines noch berühmteren Sohnes werden sollte. Außer unserm Gottfried Wilhelm Leibniz gebar sie ihrem Manne nur noch eine Tochter, Anna Catharine, welche die Gattin des Archidiaconus Simon Löffler wurde. Sie verstarb früh, im Jahre 1672, und hinterließ nur einen Sohn, Friedrich Simon Löffler, welcher hernach der einzige Erbe seines großen Oheims geworden ist.

Frau Catharina Leibniz war ein Schmuck und eine Zierde ihres Geschlechts. Als vater- und mutterlose Weise im Hause des Professors der Theologie Johann Höpner mit Sorgfalt erzogen, galt sie allgemein für eine eben so kluge, als fromme und sanftmüthige Frau. In den bei ihrem Tode 1664 verfaßten Funeralien wird rühmend hervorgehoben, daß sie sich von Jugend auf eines stillen und ehrbaren Lebens beflißen habe. Mit ihrem Gatten habe sie eine sehr glückliche und friedliche Ehe geführt. Nachdem sie aber in den Wittwenstand versetzt sei, habe sie denselben, obwohl erst 31 Jahr alt, nicht wieder verlaßen, sondern habe sich 12 Jahre lang mit einem exemplarischen Lebenswandel als eine rechte Wittwe erwiesen, die einsam gewesen, ihre Hoffnung auf Gott gestellt und nebst den Ihrigen

angehalten habe mit Gebet und Flehen. Den Predigten des göttlichen Wortes habe sie fleißig beigewohnt, auch mehrmals im Jahre das h. Abendmahl gefeiert und nicht allein den Ihrigen, sondern auch Andern als ein Muster vorangeleuchtet. In ihrem zugestoßenen Kreuz, Unglück und Widerwärtigkeit sei sie ganz geduldig gewesen; auf keinen Menschen übel gesinnt, habe sie mit ihren Nächsten in Friede und Eintracht gelebt, und obwohl ihr als einer wahren Christin die Auszeichnung zu Theil geworden, daß sie verschiedentlich von bösen Leuten beunruhigt und angefochten sei, so habe sie sich doch nicht erbittern laßen, sondern habe denen, die sie beleidigten, von Herzen verziehen und vergeben. Ganz besonders wird noch hervorgehoben, daß sie für ihre Kinder gute Fürsorge getragen und zu deren „Wohlerziehung“ keine Mühe noch Fleiß gespart habe. Dabei habe sie es sich zur besondern Aufgabe gemacht, dahin zu sehen, daß ihre Kinder den von den Vorfahren ererbten Ruhm nicht verdunkelten, sondern erhöhten und vermehrten.

Von einer solchen Mutter wurde Leibniz geboren, und es bestätigt sich also auch an ihm der Erfahrungssatz, daß die meisten großen Männer das beste Erbtheil von ihren ausgezeichneten Müttern empfangen haben. Wenigstens kommen die hervorstehendsten Züge in Leibnizens sittlichem Wesen mit den hier geschilderten Tugenden seiner Mutter überein. Es sind eine sich unter allen Umständen gleichbleibende Ehrfurcht vor dem Göttlichen, ein hohes Maaß christlicher Geduld und Gelaßenheit und ein nie rastender Ehrgeiz, der sich des ihm gesteckten Zieles, den von den Vorfahren ererbten Ruf nicht zu verdunkeln, sondern dem alten Glanze stets neue Ehren hinzuzufügen, bis ans Ende bewußt bleibt.

Es wird hier am Orte sein, auf eine seltsame Behauptung einzugehen, welche erst kürzlich, im Jahre 1862, über Leibnizens Abstammung und Nationalität erhoben ist. Der Franzose Foucher de Careil thut nämlich im vierten Bande seiner Oeuvres de Leibnitz den überraschenden Ausspruch, daß Leibniz nicht Germanisches, sondern Slavisches Blut in seinen Adern gehabt habe und daß diese seine Abstammung mitbestimmend für seine ganze Entwickelung und namentlich für seine politische Anschauung geworden sei. Der Französische Graf rühmt sich dieser

Behauptung als einer ganz neuen, von ihm gemachten Entdeckung. Das Slavische Element soll nach des Entdeckers Ansicht im 17. Jahrhundert durch zwei große Männer, Peter den Großen und den großen Leibniz, vertreten sein. „Es ist ein merkwürdiger Gedanke, so lauten die Worte des erfindungsreichen Franzosen, daß dieser Ruhm der Deutschen Nation (nämlich Leibniz) ihr aus Polen kam, und daß dieses Genie, das universellste der Neuzeit, jener Race angehört, welche bestimmt ist, die Welt zu erneuern oder auf den Kopf zu stellen (bouleverser). Leibniz hätte zu Peter dem Großen, als dieser ihm zu Torgau seine Pläne für Rußlands Zukunft mittheilte, sagen können: Unser Ursprung ist derselbe. Wir sind beide Slaven, nur mit dem Unterschiede, daß du das größte Reich der Welt der Barbarei abgewonnen hast, und daß ich ein nicht minder großes Reich durch die Wißenschaft gegründet habe. Alle beide Herolde der neuen Jahrhunderte, gehören wir der Race an, deren Bestimmung keiner vorhersagen kann. Er hätte noch hinzusetzen können im Hinblicke auf Deutschland, wo sein Vater sich niedergelaßen, und auf das undankbare Leipzig, das ihn nicht zu halten verstand: Deutschland möge nicht stolz sein! Es ist kein reindeutsches Genie, das ich bei meiner Geburt mit auf die Welt gebracht habe; es war vielmehr das Genie der Slavischen Race das im Lande der Scholastik in mir erwachte." Ohne Zweifel werden Sie erstaunt sein, daß der Franzose die Ehre, ein Landsmann des großen Philosophen zu sein, welche er gewiſs am liebsten für sich in Anspruch genommen hätte, weil das unthunlich war, Peter dem Großen, dem Slavenfürsten, zuschreibt. Ihre Verwunderung wird aber noch steigen, wenn Sie hören, daß der Französische Graf als Gewährsmann für diese seine Entdeckung niemand anders als Leibniz selbst anführt. „Leibniz, sagt er, war von Geburt ein Slave. Seine Familie stammte aus Polen und der Name, den er trug, war Slavisch. Leibniz selbst ist es der uns dieß in seiner Autobiographie meldet."

Was hat es mit dieser Autobiographie Leibnizens und mit der angeblich daraus geschöpften Behauptung, daß Leibniz Slavischer Abstammung sei, auf sich?

Leibniz hat einen kurzen, von ihm selbst in Lateinischer Sprache abgefaßten Abriß seines Lebens hinterlaßen. Derselbe

beginnt mit den Worten: „Der Name Leibniz ist ein Slavischer Name; eine Familie in Polen, Böhmen" . . . hier bricht der Satz ab, da etwa sechs Zeilen aus dem Manuscripte herausgeschnitten sind. In der siebenten Zeile fährt Leibniz fort, zu erzählen, daß sein Vater sich aus eignem Antriebe und auf Zureden seiner Freunde, welche ihm am Sächsischen Hofe Gönner verschafft hatten, da sich ihm anderswo keine Aussichten eröffneten, nach Leipzig begab, um hier eine Professur zu übernehmen. Der Französische Graf thut nun so, als ob sich zwischen den beiden getrennten Sätzen nicht eine Lücke von 6 Zeilen, sondern nur von einem einzigen Worte befände. Indem er dann weiter das Wort „Böhmen", das letzte in dem abgebrochenen Satze, ganz übersieht, bringt er die Uebersiedlung des Professors Friedrich Leibniz, der in Altenburg geboren war, von hier nach Leipzig mit dem vorletzten Worte „Polen" in eine solche Verbindung, daß der Schein entsteht, als ob Leibnizens Vater direct aus Polen nach Sachsen eingewandert wäre. Durch dieses eigenthümliche Uebersehen und Verbinden ist die ganze Entdeckung zu Stande gebracht, bei der sich der Französische Graf gar zu denken scheint, daß der Vater Friedrich Leibniz seinen Sohn Gottfried Wilhelm aus Polen nach Leipzig mitgebracht habe, da er diese Stadt hernach seine Adoptivvaterstadt nennt.

In Wirklichkeit verhält sich die Sache ganz anders. Es ist schon bemerkt, daß gleich im Anfange des Lebensabrißes nicht ein Wort, sondern sechs Zeilen herausgeschnitten sind, und zwar von Leibnizens eigner Hand. Dieß geht deutlich daraus hervor, daß auf der Rückseite, wo ebenfalls die Anfänge von sechs Zeilen verloren gegangen sind, die Schlußworte eines Satzes, welche mit weggeschnitten waren, von Leibniz selbst später wieder überschrieben sind. Was nun auch immer der Grund gewesen sein mag, daß Leibniz selbst mit der Scheere jene merkwürdige Correctur seines Lebensabrißes vorgenommen hat: so viel steht fest, daß er niemals gesagt hat, was der Franzose ihn sagen läßt, nämlich daß seine Familie aus Polen stamme. Was er aber gesagt hat und was unwiderleglich dasteht, ist folgendes: „der Name Leibniz ist Slavisch." Und was sich weiter aus der Zusammenstellung der beiden Namen „Polen, Böhmen" vermuthen läßt — denn mit Sicherheit vermag Niemand anzugeben, was

die ausgeschnittenen Zeilen enthalten haben mögen — was sich also vermuthen läßt, ist dieses: Leibniz habe sagen wollen, der Name seiner Familie komme wenigstens in Polen, Böhmen und andern Slavischen Ländern vor. Diese Vermuthung wird zur Wahrscheinlichkeit erhoben durch die Wahrnehmung, daß Leibniz selbst eine reiche Sammlung von solchen Orten Slavischen Gebiets gemacht hat, wo der Name Leibniz vorkommt. Allein daraus, daß der Name des großen Philosophen ein Slavischer ist, folgt noch nicht, daß er selbst seiner Abstammung nach ein Slave war, und noch weniger, daß sein Vater aus Polen nach Sachsen einwanderte und seinen Sohn von dort gleich mitbrachte. Leibniz ist kein Slave, sondern ein Deutscher, und Deutschland ist nicht im entferntesten gehalten, den Ruhm, den ihm bis dahin Leibniz als ein Stern erster Größe eingebracht hat, in Folge einer Französischen Entdeckung mit Polen zu theilen. Um diese Thatsache unwidersprechlich festzustellen, wollen wir Leibnizens Stammbaum wenigstens bis ins dritte Glied verfolgen und geschichtlich constatiren, wer väterlicher und mütterlicher Seits seine nächsten Vorfahren gewesen sind. Es sind uns nämlich die Funeralien beider Eltern aufbewahrt, welche uns über deren Herkunft genaue Auskunft geben. Es geht daraus hervor, daß der Urgroßvater, Christoph Leibniz, zuerst als Richter in Altenburg und dann als Schößer oder Quästor in Pirna angestellt war, daß der Großvater aber, Ambrosius Leibniz zuerst als Angestellter bei den Sächsischen Berkwerken und dann als Actuar in Altenburg fungirte. Die Frau des erstern, also Leibnizens Urgroßmutter, war ein adliges Fräulein Namens Barbara, welches am Dänischen Hofe in der Umgebung der Prinzessin Anna, der späteren Mutter des Kurfürsten August von Sachsen, erzogen war, während die Frau des zweiten, also Leibnizens Großmutter, Anna Deuerlein hieß und einer alten Leipziger Patricierfamilie entstammte. Leibnizens Vater, der, wie schon bemerkt, in Altenburg geboren war, wurde in Meißen erzogen und machte seine Laufbahn in Leipzig.

Verfolgen wir Leibnizens mütterliche Ascendenz, so ergiebt sich dasselbe Resultat, nämlich daß sie reindeutsch war. Seine Mutter, Catharine Schmuck, war die Tochter eines Leipziger

Professors, der von Suhl aus der fürstlichen Grafschaft Henneberg stammte. Ihr Großvater, Herr Wendelin Schmuck, war daselbst ein angesehener Handelsmann.

Diese Angaben werden genügen, um die Französische Entdeckung in ein Nichts aufzulösen. Soweit wir Leibnizens Vorfahren verfolgen können, finden wir sie in Deutschland, und zwar so lange, daß nur dieses einen unbestreitbaren Anspruch auf seine Zugehörigkeit hat. Als Gottfried Wilhelm Leibniz geboren wurde, stand sein Vater im 49. Lebensjahre. Mithin ist das Geschlecht der Leibniz, da wir auch den Großvater und Urgroßvater unsers Helden in Sachsen finden, mindestens ein Jahrhundert vor der Geburt desselben in Deutschland heimisch gewesen. Ich sage mindestens, denn es können auch zwei und drei Jahrhunderte gewesen sein; ja es braucht sogar an eine Einwanderung gar nicht mit Nothwendigkeit gedacht zu werden. Es giebt noch viele andre Familiennamen, welche die allerdings Slavischen Endung iz haben, ohne daß darum die Familien selbst Slavischen Ursprungs sind. Denn fast das ganze Deutsche Gebiet ostwärts von der Elbe wurde erst nach langem Kampfe den Slaven wieder abgenommen, wobei sich die Slavischen Namen am längsten erhielten und selbst dann noch fortlebten, wenn jeder andre Nachklang einer Slavischen Abstammung längst verschwunden war.

Wir dürfen also getrost sagen: unser Leibniz ist seiner Abstammung nach grunddeutsch, und grunddeutsch war er auch in seiner Gesinnung. Allerdings war Leibniz ein universeller Geist, in welchem sich alle Richtungen und Bestrebungen seines Geschlechts vereinigten. Insofern war er eine kosmopolitische Natur und stand über den Nationalitäten. Allein mochte immerhin sein Denken und Wißen universell sein: mit seinem Fühlen und Wollen gehörte er zunächst uns Deutschen an. Er war durch und durch von Deutschem Patriotismus beseelt, und nimmermehr soll Französische Leichtfertigkeit uns um den Ruhm bringen, daß wir einen der reichsten Geister, den die Menschheit beseßen, in besonderm Sinne den unsern nennen dürfen.

Nehmen wir nun nach dieser Abschweifung, zu der ein Französischer Irrthum uns nöthigte, den Faden der Jugendgeschichte unsers Leibniz wieder auf, so haben wir zunächst den frühen

Tod seines Vaters zu melden. Derselbe starb den 5. September 1652, und der Sohn behielt von ihm nur wenige, aber dem Gedächtnisse desto tiefer eingeprägte Erinnerungen. Besonders waren es zwei Eindrücke, die sich so wenig wieder vergaßen, daß Leibniz selbst sie in seinen Lebensbekenntnissen aufgezeichnet hat. Das eine war, daß der Vater sich eifrig bemühte, dem Knaben, als er kaum das Lesen gelernt hatte, theils durch öfteres Erzählen, theils mit Hülfe eines Deutschen Büchleins Liebe zur biblischen Geschichte wie zur Profangeschichte einzuflößen. Er that dieß mit solchem Erfolge, daß er sich Ausgezeichnetes davon für die Zukunft versprach. Das zweite, was uns Leibniz erzählt, bestand in einer gnädigen Bewahrung Gottes, wie sie in jedem Kinderleben vorkommt.

Es war an einem Sonntag Morgen, und seine Mutter war in die Kirche gegangen. Der Vater aber lag krank zu Hause im Bette. Unser junger Knabe spielte, während nur noch eine Muhme im Zimmer war, an einem Ofen und war noch nicht ganz angezogen. So trippelte er hin und her auf einer an der Wand stehenden Bank, vor welche ein Tisch gerückt war. Am Tische stand die Muhme und wollte ihn ankleiden. Der muthwillige Neffe aber stieg auf den Tisch, und indem jene ihn faßen will, tritt er rückwärts und stürzt auf den Estrich hinab. Der Vater und die Muhme schreien laut auf, fürchtend, der Knabe habe das Genick gebrochen. Als sie sich aber von ihrem Schreck erholt haben, sehen sie den kleinen Wildfang drei Schritte weit vom Tische sitzen, viel weiter, als ein Kind durch einen Sprung hätte erreichen können. Da sitzt er unversehrt und lächelt sie an. Enthielt der Vorfall auch nichts außerordentliches, so hätte der kleine Gottfried Wilhelm doch eben so gut den Hals brechen können, als daß er seinen Eltern erhalten blieb. Der Vater erkannte dankbar die schirmende Hand Gottes und ersuchte daher auf der Stelle durch einen Zettel, den er in die Kirche schickte, den fungirenden Geistlichen, ein Dankgebet für die gnädige Bewahrung seines Kindes zu halten. So wurde der Vorfall in weiteren Kreisen bekannt und in der Stadt viel besprochen. Der Vater aber schöpfte aus diesen und andern Vorzeichen so große Hoffnungen von seinem Sohne, daß er sich durch seine Aeußerungen darüber nicht selten den Spott seiner

Freunde zuzog. Für uns hat dieser Vorfall nur darum ein Interesse, weil er uns abermals einen tiefen Blick in das elterliche Haus unsers Leibniz thun läßt. Der Vater liegt krank zu Bette. Die Mutter läßt sich dadurch vom Besuche des Gottesdienstes nicht abhalten, und als unterdessen ihr Kind einer augenscheinlichen Lebensgefahr entrinnt, zögert der Vater nicht, noch ehe die Mutter Kunde davon hat, ein öffentliches Dankgebet in der Kirche halten zu laßen. Wenn wir später den großen christlichen Philosophen und Staatsmann betrachten, so laßen Sie uns seines Elternhauses nicht vergeßen, das eine Stätte des Gebetes war und in welchem ohne Zweifel nicht nur Dankgebete für seine leibliche Erhaltung, sondern auch Bittgebete für seine geistige Entwickelung zum Throne Gottes emporstiegen. Leibniz ist, wie so viele große Männer, aus dem Schooße einer frommen Christenfamilie hervorgegangen, und seine Jugendgeschichte, wie sein ganzer Lebensgang liefern den Beweis, daß Glaube und Gottesfurcht auf die geistige Entwickelung des Menschen nicht einen hemmenden, sondern einen fördernden, befruchtenden Einfluß üben. Wir erinnern in dieser Beziehung an zwei verwandte Geister, an Lessing, den Sohn eines rechtgläubigen Landpastors, und an Schleiermacher, den Zögling einer Herrnhutercolonie.

Nach des Vaters frühem Tode wuchs unser Gottfried Wilhelm unter den Augen der sorgsamen Mutter heran, welche, jeder andern Verbindung entsagend, sich ganz der Erziehung ihrer Kinder widmete. In noch sehr zartem Alter wurde der Knabe der Nicolaischule übergeben, wo seine außergewöhnlichen Gaben und Anlagen sich früh entwickelten. Sie äußerten sich zunächst, wie zu geschehen pflegt, in einer so unersättlichen Begierde nach geistiger Nahrung, daß der Lehrer seiner Classe ihr ernstlich entgegentreten zu müßen glaubte. Der Knabe verschlang nämlich nicht nur alle Deutschen Bücher, deren er habhaft werden konnte, sondern er machte sich auch auf eigne Hand an die alten Lateinischen Schriftsteller in einem Alter, in welchem ihm noch alle nöthigen Vorkenntnisse fehlten. Dennoch löste er die schwierige Aufgabe, die er sich selbst gestellt hatte, ohne fremde Hülfe, durch die Kraft und Erfindungsgabe des eignen Geistes in den Sinn der Lateinischen Autoren einzudringen, in überraschender

Weise, und es stellte sich heraus, daß schon der achtjährige Knabe ein Autodidact, d. h. Schüler und Lehrer in einer Person war. Er fand nämlich in dem Hause, worin er wohnte, zwei Lateinische Bücher, die ein Student versetzt hatte. Das eine war der Lateinische Geschichtsschreiber Livius, das andre der chronologische Thesaurus von Sethus Calvisius.

Auch an diese beiden Schriftsteller machte sich nun der wißbegierige Knabe. Mit dem Calvisius gieng es ziemlich leicht, weil er ein Deutsches Geschichtsbuch in Händen hatte, welches meist dasselbe sagte. In dem Livius blieb er dagegen häufig stecken. Ja er gesteht, daß er anfangs in dem ziemlich schweren Lateinischen Autor keine Zeile verstanden habe. Weil es aber eine alte Ausgabe mit Figuren und Holzschnitten war, so betrachtete er diese emsig, las hie und da die untergesetzten Worte, um die dunkleren Stellen wenig bekümmert, und überschlug das, was er gar nicht verstand. Als er so das ganze Buch durchgeblättert hatte, fieng er es von vorn wieder an. Zu seiner Freude wurde er inne, daß er jetzt schon mehr verstand. Er fuhr nun in diesen Lateinischen Studien, ohne auch nur ein Wörterbuch zu benutzen, unermüdlich fort und wiederholte seinen Livius so lange, bis ihm das Meiste klar war und er immer tiefer in den Sinn des Gelesenen eindrang. Als er nun eines Tages in der Schule etwas von dem Gelesenen vorbrachte, fragte ihn der erstaunte Lehrer, wie er zu diesen Dingen gekommen sei. Der arglose Schüler verrieth jetzt die Fundgrube seines Wißens und theilte daraus mit, was ihm noch im Gedächtnis war. Der Lehrer schwieg für den Augenblick. Weil er aber glaubte — und wir werden ihn dafür nicht schelten dürfen — daß die schwere geistige Nahrung dem achtjährigen Knaben nicht zuträglich sei und daß sein Studiengang dadurch nur gestört werde, so gieng er hernach zu Leibnizens nächsten Erziehern, wahrscheinlich zu seiner Mutter und seinem Vormunde, und forderte sie auf, ihn am Lesen des Livius zu verhindern; denn dieser Schriftsteller passe eben so wenig für ihn, wie der Cothurn für einen Pygmäen. Man müße dem Knaben die Bücher, welche für ein höheres Alter wären, aus den Händen nehmen und ihm das Bilderbuch des Comenius und den kleinen Katechismus wieder in die Hand geben. Wäre Leibniz ein Kind gewöhnlichen Schlages gewesen,

so hätte der Lehrer offenbar Recht gehabt, und hätte nicht ein zufällig bei der Unterredung anwesender Edelmann, ein Freund des Hauses, der des Knaben außerordentliche Begabung kannte und seine hohe Bestimmung zu ahnen schien, sich desselben angenommen, so wäre der Lehrer mit seinen Forderungen durchgedrungen. Allein tiefer blickend, als der Lehrer, setzte der gebildete Edelmann diesem aus einander, daß man nicht Alle nach ein und demselben Maaße meßen dürfe, und daß es unbillig und hart sei, wenn die ersten Keime eines sich entfaltenden Genies gewaltsam unterdrückt würden. Man müße im Gegentheil den ungewöhnliches versprechenden Knaben begünstigen und ihm mit allen Mitteln zu Hülfe kommen. Nachdem er diese Fürsprache für den jungen Autodidacten eingelegt hatte, ließ er ihn selbst holen, um ihn zu examiniren, und als er nichts ungereimtes aus des Knaben Munde hörte, ließ er nicht eher ab, bis er den Verwandten desselben das Versprechen abgedrungen hatte, daß ihm nunmehr auch der Zutritt in die Bibliothek seines Vaters, die bis dahin unter Schloß und Riegel gehalten war, gestattet werden sollte. Der Knabe triumphirte über diese Ankündigung, als wenn er einen Schatz gefunden hätte. Denn er brannte vor Begierde, die alten Classiker, sowie die Lateinischen und Griechischen Kirchenväter, die ihm nur dem Namen nach bekannt waren, in die Hand zu bekommen. Er las nun für sich die verschiedenartigsten Schriftsteller, wie ihn der Trieb führte, und fand sein Vergnügen an der außerordentlichen Mannigfaltigkeit der Dinge. Hier tritt uns nicht nur der Autodidact, sondern auch der zukünftige Polyhistor entgegen, der auf allen Gebieten des menschlichen Geistes zu Hause ist und an allem Wißenswürdigen sein Vergnügen hat. Es ist erstaunlich, wie frühe sich bei Leibniz alle jene Keime zu entwickeln begannen, die sich nachher zur herrlichsten Blüthe entfalteten. Ehe er noch sein zwölftes Jahr zurückgelegt hatte, verstand er das Lateinische geläufig und in der Griechischen Sprache hatte er schöne Fortschritte gemacht. Verse schrieb er mit besonderm Erfolg und erlangte darin eine solche Fertigkeit, daß wir schon in dem Schüler der Thomasschule den Lateinischen Poeten entdecken, dessen spätere Geistesproducte dem Schönsten an die Seite gesetzt zu werden verdienen, was die classische Literatur der Griechen

und Römer hervorgebracht hat. Seine Schlagfertigkeit und Gewandtheit im Lateinischen trat besonders glänzend bei folgender Veranlaßung hervor. Als einst einem Schüler aufgegeben war, am Vorabend vor Pfingsten eine Lateinische Rede in Versen zu halten, erkrankte dieser plötzlich, kaum drei Tage vor diesem Acte. Es wurde nun ein Stellvertreter gesucht; allein keiner wollte die Aufgabe übernehmen, wenn man ihm nicht die von dem erkrankten Mitschüler bereits abgefaßte Rede verschaffte. Da erbot sich Leibniz, in der kurzen Frist noch eine eigne Rede zu liefern. Nun schloß er sich in sein Studirzimmer ein und schrieb vom Tagesanbruch bis zum Mittag 300 Hexameter nieder, bei denen er es sich besonders angelegen sein ließ, jede Elision zu vermeiden. Die Verse erhielten den Beifall der Lehrer und wurden an dem festgesetzten Tage auch vorgetragen. Das Erzählte begab sich im Jahre 1659, als Leibniz 13 Jahr alt war. Dieß Lateinische Pfingstgedicht kann als seine erste schriftstellerische Arbeit gelten, und wenn dasselbe auch nie im Druck erschienen ist, so hat Leibniz doch oft und gern in seinen Briefen davon erzählt.

Die früh gewonnene Freiheit und Selbstständigkeit des Studirens, welcher Leibniz namentlich die frühe Bekanntschaft mit den Schriftstellern des Alterthums verdankt, hat er selbst später zu wiederholten Malen als eine für ihn unberechenbare Wohlthat bezeichnet. So z. B. schreibt er im Jahre 1671 an den Herzog Johann Friedrich: „Zuvörderst, weil mir meine Eltern zeitig gestorben und ich fast ohne einige Direction meiner Studien gewesen, habe ich das Glück gehabt, für mich über Bücher von allerhand Sprachen, Religionen und Wißenschaften wiewohl ohne gebührende Ordnung, zu kommen und solche anfangs nur aus Trieb der Delectation zu lesen, daraus ich aber endlich den Nutzen geschöpft, daß ich von gemeinen Vorurtheilen befreit worden und auf viele Dinge gekommen bin, deren ich sonst nimmer gedacht hätte.“ Noch deutlicher erhellt das Gesagte aus einem philisophischen Aufsatze, in welchem Leibniz sich selbst unter dem bedeutungsvollen Namen Guilhelmus Pacidius folgendermaßen einführt: „Wilhelm Friedlieb, ein Deutscher von Geburt, aus Leipzig, welcher in erster Kindheit seinen Vater verloren hatte, ward durch einen angeborenen Drang seines

Geistes zu dem Studium der Wißenschaften geführt, und eben so groß war die Freiheit, mit welcher er ihnen lebte. Denn da ihm eine Bibliothek im Hause zur Hand war, verbarg er sich, ein achtjähriger Knabe, oft ganze Tage darin, und kaum Lateinisch stammelnd nahm er jedes ihm in die Augen fallende Buch bald in die Hand, bald legte er es weg. Ohne Wahl die Bücher aufschlagend und wieder schließend, naschte er bald hier, bald dort, vertiefte sich in das Eine und übersprang das Andre, wie eben die Klarheit des Ausdrucks oder der Inhalt durch Annehmlichkeit ihn fesselte. Es hatte das Ansehen, als wenn er Fortuna zur Lehrerin gewonnen hätte, oder als wenn ihm das „Nimm und lies" des heil. Augustin von einer höhern Stimme zugerufen wäre. Denn dem Knaben, welcher nach einem höhern Geschick fremden Raths entbehrte, war in diesem Alter eigne Verwegenheit, welcher Gott zu Hülfe zu kommen pflegt, nothwendig. Und der Zufall hat es wenigstens geleitet, daß sein Eifer ihn den Alten zuführte, in welchen er im Anfange nichts, nach und nach aber etwas, endlich das Nothwendigste verstand, bis er, gleichwie die, welche in der Sonne wandeln, während sie mit Andern beschäftigt sind, gebräunt werden, eine gewisse Färbung nicht nur des Ausdrucks, sondern auch der Gedanken von den Alten angenommen hatte. Als er daher von diesen zu den Neuern kam, wie sie damals in den Buchläden Mode waren, ekelten sie ihn an mit ihrem schwulstigen, nichtssagenden Schaume, mit den zusammengeflickten Lappen, die nur fremdes zum Vorschein brachten. Denn ohne Anmuth, ohne Kraft und ohne Mark, ja ohne allen Nutzen für das Leben ließen sie den Leser so kalt, als wären sie für eine andre Welt geschrieben, während der Alten männliche und große, treffende und schlagende, die Dinge gleichsam überragende und das ganze Leben wie in einem Bilde zusammenfaßende Gedanken, verbunden mit ihrer natürlichen, klaren, fließenden und den Dingen angemeßenen Ausdrucksweise, ganz andre Bewegungen in dem Gemüthe erzeugten. Dieser so hervortretende Gegensatz bewirkte bei dem Jünglinge, daß er von damals ab die beiden Axiome für sich feststellte, immer bei den Worten die Klarheit, bei den Dingen aber den Nutzen zu suchen. Er hat nachher gelernt, daß jenes die Grundlage des Urtheils, dieses die

Grundlage der Erfindung ist, und daß die Meisten deshalb irrten, weil sie die von ihnen gebrauchten Worte nicht deutlich genug erkärt und in die letzten Elemente aufgelöst hatten, die Andern aber, weil sie die Versuche, die sie in der Hand hatten, nicht zu gebrauchen verstanden, da ihnen die combinatorische Kunst der Mittel und Wege abgieng und sie das dic cur hic, das cui bono und das respice finem nicht beständig übten. *)" Wir hören hier nicht nur aus Leibnizens eignem Munde, warum er in dem berühmten Aufsatze, den er schon als junger Mann über den Stil des Marius Nizelius abfaßte, mit so vielem Eifer auf die Klarheit bei den Philosophen und Physikern gedrungen, sondern wir lernen auch die Bildungselemente kennen, von denen sein eminenter Geist zu der Höhe getragen wurde, auf der er vor unsern erstaunten Blicken dasteht. Es haben bei seiner geistigen Entwicklung von Anfang an zwei Factoren zusammengewirkt, welche, wenn sie richtig verbunden werden, stets die Grundlage aller wahren Bildung und höhern Erziehung sein werden, nämlich das christliche Element und das des classischen Alterthums. Frühzeitig genährt mit der Milch des Evangeliums, wurde sein Geist gebräunt von den hellen Strahlen, welche bald darauf die classische Literatur in seine Seele warf, und indem er beide Bildungselemente in sich verarbeitete und eins mit dem andern harmonisch zu durchdringen verstand, erlangte er nicht nur jene Gymnastik des Geistes, welche großen Männern eigen zu sein pflegt, sondern auch jene practische Klugheit, die ihr Absehn nie auf das Eitle, Nichtige, Vergängliche, sondern auf das wahrhaft Heilsame, auf das Bleibende, Unvergängliche und Ewige gerichtet hat.

Die Schülerpoeten finden gewöhnlich nichts langweiliger, als die Logik. Und gerade dieser Gegenstand nahm Leibnizens ganzes Interesse in Anspruch, sobald er in eine höhere Classe versetzt wurde. Mit einem wahren Heißhunger warf er sich auf die Schullogik, so trocken und geistlos damals auch dieser Gegenstand auf den Schulen behandelt wurde. Ihm wurden die trockenen Regeln lebendig, und mit Leichtigkeit fand er gleich zu jedem Satze des Lehrbuches eine Menge treffender Beispiele.

*) D. h. Grund, Nutzen und Zweck nicht genug ins Auge faßten.

Er durchschaute die Aufgabe der Logik und wie weit sie in der überlieferten Form hinter ihrem Ziele zurückgeblieben war. Sie sollte das ganze Gebiet der menschlichen Gedankenbildung ausmeßen und gleichsam eine Charte des Denkens entwerfen. Sie müßte eine der fruchtbarsten Wißenschaften sein, wenn sie recht betrieben würde, während sie in der damaligen Verfaßung wenig ergiebig zu sein schien. Und doch erinnerte sich Leibniz noch 36 Jahre nach dieser Schulzeit in einem Briefe, den er 1896 an Gabriel Wagner schrieb, mit Vergnügen an die fruchtbaren Anregnungen, die er schon damals von der Logik empfangen, und bekannte, daß ihm dieselbe auch in ihrer damaligen verkümmerten Gestalt zu eben so großem Genuß, als Nutzen gereicht habe. „Ehe ich noch zu einer Schulclasse kam, da man die Logik treibt, schreibt er, war ich ganz in den Historien und Poeten vertieft. Als ich aber die Logik zu hören anfieng, fand ich mich sehr gerührt durch die Vertheilung und Ordnung der Gedanken, die ich darin wahrnahm. Ich begann gleich zu merken, daß ein Großes darin stecken müßte, so viel etwa ein Knabe von dreizehn Jahren in dergleichen merken kann." Die größte Lust fand nun der wißbegierige Knabe, wie er selbst weiter erzählt, an den sogenannnten Prädicamenten, d. h. an den Classen, in welche die Logik die einfachen Begriffe ordnet; denn dem nachdenkenden Schüler kamen diese als eine Musterrolle aller Dinge in der Welt vor. Er suchte daher in allerlei Lehrbüchern der Logik nach, um zu sehen, wo solche Prädicamente oder Begriffstafeln am besten und ausführlichsten zu finden wären. Dabei machte er denn die Entdeckung, daß einige Classen von Begriffen ganz wegfallen könnten, weil sie schon in den vorigen eingeschloßen wären. Auch entdeckte er zu seiner Freude, daß man oft vermittelst der Prädicamente etwas errathen oder sich an etwas erinnern könnte, was dem Gedächtnis entfallen, sobald man nämlich das Bild davon noch habe, aber es in seinem Hirn nicht sofort ertappen könne. Denn da brauche man sich nur nach gewissen Prädicamenten und deren ferneren Eintheilungen zu befragen und gleichsam zu examiniren, so werde alles ausgeschloßen, was nicht zur Sache diene, und das Werk allmälig dergestalt in die Enge getrieben, daß man zuletzt auf das rechte Schuldige komme.

2*

Dergestalt meint, der junge erfindungsreiche Denker, hätte vielleicht auch Nebucadnezar seinen vergeßenen Traum wieder erwecken können.

Die Lust des dreizehnjährigen Schülers an diesen Dingen war so groß, daß er sich selbst ausführliche Begriffstafeln aus allerlei logischen Büchern zusammentrug. Oft fragte er seine Mitschüler, in welches Prädicament und in welches Fach desselben wohl dieser oder jener Begriff gehören möchte, weil es ihm nicht anstand, daß man so viele Begriffe ganz von den Prädicamenten ausschloß. Bei diesem Eintäfeln aller seiner Kenntnisse kam er in die Uebung der Eintheilung, die er als einen Grund der Ordnung und als ein Band der Gedanken kennen lernte. Dabei kamen ihm auch allerlei Zweifel und Bedenken gegen die übliche Schullogik; ja er faßte zu ihrer Verbeßerung eine Menge neuer Ideen, die er aufschrieb, um sie nicht wieder zu vergeßen. „An dem allem, erzählt er selbst, hatte ich meine besondere Lust, schrieb auch allerhand Zeug zusammen, so zwar nicht geachtet wurde, sondern verloren gieng; doch habe ich lange Jahre hernach etwas davon ohngefähr gefunden, so mir noch jetzt nicht ganz misfällt. Den Nutzen dieser Uebung befand ich hernach, wenn ich eine Materie ausführen wollte. Als mich einst ein gelehrter Freund befragte, wie mir doch alles, das ich bei einer Arbeit angebracht hatte, beigefallen wäre, antwortete ich, daß es durch Divisionen und Subdivisionen geschehen sei, die ich gleichsam als ein Netz oder Garn gebrauchte, um das flüchtige Wild zu fangen. Ich fand auch, daß die Eintheilung dazu diene, um den Dingen eine rechte Beschreibung zu machen, andern Nutzens zu geschweigen. Zum Glück war ich in den Humanioribus schon ziemlich fortgeschritten, ehe ich zu diesen Gedanken kam; sonst würde ich mich schwerlich haben überwinden können, von den Sachen wieder zurück zu den Worten zu gehen."

Auch sonst hatte der strebsame Schüler viele Einfälle, die er zu Zeiten seinen Lehrern vortrug. Doch wurde er selten von ihnen nach Gebühr gewürdigt. Sie gaben ihm meistens die Weisung, es passe nicht für einen Knaben, neues zu unternehmen in Dingen, welche er noch nicht hinlänglich betrieben hätte. So war der Knabe vorzugsweise auf sich selbst angewiesen. Aber wie jedes echte Genie sich trotz der Ungunst der

Verhältnisse dennoch Bahn bricht, so gieng es auch unserm Leibniz. „Zwei Dinge sagt er selbst, haben mir außerordentlich gedient, obschon sie sonst zweideutig und vielen schädlich zu sein pflegen: erstlich, daß ich nachgerade ein Autodidact war, und zweitens, daß ich in einer jeden Wißenschaft, kaum daß ich an sie herangetreten war, und oft wenn ich das Gewöhnliche noch nicht hinlänglich verstand, Neues suchte. So aber gewann ich zweierlei: erstlich, daß ich meinen Geist nicht mit leeren und wieder zu verlernenden Dingen, welche mehr durch das Ansehn der Lehrenden als aus Gründen angenommen sind, gefüllt; zweitens, daß ich nicht geruht habe, als bis ich einer jeden Wißenschaft Fibern und Wurzeln erkundschaftet hatte und bis zu den Prinzipien selbst gelangt war, von wo mir ganz unabhängig alles, was ich behandelte, zu finden vergönnt war. Als Kind fand ich ein außerordentliches Vergnügen an dem Lesen der Geschichten und an den Uebungen des Stils, welche ich in Prosa und in gebundener Rede mit solchem Glücke betrieb, daß die Lehrer besorgten, ich würde über diese Ergötzlichkeiten nicht hinauskommen. Als ich aber zur Logik und zur Philosophie geführt worden war und nur erst etwas in diesen Dingen zu verstehen anfieng, Himmel, wie viele Chimären tauchten da sogleich in meinem Gehirne auf, welche ich zu Papiere brachte und bisweilen die Lehrer damit in Verwunderung setzte!“

Inzwischen waren es nicht bloß logische Uebungen und philosophische Meditationen, denen Leibniz sich hingab; denn ein Geist, wie der seinige, konnte nicht durch eine Gattung der Dinge ausgefüllt werden. Lag er in der Schule der Logik und Philosophie ob, so beschäftigte er sich zu Hause in der Bibliothek seines Vaters mit den Scholastikern, sowie mit den Werken der berühmtesten Theologen beider christlicher Kirchen. In den Scholastikern brachte er es so weit, daß er den Suarez mit eben so viel Leichtigkeit las, als man die Milesischen Mährchen oder die sogenannten Romane liest. In der Theologie waren es besonders die Controversen zwischen den verschiedenen Confessionen, welche des Knaben ganze Theilnahme in Anspruch nahmen. „Ich habe, sagt er selbst, von meiner zarten Jugend an, als ich kaum solcher Dinge fähig war, über diese Materie meditirt, da mir, ehe ich noch ein

Academicus worden, eines Theils Luthers Buch über den freien Willen, andern Theils das Religionsgespräch zu Mömpelgard von Jacob Andreä und die Werke des Aegidius Hunnius zu Händen gekommen. Worauf ich ferner nicht nur viele Streitschriften der Unsrigen (der Lutheraner) und der Reformirten zu lesen begierig gewesen, sondern auch nach der Hand der Jesuiten und Arminianer, der Thomisten und Jansenisten Bücher zu Rathe gezogen. Von dem 16. Jahre meines Alters habe ich mich zu einer an sich selbst schweren und dem Ansehn nach unannehmlichen Untersuchung angetrieben gefühlt. Ich vernachläßigte die Belehrung unsrer Theologen nicht, und das Lesen ihrer Gegner, weit entfernt mich zu verwirren, diente dazu, mich in den gemäßigten Meinungen der Kirche der Augsburgischen Confession zu bestärken." Hier tritt uns schon der Theologe entgegen, und wir finden hier nicht nur den Keim zu seiner Theologie, sondern auch die Anlage zu seinen nachherigen Bemühungen um Herstellung des Kirchenfriedens.

Ueberblicken wir das, was wir von den Studien des jungen Leibniz gehört haben, so müßen wir bekennen, daß es ein ungewöhnlicher Reichthum von Kenntnissen war, den er sich schon auf der Schule erworben hatte. Was ihm dabei trefflich zu statten kam, war die Freiheit der Bewegung, der er sich unausgesetzt zu erfreuen hatte. War der achtjährige Knabe nicht ohne Kampf zur Befriedigung seines Wißensdurstes gelangt, so durfte er später ohne irgend welche Beschränkung seiner Freiheit seinen Studien nachgehn und seine ganze Geisteskraft jedesmal dahin richten, wohin seine Neigung ihn zog. Seinen Vormündern, bekennt er selbst, sei er keine größere Verbindlichkeit schuldig, als die, daß sie sich nicht im Geringsten in seine Studien gemischt hätten.

Logisch vollkommen geschult, mit vielseitigen Kenntnissen ausgerüstet und erfüllt von neuen Ideen, welche nur der rechten Befruchtung harrten, um sich zu großen Plänen und wißenschaftlichen Unternehmungen zu entfalten, bezog der 15jährige Leibniz im Herbst 1661 die Universität Leipzig. Die Wahl eines Berufes hatte keine Zweifel in ihm erregt. Da seine nächsten Vorfahren väterlicher und mütterlicher Seits sich in juristischen und academischen Aemtern befunden hatten, so lag

es nahe, daß diese Familientradition ihn auf die juristische und akademische Laufbahn hinwies. Fünf Jahr waren nothwendig, bis er das Ziel der akademischen Vorbereitungszeit, die Doctorwürde beider Rechte, erreichen konnte. Sie mochten einem Geiste, der mit solchen Riesenschritten vorwärts eilte, wie Leibniz, als eine kleine Ewigkeit erscheinen. Aber so außerordentliches Leibniz leistete, er mußte sich doch in die akademische Ordnung fügen. Mit Ausnahme eines einzigen Semesters, das er in Jena zubrachte, hat er sein Lustrum in Leipzig ausgehalten, um am Schluße desselben, wo ihm das Ziel, die Doctorwürde, so nahe lag, den bisherigen Weg zu verlaßen und seiner Vaterstadt für immer den Rücken zu kehren.

Wie Leibniz alles, was er ergriff, in kurzer Zeit bewältigte und so vollkommen beherrschte, daß seine Studien mehr einem genußreichen Spiel, als einer sauren Arbeit glichen, so gieng es ihm auch mit der Jurisprudenz. Der junge Student brach sich auch auf diesem neuen Arbeitsfelde mit unglaublicher Schnelligkeit Bahn und stürmte mit Riesenschritten vorwärts. „Als ich mich dem Studium der Rechte bestimmt wußte, so beschreibt er selbst diese neue Entwicklungsphase, ließ ich alles andre liegen und richtete meinen Geist nach der Seite hin, wo sich der größere Nutzen der Studien zeigte. Ich gewahrte aber, daß mir aus meinen vorhergegangenen Studien der Geschichte und der Philosophie eine große Erleichterung zum Erlernen der Rechtswißenschaft erwuchs. Dieß machte, daß ich die Gesetze sehr leicht verstand und nicht lange bei der Theorie hängen blieb, sondern mich der Ausübung befliß. Ich hatte einen Freund, welcher Assessor am Leipziger Hofgerichte war. Dieser nahm mich oft mit in sein Haus, gab mir Acten zu lesen und lehrte mich durch Beispiele, wie die Urtheile abgefaßt werden müßten. So drang ich frühzeitig in das Innere dieser Wißenschaft ein; denn an dem Berufe des Richters fand ich Vergnügen, den Ränken der Advokaten aber war ich abhold. Und dieß ist der Grund, weshalb ich niemals habe Processe führen wollen, obgleich ich nach dem Urtheile aller auch in der Muttersprache sehr gediegen und geschickt zu schreiben verstand. Auf die Weise legte ich mein siebenzehntes Jahr zurück, durch nichts glücklicher, als daß ich meine Studien nicht nach der

Andern Meinung, sondern nach eigner Neigung treiben konnte.“ Zwei Jahre hatten also genügt, um aus dem jungen Philosophen einen vollendeten Juristen zu machen, der nicht nur sein corpus juris kannte und in der Theorie zu Hause war, sondern der seine Acte zu lesen und mit gewandter Feder ein Urtheil abzufaßen verstand. Auch hier verfährt Leibniz wieder „nach eigner Neigung,“ und so außerordenlich das Ziel ist, so außerordentlich der Weg auf dem es erreicht wird. Der Autodidact verbindet von Anfang an Theorie und Praxis und macht sich als Student schon zum practischen Rechtsgelehrten.

Inzwischen hatte Leibniz über der Rechtswißenschaft seine philosophischen Studien nicht vergeßen. Mochte er auch anfangs, wie er selbst sagt, alles andre haben liegen laßen, um sich des neuen Studienobjectes völlig zu bemeistern, so kehrte er doch bald zu den philosophischen Studien zurück, die schon auf der Schule eine so große Anziehungskraft auf ihn geübt hatten und auch nach der damaligen Einrichtung des academischen Studienganges in erster Linie standen.

Schon bei seinem Uebergange von der Schule zur Universität ein vielseitiger Gelehrter und ein gründlicher Selbstdenker, brachte Leibniz einen Reichthum geschichtsphilosophischer Kenntnisse mit, die das Bedürfnis hatten, sich zu erweitern und zu ordnen. Unter den Professoren der Universität fand er in Adam Scherzer und Jacob Thomosius zwei Männer, deren Vorträge in die mannigfaltigen und zerstreuten Kenntnisse, die Leibniz sich in der philosophischen Literatur erworben hatte, Ordnung und Zusammenhang brachten. Aber bei solchen Studien, die nur zur Ergänzung dienten, blieb er nicht stehen, sondern er empfieng ganz neue Impulse, die seinem ganzen Philosophiren eine neue Richtung gaben. Die alten Philosophen und die Scholastiker hatte Leibniz kennen gelernt; aber die neue Philosophie war ihm noch ein verschloßenes Gebiet. Diese war von Kopernikus ausgegangen, deßen System Galilei bewiesen und Keppler entwickelt und durchgeführt hatte. Den Uebergang von der scholastischen Philosophie hatten die Italiener des sechszehnten Jahrhunderts gemacht, Männer wie Cardanus und Campanella. Die neue Philosophie selbst war begründet worden von Bacon und Descartes. Gleich im Anfange seiner academischen Studienzeit

fallen unserm Leibniz nun die Schriften dieser neuern Philosophen in die Hände und geben seinem Denken neuen Schwung und neue Richtung. „Jetzt trifft es sich so glücklich, heißt es in seinem Pacidius, daß die Pläne eines großen Mannes über die Vermehrung der Wißenschaften, die Pläne des Englischen Kanzlers Franz Bacon, daß die höchsten Gedanken des Cardanus und Campanella, daß die Proben einer beßern Philosophie in den Schriften der Keppler, Galilei, Descartes in die Hände dieses Jünglings gelangten." Was ihm sogleich einleuchtet, ist der durchgreifende Gegensatz zwischen der scholastischen und dieser neuen Vorstellungsweise. Dieser Gegensatz läßt sich in der damaligen Schulsprache am besten durch folgende Alternative ausdrücken: substantielle Formen oder Mechanismus? Endursachen oder mechanische Causalität? Leibniz versinkt nun ganz in diese Untersuchung, die ihm keine Ruhe läßt und ihn namentlich auf seinen einsamen Spazirgängen beschäftigt. Er soll zwischen der alten Schulphilosophie und der neuen Physik wählen, und diese Wahl macht ihm Qual und kostet ihm viel Kopfbrechen. Endlich siegt die Ueberzeugung von der Wahrheit der neuen Lehre und nach tagelangem Sinnen und Ueberlegen entscheidet er sich für die mechanische Erklärungsweise. Die Erinnerung an diese ersten Zweifel und Kämpfe ist in Leibniz bis in sein spätes Alter lebendig geblieben, und wir haben darüber von ihm selbst ein schriftliches Bekenntnis in einem Briefe an Remond von Montmort, in welchem er seine ganze philosophische Entwicklung folgendermaßen beschreibt: „Ich war noch Kind, als ich den Aristoteles kennen lernte, und selbst die Scholastiker machten mich nicht scheu; und ich bereue dieß jetzt keineswegs. Auch Plato und Plotin gewährten mir einige Befriedigung, um von den andern Philosophen des Alterthums nicht weiter zu reden, die ich zu Rathe zog. Dann, als ich die Schulclasse hinter mir hatte, fiel ich auf die Schriften der neuen Philosophie, und ich erinnere mich, daß ich damals, ein funfzehnjähriger Knabe, in einem Wäldchen bei Leipzig, das Rosenthal genannt, einsam spaziren gieng, um zu überlegen, ob ich die substantiellen Formen beibehalten sollte. Endlich siegte die mechanische Theorie, und das brachte mich dazu, die mathematischen Wißenschaften zu studiren."

Indes hatte die Universität Leipzig auf dem mathematischen Gebiete nur wenig zu bieten, und der junge Universalgelehrte war auch hier mehr auf seine eigne Strebsamkeit, als auf die Tüchtigkeit seiner Lehrer angewiesen. Die Vorlesungen des Professor Johann Kühn, der eine unbekannte Größe war, reichten nicht weiter, als bis zu den Elementen des Euclid. Dazu war sein Vortrag so dunkel und verworren, daß die Zuhörer ihm nicht zu folgen vermochten. Nur Leibniz faßte die Ansichten des Lehrers richtig auf. Er ließ sich daher mit diesem nicht selten in allerlei Erörterungen ein, um dann seinen Mitschülern die Lehrsätze deutlich zu machen. Dieß hatte aber die Wirkung, daß er nach seiner eignen Aeußerung immer als der erste unter seines Gleichen in allen Vorlesungen und Zusammenkünften, sowohl in den öffentlichen, als in den häuslichen gehalten wurde. Leibniz beruft sich dabei auf das Zeugnis nicht nur der Lehrer, sondern der Commilitonen selbst, welches sie durch die im Drucke erschienenen Glückwünsche und Carmina ablegten.

Um nun das Bedürfnis nach Mathematik, das in Leipzig nur wenig Nahrung fand, beßer zu befriedigen, richtete Leibniz seine Blicke nach dem benachbarten Jena. Die dortige Universität besaß nämlich in dem Professor Erhard Weigel einen Mathematiker von Ruf, der sich nicht bloß auf diesem Gebiete auszeichnete. Dieser Professor der Mathematik war ein Polyhistor und ein erfindungsreicher Kopf, der von allerhand neuen Ideen und Entwürfen bewegt war. Er war zugleich Mechaniker, Astronom, Jurist, Philosoph; er hatte ein neues Naturrecht aufgestellt und in seiner „Tugendschule" einen eigenthümlichen Versuch gemacht, die Zahlenlehre auf die Moral anzuwenden.*) Dieser Mann, dessen orginelle Einfälle nicht selten ans Barocke streiften,**)

*) Leibniz rühmt an der „Tugendschule", daß sie darauf bringe, daß die Jugend in den Schulen nicht nur zu Verbal-, sondern auch Realwißenschaften, und nicht nur zu Wißenschaften, sondern auch zu Tugenden geführt werden möchte.

**) So z. B. erfand er eine Schaukelmaschine, von ihm „Schwebefahrt" genannt, die der Gesundheit dienlich sein sollte. Ein Denkmal Weigels und seiner Barocken Art ist in Jena noch zu sehen, nämlich sein Haus in der Johannisgasse, das zu den „Wundern Jena's" gehört.

lockte unsern Leibniz auf ein halbes Jahr nach Jena. Zuvor aber promovirte er noch in Leipzig, nachdem er den philosophischen Cursus vollendet hatte, zum Baccalaureus der Philosophie. Er vertheidigte dabei eine Dissertation de principio individui, die erste academische Handlung und Druckschrift des damals sechszehnjährigen Jünglings. Den Vorsitz bei dem academischen Acte führte der Professor Jacob Thomasius, dessen Aufmerksamkeit Leibniz schon auf der Schule auf sich gezogen hatte. Auch jetzt führte Thomasius den jungen Gelehrten durch eine Vorrede in die literarische Welt ein, in welcher er hervorhob, daß Leibniz trotz seiner großen Jugend bereits den schwierigsten und verwickeltsten Controversen gewachsen sei. Charakteristisch ist auch hier wieder die Wahl des Gegenstandes, worüber Leibniz seine Dissertation hielt; denn das ganze philosophische System, das er später ausbildete, dreht sich um das Pricip der Individualität. Zugleich scheint er dieses Thema gewählt zu haben, um den erstaunlichen Umfang seiner Belesenheit in den Scholastikern und die Leichtigkeit, mit der er sich ihrer Methode bediente, an den Tag zu legen.

Mit den Ehren des ersten academischen Grades geschmückt, siedelte dann der junge Baccalaureus um Ostern 1663 nach Jena über. Es war natürlich, daß ein Mann wie Weigel unsern Leibniz mächtig anzog, da die Geisteseigenthümlichkeit desselben etwas der seinigen Verwandtes hatte. Auch scheint es, daß er sich bald eng an Weigel anschloß und ihm manche Impulse verdankte. Wie viel er noch im Alter von diesem seinem dereinstigen Lehrer hielt, zeigt ein Schriftstück aus dem Jahre 1697, das sich in Leibnizens Nachlaße fand und worin er einige Vorschläge bespricht, die Weigel dem Reichstage in Regensburg gemacht hatte. Was nun insbesondere die mathemathische Bildung betrifft, die Leibniz in Jena suchte, so stand dieselbe auf den Deutschen Universitäten damals noch nicht auf derselben Höhe, wie in Frankreich und England, wo die exacten Wißenschaften unter dem Einfluße der neuen philosophischen Geistesrichtung einen raschen Aufschwung genommen hatten. In Leipzig war Leibniz nicht über die Elemente des Euclid hinausgekommen. Durch Weigel wurde er in die niedere Analysis eingeführt. „Die Mathematik, sagt er einmal in Bezug auf Leipzig und

Jena, wurde an jenen Orten fast gar nicht betrieben, und wenn ich, wie Pascal, meine Jugend in Paris zugebracht hätte, so würde ich vielleicht die Wißenschaften früher bereichert haben."

Indes waren es nicht nur mathematische, sondern auch philosophische Anregungen, die Leibniz von Weigel empfieng. Weigel war ein entschiedener Feind der Scholastik und hielt es mit den neuen philosophischen Ideen. Doch verwarf er darum den Aristoteles nicht völlig, sondern suchte ihn mit der Philosophie und Physik der neuen Zeit zu versöhnen. Gerade diese Aufgabe gehörte zu den Charakterzügen der Philosophie, welche Leibniz später begründete und man darf annehmen, daß Weigels Ideen auch in dieser Rücksicht anregend auf Leibniz gewirkt haben. Jedenfalls befreundete sich auch Leibniz immer mehr mit der neuen Philosophie, und während sein Widerwille gegen die unfruchtbare Scholastik immer größer wurde, wurde er durch die anregenden Gedanken eines Baco, Keppler, Gallilei und Cartesius wie in eine andre Welt versetzt. „Den Aristoteles, Plato, Archimedes, Hipparchus, Diophantus und die andern Lehrer des menschlichen Geschlechts glaubte ich jetzt von Angesicht zu Angesicht zu schauen und mich mit ihnen zu unterreden. Und erkennend, daß es keinem Jahrhunderte an großen Männern fehlte, beschloß ich jetzt, durch die Schriften der neuern Philosophen in meinem Vorhaben bestärkt, bei dem Begonnenen zu verharren, da ich noch kurz vorher, weil ich überall auf Widerspruch stieß, an der Verbeßerung der Dinge verzweifelt hatte." Es sind wieder die Worte des Wilhelm Pacidius, den wir schon vorhin über seinen philosophischen Bildungsgang reden hörten, und der hier, wie in einer Vorahnung seines großen Berufes, den größten Geistern des Alterthums als Genoße ihrer Arbeit und Fortsetzer ihres Werks die Hand reicht.

Schon nach halbjährigem Aufenthalte in Jena, im Herbst des Jahres 1663 kehrte Leibniz nach seiner Vaterstadt Leipzig zurück. Es scheint, daß er sich hier neben den philosophischen und mathematischen Studien mit erneuertem Eifer auf seine juristischen Fachstudien legte. Zugleich aber machte er Streifzüge in die entlegensten Gebiete der verschiedenartigsten Wißenschaften und sammelte dadurch jenen Reichthum von Kenntnissen, der ihn zum Wunder Aller machte, die ihn näher kennen lernten.

Nicht lange nach seiner Rückkehr von Jena, am 28. Januar 1664, erlangte Leibniz nach rühmlichst bestandener Prüfung den zweiten academischen Grad, den Grad eines Magisters der Philosophie. Es war noch eine letzte Freude für seine treue, sorgsame Mutter. Sie starb gleich darauf am 6. Februar 1664.

Der junge Gelehrte sollte von nun an auch im Leben eine selbstständigere Stellung einnehmen. Mit dem Tode der Mutter war das festeste Band zerschnitten, das ihn an Leipzig fesselte, und erhob sich ein günstiger Wind, so hinderte ihn nichts, sein Schiff in die weite Welt hinauszusteuern. Fürs erste fand sich Veranlaßung zu einer Reise nach Braunschweig. Hier wohnte seiner Mutter Schwester, die Frau des Syndicus Johann Strauch, mit welcher Leibniz sich über die nicht eben bedeutende, aber sehr verwickelte Hinterlaßenschaft seiner Mutter mündlich zu besprechen wünschte. Dadurch machte er denn auch die persönliche Bekanntschaft seines Oheims, eines berühmten Rechtsgelehrten, welche für ihn nicht ohne Anregung und Aufmunterung blieb. Der Syndicus Strauch lernte die Fähigkeiten seines Neffen so sehr schätzen, daß er einige Zeit nachher eine gelehrte Zuschrift an ihn richtete, welche Leibniz im nächsten Jahre seiner Abhandlung de conditionibus vordrucken ließ. Leider hörte damit die Berührung zwischen den beiden Gelehrten für immer auf. Denn da die Braunschweigschen Verwandten sich in der Erbschaftsangelegenheit benachtheiligt glaubten, so entstanden Mißhelligkeiten zwischen den beiden Familien, die nie wieder ausgeglichen wurden.

Noch zu Ende desselben Jahrs, am 3. December 1664, habilitirte sich Leibniz als Magister der Philosophie durch eine Abhandlung über die Berührungspunkte der Philosophie und Jurisprudenz, und im folgenden Jahre 1665 vertheidigte er nach einander zwei Abhandlungen, welche die Bereicherung der juridischen Logik betrafen. Das folgende Jahr, den 7. März 1666, disputirte Leibniz pro loco, d. h. in der Absicht, einen Lehrstuhl in der philosophischen Facultät zu erhalten. In dem nämlichen Jahre ließ er, nunmehr schon ohne alle Beziehung zur Universität, eine Abhandlung unter den Titel de arte combinatoria erscheinen, welche sich dadurch vor den vorangegangenen Arbeiten auszeichnet, daß die mannigfaltigen und vielseitigen

Richtungen des jungen Philosophen sich in ihr wie in einem Brennpunkte vereinigen, und daß sie die Keime zu einigen seiner größten Entdeckungen und Entwürfen enthält. Auch ist es bemerkenswerth, daß dieser Schrift ein Beweis vom Dasein Gottes angehängt ist, weil daraus die von Anfang an auf das Höchste gerichtete Forschung des jungen Philosophen hervorleuchtet.

Unter diesen Bestrebungen hatte Leibniz das zwanzigste Jahr erreicht, und es blieb ihm nun noch übrig, den höchsten academischen Grad zu erwerben, welcher zugleich den Uebergang zu einer practischen Lebensstellung vermitteln sollte, den Grad eines Docters der beiden Rechte. Die Erreichung dieses Zieles schien nicht schwierig zu sein; denn der Name Leibniz war bereits nicht allein in seiner Vaterstadt, sondern auch über deren Grenzen hinaus den gelehrtesten Männern bekannt geworden. Dennoch wurde ihm die Doctorwürde von der juristischen Facultät seiner Vaterstadt abgeschlagen Die eigentlichen Gründe dieser Zurücksetzung blieben lange Zeit verborgen, und so wurde Raum für die verschiedensten Vermuthungen gelaßen. Die Lösung des Räthsels ist aber nach Leibnizens eignen Aufzeichnungen sehr einfach. Mit der Juristenfacultät in Leipzig war ein Schöppenstuhl oder ein Spruchcollegium verbunden, das aus zwölf Mitgliedern oder Assessoren bestand, welche nur zum Theil als Professoren fungirten. Die erledigten Stellen dieses Spruchcollegiums wurden durch Doctoren der Rechte, die in Leipzig studirt hatten, wieder besetzt, wobei sich die Ansprüche nach der sogenannten Anciennetät, d. h. nach der Zeitfolge der Promotion richteten. Wir haben vorhin aus Leibnizens eignem Munde gehört, daß er an dem Berufe eines Richters Vergnügen fand. Hier war also ein Platz, wie er Leibniz für seine künftige Lebensstellung zusagte. Sein Wunsch war, sobald als möglich in jenes Spruchcollegium aufgenommen zu werden, und da die Vorbedingung dazu die juristische Promotion war, so meldete sich Leibniz zu dieser, sobald sein Lustrum abgelaufen war. Mit ihm zugleich bewarben sich aber Andre in einer wie es scheint ungewöhnlich großen Anzahl, darunter solche, die älter waren, als er, und denen nicht weniger darauf ankam, den Doctorhut, mit welchem jene Ansprüche verbunden waren, so zeitig als möglich zu erwerben. Die älteren Candidaten, welche verlangten,

daß die jüngeren zurücktreten und eine andre Promotion abwarten sollten, wurden von Seiten der Facultät begünstigt, und so mußte Leibniz, als zu jung, von der Bewerbung zurücktreten. Verstimmt über diese Zurücksetzung und ungeduldig über den Zeitverlust, beschloß Leibniz, auszuwandern. Die fünf Jahre, die er bis zur Bewerbung um die Doctorwürde hatte warten müssen, waren ihm so schon viel zu lang erschienen. In seiner methodus nova jurisprudentiae, welche schon jetzt in seinem Kopfe heranreifte, fordert er, daß die Vorbereitungszeit zur Doctorwürde von fünf auf zwei Jahre zurückgeführt werde. Er fühlte sich längst diesem Ziele gewachsen. Endlich war der Zeitpunkt da, und man wies ihn ab, weil er zu jung sei. Noch länger zu warten, war ihm unmöglich, und er hätte es seiner unwürdig gehalten. Sein Entschluß war schnell gefaßt. Der Doctorhut war nicht bloß in Leipzig zu haben, und kein unlösbares Band knüpfte ihn an diese seine Vaterstadt. In seinen Lebensbekenntnissen sagt er: „Als ich die Ränke meiner Mitbewerber bemerkt hatte, so änderte ich meinen Entschluß; ich wollte auf Reisen gehn und Mathematik studiren. Denn ich hielt es eines jungen Mannes für unwürdig, wie angenagelt an der Scholle zu haften, und mein Geist brannte vor Begierde, größeren Ruhm in den Wißenschaften zu gewinnen und — die Welt kennen zu lernen."

Ueberblicken wir nun noch einmal den Bildungsgang, den dieser zwanzigjährige Jüngling zurückgelegt hat, so müßen wir gestehn, daß seine Entwicklung eine ungewöhnlich rasche und reiche gewesen ist. Anhebend mit der biblischen Geschichte verschlingt er zuerst Deutsche Bücher, liest sich dann ohne alle Hülfsmittel in die classischen Autoren und in die Lateinischen und Griechischen Kirchenväter hinein und vertieft sich darauf mit demselben Eifer, ja mit einer gewissen Andacht in die Lehrbücher der Logik und ihre Prädicamente. Er gilt für ein ausgemachtes poetisches Talent, und seine Lehrer fürchten schon, daß er der ernsteren Studien überdrüssig werden möchte. Da wirft er sich mit der ganzen Kraft seines Geistes auf die trockenen Regeln der Schullogik, und dieselben Leute, welche früher die Besorgnis gehegt, er möge sich ganz in die Poeterei verlieren, geben nun der Befürchtung Raum, daß er in den Spitzfindigkeiten der

Scholastik stecken bleibe. Allein sein Geist, der nicht durch eine Art der Dinge ausgefüllt werden kann, durchmißt wie im Fluge die ungeheuren Gebiete des menschlichen Wißens. Von den Geschichtsschreibern zu den Poeten, von den Poeten zu den Philosophen und Scholastikern, von den Philosophen zu den Theologen und Kirchenvätern, von den Theologen zu den Juristen, von den Juristen zu den Mathematikern, von den Mathematikern wieder zu den Philosophen und Juristen, das sind gleichsam die Stationen in dem Bildungsgange unsers Leibniz. Wir sind ihm von einer Station zur andern gefolgt, um an der Grenze, welche sein zwanzigstes Jahr bildet, angekommen zu bekennen, daß dieser zwanzigjährige Jüngling ein ungewöhnlicher Mensch ist.

Zweite Vorlesung.

Leibnizens Wanderjahre.

H. V. Es war im Herbst des Jahres 1666, als ein junger Deutscher Gelehrter aus den Thoren von Leipzig ritt und den Weg nach Süden einschlug. Er war unansehnlich von Person, seine Haltung war nicht cavaliermäßig, seine Kleidung, wo nicht ärmlich, doch einfach, und der ganze Aufzug hatte nichts stattliches und Aufsehn erregendes. Allein der zwanzigjährige Jüngling trug in sich ein reiches Wißen, ein warmes Herz für das Wohl seines Vaterlandes und der ganzen Christenheit und einen hochfliegenden Geist voll großer Pläne und Entwürfe.

Es war der Magister Leibniz, den wir seine Wanderjahre antreten sehen. „Brennend vor Begierde, größeren Ruhm in den Wißenschaften zu gewinnen und die Welt kennen zu lernen", erträgt er es nicht länger, an der Scholle zu kleben, und da der geringe Ertrag seines mütterlichen Vermögens ihn vor augenblicklichem Mangel schützt, so überläßt er sich einem ungewissen Schicksale und einer gewissen Hoffnung. Ohne einen festen Plan für die Zukunft gefaßt zu haben, wendet er sich nach der Universität Altorf.

So verlor Leipzig den großen Mann, welcher der Stolz der Deutschen Nation werden sollte. Wir sehen Leibniz im Begriff auszuwandern, und hier wird es am Platze sein, einige Worte über das Verhältnis zwischen ihm und seiner Vaterstadt zu sagen. Man hat dieser den Vorwurf gemacht, daß sie Leibniz nicht nach Gebühr geehrt habe, und erst kürzlich hat der Franzose Foucher de Careil von dem undankbaren Leipzig geredet, das seinen größten Adoptivsohn nicht zu halten verstanden. Andrerseits hat man Leibniz eine Abneigung oder gar einen Groll gegen seine Vaterstadt zugeschrieben, welcher geeignet ist, einen falschen Schein auf seinen

Charakter zu werfen. Prüfen wir daher die bis auf den heutigen Tag fortwuchernde Meinung von einem Misverhältnisse zwischen Leibniz und seiner Vaterstadt Leipzig.

So viel ist zuzugeben, daß die juristische Facultät in Leipzig nichts that, um den jungen, aufstrebenden Gelehrten zu halten. Sie ließ ihn ziehen, und die Errinnerung an ihn ist seitdem in Leipzig wie eine verschollene Sage. Niemand kennt in Leipzig das Haus, oder auch nur die Straße, wo Leibniz das Licht der Welt erblickt hat. Allein von einem positiven Unrechte, das seine Vaterstadt oder auch nur die juristische Facultät derselben an ihm geübt hätte, kann doch mit Recht nicht die Rede sein. Denn dieß angebliche Unrecht bestand darin, daß Leibniz unter einer großen Anzahl von Bewerbern um die juristische Doctorwürde als der jüngsten einer und wahrscheinlich als der jüngste von Allen bis zur nächsten Promotion zurücktreten mußte. Daß Leibniz wegen dieser unverdienten Zurücksetzung ein augenblickliches Gefühl des Unmuthes beschlichen hat, soll nicht geleugnet werden. Es geht aus seinen eignen Worten und noch mehr aus der That des Auswanderns hervor. Allein ganz aus der Luft gegriffen ist es, daß sich bei Leibniz ein bleibender Groll gegen seine Vaterstadt festgesetzt haben soll. Vielmehr läßt sich das gerade Gegentheil aus seinen eignen Worten darthun. Wie seiner Mutter, Frau Cathrine Leibniz, nachgerühmt wird, daß sie erlittene Beleidigungen schnell und leicht vergeben und verziehen habe, so liegen deutliche Beweise vor, daß auch ihr großer Sohn seiner Vaterstadt nichts nachgetragen, sondern ihrer nur im Guten gedacht hat. Gleich nach seiner Abreise schrieb der junge Gelehrte unterwegs in den Wirtshäusern, ohne alle andern Hülfsmittel als sein Gedächtnis, seine Schrift Methodus nova docendi discendique juris, welche ihn nothwendig auf die juristische Facultät führte und ihm reiche Gelegenheit bot, seinem Unmuthe, wenn derselbe sich bei im festgesetzt und zum Grolle gesteigert hätte, Luft zu machen. Allein der junge Leibniz war so fern davon, das Verfahren der Facultät gegen ihn zu rügen, daß er dieselbe vielmehr eben zu jener Zeit und in eben jener Schrift mit Lob überschüttete. Denn er sagt § 82: „Lobenswürdig ist die Sitte, wonach die Sächsischen Facultäten, besonders die zu Leipzig, in ihren Deutschen Urtheilen die Gründe auf

beiden Seiten mit größter Kürze und Gedrungenheit abwägen.“ Aber wir haben ein noch deutlicheres Zeugnis dafür, daß Leibniz gegen seine Vaterstadt nicht nur keinen Groll hegte, sondern ihr bis an sein hohes Alter von ganzem Herzen zugethan war. Im Jahre 1708 schrieb der Leipziger Professor Adam Rechenberg an Leibniz: „Es sind schon acht Lustra (also vierzig Jahre) verfloßen, seitdem Du Deiner undankbaren Vaterstadt den Rücken kehrtest.“ Und was antwortete Leibniz? „Ich freue mich, daß die Stadt Leipzig nach schweren Drangsalen wieder aufblüht. Ich liebe sie, wie man billig seine Vaterstadt lieben soll, und habe ihren Undank gegen mich nie gespürt; denn ich habe keinerlei Grund, mich darüber zu beklagen, daß ich, als ich noch ein Jüngling, ja fast noch ein Knabe war, unter so vielen durch Alter und Gelehrsamkeit hervorragenden Männern vernachläßigt sei. Ebenso wenig habe ich aber Ursache, meine Ungeduld zu bereuen; denn auch die Verirrungen der Menschen werden durch Gottes Vorsehung regiert, so daß selbst das, was sie thöricht begonnen haben, nicht selten ein gutes Ende gewinnt.“ Dieses Zeugnis aus Leibnizens eigner Feder beweist hinlänglich, daß keinerlei Grund vorhanden ist, Leibniz oder seine Vaterstadt anzuklagen. Und eben so wenig ist es zu beklagen, daß er sich von der Heimat losgerißen. Denn er betrat damit die Laufbahn, welche ihn einem hohen Ziele entgegenführte.

Gleich unterwegs auf der Reise schreibt er eine Schrift, welche bald sehr folgenreiche Verbindungen herbeiführen sollte. Es ist die schon erwähnte Methodus nova juris, wozu er die Ideen schon längst genährt hatte. Merkwürdig, während er in Leipzig für zu jung gehalten wird, um Doctor der Rechte zu werden, fühlt er sich schon reif genug, um die Rechtswißenschaft durch eine neue Methode der Behandlung zu verbeßern. Mit dem frischen Manuscripte in der Tasche, mit frischem Muth im Herzen und hohen Entwürfen im Kopfe kommt er in Altorf an und wird hier sofort zur juristischen Prüfung und zur Vertheidigung seiner längst ausgearbeiteten Abhandlung de casibus perplexis (über die verwickelten Rechtsfälle) zugelaßen. Mit einer glänzenden Disputation, die alle Welt in Erstaunen setzt, erwirbt er den Doctorhut am 5. November 1666. Seine Gelehrsamkeit, Klarheit und Beredsamkeit erregen die größte

Bewunderung. Es war Sitte jener Zeit, daß der Doctorandus bei dem academischen Acte zwei Lateinische Reden las, eine in Prosa und eine in Versen. Auch Leibniz besteigt das Katheder und trägt die erste Rede in Prosa so fertig vor, als ob er sie vom Papiere abläse. Dann zieht er aber wirklich ein Papier hervor, um seine Verse vorzutragen. Die Zuhörer sind erstaunt; sie haben geglaubt, er habe die erste Rede abgelesen; nun überzeugen sie sich, daß er sie freigesprochen hat. Sie glauben nicht anders, als daß er sie auswendiggelernt hat, und wundern sich nur, warum er nicht lieber die Verse memorirt hat, da diese leichter zu behalten sind, als die Prosa. Jetzt erklärt Leibniz seinen Zuhörern, daß sie sich in einem neuen Irrthume befinden. Er hat die Rede in Prosa nicht auswendig gelernt, sondern frei aus dem Stegreif gehalten. Solche Rednergabe will Vielen unglaublich erscheinen. Da zieht Leibniz auch das zweite Manuscript hervor und überzeugt die Zweifler, daß dasselbe ganz andere Worte enthalte, als die, welche er vorgetragen hatte. Mit einer behaglichen Ausführlichkeit erzählt uns Leibniz selbst diese seine Altdorfer Promotion, und man kann ihm dabei das Vergnügen nachempfinden, womit er sich noch im Alter diesen ersten großen Triumpf seiner Jugend vergegenwärtigt.

Leibnizens aufgehender Stern wird nun in weiten Kreisen besprochen. Sein erstes Auftreten in Altorf macht solches Aufsehn, daß die Gelehrten in Privatbriefen und in öffentlichen Vorträgen ihre Verwunderung über seine Gaben und Kenntnisse aussprechen. Leibniz selbst bekommt Briefe zu lesen, die seines Lobes so voll sind, daß sie ihn schamroth machen. Selbst der Dekan der juristischen Facultät, Johann Wolfgang Textor, schreibt an den Nürnberger Hauptpastor Dilher, daß Leibniz mit dem höchsten Ruhme disputirt habe. Ja, ein andrer Professor bezeugte öffentlich auf dem Katheder, daß noch niemals bei einer Doctorpromotion solche Verse vorgetragen wären, wie die, welche Leibniz selbst gemacht und recitirt hätte. Da der Kanzler und Syndicus der freien Reichsstadt Nürnberg, zu deren Gebiete Altorf gehörte, mit zwei Schulvorstehern der Promotion unsers Leibniz beigewohnt hatte, so verbreitete sich sein Ruhm auch bald unter den gebietenden Herrn von Nürnberg. Die Folge davon war, daß der dortige

Pastor primarius Dilher im Auftrage der Vorsteher des Unterrichts ihm anzeigte, daß wenn er Neigung hätte, die Stelle eines Professors in Altorf zu bekleiden, die Ernennung dazu nicht lange auf sich warten laßen sollte.

Allein Leibniz hatte andre Pläne, und sein Geist bewegte sich in andern Richtungen. Daß es ihn weder an den innern noch an den äußern Mitteln zu dem ihm angetragenen Berufe fehlte, daß ihm namentlich die dazu nöthige Rednergabe und Geistesgegenwart zu Theil geworden war, darüber konnte Niemand nach den abgelegten Proben in Zweifel sein, und Leibniz selbst konnte sich darüber nicht täuschen. Aber seine aufstrebenden und ihrer bewußten Kräfte wollten mehr Spielraum haben, als ein academischer Lehrstuhl gewährt. Wir haben aus dem Jahre 1669 einen Aufsatz aus Leibnizens Feder über die Ursachen, warum Cannstadt zur Hauptstadt Würtenbergs zu erheben sei. In diesem Aufsatze spricht Leibniz von der bisherigen Universitätsgelehrsamkeit als von einer „mönchischen, in leeren Gedanken und Grillen befangenen," und schlägt deshalb eine Verlegung der Universitäten in die Residenzen vor. Und in ähnlichem Sinne schreibt er 1679 von Hannover aus an Conring: „Wie auf Deutschen Universitäten die Wißenschaften behandelt werden, laßen sie solchen Geistern, welche ihren eignen Flug zu nehmen berufen sind, das Meiste zu thun übrig." Hier haben wir den Grund, warum Leibniz ein academisches Lehramt ausschlug. Er scheute sich vor den Grillen einer mönchischen Gelehrsamkeit, durch die er ans Katheder gefesselt wäre. Er war ein Geist, der sich berufen fühlte, seinen eignen Flug zu nehmen. Darum beschloß er, seinen Wanderstab weiter zu setzen.

Ohne einen festen Plan für seine Zukunft gemacht zu haben, überläßt sich Leibniz auch jetzt seinem Genius. Das academische Leben liegt hinter ihm. In Altorf will er nicht bleiben, nach Leipzig will er nicht zurückkehren. Wohin soll er sich wenden? Er entscheidet sich für Nürnberg, die nächste bedeutende Reichsstadt, und wir würden diese Wahl auch dann sehr begreiflich finden, wenn der Senior des dortigen geistlichen Ministeriums, Justus Jakob Leibniz, nicht sein Verwandter gewesen wäre. Denn sein Ruf war ihm bereits von Altorf nach Nürnberg

vorangeeilt. Auch mußte die kleine wohlhabende Republik auf den jungen, strebsamen Gelehrten eine besondere Anziehungskraft üben.

Die freie Reichsstadt Nürnberg, welche damals außer Altorf noch sechs andre Städte und eine Menge von Burgen und Dörfern besaß, war der Mittelpunkt eines bewegten öffentlichen Lebens. Zu einer Zeit, wo in ganz Deutschland der Kunstfleiß zu Boden lag, war außer Augsburg nur noch Nürnberg der Zufluchtsort des alten Deutschen Kunstfleißes. Hier, in der Vaterstadt eines Hans Sachs und Albrecht Dürer, hatte sich noch Deutsches Wesen, Deutsche Gesinnung und Gesittung erhalten, während an allen übrigen Orten die Nachäffung der Franzosen, von den Fürstenhöfen begünstigt, den alten guten Geist verderbt hatte. Durch den Kunstfleiß und die Betriebsamkeit der Nürnberger hatte der Wohlstand der Stadt eine so hohe Stufe erreicht, daß dieselbe das Schauspiel eines zwar kleinen, aber bewegten und in seiner Eigenthümiichkeit anziehenden Gemeinwesens gewährte. Es ließ sich voraussehn, daß Nürnberg unsern Leibniz auf die Dauer eben so wenig fesseln würde, als Altorf. Doch fühlt er sich für einige Zeit von dem altdeutschen Wesen, das ihm hier entgegentritt, angezogen, und die Haltung der freien Reichsstadt in Sitte und Lebensart macht auf ihn einen solchen Eindruck, daß er sich dafür begeistern kann. Es tritt dieß noch in dem einige Jahre später verfaßten Bedenken über die Securitas publica hervor, worin er für die Unabhängigkeit der Deutschen Nation von ihrem westlichen Nachbar eifert. „Man sehe Nürnberg an, ruft er aus, ob nicht darin noch die alten Trachten gelten, ob nicht der meiste Luxus beschnitten und nicht solches die Hauptursache ihres annoch dauernden Flors ist?" Auch in Mittheilungen aus späterer Zeit verweilt Leibniz gern bei der Schilderung von Städten wie Nürnberg und Augsburg, die er mit unverkennbarer Vorliebe als Sitze nützlicher Künste und Wißenschaften, blühenden Handels, einfacher Sitten und tüchtiger Bürgentugenden darstellt. Wir sehen aus solchen Schilderungen, was für eine Anziehungskraft das reichsstädtische Wesen auf ihn ausübte.

Fast mehr noch als das öffentliche Leben der kleinen Republik zog ihn aber eine geheime Gesellschaft an, welche damals

auch in Nürnberg, wie in vielen andern Deutschen Städten, in Blüthe stand. Es war die Gesellschaft der Rosenkreuzer, deren Mitglieder sich für Adepten hielten und das, was sie nie besaßen, wenigstens eifrig suchten. Denn indem sie sich mit den noch in den Windeln liegenden Naturwißenschaften beschäftigten und sich namentlich auf chemische Untersuchungen legten, glaubten sie auf dem besten Wege zu sein, den Stein der Weisen zu finden und die Kunst des Goldmachens zu entdecken. Auch in Nürnberg gab es eine solche Gesellschaft von Adepten und Alchymisten, an deren Spitze sogar ein Geistlicher, Daniel Wölfer, Prediger an der herrlichen Lorenzkirche, stand. Das Geheimnißvolle, womit sich die Rosenkreuzer umgaben, mußte auf einen so wißensdurstigen Mann, wie Leibniz, eine große Anziehungskraft üben. Wir wißen aus der Lebensgeschichte des Französischen Philosophen Descartes, mit welcher Begierde er vergebens gesucht hat, ein Mitglied dieser geheimen Gesellschaft kennen zu lernen. Leibniz befindet sich in Nürnberg mitten unter Rosenkreuzern, deren er einige persönlich kennt. Seine Neugierde ist rege gemacht, seine Phantasie spiegelt ihm Außerordentliches vor, und es reizt ihn, selbst in die Geheimnisse dieses mystischen Bundes eingeweiht zu werden. Aber es ist sehr schwer, Zutritt in diese geheime Gesellschaft zu gewinnen. Leibniz nimmt daher seine Zuflucht zu einer List. Er muß den Rosenkreuzern weiß machen, daß er bereits vollkommen eingeweiht ist, und er weiß seine Rolle so glänzend zu spielen, daß die Betrogenen nichts merken, und während sie von ihm als einem Meister zu lernen glauben, sich alle ihre Geheimnisse entlocken laßen. Leibniz weiß sich eine Menge alchymistischer Bücher zu verschaffen, macht sich einen Auszug der dunkelsten Redensarten und setzt aus denselben ein Schreiben an den Vorstand der Gesellschaft zusammen, von dem er selbst nichts versteht. Die List glückt vollkommen. Leibniz gilt den Rosenkreuzern, die von seinem Briefe nicht mehr verstehn, als die Bitte um Aufnahme in ihre Gesellschaft, von Stund an als ausgemachter Adept und wird nicht bloß in die Gesellschaft aufgenommen, sondern sogleich zum besoldeten Secretair derselben gemacht, also zum Verwalter ihrer Geheimnisse. Als solcher lernte er nun sehr viel bei ihnen, indem sie alle glaubten, daß

sie von ihm lernten, und vor allen that er einen Blick in die Geheimniskrämerei der Rosenkreuzer und erkannte, daß ihre gerühmte Kunst nichts andres, als eine große Marktschreierei war. Noch in seinem Alter konnte er sich des Lachens nicht enthalten, wenn er seinen Freunden erzählte, wie er diese Geheimniskrämer an der Nase herumgeführt habe, indem er ihre eignen dunklen Redensarten als Narrenseil gebrauchte und seine natürlichen Gaben für schwer erworbene Kenntnisse ausgab. Doch hatte der Spaß auch seine ernste Seite, und Leibniz bereute die Zeit nicht, die er auf das Einstudiren seiner Rolle verwandt hatte. Es ist bekannt, wie oft es gewandten Betrügern gelang, sich durch alchymistische Künste und namentlich durch Vorspiegelung der Goldmacherei in das Vertrauen fürstlicher Personen und anderer reicher und vornehmer Leute einzuschleichen, nur um die Leichtgläubigkeit derselben auszubeuten und sich selbst zu bereichern. Da nun Leibniz die Selbsttäuschung durchschaute, in welcher sich seine neuen Bundesbrüder befanden, und von der innerlichen Hohlheit der Alchimisterei völlig überzeugt war, so konnte er später Andre, Fürsten und Privatmänner, mit Erfolg warnen, den Alchymisten nicht in die Falle zu gehn. Er selbst schrieb darüber fünfundzwanzig Jahre später an einen Nürnberger Arzt, Dr. Gottfried Thomasius, einen jüngern Bruder des berühmteren Professor Christian Thomasius, folgende merkwürdige Worte: „Mich hat Nürnberg zuerst in chemische Studien eingeweiht, und es reut mich nicht, in der Jugend gelernt zu haben, was mir als Mann zur Vorsicht gedeihen sollte. Denn in spätern Jahren wurde ich oft, weniger aus eignem Antriebe als von Fürsten, bei denen ich Zutritt hatte, zu dergleichen Versuchen angeregt. Ich blieb mit meiner Neugierde nicht zurück, doch nicht ohne sie durch Vorsicht zu mäßigen. Wie viele von mir sehr gut gekannte Personen sind daran gescheitert in dem Augenblicke, wo sie mit günstigem Winde zu segeln glaubten."

Ueber diesen chemischen und alchymistischen Beschäftigungen vergieng der Winter, und wer weiß, ob nicht auch Leibnizens Schiff, wenn auch nicht gescheitert, doch lange noch durch die Sandbank der unfruchtbaren Alchymisterei von einer glücklichen Fahrt zurückgehalten wäre, wenn er nicht wie von ohngefähr an öffentlicher Wirtshaustafel einen Mann kennen gelernt hätte,

der sein Fahrzeug wieder flott machte. Es war dieß der Baron von Boineburg, der dazu ausersehn war, unsern Leibniz auf den Schauplatz der großen Welt zu führen. Laßen Sie uns darum auch erst die Bekanntschaft dieses Mannes machen, deßen zufälliges Zusammentreffen mit Leibniz für deßen nächste Zukunft, ja für sein ganzes späteres Leben entscheidend werden sollte.

Der Baron von Boineburg war in der Kraft des männlichen Alters, als Leibniz ihn kennen lernte. Er war damals ein Vierundvierzigjähriger, aber seine glänzende öffentliche Laufbahn lag schon hinter ihm. Sie hatte vier Jahre vor dem Westphälischen Frieden begonnen und nach einer zwanzigjährigen, einflußreichen Wirksamkeit mit einem jähen Falle geendet. Johann Christian von Boineburg stammte aus Thüringen und war der Sprößling eines alten adligen Geschlechts. Sein Vater war Präsident des geheimen Raths und Obermarschall in Eisenach gewesen, seine Familie war lutherischen Glaubens. Mit ungewöhnlichen Gaben ausgerüstet, hatte der junge Edelmann in Jena und Helmstedt studirt, und namentlich hatte er am letztgenannten Orte unter Hermann Conring, einem berühmten Staatsrechtslehrer, mit dem er lebenslänglich befreundet blieb, seine staatswißenschaftlichen Studien gemacht und dann in den Diensten des Landgrafen von Hessen-Braubach seine diplomatische Laufbahn begonnen. Dieser Fürst hatte eine Forderung an die Königin von Schweden. Boineburg wurde mit dem Geschäfte beauftragt und gieng als Gesandter nach Stockholm. Hier lebte er in näherem Verkehr mit dem Schwedischen Kanzler Axel Oxenstierna. Als er im Jahre 1650 nach Deutschland zurückkehrte, galt er bereits für einen Diplomaten von ausgezeichnetem Rufe, der einen größeren Wirkungskreis verdiente, als den eines Hofraths in Hessen-Braubach. Da berief ihn der Kurfürst von Mainz im Jahre 1652 in seine Dienste und eröffnete ihm damit eine glänzende Carrière. Der Kurfürst von Mainz ist der erste Mann im Reiche nach dem Kaiser, und Boineburg ist mit dreißig Jahren am Hofe von Mainz der erste Mann nach dem Kurfürsten. Er ist hier, was sein Vater in Eisenach war, Präsident des geheimen Raths und Obermarschall. Ein Protestant in der Stelle eines ersten Ministers am Hofe des ersten katholischen Kirchenfürsten — das war ein Widerspruch, den die

damaligen Verhältnisse auf die Dauer nicht ertragen konnten. Durch die Macht der Verhältnisse und seinen religiös beweglichen Sinn, welche gleichmäßig auf seine religiöse Ueberzeugung einwirken, wird Boineburg hier in Mainz dahin gebracht, den Glauben seiner Väter zu verleugnen und zur Römischen Kirche überzutreten. Es versteht sich von selbst, daß dieser Uebertritt seine politische Stellung in Mainz befestigen mußte. Zwölf Jahre steht Boineburg dort an der Spitze der Staatsgeschäfte, und da Mainz als die erste Deutsche Kurmacht zugleich die Führung der Reichsgeschäfte zu besorgen hat, so erstreckt sich sein Einfluß auf die wichtigsten Fragen der Deutschen und Europäischen Angelegenheiten. Besonders in dem Jahrzehend von 1653—63 erreicht seine Thätigkeit und sein Einfluß den weitesten Umfang; denn in diesen kurzen Zeitraum drängen sich eine Menge der wichtigsten Ereignisse: der Tod des Kaisers Ferdinand III. im Jahre 1657, die Wahl seines Sohnes Leopold I. im Juli 1658, die Gründung des Rheinischen Bundes im August desselben Jahres, der Pyrenäische Friede im Jahre 1659, der Tod Mazarins und der Beginn der Alleinherrschaft Ludwigs XIV. im Jahre 1661, der Türkenkrieg in Ungarn im Jahre 1663. In allen diesen großen Zeitfragen finden wir Boineburg wirksam. Er spielt eine hervorragende Rolle bei der Kaiserwahl; er ist Gesandter beim Abschluß des Pyrenäischen Friedens, wobei er sich mit Mazarin befreundet; er verschafft dem Kaiser die Hülfe des Reichs gegen die Türken; er ist der Mitbegründer und Träger eines politischen Systems, welches in Mainz seinen Stützpunkt hat und sich die Aufgabe stellt, den Westphälischen Frieden zu erhalten, das Gleichgewicht zwischen Frankreich und der Habsburgischen Macht zu befestigen und dadurch das wankende Deutsche Reich zu kräftigen und zu sichern.

Schon auf dem Reichstage zu Regensburg 1653 war Boineburg zum Römischen Ritter geschlagen und der Kaiser selbst hatte ihm Aussicht auf die Stelle des Reichsvicekanzlers gegeben. Aber die nächste Kaiserwahl brachte Boineburg in eine Stellung, welche ihm die Gunst des Wiener Hofes entzog. Ferdinand III. hatte auf der Seite Spaniens gegen Frankreich, auf der Seite Polens gegen Schweden gestanden. Das war der Grund, warum Frankreich und Schweden nach seinem Tode

alles aufboten, um die Wahl eines Kaisers aus dem Hause Habsburg zu hindern. Am liebsten hätte Ludwig XIV. die Deutsche Kaiserkrone auf seinem eignen Haupte gesehen. Da seine Bewerbung keinen Erfolg hat, so unterstützt er die Wahl des Kurfürsten von Bayern. Boineburg steht in diesen Wahlumtrieben auf Französischer, der Mainzische Kanzler auf Oesterreichischer Seite, der Kurfürst selbst schwankt zwischen beiden. Endlich siegt die Oesterreische Partei, und am 18. Juli 1658 wird Leopold zum Kaiser gewählt. Aber zugleich wird in Rücksicht auf die auswärtige Lage der Dinge die Macht des neuen Kaisers zu Gunsten Frankreichs beschränkt. Es soll dem Kaiser nicht erlaubt sein, den Spaniern durch Deutsche Länder hindurch Hülfe zu senden. Gleich nach der Kaiserwahl wird in Mainz der Rheinische Bund gegründet, dessen Stifter und Haupt der Kurfürst von Mainz ist. Zu diesem Bunde gehören außer Frankreich und Schweden das Lüneburgsche Gesamthaus, Hessen-Kassel, Münster, Pfalzneuburg, mehre süddeutsche Fürsten, seit 1659 auch Würtemberg, Darmstadt, der Bischof von Basel, Zweibrücken, und endlich seit 1661 auch Brandenburg. Das Bündnis dauert bis zum Jahre 1667.

Was Boineburgs Politik sowohl bei der Kaiserwahl, als auch bei der Gründung des Rheinbundes leitete, war keine feile Abhängigkeit von Frankreich; es war vielmehr die besonnene Einsicht in die damalige Lage der Dinge, in die Nothwendigkeit eines gesicherten Gleichgewichts zwischen der Französischen und Oesterreichen Weltmacht. Daher diese anscheinend undeutsche Politik, welche den Forderungen Frankreichs Rechnung tragen läßt. Es war begreiflich, daß Boineburg sich dadurch die Gunst des Wiener Hofes nicht erwarb. Er zog sich vielmehr die Ungnade des Kaisers zu. Das hinderte ihn aber nicht, dem Kaiser im Interesse des Reichs und des Europäischen Friedens einen großen Dienst zu leisten. Die Türken waren schon 1660 verheerend in Ungarn eingefallen, und der Kaiser begehrte auf dem Reichstage zu Regensburg 1663 dringend die Hülfe der Deutschen Reichsstände. Allein diese waren in einem Falle, der keinen Reichskrieg betraf, wenig geneigt, die verlangte Hülfe zu gewähren. Da war es Boineburg, der seinen ganzen Einfluß dahin geltend machte, daß die Reichsstände des Kaisers Forderung bewilligten,

und die Folge war der glänzende Sieg bei St. Gotthard 1664, welcher für dießmal dem Kriege ein Ende machte.

Der Sieg über die Türken bei St. Gotthard war ein Sieg der Boineburgschen Politik gewesen, aber sein letzter Sieg; denn schon lagen die Minen bereit zum Sturze des vielvermögenden Staatsmannes. Auf dem letzten Reichstage in Regensburg hatte sich Boineburg freimüthig gegen die Politik Ludwigs XIV. erklärt und den Französischen Hof gegen sich aufgebracht. Dazu kam, daß der Französische Minister Lionne, der Nachfolger Mazarins sich persönlich von ihm verletzt glaubte. Auch am Wiener Hofe war und blieb ihm die Stimmung abgeneigt. Seine nächsten und schlimmsten Feinde waren aber in Mainz. Der Bruder des Kurfürsten begünstigte den Hauptgegner Boineburgs, und es gelang, den Kurfürsten selbst dergestalt gegen Boineburg einzunehmen, daß dieser bei der ersten Gelegenheit — es handelte sich um eine Gesandtschaft an Ludwig XIV. — auffallend zurückgesetzt und sein Gegner vorgezogen wurde. Boineburg schrieb einen leidenschaftlichen Brief an Lionne, welchen dieser dem Gegner mittheilte. Nun glaubte der Kurfürst in Boineburg einen Verräther zu erblicken, der im Geheimen falsches Spiel gegen ihn getrieben habe. Er entsetzte ihn daher aller seiner Aemter, ließ ihn verhaften und auf die Festung Königstein bringen. Hier blieb Boineburg mehre Monate Gefangener. Als die Untersuchung seine völlige Unschuld an den Tag brachte, wurde er im Anfange des Frühjahrs 1665 seiner Haft entlaßen, und der Kurfürst bot ihm zu wiederholten Malen die ehrenvollste Wiedereinsetzung an. Allein Boineburg schlug sie aus im tiefgekränkten Gefühle erlittenen Undanks. Er lebte seitdem als Privatmann in Frankfurt am Main in beschaulicher Muße, mit religiösen Betrachtungen und literarischen Arbeiten beschäftigt. Indessen reifte allmälig die Versöhnung zwischen ihm und dem Kurfürsten, und das gestörte Verhältnis wurde zuletzt sogar durch ein verwandtschaftliches Band für immer wiederhergestellt, da Boineburgs Tochter einen Neffen des Kurfürsten, den Obermarschall Melchior Friedrich von Schönborn, heirathete. Seit 1668 lebte Boineburg wieder in Mainz im vollkommensten Ansehn, aber ohne amtliche Stellung.

Es war zwei Jahre nach seiner Freilaßung, als der Baron von Boineburg auf einer seiner gelegentlichen Reisen durch Nürnberg kam und hier an öffentlicher Tafel die Bekanntschaft des jungen Leibniz machte. Die beiden verwandten Geister fühlten sich sofort zu einander hingezogen, und jeder erkannte den Werth des Andern. Boineburg sah in Leibniz den jungen, aufstrebenden Rechtsgelehrten, der mit einer Fülle des Wißens und einem Reichthum neuer Ideen zugleich eine erstaunliche Arbeitskraft und eine glänzende Gabe der Darstellung vereinigte. Und Leibniz lernte in Boineburg sofort den älteren, erfahrenen Staatsmann schätzen, der mit scharfem, weitblickenden Geiste alle politischen Fragen der damaligen Zeit durchschaute und beherrschte. Beide Männer schienen für einander gemacht, und in beiden erwachte derselbe Wunsch, sich näher kennen zu lernen. Boineburg erkannte außerdem, daß Leibniz als Sekretair der Rosenkreuzer nicht am rechten Platze war. Er lud ihn daher ein, Nürnberg mit Frankfurt zu vertauschen, und mit Freuden gieng Leibniz auf diesen Vorschlag ein.

Es war im Frühjahre 1667, als Leibniz sich in Frankfurt einrichtete. Er war hierhergezogen auf gut Glück, ohne alle gewisse Aussichten für die Zukunft. Dennoch brachte ihm die Uebersiedelung nach Frankfurt reichen Gewinn. Was er zunächst gewonnen hatte, war der vertraute Verkehr mit einem Staatsmanne wie Boineburg, dem es in seiner damaligen Lage weder an Muße noch an Neigung fehlte, sich dem neuen Freunde mit einer gewissen Begeisterung hinzugeben. Denn die junge Bekanntschaft hatte sich bald in ein sehr inniges Freundschaftsverhältnis verwandelt, aus welchem unser Leibniz offenbar den größten Gewinn zog. Er erkannte in dem älteren Freunde bald den weltkundigen Meister, dessen Jünger zu werden er sich nicht zu schämen brauchte. So schloß er sich denn aufs engste dem großen Staatsmann an, und der tägliche Verkehr mit ihm hatte den Erfolg, daß sich sein Gesichtskreis bedeutend erweiterte, daß er aus der bisherigen gelehrten Enge herauskam und den ersten Einblick in die großen Weltverhältnisse gewann, den ersten Antrieb, seine eignen Kräfte in einer staatsmännischen Thätigkeit zu versuchen.

Ein zweiter Gewinn, den die Uebersiedelung nach Frankfurt unserm Leibniz einbrachte, war der Verkehr mit dem erst kürzlich dorthin berufenen Philipp Jacob Spener, jenem bekannten Theologen, der auf die kirchliche Entwicklung seiner Zeit einen so bedeutenden Einfluß üben sollte. Auch zu Spener trat Leibniz bald in ein sehr intimes Verhältnis, und der Einfluß, welchen der elf Jahre ältere und schon damals berühmte Theologe auf ihn ausübte, ist nicht gering anzuschlagen. Daß er später die Liebe Gottes zum Mittelpunkte seiner Philosophie machte, war vielleicht eine Nachwirkung von dem Umgange mit dem wahrhaft frommen Spener. Die beiden Männer kamen später weit auseinander; aber Leibniz hörte nie auf, Speners weitere Entwickelung zu beachten und stand noch lange mit ihm in brieflichem Verkehr.

Es ist begreiflich, daß Leibniz trotz des erwünschten Verkehrs mit Männern, wie Boineburg und Spener, auch in Frankfurt auf die Dauer keine Befriedigung fand. Je mehr sich sein Blick erweiterte, desto lebendiger mußte in ihm der Wunsch werden, einen seinen Gaben entsprechenden Wirkungskreis zu finden, und wo ließ sich eine beßere Carrière machen, als an dem nahen Hofe zu Mainz? Es war kaum nöthig, daß Boineburg, der dort so reiche Erfahrungen gemacht hatte, seinen jungen Freund auf den Mainzischen Hof hinwies. Denn der Kurfürst von Mainz, Johann Philipp von Schönborn, war ein Mann, der ganz von selbst die Blicke aller strebsamen Köpfe, ja die Blicke von ganz Deutschland auf sich zog. Laßen Sie uns denn auch dieses Mannes Bekanntschaft machen, da unser Leibniz bald zu demselben in ein näheres Verhältnis treten sollte.

Der Kurfürst von Mainz, Johann Philipp von Schönborn, war nicht nur dem Range nach der erste unter den Fürsten des damaligen Reiches, sondern auch nach seinem persönlichen Werthe nahm er eine sehr hervorragende Stellung ein. Der Sohn eines einfachen Landedelmannes im Westerwalde, „ein Westerwälder Bauer", wie er sich selbst gern nannte, war er auf der Leiter der geistlichen Würden schnell emporgestiegen, vom Canonikus zum Fürstbischof in Würzburg, und fünf Jahr später vom Fürstbischof zum Kurfürsten in Mainz. Er war damals, als Leibniz ihm näher trat (1667), zweiundsechzig Jahre alt.

In politischer Rücksicht haben wir ihn schon kennen gelernt als den Stifter und das Haupt des Rheinbundes, dessen innerer Zweck die Sicherheit des Reiches, dessen äußerer Zweck das Gleichgewicht zwischen Oesterreich und Frankreich war. In religiösen Dingen war er tolerant und human gesinnt. Er war einer der ersten Deutschen Fürsten, der die Hexenverbrennungen in seinem Lande abschaffen ließ. Dazu war er ein eifriger Beförderer alles Großen und Edlen und hatte seine Freude daran, jedes wahre Talent aufzumuntern und zu belohnen. Als solchen hat ihn Niemand beßer geschildert, als unser Leibniz selbst, der in einem lange nach des Kurfürsten Tode geschriebenen Briefe folgendermaßen über ihn urtheilt: „Johann Philipp von Schönborn war einer der hellsehendsten Fürsten, die Deutschland je gehabt hat. Er war ein Geist von hohen Ideen, der die Angelegenheiten der ganzen Christenheit im Auge hatte. Seine Absichten waren gut. Er suchte die Grundlage seines Ruhmes in der Sicherheit und Ruhe seines Vaterlandes und glaubte, das eigne Interesse in Uebereinstimmung bringen zu können mit dem des Reichs. Ich will glauben, daß er damals nicht der Meinung war, daß sich das Gleichgewicht der beiden Großmächte Europas so leicht ändern und daß Frankreich so schnell das Uebergewicht bekommen würde. Wie dem auch sei, er hatte das Elend Deutschlands gesehen, dessen Trümmer noch rauchten. Er gehörte zu denen, die alles aufboten, dem Lande die Ruhe wieder zu geben. Kaum fieng Deutschland an, etwas aufzuathmen, es war fast nur von unmündiger Jugend bevölkert. Wenn der Krieg von neuem ausbrach, so hatte man zu besorgen, daß dann das nachwachsende Geschlecht im Keime vernichtet und ein großer Theil des unglücklichen Deutschlands fast zur Wüste würde gemacht werden. Um nun die beiden bei der Kaiserwahl Leopolds widerstreitenden Mächte einigermaßen zu befriedigen und den Frieden zu erhalten, schien es ihm nothwendig, dem Kaiser durch eine Wahlcapitulation die Hände zu binden und diese Capitulation durch das sogenannte Rheinbündnis zu sichern."

Da haben wir in wenigen markirten Zügen das Bild des Mannes, dem näher zu treten unsers Leibniz glühendster Wunsch war. Boineburg muß ihm dabei als Rathgeber und Wegweiser

dienen. Leibniz hat dem erfahrenen Staatmanne und durchgebildeten Juristen das Manuscript jener Schrift über die neue Methode der Rechtswißenschaft mitgetheilt, die er unterwegs auf seiner Reise von Leipzig nach Altorf mehr aufs Papier geworfen als geschrieben hatte. Es ist keine wißenschaftliche Fachschrift, welche ihren Gegenstand nach allen Seiten hin erschöpfend behandelt und mit objectiver Ruhe durchführt, sondern mehr eine juristische Flugschrift, voll subjectiver Gährung und Unruhe, wie sie der Altersstufe und der augenblicklichen Situation des wandernden Verfaßers völlig entsprechend war. Aber sie war voll neuer Ideen und origineller Gedanken und sagte dem Baron von Boineburg in solchem Grade zu, daß er Leibniz rieth, sie zu veröffentlichen und dem Kurfürsten von Mainz zu widmen. Leibniz folgte dem Rathe und übergab seine Methodus nova dem Drucke. Wir haben in ihr seine erste reformatische Schrift, in welcher der junge Dr. juris das bisher übliche Verfahren in der Jurisprudenz bespricht und dem Alten ein Neues entgegensetzt. Wie schon bemerkt trägt die Schrift mehr den Character einer Skizze, als einer durchgeführten Arbeit; es ist alles unfertig, rhapsodisch und entwurfartig. Allein das Buch zeigt neben einer außerordentlichen Belesenheit und dem ungewöhnlich kühnen Scharfsinn, womit die bisherigen Mängel aufgedeckt und Vorschläge zum Beßern gemacht werden, einen Enthusiasmus, welcher des Verfaßers reformatorischen Beruf bekundet. Es spricht sich eine unbedingte Bewunderung des Römischen Rechts darin aus. Aber mit der Abfaßung des corpus juris ist Leibniz keineswegs zufrieden. Er verlangt eine Anordnung nach der Zeitfolge, damit man den Gang der Rechtsentwicklung historisch verfolgen könne. Dann verzeichnet er eine Reihe systematischer Handbücher, die nöthig wären, um das Studium des Rechts fruchtbar zu machen, ein neues corpus juris, eine Geschichte der Wandelungen des Rechts, eine Philologie des Rechts, eine Arithmetik des Rechts, juristische Concordanzen, Institutionen des allgemeinen Rechts, eine Deutsche Uebersetzung der Gesetze, eine Hermeneutik, demonstrative Elemente des Naturrechts, u. s. w. im Ganzen siebenunddreißig noch fehlende Hauptstücke, wobei doch, wie der Verfaßer bemerkt, noch lange nicht

alles gesagt worden, obschon er bereits mit mehrem hervorgekommen sei, als anfangs sein Wille gewesen. Und der kühne Reformator verzeichnet nicht nur das Fehlende, sondern er verspricht auch, die vielen aufgedeckten Lücken und Mängel selbst auszufüllen und zu ergänzen, eine Arbeit, die für sich hingereicht hätte, das reichste Menschenleben auszufüllen, weshalb denn Leibniz diese freiwillig übernommene Schuld auch nie abgetragen hat. Allein wenn er in dieser Beziehung mit seinen spätern Leistungen hinter dem Versprochenen zurückblieb, so bleibt ihm doch unbestritten das Verdienst, die bisherigen Mängel in der Jurisprudenz rücksichtslos aufgedeckt und die geeigneten Mittel zu ihrer Beseitigung angegeben zu haben. „Kein Paragraph, sagt er selbst, ist ohne eine neue Erfindung, wenigstens ohne neue Betrachtung vorbeigegangen. Ich suche dabei nicht Ruhm, sondern den allgemeinen Nutzen, darum habe ich mich nicht genannt. Werde ich sehen, daß es einige Wirkung thut, so werde ich suchen, das vorgeschlagene Verzeichnis der desiderata (Wünsche) nächstens abzukürzen; wo nicht, so habe ich doch wenigstens meinen Tribut entrichtet. Meinen Verächtern gereiche ihre Unwißenheit zur Strafe. Vielleicht kommt einst die Zeit, würdiger als die Gegenwart, wo der Haß zum Schweigen gebracht wird und die Wahrheit triumphirt."

Wie aus dem Gesagten erhellt, kam die Schrift anonym heraus. Ihrem Zwecke gemäß war sie dem Kurfürsten Johann Philipp von Schönborn gewidmet, dessen Verdienste der ungenannte Autor nach Gebühr herauszustreichen versteht. Besonders rühmt er die Bemühungen des Kirchenfürsten um Herstellung des Kirchenfriedens und betritt damit schon jetzt ein Gebiet, auf dem er später selbst einer der eifrigsten und thätigsten Arbeiter geworden ist. „Es ist wahrlich ein größeres Werk, heißt es in der Widmung seiner Schrift an den Kurfürsten, Federn als Waffen zur Ruhe zu bringen. Aber nichts ist unmöglich, wenn die Gemüther der Mächtigen einstimmig sind, sie bedürfen nur eines Führers. Da dich Verdienst und Glück auf den ersten Platz gesetzt haben, so fahre fort, deine von Gott hierzu bestimmte Macht und Weisheit zu gebrauchen. Der Himmel ist günstig, die Besten von beiden Seiten bezeugen Beifall, die Widerspenstigkeit Andrer dient nur dazu, die Guten zu ermuntern. Unvergleichliche Männer haben den Weg gebahnt.

O möchte mein Leben bis zum äußersten Ziele sich ausdehnen, um die Wunde Deutschlands (die Kirchentrennung) geheilt zu sehn. Dann wird den Tempeln ihr Schmuck, den Gemüthern die Liebe, der Natur*) ihre Kraft, den Fremden die Scheu, Allen aber die Wohlfahrt zurückkehren.“ Als die Schrift fertig war, reiste Leibniz nach Mainz und überreichte sie selbst dem Kurfürsten. Der Erfolg entsprach völlig der Erwartung. Der Kurfürst erkannte sofort die Genialität und unermeßliche Gelehrsamkeit des jungen Autors und beschloß, denselben in seine Dienste zu ziehen. Noch im Jahre 1668 wurde Leibniz nach Mainz berufen.

Es konnte nicht fehlen, daß eine Schrift, welche nichts geringeres, als den Plan einer Reform der ganzen Rechtsgesetzgebung und des ganzen Rechtsstudiums enthielt, in weitesten Kreisen Aufsehn erregte. Die einige Jahr später erscheinenden pia desideria (fromme Wünsche) seines theologischen Freundes Spener machten unter den Theologen kaum mehr Aufsehn, als Leibnizens catalogus desideratorum (Wunschverzeichnis) in der Juristenwelt. Es war eine gährende Zeit, in der sich auf allen Gebieten des Lebens und der Wißenschaft Reformen anbahnten. Ein Zusammenstoßen der Geister war dabei unausbleiblich. Auch Leibniz blieb nicht unangefochten, und in der That hatte seine reformatorische Schrift auch ihre schwachen Seiten. Namentlich von practischer Seite ließ sich manches gegen seine Vorschläge einwenden, da er manche Nebenumstände außer Rechnung gelaßen hatte, welche sich der Ausführung in den Weg stellten. Dieß wurde von seinen Gegnern, zu denen besonders der Jenaer Professor Lynker gehörte, scharf betont. Andere, und darunter bedeutende Staatsmänner, gaben den neuen Ideen Beifall, und während selbst Leibnizens Gegner in der Stille seine reformatorische Schrift benutzten, erkannte man überall den großen Geist an, der sich in ihr aussprach und der in dem unbekannten Verfaßer eine Zierde der Deutschen Wißenschaft ahnen ließ.

Der kühne Wurf, den Leibniz mit seiner Methodus nova gethan, war glänzend gelungen. Mit der Empfehlung, die er sich selbst in seiner Schrift ausgestellt hatte, betrat er nun den

*) Es ist wohl der Staat als ein natürliches Gebiet gemeint.

ersten Schauplatz seiner practischen und amtlichen Wirksamkeit. Zugleich sah er sich durch seine Uebersiedelung nach Mainz mitten in den Kreis nicht nur der Deutschen, sondern auch der Europäischen Politik versetzt und betrat damit einen Schauplatz, auf welchem er seine glänzenden Gaben in einer neuen Richtung zu entfalten und zu bethätigen Gelegenheit hatte. Dem Kurfürsten, der schon wohl durch Boineburg auf den jungen Gelehrten aufmerksam gemacht sein mochte, gefielen dessen juristische Reformvorschläge um so mehr, als er selbst eine Verbeßerung des Römischen Gesetzbuches wünschte und bereits den Hofrath Dr. Lasser mit einer Revision desselben gemäß den Bedürfnissen des Reiches beauftragt hatte. Diesem wurde nun unser Leibniz zunächst als Hülfsarbeiter beigeordnet, wofür er aus der Kurfürstlichen Kammer wöchentlich eine Vergütung erhalten sollte. Wir sehen daraus, seine Stellung war nur eine provisorische, und dazu mußte Leibniz bald klagen, daß ihm seine Besoldung nicht pünktlich ausbezahlt werde. Dennoch gieng er mit dem ihm eigenthümlichen Eifer, mit welchem er jedes neue Unternehmen angriff, auf die Lassersche Arbeit ein und hatte sich derselben bald so völlig bemächtigt, daß sie seine eigne wurde. Schon im Jahre 1668 erschien das Lateinische Program des großartigen Werkes unter dem Titel: Ratio corporis juris reconcinnandi, (Vorschlag einer Verbeßerung des corpus juris) das aus Leibnizens Feder gefloßen war. Gleichzeitig setzte Leibniz eine handschriftliche Denkschrift in Deutscher Sprache über denselben Gegenstand in Umlauf, welche, wie die meisten seiner derartigen Ausarbeitungen, erst nach seinem Tode im Druck erschienen ist. Allein gleich hier beim Beginne seiner öffentlichen Laufbahn mußte er die schmerzliche Erfahrung machen, daß seine besten Bemühungen ihres Erfolges ermangelten und weder ihm selbst noch dem Gemeinwesen die gehofften Früchte brachten. Leibniz war trotz der vielen Unterbrechungen, welche seine Arbeit durch Reisen, durch anderweitige amtliche Thätigkeit und durch die verschiedenartigsten Studien erlitt, aufs eifrigste um deren Vollendung bemüht, und noch in späteren Jahren wurde dieser Lieblingsgedanke seiner Jugend wieder von ihm aufgenommen. Allein die Ausführung des Planes ist von ihm nicht erreicht worden, was in diesem Falle weniger zu beklagen ist, als in

manchem andern, weil die spätere Umgestaltung der Gesetzgebung ein Werk, wie Leibniz es im Sinne hatte, überflüßig machte.

Leibniz war in Mainz völlig unbekannt und hatte am dortigen Hofe keinen, auf dessen Protection er rechnen konnte. Indessen that der Baron von Boineburg, der seit 1668 wieder als Privatmann in Mainz lebte, alles mögliche, um seinen Liebling aus dem Dunkel hervorzuziehn und nach allen Seiten hin zu empfehlen. Gleich nach dem Erscheinen der Methodus nova hatte er dieß Buch seinem alten Lehrer, dem berühmten Polyhistor und Staatsrechtslehrer Hermann Conring in Helmstadt zugeschickt und dabei dem Verfaßer desselben folgendes Zeugnis ausgestellt: „Der Autor ist mir persönlich wohl bekannt. Es ist ein Dr. juris von zweiundzwanzig Jahren, gelehrt, sehr philosophisch gebildet, fleißig, tüchtig und fertig in der Speculation. Er ist ein Mann von großer Gelehrsamkeit, scharfem Urtheil und erstaunlicher Thätigkeit. Er lebt jetzt in Mainz, nicht ohne daß ich mich seiner annehme.“ Der Brief war noch von Frankfurt aus geschrieben und vom 22. April 1668 datirt. Conring hatte nicht geantwortet, aber Boineburg ließ ihm keine Ruhe. Auf sein wiederholtes Drängen um ein Urtheil fragt endlich Conring, wer denn eigentlich dieser Dr. Leibniz sei, und Boineburg, der inzwischen hinlänglich Gelegenheit gehabt hatte, seinen jungen Freund und Schützling nach allen Seiten hin kennen zu lernen, entwirft nun im April 1670 von demselben eine Schilderung, die an Enthusiasmus gränzt. „Er ist ein junger Mann von vierundzwanzig Jahren, schreibt er, aus Leipzig, Dr. juris und gelehrt über alles, was sich nur sagen oder glauben läßt. Die Philosophie versteht er ganz, ein glücklicher Vermittler der alten mit der neuen Philosophie. Er ist Mathematiker, Kenner der Physik, der Medicin, der ganzen Mechanik und lebt ganz in diesen Wißenschaften; er ist arbeitsam und feurig. In der Religion ist er sehr selbstständig, übrigens ein Mitglied eurer (der Lutherischen) Kirche. Die Philosophie des Rechts und was zu bewundern ist, auch die Rechtspraxis steht ihm zu Gebote. Dir ist er mit Liebe und Verehrung zugethan. Er hält sich zu Mainz auf und wohnt bei dem Kürfürstlichen Rath Lasser, mit welchem er für die richtigere Anordnung des Gesetzbuches thätig ist.“ Doch nicht

zufrieden mit einer so günstigen Schilderung, ruhte Boineburg nicht eher, bis Conring selbst mit Leibniz in einen Briefwechsel trat, welcher zeigt, daß auch der bejahrte Polyhistor den jungen, so eben erst auftauchenden Gelehrten zu schätzen anfieng. In einem Briefe Conrings an Leibniz vom 20. Februar 1671 drückt sich jener folgendermaßen aus: „Daß Du des Sporns nicht bedarfst, freut mich. Daß Du aber in Zukunft die im Ueberfluße ausströmende Kraft ein wenig einhalten willst, lobe ich ganz. Denn so ist es: die großen Talente muß man oft weit mehr zurückhalten, als antreiben, damit sie sowohl für ein reiferes Alter die Gesundheit schonen, als auch für ihren Ruf bei der Nachwelt bedacht seien."

Ohne Zweifel wäre es für Leibniz ein großer Gewinn gewesen, wenn er den Vorsatz der Selbstbeschränkung, in welchem der erfahrene Helmstedter Gelehrte ihn zu bestärken suchte, auch ausgeführt hätte. Allein dahin ließ es sein vornehmer Gönner und Bewunderer, Baron von Boineburg, nicht kommen. Er gab dem von ihm entdeckten und hervorgezogenen Universalgenie so viel Gelegenheit und Anreizung zu den verschiedenartigsten Arbeiten, daß Leibniz seine Thätigkeit selten lange Zeit auf einen Gegenstand concentriren konnte, sondern von einer geistigen Thätigkeit zur andern übergehen und nicht selten die verschiedenartigsten Aufgaben zu ein und derselben Zeit angreifen mußte. Für einen Theil dieser Arbeiten und Aufgaben, die er Leibniz übertrug, muß die Nachwelt ihm nur Dank wißen. Doch der bei weiten größere Theil gieng fast ganz in die persönlichen Angelegenheiten des Barons auf, welcher ein so außerordentliches Talent, wie Leibniz es besaß, eben so sehr zu benutzen, als anzuerkennen verstand, und zwar lange Zeit ohne alle äußere Belohnung seiner Mühe. Wir haben eine merkwürdige Denkschrift Leibnizens über dieß sein mehrjähriges Verhältnis zu Boineburg, welche er nach dessen Tode zur Beseitigung gewisser Misverhältnisse und Misverständnisse von Paris aus an die Freiin von Boineburg erlaßen hat. „Man wird nicht in Abrede stellen können, sagt er darin, daß ich erstlich unterschiedliche Verschreibungen, Memoriale, Judiciale und andre Schriften concipirt; daß ich insonderheit eine gewisse, mir nach Düsseldorf mitgegebene Vollmacht verrichtet und in einem von der Familie

geführten Processe nicht anders als ein Advocat gedient und alle Artikel, Wechselschriften und Deductionen aufgesetzt, welche sich noch unter den Acten befinden. Sonst aber kann ich nicht aufzählen, wie oft ich dem Baron über allerhand vorfallende Religions- und Staatsangelegenheiten mein Bedenken schriftlich gegeben habe, dessen er sich am gehörigen Orte bediente; wie oft ich ihm Auszüge aus Anderer Schriften samt meinen Bemerkungen darüber zugestellt; wie oft ich auf sein Begehren Briefe hin und wieder habe abgehn laßen."

Nach dieser mehr allgemeinen Schilderung seiner Thätigkeit für Boineburg hebt Leibniz noch zwei besondere Dienste hervor, die er seinem Gönner mit dankbarer Bereitwilligkeit und Opferwilligkeit geleistet hatte. Der eine bestand in der Abfaßung von allerlei Schriften für Boineburgs Mission an den Polnischen Reichstag, auf die wir später zurückkommen werden, da sie keine geringe litararische Bedeutung gewonnen haben. Diesen schriftstellerischen Arbeiten war der ganze Winter von 1668 auf 69 gewidmet. Der zweite Dienst bestand in einer Arbeit, welche, obwohl sie noch mehr Zeit in Anspruch nahm, niemals zur nähern Kunde der Nachwelt gekommen ist. Es war dieß ein Katalog der sehr zahlreichen Bibliothek des Barons, der nach einer besonderen Erfindung Leibnizens eingerichtet und sehr sorgfältig ausgearbeitet war. Leibniz war mit dieser mühsamen Arbeit besonders während der Polnischen Reise des Barons beschäftigt; denn wie er in einem Memorial an den Kurfürsten vom 22. November 1668 sagt, hatte der Baron ihm bei seiner Abreise die Schlüßel zu seiner Bibliothek gelaßen und ihm deren vollständige Ordnung aufgetragen. So kam denn ein Index zu Stande, welchen er über die ganze Bibliothek des Barons dergestalt verfertigte, daß dergleichen nach seiner eignen Aussage zuvor noch nicht gesehen worden, „maßen alles, wie er hinzusetzt, aufs genauste darin verzeichnet ist, und zwar so, daß über alle Materien die einzelnen davon handelnden Autores zu finden sind und ein einziger Tractat oft an mehr als zehn Orten allegirt wird. Wer die Menge der Bücher und sonderlich die unzähligen kleinen zusammengebundenen Tractate kennt, wird dabei die Größe solcher Arbeit abnehmen können."

Aus diesen Anführungen geht wohl zur Genüge hervor, in wie

mannigfaltiger Weise der Baron von Boineburg die Zeit und Kraft seines Schützlings für sich in Anspruch nahm. Leibniz war kurz gesagt seines vornehmen Gönners Secretair, Gehülfe, Bibliothekar, Advocat und Rathgeber, bald abwechselnd, bald zu gleicher Zeit, nnd legte eine durch nichts zu schwächende Anhänglichkeit an den Baron und dessen Familie an den Tag. Es läßt sich nicht leugnen, daß Leibniz viel mehr für seinen Ruhm und seinen Vortheil hätte wirken können, wenn er mehr Selbstsucht und weniger Selbstverleugnung und Opferwilligkeit beseßen, wenn er mit mehr selbstständiger Zurückhaltung und weniger dankbarem Entgegenkommen die Zumuthungen seines hohen Gönners abgelehnt hätte. Andrerseits konnte die Bildung seines Characters und die Weckung seiner Anlagen durch den täglichen Verkehr mit einem Manne, wie Boineburg, und dadurch, daß er sich nicht nur in dessen Dienst begab, sondern sein Sachwalter und Mitarbeiter wurde, nur gefördert werden. Auch ist es deutlich wahrzunehmen, daß sein Blick sich erweiterte, daß sein Talent einen höheren, freiern Aufschwung nahm, und daß er namentlich anfieng, die politischen Fragen jener Zeit, die Zustände des Reichs und die Lage von ganz Europa in den Kreis seiner Beobachtungen und Betrachtungen zu ziehen. Im täglichen Verkehre mit einem Manne, wie Boineburg, bildete sich Leibniz zu einem Politiker und Staatsmanne heran, der dem Meister bald würdig an die Seite trat. Wir haben aus dieser Zeit „einige politische Gedanken", die auf ein einzelnes Blättchen niedergeschrieben in der neuesten Ausgabe seiner Werke nur zwei Seiten füllen. Allein diese wenigen Zeilen zeigen uns, wie gelehrig der Jünger in die Gedanken und Anschauungen des Meisters eingeht und wie er längst angefangen hat, sich ein politisches Urtheil zu bilden. Ich kann es mir daher auch nicht versagen, einige dieser politischen Gedanken mit wenigen Worten hervorzuheben.

Von Spanien, womit die politische Rundschau beginnt, sagt Leibniz: „Hispani civiliter mortui" (die Spanier sind bürgerlich todt), und es ist noch sehr die Frage, ob der Zustand des Spanischen Volkes selbst heute, wo es so deutliche Lebenszeichen von sich giebt, sich beßer charakterisiren läßt, als Leibniz es mit jenen drei Worten gethan hat. Oesterreich wird mit fünf Worten charakterisirt: „Zu Wien panem et Circenses"

(Brot und Spiele). Doch unterläßt Leibniz es nicht, eine sehr günstige Schilderung von dem neuen Kaiser zu entwerfen, von dem er ersichtlich eine Beßerung des krankenden Reichskörpers erwartet. „Der Kaiser, sagt er, hat mehr als man meint gewonnen, und kann sich furchtbar (formidabilem) machen. Er ist ein frommer Herr, redet perfect Italienisch und Spanisch, hat ein gut Gedächtnis, liest und studirt cum applicatione (mit Fleiß) und kann eine Sache wohl faßen, deutlich und distinct erzählen und wiederholen. Doch pflegt er nicht leicht decisive zu reden (ein entscheidendes Wort zu sprechen). In Gefahren ist er standhaft und generös. Als er an Todes Enden (in agone) lag, fragte er seinen Arzt Dr. Rechberger, was er hoffte, er sollte es rund heraussagen. Dieser antwortete: Allergnädigster Herr, es ist gefährlich; doch nicht ohne Hoffnung. Wohl, sagte der Kaiser mit starker Stimme, thut ihr eur Amt, es hat keine Noth, und von dem Moment an wurde es zusehends je länger je beßer." Ueber Ungarn macht Leibniz einige Bemerkungen, welche eine interessante Geschichtsparallele zur Gegenwart bilden. „Gott hat der Ungarn unmenschliche Consilia gestürzt, sagt er. Sie haben vorgehabt mitten in Deutschland einen Angriff zu thun und alles weit und breit zu massacriren, so groß war ihr Haß. Man sagt, bei den Ungarn seien Briefe von Brandenburg gefunden, incentoria (Brandbriefe). Ungarn kann sich der Kaiser sehr zu Nutz machen; denn alles ist in Ungarn schön und groß. Und wenn der Kaiser das thut, ist er fast so mächtig, als der König in Frankreich." Zu Frankreich übergehend bemerkt der scharfblickende Politiker: „Frankreich hat von keinem Menschen Gewalt zu befahren. Sollte mit Holland nimmermehr brechen, in England den König gegen das Parlament, in Holland den Prinzen gegen die Republik begünstigen, Polen und Kaiser zu einem Türkenkriege durch wirkliche Hülfe realiter aufmuntern, den Türken gegen Polen anhetzen, das Haus Oesterreich zum Succurs ermahnen und unterdessen die Levante angreifen." Endlich macht Leibniz noch eine sehr zutreffende und geistreiche Bemerkung über Brandenburg, die der Geschichtsforscher mehr als einmal im Laufe der Jahrhunderte bestätigt finden dürfte. „Brandenburg, sagt er, marschandirt: wer mir das meiste giebt, dem adhärire ich." Diese Haltung Brandenburgs

im Kriege zwischen Polen und Schweden, welche unserm Politiker eben so wenig klug als ehrenvoll zu sein scheint, giebt ihm dann noch Veranlaßung zu der folgenden pikanten Schlußbemerkung: „Die Neutralen gleichen dem, der im mittelsten Stock wohnt. Der wird nämlich von dem Untersten beraucht und von dem Obersten mit Urin perfundirt.“

In der Zeit, aus welcher diese politischen Gedanken stammen, wurden unserm Leibniz von dem Schwedischen Gesandten Habbeus von Lichtenstern, den er in Frankfurt hatte kennen lernen, und der zu seinen eifrigsten Bewunderern und Lobrednern gehörte, zwei Anträge gemacht. Der eine gieng von dem Herzoge Johann Friedrich von Hannover aus, dem Habbeus erst kürzlich auf einer Durchreise durch Hannover die glänzenden Talente unsers Leibniz angepriesen hatte; der andre kam dagegen von dem regierenden Fürsten von Durlach. Beide Fürsten hatten den Wunsch, den jungen Gelehrten, der so großes Aufsehn machte, für ihre Dienste zu gewinnen. Allein Leibniz lehnte in beiden Fällen ab. Zwar war seine Stellung am Mainzer Hofe noch immer eine provisorische, und es dauerte lange, ehe seine Gaben und Leistungen eine gebührende Anerkennung fanden. Doch hatte Leibniz verschiedene Gründe, die ihn abhielten, dem an ihm ergangenen Rufe Folge zu leisten. Einmal that der Hofrath Dr. Lasser, bei dem er wohnte und zu dem er in ein sehr freundschaftliches Verhältnis getreten zu sein scheint, alles mögliche, um ihn in Mainz zu halten. Sodann hatte Leibniz eben in dieser Zeit den Plan zu einem neuen Unternehmen gefaßt und weiter ausgebildet, von dessen Ausführung er nicht nur großen Nutzen für das gemeine Wohl, sondern auch „anderweitige Ergötzung“, d. h. eine unabhängige, selbstständige und sorgenfreie Stellung hoffte. Er gieng damit um, eine Art periodischer Zeitschrift zu gründen, die er Nucleus librarius semestralis, d. h. halbjähriger Bücherkern, nennen wollte und wozu er ein Kaiserliches Privilegium zu erlangen hoffte. Nicht blos Leibniz selbst, sondern auch sein Patron, Herr von Boineburg, verfolgte diesen Plan mit großer Ausdauer mehre Jahre hindurch, und der neuste Herausgeber von Leibnizens Werken hat nicht weniger als 21 bis dahin unbekannte Schriftstücke ans Licht gezogen, welche sich alle auf diesen großartigen Plan beziehen, der von seinem Urheber

immer mehr erweitert wurde. Schon daraus geht hervor, wie viel Zeit und Kraft Leibniz auch auf diese Sache verwandt hat. Leider scheiterte der Plan, wie so mancher andre, weil das Kaiserliche Privilegium hartnäckig versagt wurde. Dennoch lohnt es sich der Mühe, auf dieß journalistische Unternehmen etwas näher einzugehn, weil schon hier jene practisch-realistische Tendenz hervortaucht, welche später bei Leibniz immer mehr die Ueberhand gewinnt und besonders in seinen verschiedenen Denkschriften über die Errichtung gelehrter Gesellschaften weiter ausgebildet wird.

Zweierlei war es, was unserm Leibniz die erste Anregung zu dem fraglichen Plane gegeben hatte, nämlich seine Beschäftigung mit der Bibliothek des Baron von Boineburg und die Bekanntschaft, die er einige Zeit vorher mit dem Deutschen Buchhandel in Frankfurt gemacht hatte. Frankfurt war damals neben Leipzig die Hauptempore für diesen Handelszweig. Zweimal im Jahre wurde hier eine große Menge neuer Bücher, die sich auf mehre Hunderte belief, auf den Markt gebracht, nämlich zur Oster- und Herbstmesse. Die Titel der neu erschienenen Werke wurden dann jedesmal in einen Katalog gebracht, der aber nichts enthielt, als eben eine dürre Aufzählung der Titel. Leibniz kam nun auf den Gedanken, eine wißenschaftliche Zeitschrift zu gründen, welche halbjährlich unmittelbar nach der Messe erscheinen und nicht nur nach Art eines Katalogs die neuen literarischen Erscheinungen verzeichnen, sondern sie auch kurz besprechen sollte, wenigstens in der Art, daß der Zweck, der Inhalt und die denkwürdigsten Sachen, also der Kern eines jeden Buches, hervorgehoben würde. Daher der auf den ersten Blick etwas auffallende Titel „halbjährlicher Bücherkern".

Leibniz suchte nun den Plan seinen „Semestria", wie er auch sein Unternehmen nannte, dadurch zu verwirklichen, daß er sich in einem exposé vom Jahre 1668 an den Kurfürsten wandte und diesem den Vorschlag machte, die ganze „Direction des Deutschen Bücherwesens" an Kurmainz zu ziehen. In diesem exposé erzählt er zuerst, daß die beiden Kaiserlichen Commissarien in Frankfurt, welche die Aufsicht über das dortige Bücherwesen hatten, in Streit gerathen wären und sogar einen Injurienproceß mit einander angefangen hätten. Darüber hätten sie ihr Amt der Art vernach-

läßigt und in Verachtung gebracht, daß man in Wien geneigt sei, diese Sache dem Kurfürsten von Mainz als dem Erzkanzler zu übertragen, und zwar dergestalt, daß das fragliche Amt mit dem Mainzischen Hofrathscollegio verbunden und einer bestimmten Person aus dessen Mitte aufgetragen werden sollte. Würde auf diese Weise die Oberdirection des ganzen Deutschen Bücherwesens an Kurmainz gezogen — so lautet nun Leibnizens Auseinandersetzung weiter — so würde der Erzkanzler eine gewisse Censur üben und dadurch großen Einfluß gewinnen. Er würde dann im Stande sein, solche Schriften, welche gegen die Religion, die geistlichen Fürsten und das Reich gerichtet wären, mehr und mehr einzuspannen, den Buchführern, oder wie man jetzt sagt Buchhändlern, und Buchdruckern gewisse Maße vorzuschreiben und das ganze Deutsche Bücherwesen unter seine Leitung zu bringen, woran offenbar mehr gelegen sei, als an der Inspection über die Keßelflicker, welche die Pfalz sich zugeeignet habe. Da die Gemüther in Wien, wie er es aus dem vertrauten Schreiben eines guten Freundes ersehn, diesem Plane sehr geneigt seien, so gelte es, das Eisen zu schmieden, ehe es erkalte.

Leibniz setzt dann weiter aus einander, daß es sich hier nicht bloß um Bücherprivilegien handele, worauf die Kaiserlichen Commissarien bisher fast ausschließlich ihr Augenmerk gerichtet hätten, sondern das neue, dem Erzkanzler zu übertragende Commissariat solle die ganze Aufsicht über das das Deutsche Bücherwesen umfaßen, so viel der Bücher durch den Druck veröffentlicht würden. Sei auch das Commissariat zunächst nur auf Frankfurt gerichtet, weil hier der Hauptmarkt für den Deutschen Buchhandel sei, so sei dieß etwas zufälliges. Die Aufsicht laße sich allmälig über ganz Deutschland ausdehnen, und die Nähe von Frankfurt mache es dem Kurfürsten von Mainz leicht, die Sache in die Hand zu nehmen. Die Einführung einer gewissen Censur sei aber durchaus nöthig, damit nichts schädliches verbreitet werde; denn ein paar Bücher könnten großen Schaden anrichten. Schon von diesem Gesichtspunkte aus sei die Sache empfehlenswerth, zu geschweigen, wie viele dem gemeinen Besten nützliche, ja nöthige Dinge, Ordnungen und Anstalten in Betreff der Bücher, Schriftsteller, Buchhändler, Correctoren, Buchdrucker und überhaupt in

Betreff der Studien durch des Kurfürsten Autorität eingeführt werden könnten.

Diese Gedanken, welche zuerst in dem für den Kurfürsten bestimmten exposé auftauchen, werden dann von Leibniz weiter verfolgt und vervollständigt in einer kleinen Abhandlung vom Jahre 1668, welche die Ueberschrift trägt: „Meditationen über die beste Art, das Bücherwesen zu reformiren." Gestatten Sie mir, auch aus dieser Schrift einige Sätze hervorzuheben.

„Der Kurfürst, sagt Leibniz, möge zwei Subdelegaten anstellen, einen von der Römisch katholischen und einen von der Augsburgschen Confession. Um der Leipziger Messe willen setze er sich auch mit dem Kurfürsten von Sachsen in Verbindung. Sodann laße er eine Bücherordnung abfaßen und auf dem Reichstage approbiren. Um der Sache einen festen Grund zu geben, gründe er eine Gesellschaft von Gelehrten, deren Director er selber ist. Diese Gesellschaft mache es sich zur Aufgabe, eine Correspondenz mit allen Deutschen Gelehrten zu unterhalten, eine allgemeine Bibliothek zu gründen, allgemeine Indices zu verfertigen und mit den gelehrten Gesellschaften des Auslandes Verbindungen anzuknüpfen. Zur Besoldung der Mitglieder dieser Societät, welche in Frankfurt regelmäßige Versammlungen abzuhalten hat, werde eine Papiersteuer eingerichtet, deren eine Hälfte dem Fürsten, in dessen Territorio sie erhoben wird, deren andre Hälfte der Gesellschaft zufließt. Von dieser Steuer, welche nur die reicheren Stände trifft, sei niemand ausgenommen, nicht einmal der Kurfürst oder einer der Minister. Denn wie der Kurfürst von Mainz das Brückengeld zahlt, so unterwerfe er sich auch der Papiersteuer, welche ihm das Hundertfache von dem einträgt, was er dafür ausgiebt, und außerdem noch den großen Vortheil bringt, daß dadurch der Vielschreiberei (scribacitas) gesteuert wird. Da das Bücherwesen sehr im Argen liegt — das Beste bleibt ungedruckt, dagegen wird viel schlechtes, noch mehr überflüßiges und alles confuse gedruckt — so sind Mittel zu ergreifen, durch welche der Druck und die Verbreitung schlechter Bücher verhindert, überflüßiger erschwert, guter befördert wird. Es werde kein Buch gedruckt, in welchem der Autor nicht an einer bestimmten Stelle anzeigt, was für einen bis dahin noch unbekannten Nutzen es dem Gemeinwesen bringt.

Das wird viele von der Abfaßung thörichter Bücher abhalten. Es unterstehe sich ferner kein Drucker, ein Buch zu drucken, es habe denn die Censur passirt. Die Censur, welche von der nächsten Universität zu handhaben ist, bestehe darin, daß ein Buch nichts gegen Frömmigkeit und gute Sitten enthalten darf."

Diese Vorschläge zeigen uns, was für weitgreifende Gedanken in dem Kopfe des jungen Gelehrten ausgebrütet wurden, welche sich dann zu immer höheren und umfaßenderen Entwürfen ausgestalteten. Wir sehen daraus, daß er auch der Vater der Censur genannt zu werden verdient, welche er anfangs dem Erzkanzler, nachher den Universitäten übertragen wißen will. Leibniz ahnte damals wohl nicht, welche Geistesfessel aus der Censur gemacht werden kann; dagegen hatte er eine sehr bestimmte Ahnung von der Flut des Verderbens, welches durch eine zügellose Presse schon damals hineinzubrechen drohte. Er kannte die Neigungen des Volks nur zu gut und wußte, daß von dem Gedruckten nur das Unbedeutende, Lächerliche und besonders das Schädliche verkauft wurde, daß dagegen die besten Bücher unverkauft liegen blieben. Daher sann er auf ein wirksames Mittel, diesem Unwesen zu steuern, und glaubte es in der Censur gefunden zu haben. Der Liberalismus unsrer Tage hat dieses Mittel verworfen und die Censur als eine unerträgliche Geistesfessel verurtheilt. Dagegen hat unsre Zeit viele von den Gedanken, die Leibniz hier und in unzähligen ähnlichen Denkschriften zuerst ausgesprochen, adoptirt und manchen Plan ausgeführt, der von Leibniz zuerst entworfen wurde, ohne daß es ihm vergönnt gewesen wäre, dessen Ausführung zu sehen.

Leibniz hatte sich mit seinen Vorschlägen zunächst an den Kurfürsten gewandt, der aber nicht darauf eingegangen zu sein scheint, wie schon daraus hervorgeht, daß Leibniz in seinen Meditationen die Censur nicht mehr dem Erzkanzler, sondern den Universitäten übertragen wißen will. Da er bei dem Erzkanzler kein Gehör findet, so trennt er sein Interesse von dem seines Herrn und wendet sich in einer Eingabe vom 22. October 1668 unmittelbar an des Kaisers Majestät mit der Bitte, ihm auf den beabsichtigten Nucleus librarius semestralis ein immerwährendes Privilegium für sich und die Seinen zu ertheilen. Er legt dem Kaiser seinen ganzen Plan ausführlich dar und

fügt seiner Supplication gleich eine Probe der Besprechung von zehn der besten, in der letzten Herbstmesse herausgekommenen Bücher bei. Leibniz hegt die feste Hoffnung, daß der Kaiser ihm das erbetene Privilegium gewähren werde. Gleichwohl wendet er sich vier Wochen später wieder mit einem Memorial an den Kurfürsten und bittet diesen, sein Vorhaben dem Kaiser zu empfehlen.

Inzwischen erweitert er den Plan seines Nucleus librarius zu einer halbjährigen Literaturzeitung (Semestria literaria), welche in zwei bis drei Quartbänden bestehn soll. Darin sollen erscheinen Berichte von allerhand Erfindungen, Bedenken, Anmerkungen und andern schönen, nützlichen und neuen Gedanken, so von den Autoren zu gemeinem Besten mitgetheilt werden möchten. Sodann ein Bericht über die neuherausgekommenen Bücher, womit ein Nachweisungsbüreau verbunden werden soll für junge Leute, die keinen Verleger finden können, ein bureau d'adresse général des gens de lettres. Ferner sollen Auszüge gebracht werden aus alten guten Büchern, um so einen Generalextract aller Bücher festzustellen, weil bei der unsäglichen Menge der Bücher das Beste vor dem Schlechten nicht mehr zu finden ist. Auch soll die Zeitschrift eine Niederlage bilden für Manuscripte, Briefe, nachgelaßene Dissertationen und andre Cimelia literaria (literarische Kostbarkeiten), zu denen namentlich selten gewordene Bücher gezählt werden. Sodann soll eine genaue Beschreibung alles dessen gegeben werden, was noch nicht genugsam bekannt ist, als da sind Künste, Wißenschaften, Reisen, Begebenheiten, Kriegsstratageme, Kriegs- und Friedensactionen, Rechte, Gewohnheiten, Kunststücke, Kunstspiele, Antiquitäten, Raritäten, Kräuter, Thiere, Instrumente, Maschinen, Professionen, Handtierungen, Handwerke und dergleichen. Durch genaue General- und Particular-Register sollen die Semestria literaria zu einer Schatzkammer des gesammten menschlichen Wißens gemacht werden. So soll die ganze menschliche Erfahrung zu Papier gebracht und der Grund zu einer Encyclopaedia perfecta gelegt werden. Zugegeben werden soll ein Atlas universalis, der eine Menge von Tafeln, Figuren, illuminirter Zeichnungen und Abrißen enthalten soll. Wenn dieß alles zu Werk gerichtet ist, so bleibt nichts anders übrig, als daß die hohe Obrigkeit gute Anstalt mache zu fleißiger

Aufzeichnung aller sich begebender Denkwürdigkeiten, zu Untersuchung der Natur, Erziehung der Jugend, Ermunterung der Gemüther und Herbeischaffung aller Lehrmittel, als da sind Schulen, Universitäten, Academien, Collegien, Societäten, Orden, Observatorien, Laboratorien, Bergwerke, Werkstätten, Bibliotheken, Kunstcabinette, Raritäten-Kammern, Gärten, Thiergärten, Fischereien, Zeughäuser, Hospitäler, und andre dergleichen Fundgruben menschlicher Wißenschaft. Alles was nun dergestalt durch Fleiß und Glück Tag für Tag entdeckt wird, soll in die Semestralia aufgenommen und endlich jedes an seinem Orte in die allgemeine Encyclopädie eingetragen werden.

Leibniz verhehlt sich die Schwierigkeiten eines so großartigen Unternehmens nicht. Allein gleichwie die Berge mit Körben endlich durch wiederholte Arbeit zu versetzen sind, so kann auch dieß große Werk, wenn es unter viele Jahre und Menschen vertheilt wird, endlich gehoben werden. Sollte nun auch in dem laufenden Jahrhunderte nicht alles zur Vollkommenheit gebracht werden können, so hält es Leibniz doch für die Schuldigkeit seiner Zeitgenoßen, das Werk nicht länger zu verschieben, sondern dasselbe in Angriff zu nehmen und in Gang zu bringen, daß es sich endlich selbst durch seinen eignen Lauf werde vollenden können. „Gleichwohl aber möchte ich wünschen, setzt er hinzu, daß wir selbst unsrer Arbeit Ausgang erleben und die Früchte der Bäume, so wir pflanzen, genießen möchten. Welches auch wohl geschehen könnte, wenn hohe Persouen nicht nur des menschlichen Geschlechts, sondern auch ihre eigne Wohlfahrt genugsam bedenken möchten.“

Leibniz fand nun wenigstens eine hohe Person, die sich seines großartigen Projectes mit Begeisterung annahm, das war sein Freund, Gönner und Bewunderer, der Baron von Boineburg. Dieser versuchte alles mögliche, um seinen Günstling in Wien zu empfehlen, und Leibniz selbst schrieb einen Brief nach dem andern und eine Denkschrift nach der andern. Allein Boineburgs Name war am Kaiserlichen Hofe keine Empfehlung. Dazu war man in Wien freisinniger, als unser Leibniz. Man antwortete ihm: die Sache sehe dem magisterium sacri palatii in Rom zu ähnlich, und ein Privilegium würde nur dazu dienen, solche Ingenia, welche mit ähnlichen Unternehmungen umgiengen, zu unterdrücken. Leibniz möge die Sache auch ohne Privilegium

getrost in Angriff nehmen; fände sie dann Anklang, so würde sich das Weitere finden. Leibniz widerlegte nun alle Einwendungen, die ihm von Wien aus gemacht waren, in neuen Briefen und Eingaben und erwiederte: er sei anfangs allerdings Willens gewesen, das Werk auch ohne Privilegium anzugreifen; allein gute Freunde hätten ihm abgerathen. Denn wenn er seine Invention erst bekannt gemacht, ehe er festen Fuß gefaßt und gewissen Schutz gefunden hätte, so würden sich hundert Andre finden, die seinem Unternehmen den größten Eintrag thäten.

Leibniz wandte sich daher unterm 18. November 1669 mit einer zweiten, meisterhaft abgefaßten Supplication unmittelbar an den Kaiser und wiederholte seine Bitte um ein Privilegium. Auch diese zweite Eingabe hatte keinen Erfolg, und die Herausgabe der Zeitschrift mußte unterbleiben. Allein Leibniz gab darum seinen Plan nicht auf. Vielmehr haben wir aus den nächsten Jahren (1660—72) zwei Pläne zu Societäten, welche nichts anderes sind, als eine Erweiterung des Gedankens, der in dem Plane der Semestria sich bereits auf verschiedene Weise kund gegeben hatte. Dieser Gedanke schwillt hier riesenhaft empor und wird nach allen Seiten hin ausgeführt und durchgearbeitet. Die Grundidee ist die einer Genoßenschaft, welche mit vereinten Kräften das ganze ungeheure Gebiet des Wißens anbauen, ordnen und beherrschen soll. Hat auch die Wirklichkeit des praktischen Lebens den idealen Flug dieser Entwürfe zurückgewiesen, so taucht doch jene Grundidee bei Leibniz in den verschiedensten Lebenslagen immer aufs neue wieder empor und sucht zur Förderung des Gemeinwohls immer neue Gestalt zu gewinnen.

So sah denn Leibniz die Hoffnung, sich auf literarischem Wege eine selbstständige und unabhängige Stellung zu begründen, durch Versagung des Kaiserlichen Privilegiums vereitelt. Doch sollte seine Beharrlichkeit und Ausdauer auf andre Weise wenigstens in etwas belohnt werden. Im Jahre 1670 wurde er, damals kaum vierundzwanzig Jahr alt, als ordentlicher Rath am Kurfürstlichen Ober-Revisions-Collegio angestellt, welches das höchste Tribunal des Erzbisthums war und das jus de non appellando hatte. Leibniz hatte nun wenigstens eine feste Stellung gewonnen

und konnte sorgenfrei in die Zukunft sehen. Daß er Protestant war, mochte ihm viele Gegner und Neider unter den katholischen Hofleuten erwecken. Ja, es waren darüber sogar nach seiner Vaterstadt Leipzig so schlimme Gerüchte gedrungen, daß die Seinigen sich große Sorge um ihn machten. Jedoch seine enge Verbindung mit dem Baron v. Boineburg, dessen Ansehn und Einfluß in Mainz wieder sehr hoch gestiegen waren, trug dazu bei, daß auch Leibnizens Ansehn bei den höchsten Männern im Staate sich immer mehr befestigte und sein Ruf sich immer mehr verbreitete.

Dritte Vorlesung.

Schriftstellerische Thätigkeit in Mainz.

H. V. Wir haben in der ersten Vorlesung Leibnizens Jugendgeschichte und Bildungsgang betrachtet und in der zweiten ihn während seiner Wanderjahre begleitet. Wir haben gehört, wie er als zwanzigjähriger Magister seinen ersten Ausflug nach Altorf machte, um sich hier den Doctorhut zu holen und seine ersten öffentlichen Triumphe zu feiern; wie er in Nürnberg sich kurze Zeit an dem reichsstädtischen Wesen erfreute und an der Rosenkreuzerei sich ergötzte; wie er dann, durch ein günstiges Geschick mit dem Baron von Boineburg zusammengeführt, von diesem bewogen wurde, nach Frankfurt überzusiedeln, und endlich, wie er von hier seine Blicke und dann auch seine Schritte nach dem nahen Hofe des Kurfürsten von Mainz richtete.

In Mainz schließen sich die Wanderjahre unsers Leibniz; denn wenn er später auch noch eine längere Reise ins Ausland machte, so schweifte er doch nicht mehr planlos und fessellos ins Weite, sondern es waren bestimmte Zwecke, politische Aufträge und diplomatische Missionen, die ihn nach Paris und London führten.

Zwar auch in Mainz ist Leibniz noch lange nicht am Ziele seines Strebens angelangt. Es ist nur ein Uebergangspunkt, bei dem die Entwicklung seines äußern und innern Lebens angekommen ist; aber es ist doch ein vorläufiger Ruhepunkt erreicht. Leibniz hat ein öffentliches Amt angetreten; er ist Rath an der Revisionskammer geworden und hat fürstliche Dienste genommen. Damit ist wenigstens ein vorläufiger Abschluß seiner Wanderjahre gegeben, und die gährende Unruhe und Bewegung seines Geistes ist zu einem Stillstand gekommen, welcher es ihm gestattet, seine Gedanken zu sammeln und schriftlich zu fixiren. Leibniz tritt in Mainz zuerst als Schriftsteller auf.

Man hat die hochbegabten Geister, deren Blick hinausreicht über ihre Zeit, verglichen mit den schneebedeckten Gipfeln der Alpen, die zuerst vom Strahle der aufsteigenden Sonne getroffen werden. Sie glühen und leuchten und verkünden den nahenden Tag, während die Thäler tief unten und die ferne Ebene noch von Nacht bedeckt sind. Das Alpenglühen der Riesengeister wird nirgends beßer angeschaut, als in ihren Schriften.

Werfen wir also heute einen kurzen Blick auf die schriftstellerische Thätigkeit, welche Leibniz während seiner Mainzischen Periode entfaltete. Es sind politische, theologische und philosophische Schriften, die wir zu verzeichnen haben. Wir stellen die politischen darum voran, weil sie die wichtigste Seite seiner Mainzischen Wirksamkeit bezeichnen. Leibniz ist in Mainz Politiker, Staatsmann geworden, und das Hauptziel, das er mit Boineburg verfolgt, ist die Sicherheit des Deutschen Reiches, bedingt durch das Europäische Gleichgewicht. Die Mächte, welche dieses Gleichgewicht bedrohen, sind im Westen Frankreich, im Osten Rußland und die Türkei. Es wird sich also darum handeln, im Interesse der Deutschen Sicherheit nach beiden Seiten hin die richtige Schutzwehr zu finden. In diese Aufgabe vertieft sich Leibniz mit einem Eifer, welchem sein erfinderischer Verstand sehr zu statten kommt und welcher seiner patriotischen Gesinnung alle Ehre macht. Von diesem Gesichtspunkte aus sind seine Mainzischen Staatsschriften zu beurtheilen.

Die erste Schrift, welche hier in Betracht kommt, ist eine Denkschrift zur Polnischen Königswahl. Das Factum, welches dazu Veranlaßung gab, ist folgendes. Johann Casimir von Polen war freiwillig vom Throne gestiegen. Unter den Bewerbern um die erledigte Krone war auch ein Deutscher Fürst, der Pfalzgraf Philipp Wilhelm von Neuburg. Oesterreich und Frankreich sind ihm entgegen, weil beide Mächte einen eignen Candidaten aufgestellt haben, Frankreich den Prinzen Condé und Oesterreich den Prinzen Karl von Lothringen. Aber der Kurfürst von Brandenburg steht auf der Seite des Pfalzgrafen von Neuburg, und um der Bewerbung desselben Nachdruck zu verschaffen, wünscht er, daß die Sache seines Candidaten auf dem Polnischen Reichstage durch einen Gesandten vertreten werde, der durch Geltung und Talent den Gegnern gewachsen ist.

Die Blicke richteten sich auf Boineburg, der, auch als Privatmann der Rathgeber der Deutschen Fürsten, allgemein in hohem Ansehn stand und noch immer ohne amtliche Stellung in Mainz wohnte. Die Aufgabe, um die es sich handelte, war schwierig, aber lohnend und lockend. Boineburg unterzog sich derselben und gieng im März 1669 zur Königswahl nach Warschau. Es war seine letzte diplomatische Mission, und Leibniz, sein Schützling, der inzwischen sein ebenbürtiger Mitarbeiter geworden war, mußte ihm dabei hülfreich zur Seite stehn und ihm insonderheit seine Feder leihen. Leibniz hat in dieser Angelegenheit mehrfach für den Baron die Feder geführt. In einem Briefe an Orban sagt er: „Multa a me conscripta sunt", es ist vieles von mir geschrieben, nämlich in Beziehung auf die Polnische Königswahl. Die Hauptarbeit ist sein Specimen demonstrationum politicarum pro eligendo rege Polonorum, novo scribendi genere ad claram certitudinem exactum, zu Deutsch: Eine Probe politischer Beweise, die zum Behuf der Polnischen Königswahl geführt und durch eine neue Methode der Darstellung zur klaren Gewissheit gebracht sind. Diese Schrift, welche Boineburgs Wirksamkeit auf dem Reichstage in Warschau unterstützen sollte, gab alle Motive an die Hand, welche für die Wahl des Pfalzgrafen von Neuburg sprachen. Diese Motive sind aus dem Standpunkte eines Polnischen katholischen Edelmanns entwickelt. Daher nennt der Verfaßer der Schrift sich auf dem Titel derselben Georgius Ulicovius Lituanus, indem er durch die Anfangsbuchstaben dieses Polnischen Namens G, U oder W, und L die Initialen des wirklichen Verfaßers andeutet, bezeichnet Wilna als Druckort und giebt die falsche Jahreszahl 1659 an, damit die Schrift schon zehn Jahre alt und darum der Tagesfrage und den Wahlumtrieben gegenüber vollkommen unparteiisch erscheine. In Wirklichkeit wurde die Schrift im Frühjahre 1669 in Danzig gedruckt. Wir haben es hier mit Leibnizens erster Staatsschrift zu thun, und wir dürfen von vornherein annehmen, daß er seine Aufgabe glänzend gelöst habe. Er wußte die Rolle eines Polnischen Edelmanns so täuschend durchzuführen, daß niemand die diplomatische List ahnte. Der Verfaßer blieb völlig unbekannt. Selbst der Pfalzgraf, für welchen Leibniz in die Schranken trat, hat den Namen des verkappten Autors

nie erfahren, und erst vierzig Jahre später, als das Pfälzische Haus längst zur Kurwürde gelangt war, hat Leibniz sich demselben bei schicklicher Gelegenheit als Verfaßer des Specimen demonstrationum politicarum*) entdeckt.

In dem charakteristischen Titel der Schrift heißt es, daß die hier geführten Beweise durch eine neue Methode der Darstellung zur klaren Gewissheit gebracht seien. Und in der That ist diese Schrift der erste Versuch, die Methode der mathematischen Demonstration von der Philosophie und dem Naturrechte, wo sie bislang üblich waren, auf eine politische Frage zu übertragen. Leibniz empfiehlt nicht nur die Wahl des Pfalzgrafen, sondern er beweist deren Nothwendigkeit im Interesse Polens mit mathematischer Evidenz. Es wird alles in dieser Schrift, bis auf das Kleinste, „more geometrico" (in geometrischer Weise) demonstrirt. Die Reihenfolge der sechzig Propositionen schreitet vorwärts in streng synthetischer Ordnung und spitzt sich immer genauer zu, je näher sie dem Ziele kommt. Der erste Satz bestimmt den allgemeinen Begriff und Zweck des Polnischen Reiches, der letzte Schluß folgert aus allem Vorhergehenden, daß in dem gegebenen Falle die Wahl des Pfalzgrafen zum Könige unerläßlich sei. Ich kann es mir nicht versagen, Ihnen ein Beispiel der Schreibart und Methode dieser merkwürdigen Denkschrift zu geben, und wähle dazu die sechszehnte Proposition, welche den Satz aufstellt: Die demokratische Staatsform ist in Polen unmöglich. Dieser Satz wird in folgender Weise durchgeführt: Die Demokratie ist diejenige Staatsform, in welcher die höchste Gewalt beim Volke ist. Das Volk ist die Summe der Bürger. Bürger sind alle, die an der Regierung Theil nehmen oder Theil nehmen würden, wenn die Regierungsgewalt nicht anderweitig übertragen worden. Die Polnischen Bürger sind die Edelleute. In einer Polnischen Demokratie müßte daher die Ausübung der höchsten Gewalt bei den Edelleuten sein. Also müßten diese in der Lage sein, sich jeden Augenblick gemein-

*) In einer Schrift vom 2. October 1704, in welcher Leibniz den Gedanken einer Societät in Wien anregt, heißt es: „Ich habe das Glück gehabt, dem Durchlauchtigsten Kurfürstlichen Hause Pfalzneuburgischer Linie bereits in meiner Jugend einige obschon geringfügige Dienste zu leisten" u. s. w. S. Klopp I., Seite 331 und Einleitung XXV.



schaftlich zu berathen. Zu diesem Zwecke müßten sie sofort zusammenkommen können. Es müßte möglich sein, daß solche Versammlungen auf der Stelle stattfänden. Dieß aber ist bei der ungeheuren Anzahl der Polnischen Edelleute nicht möglich. Daher ist die demokratische Staatsform in Polen praktisch unmöglich." So die Demonstration des sechszehnten Satzes, in welcher wir sogleich den logisch und methodisch geschulten Philosophen wiedererkennen, als welcher uns Leibniz von der Schule und Universität her bekannt ist. Es giebt wohl keine zweite politische Denk- und Gelegenheitsschrift, die gleich dieser wie ein mathematisches Lehrbuch verfaßt wäre. Leibniz selbst sagt in dieser Beziehung von dieser seiner Probe politischer Beweise: „Ich entnehme die Form der Verbindung der Sätze von den Mathematikern, welche fast allein von allen Sterblichen nichts sagen, was sie nicht beweisen. Der Faden meiner Darlegung besteht in einer ununterbrochenen Kette von Schlüßen, die an einander hängen durch die Ringe der Propositionen. Ich wage zu behaupten, daß ich zuerst so schreibe. Denn selbst nicht die Geometer halten diese Strenge der Beweisführung fest, da ja die Evidenz des Gegenstandes manche Worte überflüßig macht."

In der That ist das Leibnizische Memorial zur Polnischen Königswahl in dieser Beziehung einzig in seiner Art und darum doppelt merkwürdig. Dazu kommt, daß Leibniz in der Hauptsache mit einem Feuer der Begeisterung spricht, welches auch den kältesten Leser zu entzünden geeignet ist. Daß er sich anheischig macht, die Unfehlbarkeit des katholischen Dogma nachzuweisen, gehört natürlich zu der von ihm übernommen Rolle eines bigotten Polnischen Edelmanns. Ungewiss des nächsten praktischen Erfolges seiner Schrift scheint Leibniz sich in derselben wenigstens ein wißenschaftliches Denkmal haben setzen zu wollen. Denn wir sehen ihn schon hier, wie auch später bei ähnlichen Arbeiten, mit dem nächsten beschränkten Zwecke seiner Betrachtungen allgemeinere Gesichtspunkte von der größten Tragweite verbinden. Die schon hier eingeschalteten Propositionen aus der Lehre vom Naturrechte und manche Begriffe aus der Moral und Politik waren es, welche unserm Leibniz selbst diese Schrift noch im Alter werth machten.

Doch wir müßen noch einmal zu dem Hauptinhalte der Schrift zurückkehren, um zu zeigen, mit welcher logischen Schärfe und unerbittlichen Consequenz Leibniz sein Ziel, die Wahl des Pfalzgrafen, verfolgt. In der vierzigsten Proposition demonstrirt Leibniz die persönlichen Eigenschaften, die der zu wählende König haben muß: Erfahren, der Lateinischen Sprache kundig, (nicht eben so nothwendig der Polnischen), kein Knabe, rüstig an Körperkraft, noch klüger an Geist, reif an Jahren, geduldig und leutselig, friedliebend, nicht kriegerisch gesinnt, keiner Familie angehörig, die Unruhen stiftet, nicht gewaltthätig gegenüber den Parteien, nicht gewöhnt an despotisches Regiment, wahrhaft wohlwollend, dem christlichen Europa willkommen; er darf Polen nie verletzt haben, keinem Staate feind sein, kein Gegenstand vielseitiger Abneigung, nicht mächtig, auch nicht Freund fremder Machthaber, keiner der benachbarten Fürsten, auch kein armer Fürst, noch weniger Unterthan eines Andern, nicht gestützt auf fremde Hülfe, nicht durch persönliche Verpflichtungen an irgend jemand gebunden, nicht Herrscher eines andern Reichs u. s. w. Auf Grundlage dieser Sätze wird dann in dem Folgenden die Person des zu wählenden Königs bestimmt. Es wird zunächst gezeigt, warum die Wahl absehen muß von den einheimischen Geschlechtern der Jagellonen und Piasten. So bleibt nur ein auswärtiger Fürst übrig. Hier handelt es sich darum, den Französischen, Oesterreichischen und Russischen Einflüßen entgegenzutreten; denn auch Russland hatte in der Person des Russischen Thronerben einen Candidaten aufgestellt. Es wird in den letzten Schlußfolgerungen gezeigt, warum auf dem Polnischen Königsthrone kein Condé, kein Lotharinger, kein Russe sitzen darf, weshalb denn viertens die Wahl des Neuburger als die zweckmäßigste und allein wünschenswerthe erscheint. Der zu wählende König muß Römischkatholisch sein: damit ist die Wahl des Russen ausgeschloßen. Er darf kein fremdes Königreich haben: damit sind unmittelbar das Haus Romanow, mittelbar die Condés und Lotharinger ausgeschloßen. Er darf kein mächtiger Nachbar sein: also weder Russe, noch Lotharinger. Er darf weder dem Hause Oesterreich, noch dem Hause Bourbon angehören: also weder Lothariuger noch Condé. Man sieht mit einem gewissen Behagen diesem Spiele der Gedanken zu, wobei der

geschulte Denker durch methodische Ausschließung so vieler möglicher Fälle die Sache in die Enge treibt, und indem er auf diesem Wege den einzig möglichen Fall zu gewinnen sucht, sich seinem Ziele immer mehr nähert. Nachdem alle Bedingungen und Motive zu einer zweckmäßigen Königswahl in Polen Schritt für Schritt dargethan und bewiesen sind, wird zuletzt gezeigt, daß unter diese Bedingungen die einheimischen Bewerber nicht fallen, von den auswärtigen aber die Russischen, Französischen und Oesterreichischen Bewerber jenen Bedingungen widerstreiten, wogegen der Pfalzgraf von Neuburg denselben am meisten entspricht.

Am schärfsten verfährt die Denkschrift in der Ausschließung des Russischen Bewerbers, und hier tritt der von uns vorhin angedeutete Deutschnationale Standpunkt ihres Verfaßers zu Tage. Die Wahl eines Russen würde nicht nur die Sicherheit des Polnischen, sondern auch des Deutschen Reiches bedrohen, und darum wird sie von dem Deutschen Patrioten mit doppeltem Eifer bekämpft. Sobald Leibniz diesen Punkt berührt, kommt unwillkührlich in seine mathematische Beweisführung eine feurige Beredsamkeit, die fast geeignet ist, ihm den Vorwurf zuzuziehn, daß er seine Maske zu weit lüftet und aus der Rolle eines Polnischen Edelmannes herausfällt. Nachdem er auf die Gefahren aufmerksam gemacht, die ein Russischer Polenkönig unfehlbar dem Polnischen Reiche selbst bringt, geht er weiter dazu über, zu zeigen, wie gefahrdrohend eine solche Königswahl für den Zustand von ganz Europa sein würde, und fährt dann, immer unter der Maske eines Polnischen Edelmanns, so fort: „Glauben wir etwa, daß die übrigen Völker der Christenheit diesen Zustand ruhig mit ansehn und die Hände in den Schooß legen werden? Wenn sie doch sehen, daß ihnen gegenüber die Türkei sich verdoppelt, daß eine zweite Türkei zur Unterdrückung Europas entsteht, daß Deutschland von der Polnischen Seite her offen ist und den Barbaren der Weg freisteht in das Herz Europas? Dann werden, um den Brand zu löschen, alle herbeiströmen; die benachbarten Völker werden wie mit verhängten Zügeln auf Polen losstürzen; in unsern Ebenen wird zwischen Türken, Russen, Deutschen um die Herrschaft, ja um das Heil gestritten; wir werden das Hindernis der Kämpfenden, die

Beute der Sieger, das Grab aller Nachbarn sein, verachtet von den Barbaren, denen wir uns freiwillig unterworfen haben, ein Greuel der christlichen Völker, die wir durch unsre Thorheit in die höchsten Gefahren gestürzt: so wird Freiheit, Sicherheit, Reichthum, zeitliches und ewiges Wohl zu Grunde gehn."

Es sind wahrhaft prophetische Worte, die Leibniz hier gesprochen hat, wennschon sich dieselben in etwas andrer Weise erfüllt haben, nämlich nicht durch die Wahl des Russischen Thronerben zum Könige von Polen, sondern dadurch, daß der sogenannte große Preußenkönig, der directeste Gegensatz zu unserm Leibniz, der sich nur denken läßt, die Habsucht der Russischen Kaiserin so lange stachelte, bis sie in den Plan der Zerstückelung des unglücklichen Polen einwilligte.

Eine ähnliche Stelle, die fast noch schärfer gegen Rußland auftritt, findet sich in den letzten Schlüßen der Denkschrift, wo Leibniz die Folgen einer Russischen Wahl mit den lebhaftesten Farben folgendermaßen schildert: „Dann werdet ihr die Fabel erleben vom Storch, den die Frösche zum Könige gemacht haben, vom Wolf, der mitten in der Schaafheerde residirt. Ihr werdet sehen, daß es nicht so leicht ist, einen König in Ordnung zu halten, dem aus benachbartem Lande so viele Tausende von Soldaten zu Gebote stehen, der euch schon an sich gewachsen ist, wenn ihr gegen ihn vereinigt seid, der euch aber, gespalten wie ihr seid und zum Theil ihm geneigt, zerreißen wird zum Erbarmen Europas. Aber die benachbarten Völker werden nicht bewegungslos und wie vom Starrkrampf befallen stehen bleiben. Sie werden sehen, um was es sich handelt, nämlich daß die Türkei sich verdoppelt, daß das Bollwerk der Christenheit von den Barbaren genommen wird, daß eine neue Macht sich erhebt zur Unterdrückung Europas. Selbst der Türke wird diese neue Macht fürchten. Von allen Seiten wird man sich aufmachen, bei uns wird der Kampfplatz sein, wo die Türken mit den Russen, die Griechen mit den Lateinern, Europa mit den Barbaren, die Christen mit den Ungläubigen handgemein werden. Wir selbst werden die Pforten geöffnet haben; leicht ist von hier den Scythen der Weg ins Innere Deutschlands; also thun wir, was an uns ist, damit Europa nicht unsern und seinen Untergang zu beklagen habe."

Es ist begreiflich, daß eine Schrift, wie die besprochene, Leibniz den ganzen Winter 1668 beschäftigte. Sie erschien, wie schon bemerkt, im Frühjahre 1669, und bald darauf reiste Boineburg zum Polnischen Reichstage nach Warschau. Die Rede welche er hier hielt, machte einen tiefen Eindruck, und es ist höchst warscheinlich, daß Leibniz an der Abfaßung derselben einen mehr als indirecten Antheil gehabt hatte. Die Uebereinstimmung der Ideen mit denen des Ulicovius Lithuanus ist so augenfällig, daß sogar die Forderung laut geworden ist, sie unter die Werke von Leibniz aufzunehmen. Es ist bekannt, welchen unerwarteten Ausgang die Wahlverhandlungen nahmen: die Polen übergiengen sämtliche Ausländer und wählten einen Piasten aus ihrer Mitte. Leibniz hatte also die Sache seines Candidaten mit weniger Glück als Geschick geführt. Die Polen waren gegen seine zwingendsten Gründe taub geblieben. Dennoch wurde seinen Leistungen die Anerkennung nicht völlig versagt, die ihnen gebührte. Die Ausführung der Schrift wurde bald nach ihrem Erscheinen von den damaligen Meistern der Staatswißenschaft bewundert. Ich will nur zwei Urtheile anführen, die von Zeitgenoßen herrühren, welche unter die ersten Stimmführer in Sachen der Politik zählten, der eine auf dem practischen, der andere auf dem theoretischen Gebiete. Der eine ist Boineburg, einer der ersten Staatsmänner, der andre ist Böcler, einer der ersten Staatsrechtslehrer jener Tage. Boineburg hat die Schrift für ein Meisterstück erklärt und von dem Verfaßer gesagt, er sei „summus summarum rerum actor et tractor“ (der verwickeltsten Fragen geschicktester Schlichter und Richter.) Und Böcler urtheilt im Hinblick auf diese Meinung Boineburgs: „Richtig ist, was er von Ulicovius sagt. Dieser Ulicovius hat alle Motive der Politik des Polnischen Reichs mit einer so ausgezeichneten Methode des Räsonnements und der Beweisführung erforscht, daß es vielleicht kein ähnliches Beispiel giebt.“

Ein Jahr später veröffentlichte Leibniz unter dem Titel Securitas publica eine zweite politische Schrift, welche ein noch allgemeineres Interesse, als die erste, in Anspruch nahm; denn sie behandelte die brennende Tagesfrage jener Zeit, die Sicherstellung des Deutschen Reiches nach außen und innen. Das Interesse an dieser Schrift ist auch heute noch nicht erloschen;

denn sie gewährt uns eine sehr deutliche Einsicht in die damaligen Zustände des Reiches und in die ganze damalige Weltlage. Vergegenwärtigen wir uns denn kurz ihren Inhalt.

Während Leibniz im Osten durch die Erhebung eines Deutschen Fürsten auf den Polnischen Thron eine Schutzmauer gegen Russen und Türken zu errichten bemüht ist, ziehen sich im Westen noch schwärzere Wolken zusammen, welche jeden Augenblick das Verderben über Deutschland auszugießen drohen. Welches sind nun die wirksamen Mittel, um Deutschland gegen Ludwig XIV. und dessen Eroberungspolitik zu schützen? Das ist die große Tagesfrage, welche hier von einem Manne beantwortet wird, dessen Herz warm für sein Deutsches Vaterland schlägt.

Die Abfaßung dieser Schrift fällt zwischen den Aachener Frieden 1668 und den Ausbruch des Französisch-Holländischen Krieges 1672. Ludwig XIV. hatte nach dem Tode seines Schwiegervaters, Philipps IV. von Spanien, die Reihe seiner eroberungssüchtigen Kriege mit der Wegnahme eines Theils der Spanischen Niederlande im Jahre 1667 begonnen. Jetzt kommen die Holländischen Staaten an die Reihe. Die Gefahr, annectirt zu werden, ist für sie so augenscheinlich, daß sie zu ihrer Sicherstellung das unter dem Namen der Tripelallianz bekannte Bündnis mit England und Schweden schließen. Unmittelbar darauf (1668) folgt der Frieden zu Aachen, der dem Könige von Frankreich die in den Spanischen Niederlanden bereits gemachten Eroberungen bestätigt. Ludwig XIV. bekommt um so freiere Hand gegen Holland, und der Krieg, den er plant, soll nicht nur seine Macht erweitern, sondern auch seine Rache befriedigen. Seine nächste Aufgabe ist es, die Tripelallianz zu lösen, und es gelingt ihm, erst England, dann Schweden auf seine Seite zu bringen. So sind die Niederlande isolirt und versprechen, eine leichte Beute des Eroberers zu werden. Im April 1672 wird zu Stockholm ein Bündnis mit den Schweden abgeschloßen und der Krieg an die Niederlande erklärt.

Sie sehen, es war damals eine Zeit, welche mit der Gegenwart große Aehnlichkeit hatte. Denn es war eine Zeit, in welcher Bündnisse geschloßen und gebrochen wurden, in welcher man in schamlosester Weise das Recht des Stärkeren proclamirte und jede rechtliche Existenz mit jähem Untergange bedrohte.

Es war eine Zeit, wo die Grundlagen der öffentlichen Sicherheit und Wohlfahrt zu wanken begannen und eine ängstliche Unruhe sich aller Gemüther bemächtigte. Was sollte werden, wenn der Französische Despot zur Ausführung seiner Rache- und Eroberungsplane schritt? Jeder Deutsche Patriot mußte von Grauen befallen werden, wenn er sich die unsichere Lage Deutschlands und die blutigen Kriegsgreuel, die auch ihm drohten, vergegenwärtigte. Der erste Act, welcher die Gewaltthätigkeiten eröffnete, war bereits vollzogen und ließ deutlich voraussehn, was die Zukunft bringen würde. Es war die Annexion Lotharingens im September 1670.

In diesem Jahre schreibt Leibniz sein „Bedenken, welchergestalt die securitas publica interna et externa (die öffentliche Sicherheit nach Außen und Innen) und Status praesens (der gegenwärtige Stand der Dinge) den jetzigen Umständen nach auf festen Fuß zu stellen sei.“ Die Schrift zerfällt in zwei Theile, von denen der erste vor der Wegnahme Lotharingens, der zweite nach derselben geschrieben ist. *)

Folgen wir nun dem Gedankengange dieser merkwürdigen Schrift, welche uns mit einer der gefährlichsten Krisen unseres Vaterlandes bekannt macht.

---

*) Leibniz selbst giebt dem ersten Theile die Vorbemerkung: „Ich habe diesen Theil in drei Tagen in Schwalbach geschrieben, den 6. 7. und 8. August 1670 in Gegenwart Boineburgs.“ Der zweite Theil trägt das Datum: „Mainz vor dem 21. November 1670.“ Im Monat Juli 1670 hatten der Kurfürst von Mainz nnd der Kurfürst von Trier eine persönliche Zusammenkunft in dem benachbarten Bade Schwalbach, um bei der bedenklichen Lage ihrer Länder Sicherheitsmaßregeln zu berathen. Auch der Baron von Boineburg war zu der Zusammenkunft eingeladen, und Leibniz begleitete ihn. Es handelte sich um den Anschluß an die Tripelallianz, welche von dem unruhigen Herzoge von Lothalingen betrieben wurde, welcher mit den beiden Kurfürsten im Bunde, nicht aufhörte, die Franzosen zu reizen, von denen er schon einmal aus dem Lande vertrieben war. Der Kurfürst von Mainz war für den Anschluß an die Tripelallianz, der Kurfürst von Trier war dagegen. Von Boineburg hieng die Entscheidung ab. Hier nun, in Schwalbach, verfaßte Leibniz binnen drei Tagen in Gegenwart und unter den Einflüßen von Boineburg sein Bedenken über die öffentliche Sicherheit, welches die brennende Frage ganz im Geiste der Politik Boineburgs beantwortete; denn es verwirft die Tripelallianz „als ein zerbrechliches Rohr“ und empfiehlt das beste Verständnis mit Frankreich.

Die größte Gefahr, sagt Leibniz, die das Reich mit einem Male zu stürzen droht, liegt in einem innern oder äußern Hauptkriege, die einzige Sicherheit dagegen in der Vereinigung der Deutschen Reichstheile. Hier ist das aufzufindende punctum securitatis. Ist diese Vereinigung ein bloßer Vergleich für den Fall der Noth, so ist zu fürchten, daß sie gar nicht zu Stande kommt. „Wie schläfrig wird mancher auf den Nothfall mit den Seinen umgehn, wie leere papierne Compagnien, was für Soldaten wirds abgeben, die wackere Kerls hinterm Ofen sind und wenn mans bei Lichte besieht, auf einen Ausschuß hinauslaufen werden." Es kommt also darauf an, eine Gesamtunion zu Stande zu bringen, die in einer beständigen und festorganisirten Vereinigung besteht. Die Vorbedingungen dazu sind ein beständiges Reichsheer, ein beständiger Reichsschatz und ein beständiger Reichsrath. Ohne diesen Rath ist das Reich ein Körper ohne Geist, ohne den Schatz ein Körper ohne Blut, ohne das Heer ein Körper ohne Glieder. Darum ist eine öffentliche Reformation des Reiches und seiner Verfaßung hochnöthig. Es wäre an der Zeit, daß durch eine neue Organisation ein neues Reichsregiment gegründet würde.

Leibniz verhehlt sich nun aber nicht, daß einer Neugestaltung des Reiches die größten Gefahren und Schwierigkeiten entgegenstehn. Diese erblickt er darin, daß die neue Verfaßung, jenachdem Einige oder Einer im Reichsrathe die Oberhand gewinnt, in eine Oligarchie oder absolute Monarchie ausarte, welche einer beständigen Dictatur gleich käme. Und Leibniz schwärmt nicht für einen Deutschen Einheitsstaat nach dem Muster Ludwigs XIV. Er erstrebt eine organische Gliederung des Reiches und will jedem Reichsstande sein Recht und seine Selbstständigkeit unverkümmert erhalten wißen. Die Schwierigkeiten, welche sich dem Zustandekommen einer neuen Organisation entgegenstellen, liegen in der Uneinigkeit der Reichsstände; denn diese sind zum guten Theil des Contradicirens, Litigirens und Schulmeisterns so gewohnt, daß sie auch in der geringsten Sache nicht eins werden können. Und was die Hauptsache und das Haupthinderniß ist: eine feste und einheitliche Reichsorganisation läuft den Einzelinteressen zuwider, von denen die Reichsstände beherrscht sind, obwohl sie thun, als ob sie es nicht wären. Keiner will ein

Opfer bringen, keiner will seiner Freiheit und seinem vermeinten Ansehn etwas vergeben, sondern jeder will sich nach seinen eignen, „allzu irregulären“ Begriffen richten und ohne Verantwortung leben, wie es ihm in den Sinn kommt. Daher ist schlechte Hoffnung auf Erfolg. Wie die Dinge nun einmal liegen, ist nicht daran zu denken, daß Deutschland durch eine Reformation der Reichsverfaßung sicher gestellt werde. Dennoch ist die Sicherstellung absolut nothwendig. Sie muß daher auf anderem Wege gesucht werden, ohne Geräusch und ohne jenen Pomp, der die besten Pläne vereitelt. Kann man mit vollen Segeln auf öffentlichem Reichstage nicht zum Ziele kommen, so muß man gleichsam mit halbem Winde segeln. Man muß in aller Stille eine Particularunion zwischen einigen angesehenen Reichsständen schließen, ein Bündnis aller derer, die einerseits der Gefahr und andrerseits den Reichsangelegenheiten am nächsten stehen und sich der letzteren vorzugsweise annehmen. Hier nimmt die Schrift unverkennbar eine Wendung auf die Mainzische Politik. Leibniz meint ein Bündnis, dessen natürliches Haupt der Kurfürst von Mainz ist. Und wenn er weiter sagt, daß mit Verstand und Ansehn begabte und in der Deutschen Republik versirte Leute die Idee eines solchen Bündnisses als des einzigen Mittels zur Sicherheit des Reiches gefaßt haben, so ist klar, daß er vor allen Boineburg und den Kurfürsten Johann Philipp von Schönborn im Sinn hat.

Leibniz untersucht nun weiter die Frage, ob es rathsam sei, sich der bereits bestehenden Tripelallianz anzuschließen. Diese verfolgt ja denselben Zweck, Frankreichs Progresse aufzuhalten und daher halten es viele verständige Leute für rathsam, daß die zu schließende Particularunion mit der Tripelallianz gemeinsame Sache mache. Leibniz ist andrer Meinung. Mit scharfem Blicke sieht er voraus, daß die Tripelallianz nur ein loses Bündnis ist, ohne Garantie der Dauer. Der König von England ist leicht für Frankreich zu gewinnen, vielleicht schon gewonnen. Und auch Schweden ist durch seine Nachbarn leicht abzulenken. Die ganze Tripelallianz ist ein zerbrechliches Rohr, und es wäre thöricht, sich darauf zu stützen. Was aber die Hauptsache ist: durch eine Verbindung einzelner Reichsstände mit der Tripelallianz würde nothwendig eine Gegenallianz hervorgerufen,

welche nicht nur die gewünschte Gelegenheit, sondern auch den Schein des Rechts hätte, die Trennung zwischen Ober- und Niederdeutschland herbeizuführen und also der Deutschen Republik die letzte Oelung zu geben. Denn man muß wohl bedenken, wie schlecht es steht. Es hat nie schlechter gestanden. Der Körper des Reichs hängt nur noch mit einem seidenen Faden zusammen und die geringste Bewegung genügt, ihn völlig zu zerreißen. Darum darf das zu schließende Bündnis keine Partei ergreifen, sondern muß lediglich den Punkt ins Auge faßen, in welchem alle Parteien einig sind, nämlich die Verhinderung des Französischen Uebergewichts. Frankreich wird von allen gefürchtet, auch von denen, welche um des Nutzens willen, den sie von Frankreich ziehen, Gegner der Tripelallianz sind. Vortrefflich charakterisirt Leibniz die „Antitriplischen", welche Frankreich aus selbstsüchtigen Zwecken dienen und es doch nicht gerne sehen, daß Frankreich Fortschritte macht oder gar den Burgundischen Kreis erobert. „Daß sie unterdes den Nutzen annehmen und durch die Finger sehen, kommt daher, weil sie meinen, es werden sich wohl Leute finden, die Frankreich gewachsen sind, gleichwie Judas nicht zweifelte, Christus würde seines Verrathes ungeachtet den Juden wohl entwischen; unterdessen, meinte er, bliebe ihm das Geld. Wenn aber alle so dächten, wäre das Vaterland verloren, und indem einer des andern wartete, käme niemand." So charakterisirte Leibniz die damaligen Vaterlandsverräther und die Lauen und Flauen, welche nur an ihren Nutzen, aber nicht an die gemeine Wohlfahrt und an die große Sache des Vaterlands dachten.

Es handelt sich, das ist kurz gesagt Leibnizens Meinung, um ein Bündnis, welches ohne im Innern ein Gegenbündnis hervorzurufen, nach Außen jeden Schein vermeidet, wodurch es in den Augen Frankreichs gefährlich oder auch nur verdächtig sein könnte. Gelingt die Gründung eines unverdächtigen und doch starken Bundes, so wird das nicht nur für Deutschland, sondern für ganz Europa die wohlthätigsten Folgen haben. „Gewisslich, wer sein Gemüth etwas höher schwingt und gleichsam mit einem Blick den Zustand von Europa durchgeht, wird mir Beifall geben, daß diese Allianz eines von den nützlichsten Vorhaben sei, die jemals zu allgemeinem Besten der Christenheit

im Werke gewesen. Das Reich ist das Hauptglied, Deutschland das Mittel von Europa. Deutschland ist vor diesem allen seinen Nachbaren ein Schrecken gewesen; jetzo sind durch seine Uneinigkeit Frankreich und Spanien formidabel geworden, Holland und Schweden gewachsen. Deutschland ist der Erisapfel, wie anfangs Griechenland, hernach Italien. Deutschland ist der Ball, den einander zugeworfen, die um die Monarchie gespielt. Deutschland ist der Kampfplatz, darauf man um die Meisterschaft von Europa gefochten. Kürzlich, Deutschland wird nicht aufhören, seines und fremden Blutvergießens Materie zu sein, bis es aufgewacht, sich recolligirt, sich vereinigt und allen Freiern die Hoffnung, es zu gewinnen, abgeschnitten hat. Ist Deutschland durch ein solches Bündnis unüberwindlich gemacht und alle Hoffnung, es zu unterwerfen, geschwunden, so wird sich die Kriegslust der Nachbarn nach eines Stromes Art, der wider einen Berg trifft, auf eine andre Seite wenden." Das wird dann für ganz Europa heilbringend sein, wie der verachtete Deutsche Bund, der Deutschland funfzig Jahr den Frieden gesichert, das bewiesen hat. Wenn die Europäischen Staaten nicht mehr eroberungssüchtig die Waffen gegen einander kehren, so kann jeder sich der Aufgabe zuwenden, welche die Weltpolitik ihm stellt. Dann können der Kaiser und Polen die Türken bekriegen, Russland die Tartarei. England und Dänemark können ihr Ziel in Nordamerika, Spanien in Südamerika, Holland in Ostindien verfolgen. Frankreich kann ein Führer der christlichen Waffen in der Levante sein und der Christenheit die Gottfriede, Balduine und heiligen Ludwige geben; es kann das ihm gegenüber liegende Afrika angreifen, die Raubnester zerstören, Aegypten selbst, welches eins der bestgelegensten Länder in der Welt ist, angreifen und wo möglich erobern.

So weit reicht der erste Theil der Denkschrift, welcher im August in Schwalbach abgefaßt ist. Unmittelbar darauf ergoßen sich die Französischen Heere nach Westen und nahmen Lothringen weg. Ein paar Monate später schrieb Leibniz den zweiten Theil seiner Staatsschrift, worin er die Motive der Französischen Politik untersucht und die Frage erörtert, ob der Krieg, welchen Ludwig XIV. im Schilde führt, gegen Deutschland oder Holland gerichtet ist. Leibniz glaubt nicht annehmen zu dürfen, daß der

Französische König darauf ausgeht, die Rheingrenze wieder zu gewinnen. Denn so leicht die Eroberung des Rheins sein würde, so schwer würde die Behauptung desselben sein. Es würde eine Coalition des ganzen Reiches gegen Frankreich zu Stande kommen, und eine solche Vereinigung hervorzurufen, das kann nicht in der Absicht der Französischen Politik liegen. Auch würde eine solche Gewaltthat einen ungeheuren Haſs gegen den Eroberer hervorrufen, der alles, selbst den Mord, zu fürchten hätte. Ein Herr, sagt Leibniz, er sei so groß er wolle, muß sich vor Extremitäten hüten. Andrerseits ist Frankreichs äußere und innere Lage eine solche, daß es sich gar leicht zur gebietenden Macht in Europa aufschwingen kann. Denn das Französische Reich ist mächtig, selbstständig, reich, seine Seemacht gedeiht, sein Handel blüht, und was die Hauptsache ist, seine Zustände sind nach Innen befestigt, seine Kräfte sind centralisirt und liegen in einer Hand, die thatendurstig ist und nach Ruhm strebt. Was Wunder, wenn sich die Hoffnung und Begierde herfürgethan, alles zu gewinnen? Wer nur Streiche auszutheilen und nicht einzunehmen hat, wird sich nicht lange bedenken. Auch Bauern wißen, was für Vortheil der hat, so die erste Maulschelle austheilt. Wo Hoffnung ohne Furcht ist, da ist Courage, wo Courage, da Glück.

Frankreich kann nun aber das Primat in Europa auf zwiefachem Wege erreichen, durch Gründung einer Universalmonarchie, oder durch eine solche politische Machtstellung, die ihm die oberste Geltung, den schiedsrichterlichen Einfluß in ganz Europa verschafft. Welchen Weg wird Frankreich einschlagen?

Wenn Frankreich allein das Pulver besäße, so könnte es leicht alle übrigen Völker besiegen und ihre Länder in Französische Provinzen umwandeln. Allein so wie die Länder armirt sind, würde schon der Sieg schwer sein, noch schwerer aber die Behauptung der Eroberungen. Eine Französische Universalmonarchie hat daher keine Aussichten. Die etwas niedrigere, aber sicherere Staffel ist das sogenannte arbitrium rerum, der schiedsrichterliche Einfluß, und der Erreichung dieser Staffel ist die Lage Europas so günstig als möglich. Deutschland wird nur durch einen seidenen Faden oder einen Strohhalm zusammengehalten, Italien ist zerrißen, Spanien gesunken, England dem Französischen

Einfluße offen, Skandinavien getheilt, Polen zerklüftet. Bei dieser Lage der Dinge kann ein mächtiger Staat wie Frankreich gar leicht das arbitrium rerum gewinnen. Denn dieses Frankreich ist nicht nur stark nach außen und innen, sondern es versteht auch die Kunst, die übrigen Mächte zu theilen, und besitzt die beiden Haupterfordernisse zum Kriege, nämlich Volk und Geld. „Aber Volk verstehe ich hier auf eine etwas andere Manier, als sonst: das ist nicht Manns- sondern Weibsvolk.*) Mit welchen beiden Instrumenten sich alle Schlößer aufthun, sich alle Pforten ohne Petarde eröffnen, sich alle Winkel bis in die innersten Cabinette unvermerkt, auch ohne Gygesring, durchkriechen laßen. Zwar selten wird man in Frankreich eine Deutsche Dame holen; aber solche bei ihnen überflüßige Waare mit einer ganzen Last lebendiger und todter Galanterie bei uns anzubringen und solchen Samen des Unkrauts auszustreuen, daran wird nichts gespart. Durch solches Mittel werden die Höfe und vornehmen Familien eingenommen. Andere, die auch etwas sein oder werden wollen, zu Französischer Sprache, Reisen, Trachten necessitirt, überdieß aber die stetswährenden Correspondenzen in Deutschland justificirt, die Einmischung in die Consilia mit dem Schein der Vorsorge bemäntelt, die Gemüther der Französischen Art gewohnt gemacht, eine Heirat aus der andern gestiftet, die jungen Herren bei Zeiten von der (Französischen) Frau Mutter angeführt und mit einem Worte alles zu Französischem Zweck disponirt."

Das ist das traurige Bild, das Leibniz uns von dem damaligen Deutschland zeichnet. Deutschland wird ohne Krieg von Frankreich beherrscht; warum sollte Frankreich noch Krieg führen gegen Deutschland? Ein Krieg gegen Deutschland liegt nicht im Französischen Interesse, wohl aber ein Krieg gegen Holland. Dazu treibt den Französischen König sowohl sein Zorn gegen die Gründer der Tripelallianz, als eine Menge

*) Was die Agenten nicht vermochten, das geschah, wie der Machiavellus Gallicus sagt, „durch junge Französische Weiber, die man den Fürsten an den Hals hängt, um die Consilia zu penetriren, Factiones zu machen, Alles in Unruhe zu setzen, oder wenigstens durch Französische Pracht und Muthwillen die Landkammer auszuleeren."

sachlicher politischer Motive. Zwischen Frankreich und Holland besteht ein natürlicher Gegensatz, begründet in der religiösen und politischen Lage. Die Könige hassen die Republiken, und der verfolgungssüchtige Französische Despot grollt einem Staate, in welchem die Toleranz herrscht. Dazu kommt die Handelsconcurrenz zwischen beiden Ländern. Aus dem allem schließt Leibniz, daß das nächste Ziel der Französischen Eroberungssucht nicht Deutschland, sondern Holland ist.

Was soll nun das Deutsche Reich in dieser Lage beginnen? Es soll alles thun, um ein Bündnis Deutscher Reichsstände mit Frankreich abzuwenden. Es soll nichts unterlaßen, um jenes Sicherheitsbündnis zu schließen, das im ersten Theile der Denkschrift erörtert ist, und sich innerlich in seinem Handel und Wandel, in Bildung und Sitte von Frankreich unabhängig zu machen.

Das sind Leibnizens politische Schriften aus der Mainzischen Periode. Wir sehen ihn tief verflochten in die politischen Fragen jener Tage und wir könnten dadurch auf den Gedanken kommen, daß sein Geist in dieser Zeit für andre Interessen unzugänglich gewesen sei. Allein Leibniz bewegt sich stets in den verschiedensten, scheinbar von einander abliegenden Bahnen. So sehen wir ihn denn auch während der Mainzischen Periode neben den politischen Schriften sich abwechselnd mit religiösen Streitfragen und naturwißenschaftlichen Problemen beschäftigen.

In den philosophisch-theologischen Schriften dieser Periode, die durch das enge Zusammenleben mit Boineburg hervorgerufen wurden, tritt uns der harmonistische Grundzug der Leibnizischen Denkweise sehr deutlich entgegen. Man sieht, wie Leibniz bemüht ist, die kirchliche Theologie mit der rationalen, die Theologie mit der Philosophie, den Aristoteles mit der neueren Philosophie zu versöhnen. Er möchte ein philosophisches Universalsystem schaffen, in welchem die vorhandenen Gegensätze gelöst sind. Er möchte namentlich der atheistischen Denkweise, welche die naturalistischen Theorien der neueren mit sich gebracht haben, die Spitze abbrechen. Es handelt sich für Leibniz darum, eine natürliche, d. h. eine auf Erkenntnis der Natur basirte Theologie zu gründen, welche mit der kirchlichen Theologie Frieden schließen kann. Die Gründung der natürlichen Theologie gilt ihm als

Sieg über die Atheisten, die Versöhnung der natürlichen Theologie mit der kirchlichen als Sieg über die Häretiker. Beide Siege kommen den kirchlichen Interessen zu gute und dienen irenischen Zwecken.

Wie schon bemerkt, war es der Baron von Boineburg, von welchem Leibniz die Antriebe zu seinen theologisch-philosophischen Schriften empfieng, und ohne Zweifel war es auch sein Einfluß, der ihnen jene irenische Richtung gab. Denn Boineburg war eine durchaus friedliche Natur. Wiewohl Convertit, blieb er doch dem blinden Glaubenseifer fremd, von dem nicht selten die Römischen Convertiten befallen werden. Er war aufrichtig tolerant und wünschte die Wiedervereinigung beider Kirchen im Sinne der Versöhnung und Ausgleichung. Das blieb nicht ohne Einfluß auf Leibniz, und wir sehen ihn schon hier demselben Ziele zusteuern, das er später mit so großem Eifer verfolgte.

Gehen wir nun etwas näher auf die theologisch-philosophischen Schriften dieser Periode ein, so tritt uns zunächst das Bekenntnis der Natur gegen die Atheisten entgegen. Es ist ein Aufsatz, den Leibniz zur Widerlegung der Atheisten geschrieben hatte und der ohne sein Wißen an die Oeffentlichkeit kam. Boineburg theilte ihn Spener mit und dieser gab ihn weiter an Gottlieb Spitzelius, welcher ihn ohne Wißen des Verfaßers veröffentlichte. Merkwürdig, Leibniz will in diesem Aufsatze die Atheisten durch denselben Naturalismus widerlegen, mit welchem sie sich in unsern Tagen aufs engste verbündet haben. Daher der etwas pomphaft klingende, aber nicht von dem Verfaßer, sondern von dem Herausgeber gewählte Titel: Bekenntnis der Natur gegen die Atheisten. Ein Tropfen aus dem Becher der Philosophie, hatte Baco gesagt, führt von Gott ab; wenn man ihn auf den Grund leert, so kehrt man zu Gott zurück. Diesem Ausspruche stimmt Leibniz bei und meint, die oberflächlich gekostete Philosophie habe die Köpfe verwirrt und die Wißenschaften gottlos gemacht. Es sei eine herrschende Zeitansicht geworden, daß man aus natürlichen Gründen sowohl das Dasein Gottes, als die Unsterblichkeit der Seele leugnen zu müßen glaube und daß man die Grundlage der Religion nicht in der Erkenntnis der Dinge, sondern nur in der bürgerlichen Uebereinkunft und in

der geschichtlichen Ueberlieferung erblicke. Allein Leibniz wagt dieser herrschenden Zeitansicht zu widersprechen. Die Erscheinungen der Körperwelt, sagt er, können keineswegs nur aus körperlichen Ursachen erklärt werden. Es muß vielmehr eine unkörperliche Ursache geben, und Leibniz sucht zu zeigen, daß diese als einzig, als intelligent, als weise, kurz so begriffen werden muß, daß sie dem Wesen Gottes gleichkommt. Wie er aus der Natur der Körper das Dasein Gottes beweist, so aus der Natur des Geistes das Dasein einer unsterblichen Seele.

In einer zweiten theologisch-philosophischen Schrift vertheidigte Leibniz die rechtgläubige Kirchenlehre gegen die Häretiker. Es handelte sich um das Dogma der Trinität, das sich auf die Gottmenschheit Christi gründet. Gegen dieses Dogma haben zuerst die Arianer angekämpft, dann die Socinianer, die Vorläufer der modernen Rationalisten. Bekannt ist, daß sich die Anhänger des Faustus Socinus in Polen festzusetzen suchten, wo man aber von ihnen als von Unchristen nichts wißen wollte. Die aus Polen vertriebenen Socinianer hatten in der Pfalz unter dem reformirten Kurfürsten Carl Ludwig eine Freistadt gefunden. An ihrer Spitze stand Wissowatius, dessen antitrinitarische (gegen die Dreieinigkeit gerichtete) Sätze Boineburg zu widerlegen suchte. Der Streit wurde anfangs zwischen Boineburg und Wissowatius brieflich geführt. Als jener sich aber durch die Sophismen seines Gegners in die Enge getrieben sah, rief er seinen jungen, allezeit schlagfertigen Freund zu Hülfe, und Leibniz schrieb nun ein Buch gegen Wissowatius, das zugleich den Zweck verfolgte, Boineburg bei seiner politischen Mission in Polen kirchlich zu unterstützen.

Leibniz zeigt sich nun in dieser Schrift gegen Wissowatius wieder als der gewandte Dialectiker, der alle Schwächen seines Gegners bloslegt und keine unrichtige Schlußfolgerung desselben ungestraft passiren läßt. Hatte Boineburg mit dem spitzfindigen Socinianer nicht fertig werden können, so findet dieser in Leibniz seinen Meister. Leibniz sucht seinen Socinianischen Gegner überall in Widersprüche mit sich selbst zu verwickeln und widerlegt ihn aus seinen eignen Sätzen. Der Mittelpunkt des Socinianischen Lehrsystems ist die Annahme, daß Jesus, obwohl als bloßer

Mensch geboren, doch vaterlos, wunderbar von Gott begnadigt, in den Himmel entrückt und zum Lohne seines Lebens vergöttlicht worden sei, um als Mittler der durch die Sünde von Gott entfernten Menschheit Erkenntniß und Gnade Gottes zu bringen und als König die Seinen allezeit zu regieren. Leibniz zeigt nun, daß die Socinianer damit der Person Christi eine Geltung einräumen, die ihnen folgerichtiger Weise nicht mehr erlaubt, seine Gottheit zu bestreiten. Thun sie es dennoch, so dürfen sie auch der Person Christi nicht mehr die Geltung beilegen, die sie ihm doch nach ihrem ganzen Systeme einräumen. Das ist der logische und zugleich religiöse Irrthum, den Leibniz in den Schlüßen des Wissowatius aufdeckt, und wäre der moderne Rationalismus für Belehrung zugänglich, so könnte er sie reichlich in dieser Schrift unsers großen Philosophen finden, der auch ein Lessing seine Bewunderung nicht versagen kann. Schritt für Schritt widerlegte Leibniz in derselben die armseligen Sätze der Socinianer, welche über Gott und Vernunft nicht hinauskommen. Ihre Einwendungen gegen das Dogma von der Trinität findet er eben so wenig stichhaltig, als ihre übrigen Syllogismen. „Allerdings, sagt er, giebt es in der Natur kein Beispiel, welches diesem Begriff der göttlichen Dreieinigkeit entspräche; aber das ist auch gar nicht nöthig, eins zu finden, wenn man nur den Vorwurf des innern Widerspruchs von diesem Dogma abwehrt." Und eine solche Abwehr schien unserm Leibniz so wenig schwer, daß er sich wunderte, wie so viele Menschen an diesem und andern Dogmen Anstoß nehmen könnten. Noch in der Theodicee, als es sich um die Auflösung der scheinbar unauflöslichsten Einwürfe handelte, welche von Seiten der Vernunft gegen die Geheimnisse der Religion gemacht werden, sagt er: „Ich bin hierüber einer Meinung die manchem sehr fremd vorkommen wird. Ich halte nämlich dafür, die Auflösung sei schon völlig gefunden, sei auch nicht eben die schwerste, und ein Mensch von mittelmäßigem Verstande, der nur aufmerksam ist und sich der Regeln der gemeinen Logik zu bedienen weiß, sei im Stande, auf die verwirrendsten Einwürfe zu antworten, wofern solche einzig und allein aus der Vernunft genommen und für Demonstrationen ausgegeben werden." Es ist daher auch sehr begreiflich, daß Leibniz über das ganze Lehrsystem der Socinianer

nur eine sehr geringschätzige Meinung hatte. Lessing sagt in dieser Beziehung: „Seine ganze ihm eigne Philosophie empörte sich gegen den abergläubigen Unsinn, daß ein bloßes Geschöpf so vollkommen sein könne, daß es neben dem Schöpfer auch nur genannt zu werden verdiene, daß es, ich will nicht sagen die Anbetung mit ihm theilen möge, sondern auch nur, selbst von unendlich unvollkommenen Geschöpfen, könne und dürfe gedacht werden, als ob es minder unendlich weit von der Gottheit abstehe, denn sie selbst."

Zu den specifisch christlichen Lehren, die von den Socinianern geleugnet wurden, gehörte auch die von der Ewigkeit der Höllenstrafen, und es läßt sich nicht leugnen, daß es für Leibniz schwierig sein mußte, die Ewigkeit der Höllenstrafen mit seiner Lehre, daß die Welt die bestmögliche sei, zu vereinigen. Aber er weiß sich zu helfen. Selbst wenn der größte Theil der Menschen ewig verdamt würde, sagt er, so machen die Menschen insgesamt doch nur einen so kleinen Theil der Welt aus, daß ihr Elend gegen die Glückseligkeit des Ganzen nicht in Rechnung kommt. Wichtiger, als die Widerlegung dieses Einwurfes, war das Motiv, das Leibniz für die Ewigkeit der Höllenstrafen anführt. Grotius hatte als Zweck der Strafe nur zweierlei zugegeben: Beßerung des Sünders oder wenigstens Beßerung der Andern durch das abschreckende Beispiel. Leibniz war anderer Meinung. Die Strafe, sagt er, gehört an sich zur Harmonie des Weltalls. Die Rache befriedigt nicht blos den Beleidigten, sondern auch den Weisen, der sie mit ansieht, wie eine schöne Musik oder ein schöner Bau die wohlgebildeten Geister zufrieden stellt. Hat der weise Gesetzgeber gedroht und eine Strafe so zu sagen verheißen, so gehört es zu seiner Beständigkeit, daß er die Handlung nicht unbestraft läßt, selbst wenn die Strafe zu keines Menschen Beßerung dienen sollte. Es giebt hier eine gewisse Entschädigung des Geistes, welchen die Unordnung beleidigen würde, wenn nicht die Strafe dazu beitragen würde, die Ordnung wieder herzustellen. Auch die Höllenflammen gehören also in gewisser Weise mit zur Harmonie der besten Welt.

Was nun die philosophischen Arbeiten betrifft, mit denen sich Leibniz in dieser Periode befaßte, so will ich nur ganz kurz auf zwei Abhandlungen hinweisen, in denen er sich mit der

Lösung naturwißenschaftlicher Probleme beschäftigte. Unter dem Titel: „Neue physikalische Bewegung" veröffentlichte er im letzten Jahre seines Mainzischen Aufenthaltes eine philosophische Schrift, deren ersten Theil er „Theorie der concreten Bewegung", deren zweiten Theil er „Theorie der abstracten Bewegung" nannte. Jenen widmete er der Akademie der Wißenschaften in London, diesen der in Paris. In der nächsten Vorlesung werden wir Leibniz selbst nach Paris und London begleiten, und so können wir denn diese kürzeren philosophischen Abhandlungen als Vorläufer bezeichnen, welche seinen Namen in den gelehrten Kreisen der beiden Weltstädte schon vor seiner Ankunft bekannt machten.

Wir gehen darum rascher über diese philosophischen Schriften hinweg, weil sich in ihnen ein merkwürdiger Mangel speculativen Inhalts und Interresses bemerkbar macht. Erklärlich wird diese Wahrnehmung dadurch, daß Leibniz sich von den Schriftstellern seiner Zeit eine ganz todte und abstracte Vorstellung von der Natur angeeignet hatte. Man dachte sich dieselbe nicht als einen lebendigen Organismus, sondern als eine Maschine, die sich gleich einem aufgezogenen Uhrwerke abspielt, ohne innere Kraft, ohne eignen Trieb und ohne Lebensprincip. Der Geist, die Gottheit, das Leben wird nur außer der Natur gesucht, und so bot diese fast kein Problem dar, an welchem sich ein speculatives Interesse entzünden konnte.

Aus demselben Grunde, aus welchem wir die beiden zuvor genannten Abhandlungen nur ganz kurz berührt haben, müßen wir noch etwas näher auf einen Aufsatz aus dieser Zeit eingehn, der zwar von Leibniz nie veröffentlicht ist, der aber deswegen eine größere Beachtung verdient, weil er das bietet, was wir in jenen fast gleichzeitigen Schriften vermissen, nämlich eine reiche Fülle speculativer Ideen und Anschauungen. Und zwar ist es diesmal nicht das Gebiet der Natur, auf dem sich Leibniz bewegt, sondern ein anderes Gebiet, das für ihn als Christen und Lutheraner eben so große Objectivität und Realität hatte, als das Gebiet der Natur, nämlich das Gebiet der Offenbarung. In Leibnizens Nachlaße findet sich aus dem Jahre 1671 ein Aufsatz, der den Titel führt: demonstratio possibilitatis mysteriorum Eucharistiae, (Beweis der Möglichkeit der Geheimnisse des

h. Abendmahls), und aus einem gleichzeitigen Briefe an den Herzog Johann Friedrich von Hannover sehen wir, wie angelegentlich sich Leibniz in dieser Zeit mit dem genannten Gegenstande beschäftigte und was für ein Gewicht er selbst auf seine vermeintliche Lösung dieses Problems legte. In der Theologia revelata, schreibt er an den Herzog, übernehme ich es, zu demonstriren, zwar nicht die Wahrheit, sondern die Möglichkeit der Geheimnisse; denn jene fleußt aus der Offenbarung, diese aber dient dazu, die göttlichen Geheimnisse gegen die Angriffe der Ungläubigen und Gottlosen zu vertheidigen, dadurch sie von allen Widersprüchen vindicirt werden. Was nun speciell die Realität der Eucharistie gegen die bildliche Erklärungsweise anbetrifft, so hat Herr Arnaud dieselbe aus der fortlaufenden Tradition der Alten zur Genüge bewiesen. Aber es wird alles vergebens sein, dafern den Händen dieser Herculesse nicht die einige Keule der Unmöglichkeit und des Widerspruchs entwunden wird. Denn sie bleiben dabei, es sei eine unmögliche, sich selbst widersprechende, alle Vernunft chokirende Sache, die nothwendig bildlich müßte verstanden werden. Und darin werden sie bestärkt durch die heutige Philosophie von Galliläi, Baco, Carthesius, Hobbe und Andern. Denn diese Philosophie wird mit allgemeinem Applaus angenommen und macht alle Gründe zunichte, womit die Scholastiker die Eucharistie stützen wollen. Daher hat Arnaud, obwohl er in der neuern Philosophie sehr bewandert ist, sich noch nicht daran wagen dürfen, wie oft ihm auch seine Gegner die Unmöglichkeit und den Widerspruch entgegengehalten. Ich aber bin endlich durch tiefe Untersuchungen dahin gekommen, daß ich die Möglichkeit des Geheimnisses der Eucharistie, was vielen unglaublich vorkommen wird, zu demonstriren mir getraue."

Diese Worte faßen nicht nur kurz den Inhalt der betreffenden Schrift zusammen, sondern sie weisen auch darauf hin, wie Leibniz in dieser Zeit dazu kam, einen ihm scheinbar so fern liegenden Gegenstand zu behandeln, wie das Problem von der Möglichkeit der realen Gegenwart Christi im h. Abendmahle. In Frankreich waren die Jansenisten und besonders die Mitglieder des Port-Royal, unter ihnen Anton Arnaud, einer der hervorragendsten Geister der Zeit, Anhänger der mechanischen Schule oder der neuern Philosophie. Ihren eignen Glaubens-

verwandten, den Katholiken, und besonders den Jesuiten verdächtig, als wären sie auf halbem Wege zum Protestantismus, was sie durch die Lehre von der Gnade in der That waren, klammerten sie sich um so fester an die Transsubstantiation oder Brodwandelung, doch ohne die neuere Philosophie, der sie huldigten, mit diesem Dogma der katholischen Kirche versöhnen zu können. Die Cartesianische Lehre, daß das Wesen des Körpers mit den Begriffen der Figur, der Ausdehnung und Bewegung gegeben sei, schien nicht nur das katholische Dogma der Transsubstantiation, sondern auch die lutherische Lehre von der realen Gegenwart des verklärten Leibes Christi im h. Abendmahle als ein sich selbst widersprechendes umzustoßen. Da faßte Leibniz mit dem Blicke das Genies, welcher das wahre Bedürfnis der Gegenwart ergreift, gerade dieses Problem ins Auge und betrat damit den Weg, auf welchem er durch eine kühne Conception sich auf eine neue Höhe erheben und siegreich über die beschränkten Ansichten einer geistlosen Naturanschauung hinausbringen sollte.

Indem er sich fragte, ob das Wesen des Körpers wirklich in der bloßen Ausdehnung bestehe, entdeckte er, daß der Körper etwas höheres voraussetze, das von der Ausdehnung unabhängig sei, die Substanz.*) In dem Begriffe der Substanz findet er das vermittelnde Moment, um ein Geistiges in und mit dem Körperlichen zu denken, und indem er nun diese seine Anschauung auf die Frage von der Möglichkeit der realen Gegenwart Christi im h. Abendmahle überträgt, glaubt er zugleich die Brücke gefunden zu haben, welche die durch eine tiefe Kluft getrennten Kirchen verbinden müßte. Denn er glaubt zu entdecken, daß die katholische Lehre von der Brodwandelung und die lutherische Lehre von der realen Gegenwart Christi, wenn sie richtig erklärt würden, identisch seien und daß der Streit, der über dieses Dogma in der Kirche entbrannt sei, einzig daher rühre, daß einer den

*) „Ich will weisen vi principiorum philosophiae emendatae necesse esse, ut detur in omni corpore principium intimum incorporeum substantiale a mole distinctum, et hoc illud esse, quod veteres, quod Scholastici substantiam dixerint, etsi nequiverint se distincte explicare, multo minus sententiam suam demonstrare.“

andern nicht verstehe.*) Daran ist jedenfalls so viel wahr, daß die lutherische Lehre der katholischen unendlich viel näher steht, als der reformirten, welche mit ihrer nüchternen Anschauung und bildlichen Erklärungsweise das Sacrament des Altars alles höheren Inhalts entleert und zu einer bloßen äußern Ceremonie herabwürdigt. Merkwürdig ist es auch, wie oft Leibniz in diesem seinem Beweise von der Möglichkeit der Geheimnisse des h. Abendmahls mit einer der genialsten Schriften Luthers zusammentrifft, nämlich mit seiner Schrift wider die Schwarmgeister: „daß die Worte dieß ist mein Leib noch feststehn," welche, wiewohl durch und durch theologisch, dennoch überall einen philosophischen Hintergrund durchblicken läßt, in welchem die von Leibniz bekämpfte todte, abstracte Naturanschauung keinen Platz hat.

Mit der zuletzt besprochenen Abhandlung über die Möglichkeit der Geheimnisse der Eucharistie, welche sich handschriftlich in Leibnizens Nachlaße gefunden hat, erschöpft sich die Reihe der Schriften, welche der Mainzischen Periode angehören. Indessen wir würden einen wesentlichen Theil seiner schriftstellerischen Thätigkeit übersehn, wenn wir uns nur auf die Besprechung der eigentlichen Schriften und Abhandlungen, gedruckter und ungedruckter, anonymer und nicht anonymer beschränken wollten. Es giebt aus dieser wie aus der ganzen Folgezeit noch eine andre Art schriftstellerischer Producte, welche wir nicht ganz mit Stillschweigen übergehen dürfen, das ist der ausgedehnte Briefwechsel, den Leibniz mit inländischen und ausländischen Gelehrten führte. Zu jener Zeit fand es ein junger Gelehrter, den Wißensdrang und Ehrgeiz beseelte, nicht hinreichend, Schriften herauszugeben und Bücher drucken zu laßen. Denn bei der Unvollkommenheit des Buchhandels und bei dem Mangel kritischer Institute, welche selbst in unsern Tagen unentbehrlich sind, wenn ein schon gewonnener Ruf nicht wieder erbleichen soll, geschah es nicht selten, daß Drucksachen keine allgemeine, wenigstens keine rasche Verbreitung fanden und daß ihnen nicht

*) „Incidi praeter spem meam eadem opera in Transsubstantiationem, imo reperi, Transsubstantiationem et praesentiam realem in intima ultimaque analysi in se invicem contineri et in de tantam litem in Ecclesia esse, quod alter alteri non intelligatur."

die Beachtung und Anerkennung ward, die ihnen gebührte. Da bot sich denn als das unmittelbarste Umsatzmittel der Ideen und der Gelehrsamkeit und als der beste Weg, bekannt zu werden, der Briefwechsel dar. Auch Leibniz betrat von früh an diesen Weg, und so haben wir denn die Fülle seiner Ideen auf allen Gebieten der Wißenschaft weniger in den spärlichen und wie gelegentlich ins Publicum geworfenen Drucksachen, als in seinen Briefen an in- und ausländische Gelehrte zu suchen, von denen vielleicht die größere Hälfte verloren gegangen oder wenigstens bis jetzt unbekannt geblieben ist. In Vergleich zu seinem späteren, die Welt erfüllenden Ruhme war Leibniz damals noch so gut, wie unbekannt. Er selbst schreibt dem Herzog Johann Friedrich, daß zu Mainz, als er zuerst dahin gekommen, kein Mensch ihn gekannt habe. Doch verstand er es, brieflich überall Verbindungen anzuknüpfen, und hatte das Glück, überall, wo er anklopfte, freundliche Aufnahme zu finden. Darüber schreibt er an denselben Herzog: „Ich bin meistentheils so glücklich gewesen, an steinfremden Orten, sobald ich mich zu expliciren Gelegenheit gefunden, auch ohne alle Empfehlungen in einige Consideration gezogen zu werden. Auch viele Curiosi, zu denen ich nicht die geringste Kundschaft gehabt, haben auf meine Briefe an sie mit einer außerordentlichen Höflichkeit und Willfährigkeit geantwortet, darunter ich die Herrn der Französischen Akademie und der Englischen Societät, die Herrn Kirchner und Lana in Italien, die Herrn Gericke, Lincker, Conring und Böckler in Deutschland, die Herrn Grave, Velthuysen und Diemerbroeck in Holland, die Herrn Oldenburg und Wallis in England, die Herrn de Carcavy und Ferrand in Frankreich und viele andre Gelehrte zählen kann, die hier alle zu nennen nicht nöthig ist."

Zu den vielen hervorragenden Personen, mit welchen Leibniz in brieflichen Verkehr trat, gehören zwei, die noch besonders erwähnt zu werden verdienen, ein Fürst und ein Philosoph. Jener war der gelehrte Herzog Johann Friedrich aus dem erlauchten Welfenhause, dieser war Spinoza, der tiefste speculative Kopf, welcher damals unter den Lebenden weilte. Spinozas Stern war damals im Untergange, während Leibniz noch lange nicht die Mittagshöhe seines Glanzes erreicht hatte. Leibniz

hat später seinem großen Vorgänger einen Besuch abgestattet. Jetzt schrieb er ihm einen Brief, um ihm eine kurze Denkschrift über die Vervollkommnung der Linse mitzutheilen und sich darüber sein Urtheil auszubitten. Spinoza war bekanntlich ein geschickter Opticus und theilte seine Muße zwischen der Philosophie und dem Schleifen von allerlei Gläsern. Der berühmte Philosoph antwortete dem ihm noch völlig unbekannten jungen Gelehrten mit der ihm eignen Feinheit und Zuvorkommenheit, bekannte aber, daß er seine Beschreibung der vervollkommneten Linse nicht ganz deutlich fände. Damit brach der Briefwechsel ab, und die beiden großen Männer näherten sich nicht wieder, bis auf diese einmalige briefliche eine freilich eben so kurze persönliche Begegnung folgte.

Interessanter noch und für Leibnizens ganze Zukunft wichtiger ist der Briefwechsel, den er mit dem Herzoge Johann Friedrich von Hannover führte. Dieser, einer der bedeutensten Fürsten seiner Zeit, war auf Leibniz aufmerksam geworden durch die enthusiastischen Empfehlungen des Habbeus von Lichtenstern, damaligen Schwedischen Residenten in Frankfurt, welcher auf einer Durchreise durch Hannover das Lob des jungen Gelehrten so nachdrücklich verkündigt hatte, daß es für immer im Gedächtnisse des Fürsten haftete. Schon damals, im Jahre 1669, wünschte der Herzog, welchem zu dieser Zeit sein Kanzler Langerbeck gestorben war, Leibniz in seine Dienste zu ziehen, und Habbeus mußte dem Herzoge das Versprechen geben, von Hannover nicht abzureisen, ohne an Leibniz geschrieben zu haben, daß er nur je eher, je beßer nach Hannover käme. Ja, als Habbeus vom Herzoge Abschied nahm, empfieng ein Edelmann den Befehl, ihn unten in die Stadt ins Wirtshaus zu begleiten und ihm nicht vom Leibe zu weichen, bis er ihm den Brief an Leibniz eingehändigt hätte. Indessen schrieb Habbeus gleich darauf einen zweiten Brief an Leibniz, worin er ihm rieth, sich nicht zu übereilen, sondern sich freie Hand zu behalten und in Mainz so lange zu temporisiren, bis er, Habbeus, wieder nach Frankfurt komme. Leibniz befolgte diesen Rath und gieng auf das ihm gemachte Anerbieten nicht gleich ein. Indessen verlor der Herzog ihn nicht wieder aus dem Auge. Im Jahre 1671 machte er ihm ein ansehnliches Präsent, und als er im September

desselben Jahres seine vierte Reise nach Italien antrat und auf dieser Reise durch Mainz kam, hatte Leibniz eine Audienz bei ihm. Aus derselben Zeit haben wir ein längeres Schreiben von Leibniz an den Herzog, das in zwiefacher Beziehung von großer Wichtigkeit ist; denn einmal offenbart es uns die Universalität des Briefschreibers, der dem Herzoge ein Bild seiner Leistungen zu entwerfen sucht, damit derselbe desto beßer beurtheilen möge, worin etwa seine Wenigkeit dem Herzoge und dem Publico dienen könne. Und sodann zeigt es uns Leibnizens Pläne für die Zukunft und liefert uns damit den Faden, an welchem sich Leibnizens Geschichte weiter spinnt.

Was der Briefschreiber in der geoffenbarten Religion zu leisten verspricht, haben wir schon zuvor bei Besprechung der Schrift über die Eucharistie gehört. Er vermißt sich, die Möglichkeit der Trinität, der Menschwerdung Gottes und des heiligen Abendmahls zu demonstriren, und meint, an diesen Dingen müße allen gewißenhaften Menschen, sonderlich hohen Potentaten, denen vieler Menschen Wohlfahrt zu verantworten, höchlich gelegen sein. In der natürlichen Theologie kann er aus der Natur der Bewegung beweisen, daß in den bloßen Körpern gar keine Bewegung sein könne, wenn nicht der Geist hinzukomme; daß ein letzter Grund der Dinge oder eine allgemeine Harmonie, oder was dasselbe ist, daß ein Gott sein müße, daß dieser nicht die Ursache der Sünde sein könne und daß dennoch die sich selbst strafende Sünde der allgemeinen Harmonie gemäß sei, gleichwie die Schattirungen das Bild und die wieder aufgelösten Mistöne den rechten Ton desto lieblicher machten. In der Philosophie ist er der erste, der vollkommen demonstrirt, daß die Erde sich bewege und daß es ein vacuum (einen leeren Raum) gebe. Ferner hat er eine Hypothese entdeckt, welche klar und leicht die Ursache des Gewichts, der Feder, des Compasses und fast aller hauptsächlichen Naturphänomene angiebt. In der Mathematik und Mechanik hat er eine Maschine entdeckt, welche er eine lebendige Rechenbank nennt und deren Nutzen in Rechenkammern, Comtoren, beim Kriegswesen und Feldmeßen nicht gering anzuschlagen ist. Auf derselben Grundlage hat er ein anderes Instrument erfunden, das er eine lebendige Geometrie nennt, weil dadurch die ganze Geometrie, soweit sie im Leben

gebraucht wird, auf einmal perficirt und ein Mittel gegeben wird, aller erdenklichen Linien und Figuren, Additionen, Multiplicationen und Proportionen ohne einiges Kopfbrechen dergestalt mechanisch zu finden, daß jedes andre Mittel dazu überflüßig wird. In der Optik hat er außer einer Art von Tuben, die er Pandochen nennt, auch katadioptrische Tuben erfunden, indem er durch Verbindung eines Spiegels und eines Perspectives zu einem Tubus den Vortheil erzielt, daß viele sonst unvermeidlich verloren gehende Strahlen erhalten werden. In der Nautik beschäftigt ihn ein Mittel, ohne Hülfe von Sonne, Mond und Sterne, als welche man nicht allezeit abserviren kann, die Längengrade zu finden und dadurch den Ort zu bestimmen, wo ein Schiff sich grade befindet. In der Hydrostatik hat er die verlorne Erfindung Drebbels wieder hergestellt, mit einem Schiffe bei Sturm oder vor Seeräubern nach Belieben unters Waßer zu gehn und wieder emporzutauchen. In der Pneumatik hat er ein Mittel gefunden, wodurch in eine Büchse tausendmal mehr Luft, als sonst, mit geringer Mühe zusammengepreßt und dadurch eine Kraft zuwege gebracht wird, welche höher treibt, als selbst das Büchsenpulver. Eben diese Pressung versteht er auch mit Waßer zu practiciren und dadurch Spritzen zu wege zu bringen, dergleichen noch nicht gesehen worden. Eine vollkommene practische Demonstration eines längst gesuchten mechanischen Werks will er nicht nennen, bis er dasselbe, wills Gott, in der That ausgeführt hat, um für keinen Aufschneider angesehn zu werden.

Dagegen kann er es nicht unterlaßen, selbst auf die Gefahr hin, daß ihm das „Schuster bleib bei deinem Leisten“ zugerufen wird, dem Herzoge eine ihm in den Sinn gekommene Staatsinvention mitzutheilen. Es ist klar, sagt er, daß so große Französische Armaturen endlich ausbrechen müßen und daß, wenn sie in Europa ausbrechen, ein langer Universalkrieg und jämmerlicher Ruin vieler tausend Menschen zu besorgen ist, weswegen alle Christen die Verwendung derselben in der Levante gegen den Erbfeind (den Türken) wünschen. Allein alle, die bisher ein solches gerathen, haben mehr theologische, als politische Gründe vorgebracht und mehr gesagt, daß mans thun solle, als wie mans thun solle, und also ist eine Sache, daran die Ehre Gottes und die allgemeine Wohlfahrt

hanget, nur auf Kanzeln und nicht in Cabinetten in Betracht gekommen. Er aber, der Briefschreiber, hat durch fleißiges Lesen und Erwägen der glaubwürdigsten Reisen einen so wichtigen, von niemand berührten Vorschlag gefunden, daß er kühnlich sagen darf, nächst Erfindung des fabelhaften Steins der Weisen könne einem solchen Potentaten, als der König von Frankreich ist, nichts wichtigers vorgetragen werden: denn es hanget mehr daran, als vor dessen Erklärung zu glauben ist. Leibniz deutet mit diesen Worten auf seinen Plan einer Aegyptischen Expedition hin, und es ist der unzweideutige Beweis eines ganz besonderen Vertrauens, welches er schon jetzt dem Herzoge schenkte, daß er dieses Planes gegen ihn auch nur Erwähnung thut; denn, wie er gleich hinzufügt, hatte er diesen Plan noch keinen Menschen, als dem Herrn von Boineburg zu erkennen gegeben, für dessen Namen er in dem Concepte seines Briefes — so geheimnisvoll behandelte er diese Sache — eine offne Lücke gelaßen hat.

Alle diese Entwürfe und Pläne, welche Leibniz in diesem einen Briefe an den Herzog Johann Friedrich vor unsern Augen ausbreitet, standen zwar meist nur auf dem Papiere; allein wir lernen daraus die wißenschaftlichen Fragen und Entwürfe kennen, welche diesen Riesengeist beschäftigten, und seine Rechenmaschine oder lebendige Rechenbank, wie er sie nannte, beweist, daß er kein Aufschneider war, sondern das, was er auf dem Papiere entworfen hatte, auch practisch auszuführen verstand. Dasselbe gilt von dem großartigen Plane einer Aegyptischen Expedition, welchen er Ludwig XVI. zu unterbreiten entschloßen war und dessen Ausführbarkeit zwar nicht von diesem, sondern von Napoleon, der unabhängig von Leibniz dieselbe Idee erfaßte, aufs glänzendste bewiesen wurde.

Wir wißen nun, welche Gedanken und Wünsche Leibniz für die nächste Zukunft beschäftigen: er verfolgt einen militärisch-politischen Plan, den er auch bei dem schärfsten Examen der raffinirtesten Staatsmänner aufrecht zu erhalten sich getraut, und läßt die Erwartung durchschimmern, daß der Herzog, dessen unverdiente Güte er bereits so spürbar erfahren hat, ihn mit Geld und Empfehlungen unterstützen wird. Die Hoffnung auf das Gelingen seines Plans ist in ihm sehr lebendig. „Vielleicht, sagt er, giebt Gott Gnade, daß durch mich an einem hohen Orte

diese für Kirche und Vaterland so heilsame Sache angebracht werden könne." Daneben hofft er sein eignes wißenschaftliches Interesse befriedigen zu können. „Die Summa meiner Wünsche, sagt er in demselben Briefe an den Herzog Johann Friedrich, besteht darin, wie ich zu einem solchen ruhigen Stande gelangen möge, daß ich darin mein geringes mir von Gott verliehenes Talent zur Vervollkommnung der Wißenschaft anlegen könne, dazu ich nirgend beßere Anstalt anjetzo sehe, als in Frankreich."

Die Aegyptische Expedition und die Reise nach Frankreich ist es denn auch, welche in der nächsten Vorlesung unsre Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen wird.

Vierte Vorlesung.

Die Aegyptische Expedition.

H. V. Wir haben in der letzten Vorlesung zwei Staatsschriften unsers Leibniz kennen gelernt, von denen er großes Lob geerntet hat, nämlich jene politische Gelegenheitsschrift, zu welcher ihn die Polnische Königswahl veranlaßte, und sodann das Bedenken über die äußere und innere Sicherheit des Deutschen Reiches, wozu die Eroberungslust Ludwigs XIV. die Veranlaßung gab. Heute werden wir uns zunächst mit einer dritten politischen Schrift des jungen Staatsmanns zu beschäftigen haben, deren eingehende Besprechung unerläßlich ist, nicht nur, weil sie dem Verfaßer noch mehr Ruhm und Bewunderung eingetragen hat,*) sondern auch, weil sie mit seinem Aufenthalte im Auslande, zu dem wir das nächste Mal kommen werden, im engsten Zusammenhange steht. Ich meine die Schrift über die sogenannte Aegyptische Expedition, eine der interessantesten Schriften, die Leibniz geschrieben hat.

Um für den großartigen Plan, den Leibniz in dieser Schrift entwickelt, einen Ausgangspunkt zu gewinnen, müßen wir uns noch einmal die Lage Deutschlands in jener Zeit vergegenwärtigen. Zwei feindliche Mächte sind vorhanden, welche die Sicherheit des Reiches bedrohen, die Franzosen und die Türken. Die letzteren, die Türken, hatten im siebzehnten Jahrhunderte eine große Bedeutung gewonnen, und die orientalische Frage war damals, wenn auch in anderm Sinne, nicht minder eine brennende, als jetzt. Seit dem Siege Karls V. bei Lepanto erscheint der Türkenkrieg als eine stehende Sache des Reichs

*) Thiers nennt das betreffende memoire von Leibniz „un des plus beaux monuments de raison et d'éloquence politiques."

und der Christenheit. Und gerade in dem letzten Jahrzehend vor unsrer Denkschrift war diese Gefahr furchtbarer, als je. Im Jahre 1660 waren die Türken von neuem verheerend in Ungarn eingebrochen, Neuhäusel war gefallen und der Kaiser rief die Hülfe des Reiches an. Diese wurde ihm 1663 auf dem Reichstage zu Regensburg gewährt, wo es namentlich Boineburg war, der dieser Sache eifrig und erfolgreich das Wort redete. Es folgte dann der Sieg der christlichen Waffen bei St. Gotthard an der Raab, welcher dem weiteren Vordringen der Türkischen Schaaren Halt gebot. Ludwig XIV. selbst hatte in diesem Kampfe gegen den allgemeinen Feind der Christenheit den Kaiser unterstützt, und so wurde der Türke im Jahre 1664 zum Frieden gezwungen; allein die Machtstellung desselben war keineswegs erschüttert und die stets drohende Gefahr war keineswegs abgestellt.

Andrerseits war eine ebenso große Gefahr von Westen im Anzuge. Frankreich rüstete gegen Holland und bedrohte damit den Frieden des westlichen Europas. Es konnte nicht ausbleiben, daß Deutschland auch in die westeuropäische Frage verwickelt wurde, und dann sah es sich von zwei feindlichen Mächten zugleich bedroht, von den Franzosen und den Türken. Beide müßen paralysirt, gegen beide muß eine Schutzwehr aufgerichtet werden. Das beste wäre es ohne Zweifel, wenn die eine Gefahr sich durch die andere beseitigen ließe, wenn die drohende Uebermacht und Eroberungslust Frankreichs dadurch unschädlich gemacht würde, daß man sie von Deutschland ablenkte und ihr eine Richtung gegen die Türken gäbe. So würde nicht nur die Türkei unschädlich gemacht, sondern sie würde zugleich als Blitzableiter gegen Frankreichs Eroberungssucht dienen. Dieser Gedanke, daß es für die Sicherheit des Deutschen Reichs kein beßeres Universalmittel gäbe, als von den beiden feindlichen Mächten die eine durch die andre in Schach zu halten und dadurch, daß man Frankreichs Macht gegen die Türken ablenkte, zwei große brennende Zeitfragen zugleich zu lösen, dieser Gedanke ist die Grundidee der Schrift über die Aegyptische Expedition.

Der Keim dieser Idee hatte schon längere Zeit in Leibnizens Geiste geschlummert. Er tritt uns zuerst in der politischen Rundschau aus dem Jahre 1668 entgegen, aus welcher ich in

der zweiten Vorlesung einige Sätze mitzutheilen mir erlaubte. Denn da heißt es von Frankreich, es sollte den Kaiser und Polen zu einem Türkenkriege durch wirkliche Hülfe realiter aufmuntern, den Türken gegen Polen anhetzen, das Haus Oesterreich zum Succurs ermahnen und unterdessen selbst die Levante angreifen. Es sollte Cypern oder Rhodus oder Malta haben. Aegypten, wird dann bedeutungsvoll hinzugesetzt, ist das granarium populi Romani (die Kornkammer des Römischen Volkes) gewesen.

Noch deutlicher tritt uns aber diese Idee in dem Bedenken über die öffentliche Sicherheit entgegen. Wir finden hier sogar an zwei Stellen schon das Thema ausgesprochen, welches in der Schrift über die Aegyptische Expedition abgehandelt wird. Die Frage war die: wie kann das Deutsche Reich sich schützen bei dem bevorstehenden Kriege Frankreichs gegen Holland? Antwort: wenn der Französischen Eroberungslust eine Richtung gegeben werden könnte, die dem Wohle Europas nicht zuwider liefe, wenn Frankreich sich der Aufgabe zuwenden wollte, die ihm nach der gegenwärtigen Lage Europas gestellt ist. Diese Aufgabe weist nach dem Orient. „Frankreich ist es vorbehalten, ein Führer der christlichen Waffen in der Levante zu sein, das ihm gegenüberliegende Afrika anzugreifen, die Raubnester zu zerstören, Aegypten selbst, so eins der bestgelegenen Länder der Welt ist, anzugreifen und zu übermeistern." So heißt es wörtlich im ersten Theile des Bedenkens über die öffentliche Sicherheit. Und im zweiten Theile kommt folgende Stelle vor: „Von Asien aber glaube ich selbst, daß wenn der König von Frankreich Constantinopel und Cairo hätte, das ganze Türkische Reich erobert sein würde. Und wollte Gott, er suchte einen solchen Weg zur Monarchie."

Wenn also Leibniz in seiner nächsten Staatsschrift vom Jahre 1672 den Plan einer Französischen Expedition nach Aegypten entwickelt, so ist das kein grillenhafter Einfall, der ihm plötzlich und über Nacht gekommen, sondern es ist eine patriotische Idee, die aus seinen Bestrebungen für die Sicherheit des Deutschen Reiches und aus dem Boden der Mainzischen Politik, auf dem er steht, ganz naturgemäß und wie von selbst emporgewachsen ist. Das Jahr 1672 mußte diese Idee zur

Reife bringen: denn damals war die Abwendung des Krieges noch möglich, aber die ganze Frage war auch bereits in ihr letztes Stadium getreten. Beachten wir nun, daß im December 1671 die Kriegserklärung gegen Holland dem Cabinete von Mainz mitgetheilt wird, daß dagegen im Juli 1673 die letzte Aussicht auf die Möglichkeit einer Ablenkung des Holländischen Krieges durch den Türkenkrieg verschwindet, so leuchtet ein, daß das Jahr 1672 der passende Zeitpunkt ist, um den Leibniz-Boineburgschen Plan mit einiger Aussicht auf Erfolg geltend zu machen. Und es ist nicht nur ein passender, sondern auch ein günstiger Zeitpunkt, um Ludwig XIV. für den Krieg zu gewinnen. Es besteht nämlich gerade jetzt eine diplomatische Spannung zwischen dem Französischen und Türkischen Hofe. Im Juni 1672 kommt es in Adrianopel zwischen beiden zu einem förmlichen Bruch, und der Krieg gegen die Türken fängt an in Frankreich selbst für eine nationale Sache zu gelten. Das kommt den Entwürfen des Mainzischen Hofes sehr zu statten, und es gilt nun das Eisen zu schmieden, so lange es heiß ist.

Erst im Herbst 1671 wurde der Plan, der zwischen Leibniz und Boineburg verabredet war, dem Kurfürsten Johann Philipp mitgetheilt. Als dieser ihn billigte, handelte es sich zunächst darum, in welcher Form die Sache an den König von Frankreich gebracht werden sollte. Es war Selbstverstand, daß der ganze Plan nach außen hin sorgfältig verdeckt und geheim gehalten werden mußte; aber auch dem Könige von Frankreich gegenüber mußte man eine gewisse Zurückhaltung beobachten. Es galt erst, zu erforschen, ob er überhaupt geneigt sei, auf den Vorschlag einzugehn. Erst dann konnte man sich dazu verstehn, ihm in einer ausführlichen Denkschrift die Mittel zur Verwirklichung des Planes darzulegen. Es war die Frage, ob die erste Mittheilung an den König mündlich oder schriftlich zu machen sei. Man entschied sich für den schriftlichen Weg. Leibniz verfaßte in Lateinischer Sprache einen kurzen Entwurf des Planes und Boineburg schrieb an den König. Beides wurde noch gegen Ende des Jahres 1671 dem König durch einen diplomatischen Agenten vorgelegt. Der König selbst gab keine Antwort, aber der Staatssecretär Pomponne schrieb unterm 12. Februar 1672

an Boineburg, der König wünsche, daß sich der Verfaßer jenes Entwurfes näher erkläre. Man gieng also auf die Sache ein. Man wollte die Ansicht dessen, der den Plan angegeben, auch über die Mittel zur Ausführung vernehmen. Vier Wochen später finden wir Leibniz auf der Reise nach Frankreich. Am 19. März 1672 verläßt er in Begleitung eines Dieners Mainz und schlägt den Weg nach Paris ein.

Man hat den jungen Mann, den wir mit Theilnahme von Mainz nach Paris begleiten, einen eitlen Projectenmacher gescholten, und auf den ersten Blick scheint seine Reise nicht frei zu sein von einem abenteuerlichen Anstriche. Ein junger Deutscher, Rath am Revisionscollegium zu Mainz, bricht nach Paris auf, um dem Französischen Hofe den Vorschlag einer Expedition nach Aegypten zu machen. Das klingt in der That abenteuerlich, und verwundert fragt man sich, was berechtigt den jungen Gelehrten zu der Hoffnung, daß ein König wie Ludwig XIV. in seinem Vorschlage mehr, als eine Grille, erblicken wird? Indessen erwägt man die Zeitumstände, unter denen Leibnizens Plan geboren wurde, so erscheint derselbe in einem Lichte, welches ihm alles abenteuerliche benimmt. Und nimmt man Leibnizens persönliche Verhältnisse hinzu, so wird man begreifen, daß er von den besten Hoffnungen beseelt seine Reise antrat.

So originell der Plan war, den der junge Deutsche am Französischen Hofe zu entwickeln wünschte, so war derselbe doch keineswegs aus der Luft gegriffen. Die ganze Zeitlage war so beschaffen, daß der Ausbruch eines Krieges zwischen Frankreich und der Türkei keineswegs zu den Unwahrscheinlichkeiten gehörte. Vielmehr wurde diese Eventualität im Morgenlande wie im Abendlande ins Auge gefaßt und in Prosa wie in Versen besprochen. Die Türken beschwerten sich, daß die Franzosen in der Levante davon sprächen, daß nächstens eine Französische Flotte erscheinen werde, um Constantinopel zu verbrennen, die Türkischen Inseln und Seehäfen zu plündern. Die Angehörigen andrer Nationen in der Levante sagten, die Türken hätten so unrecht nicht. In allen Ländern herrschte die Meinung, es werde nächstens ein großer Schlag geschehn und Ludwig XIV. werde die auffallenden Kriegsrüstungen gegen die Türkei verwenden. Und

in Frankreich selbst herrschte eine ähnliche Anschauung und Stimmung. Daß man dem Kriege gegen die Türkei nicht abgeneigt war, zeigt unter anderm ein Gedicht, das Malherbe einige Jahre zuvor gedichtet hatte und in welchen er ausrief: „Wie viele Wittwen wird dann das Volk haben, das den Turban trägt! Wie viel Blut wird die Flüße röthen, die den Fuß des Libanon bespülen! Wie viele gefangene Sultane wird der Bosporus zwischen seinen Ufern sehen!" Und als wenige Jahre später der Dichter Boileau die Siegeszüge Ludwigs XIV. gegen Holland feiert, schließt er seine vierte Epistel an den König mit den Worten: „In zwei Jahren erwarte ich dich an den Ufern des Hellespont." Das waren dichterische Ergüße, welche die Volksstimmung charakterisiren. Aber auch das Französische Cabinet dachte nicht anders. Der beste Beweis dafür ist wohl die Thatsache, daß man Leibniz nicht abwies. Man gieng auf seinen Vorschlag ein, man ließ ihn kommen und wollte ihn hören. Schon daraus geht deutlich hervor, daß sein Gedanke am Französischen Hofe Anklang fand, wenigstens nicht prinzipiell verworfen wurde. Beachtet man die ganze Zeitrichtung, welche dem Plane Leibnizens so günstig als möglich war, so wird man sich schon um deswillen scheuen müßen zu sagen, derselbe sei nicht mehr als ein unfruchtbares Hirngespinnst gewesen.

Und noch mehr wird man sich mit dem Plane des jungen Gelehrten befreunden und ihm die Hoffnungen, die er darauf baut, zu Gute halten, wenn man seine persönlichen Verhältnisse ins Auge faßt. Als die Kunde des großen Sieges von St. Gotthard das gesammte Europa, vornehmlich Deutschland, mit Jubel erfüllte, war Leibniz achtzehn Jahr alt. Man weiß, wie Erinnerungen solcher Art in diesem Lebensalter sich einprägen, wie so häufig aus denselben Wünsche, Hoffnungen, Plane sproßen, die den Mann durch das Leben geleiten. Die Französischen Waffen hatten bei St. Gotthard sich mit den Deutschen vereint zum Wohle der ganzen Christenheit. Diese Thatsache, welche sich dem aufstrebenden Jünglinge als ein außerordentliches Ereignis darstellte, war der Same großer Gedanken. Leibniz kam dann nach Mainz, wo dieser Same befruchtet wurde. Er fand hier ein fertiges politisches System vor, dessen Ziel es war,

durch unabläßiges Vermitteln den Frieden der Häuser Habsburg und Bourbon zu erhalten. Er fand seinen Gönner, Freund und politischen Lehrer in dem Manne, der mehr als ein anderer dazu beigetragen hatte, den Sieg von St. Gotthard zu ermöglichen. Da war es denn begreiflich, wenn der bewegliche Geist des jungen Mannes einen Plan erfaßte und verfolgte, der andern, welche nicht wie er mitten in der Entwickelung der Dinge gestanden haben, hinterher als ein abenteuerliches Project erschienen ist. In Wirklichkeit war der sechsundzwanzigjährige Mann, der sich mit so hohen Ideen trug, kein Abenteurer und kein Projectenmacher, sondern er war ein feiner begabter Kopf, der seine Zeit verstand und ihr den Mund lieh, um die Ideen auszusprechen, welche sie unbewußt in sich trug.

Dabei soll indes nicht geleugnet werden, daß nicht nur ein scharfer Kopf, sondern auch eine lebendige Phantasie und eine gewisse poetische Begeisterung dazu gehörte, um einen Plan auszubrüten und mit Zuversicht zu verfolgen, wie der, der unsern Leibniz nach Paris führte. Wäre Leibniz eine weniger erregbare Natur gewesen, hätte er weniger Phantasie und poetische Hingebung, und insonderheit hätte er weniger patriotische Begeisterung und mehr prosaische, nur auf den greifbaren Nutzen gerichtete Nüchternheit besessen, so würde er schwerlich so viel Zeit und Mühe auf einen Plan verwandt haben, dessen Gelingen mehr als zweifelhaft war. Allein Leibniz war eine sanguinische Natur, die sich nur zu gern auf den Schwingen der Phantasie in das Reich der Träume forttragen ließ und den practischen Entwürfen gern eine poetische Beimischung gab. Diese seine Eigenthümlichkeit tritt auch mehrmals in den Arbeiten hervor, die sich auf die Aegyptische Expedition beziehen. Als Lothar Friedrich von Metternich 1670 zum Coadjutor von Mainz gewählt wird, überreicht ihm Leibniz am 15. December desselben Jahrs ein langes Gedicht von 97 Lateinischen Hexametern, das man eine poetische Darstellung seines Aegyptischen Planes nennen könnte. Er sieht den alten Flußgott Rhein aus dem Strome sich erheben und den andern Gewäßern Europas die Zukunft verkünden. Diese Zukunft ist der Friede der christlichen Völker unter einander und der gemeinsame Kampf gegen Osten. Der Kaiser Leopold wird die Deutschen und die andern Völker

führen, Ludwig von Frankreich die Expedition zur See unternehmen. Denn die Erinnerung an das einstige Unglück des Ahnherrn läßt dem Könige Ludwig keine Ruhe. Nächtlich im Traume erscheint ihm die Gestalt desselben, zeigt die Wundenmale der Ketten, die er in der Gefangenschaft getragen, und fordert Rache im Blute der Saracenen.*)

Einen ähnlichen poetischen Flug nimmt der Geist des jungen Politikers, als er ein Jahr später über die Form nachsinnt, in welcher der Vorschlag der Aegyptischen Expedition dem Könige nahe gebracht werden könnte. Er denkt sich einen zukünftigen Geschichtsschreiber, der berichten will, wie Ludwig XIV. zu dem Entschluße dieser Expedition gekommen ist. Dadurch gewinnt er die Möglichkeit, seine Wünsche als geschehene Thatsachen einzukleiden, und er läßt nun seinen Geschichtsschreiber solche Dinge berichten, denen man es anmerkt, daß sie mehr auf Dichtung, als auf Wahrheit beruhen. Der König von Frankreich hält mit seinen Ministern Rath, um die Frage eines Krieges gegen Holland zu erwägen. Sie kommen zu keinem Ergebnisse, und der König selbst wird dadurch zweifelhaft. Er setzt den Beschluß für dasmal aus und schreitet später zu neuer Berathung. Am Tage vorher begiebt sich der König in die Kirche des h. Ludwig und kehrt dann gestärkt und beruhigt heim. In der folgenden Nacht hat er einen Traum. Er sieht alles zum sofortigen Losbruche gegen Holland bereit, Heer und Flotte sind gerüstet und die Expedition soll ihren Anfang nehmen. Plötzlich bricht ein Sturm los, verstreut die Französische Flotte und treibt den König selbst auf seinem Schiffe an ein fremdes Gestade. Dies Gestade ist Aegypten, und dort tritt ihm die Gestalt des Ahnherrn, die Gestalt Ludwigs des Heiligen entgegen. Wunderbar angethan, die Krone auf dem Haupte, das Scepter in der Hand, aber zugleich an Armen und Füßen gefeßelt, mit den Ketten

*) Dieses Gedicht liefert uns zugleich einen Beweis von der Stärke des Gedächtnisses seines Verfaßers. Leibniz hatte keine Abschrift davon behalten. Da er nun siebzehn Jahre später, im Februar 1687, auf einer Reise im Wirtshause Langeweile hatte, fiel ihm das Gedicht ein, das er im December 1670 auf den Coadjutor von Mainz gemacht hatte. Er versuchte mit Erfolg, es ganz in sein Gedächtnis zurückzurufen, und schrieb es auf der Stelle nieder, um es nicht wieder zu vergeßen.



der Gefangenschaft beschwert, richtet sie an den König die mit den Worten Virgils verwobene Aufforderung: Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor, Qui face Barbaricos ferroque sequare furores. Möchte erstehen dereinst ein Rächer aus meinen Gebeinen, Welcher mit Feuer und Schwert verfolgte die Wuth der Barbaren. Die Folge dieser poetischen Vision, welche Leibniz selbst mit dem Namen Ludovisia*) bezeichnet, ist dann der Entschluß des Königs zur Aegyptischen Expedition.

Erwägt man jenes Gedicht an den Coadjutor von Mainz und diese romanhafte Einkleidung der Aufforderung an den König, die übrigens Leibniz selbst wieder fallen ließ, sobald jener an Kurmainz die Erklärung abgegeben hatte, daß er Holland mit Krieg überziehen wolle, so könnte man auf den Gedanken kommen, der ganze Leibnizische Plan einer Aegyptischen Expedition sei eine poetische Fabelei und stamme aus dem Lande der Romantik. Allein wenn man bedenkt, daß ohne poetische Begeisterung keine große Idee zu Stande kommt, so wird man auch Leibniz nicht tadeln dürfen, daß er bei Verfolgung seines großartigen Planes zu Zeiten seiner Phantasie ein wenig die Zügel schießen ließ. Sollte dennoch ein Vorwurf gegen diesen Plan erhoben werden, so würde derselbe weniger Leibniz, den sechsundzwanzigjährigen jungen Gelehrten, als Boineburg, den doppelt so alten bewährten Staatsmann treffen. Denn dieser hat dadurch, daß er Leibnizens Plan approbirt und ihm zur Ausübung desselben die Hand gereicht hat, die ganze Verantwortung auf sich genommen. Alle Vorschläge Leibnizens sind von Boineburg gründlich erwogen und haben die Probe bestanden. Sie stimmen ganz zu derjenigen Politik, welche Boineburg, der practische Staatsmann, als Mainzischer Minister befolgt hatte, und erwecken in diesem denselben Eifer, der ihren Urheber beseelt. Wenn sie also mislingen, so wird man unserm Leibniz nicht den Vorwurf machen können, daß er ein Phantast, ein Abentheurer und ein unpractischer Projectenmacher gewesen sei.

*) „Enarrabo argumentum et velut corpus Fabulae politicae, quam variis eventuum intricationibus vestire et Ludovisiam vocare decreveram.“

Leibniz war inzwischen glücklich in Paris angelangt und hatte dem Französischen Staatsminister Pomponne seine Creditive überreicht. „Hier kommt", schreibt Boineburg an Pomponne, „den der König befohlen hat. So unscheinbar er aussieht, er ist ein Mann, der im Stande sein wird, vortrefflich zu leisten, was er verspricht. Ich bitte euch, ihm die Wohlthat Eurer Gunst und Eurer Protection zu erzeigen und augenblicklich zu gestatten, daß er sich gegen Euch erklärt oder gegen den, welchen der König dazu bestimmt haben wird." Man sieht, Boineburg hatte die beste Hoffnung, und auch Leibniz versprach sich von seiner Mission nicht geringe Erfolge. Leibniz knüpfte die Hoffnung des Gelingens besonders an die Gewährung des Wunsches, daß er selbst seine Sache an einem hohen Orte vortragen, daß er mündlich seinen Plan dem Könige erklären und entwickeln dürfe. Allein dazu wurde ihm keine Gelegenheit gegeben. Leibniz wurde nicht ausdrücklich abgewiesen, aber er wurde auch nicht zu dem heißersehnten persönlichen Vortrage beim Könige zugelaßen. Der König ließ die Sache in der Schwebe, und Leibniz mußte sich aufs Warten legen. Unterdessen ist der Krieg gegen Holland schon ausgebrochen und die Kriegsoperationen sind im vollen Gange. Da wird in Leibniz eine neue Hoffnung dadurch erweckt, daß der Kurfürst von Mainz sich seiner Sache annimmt. Der Kurfürst, den Boineburg ins Vertrauen gezogen, hatte Leibnizens Plan zwar gebilligt, aber sich an der Sache nicht weiter betheiligt, als daß er jenem die Erlaubnis zur Reise nach Paris ertheilte und ihm seine Stelle am Revisions-Collegio offen erhielt. Als er nun aber sah, daß Leibniz hingehalten wurde, that er einen selbstständigen Schritt; er ließ den Gedanken der Aegyptischen Expedition im Juni 1672 durch den Französischen Gesandten Feuquières an das Französische Cabinet bringen. Und der Staatssecretär Pomponne, damals im Lager vor Doesburg, gab dem Gesandten die bezeichnende Antwort: „Ich sage nichts über die Pläne eines heiligen Krieges; aber Sie wißen, solche Pläne haben seit dem heiligen Ludwig aufgehört, Mode zu sein."

Diese Antwort war nicht ermuthigend. Dazu war der Krieg, dessen Erstickung der nächste Erfolg sein sollte, den sich Leibniz von der Aegyptischen Expedition versprach, längst in

helle Flammen ausgebrochen. Dennoch läßt Leibniz den Muth nicht sinken. Denn der Krieg kann durch einen raschen Frieden beendet werden, und dann hat er um so mehr Aussicht, beim Könige Erfolg zu haben. Es wäre nämlich ein Irrthum, wollte man meinen, als wäre es Leibniz nur darum zu thun gewesen, durch einen Krieg der Franzosen im Oriente die Waffen derselben von Holland abzulenken. Mißt man seine Entwürfe mit diesem Maßstabe, so zeigt es sich je länger je mehr, daß derselbe zu klein angelegt ist. Der Gedanke der Ablenkung Frankreichs von Holland ist nicht der ganze Inhalt des Leibnizischen Planes. Dieser Gedanke ist vielmehr nur ein Incidenzpunkt, und darum hält Leibniz auch dann an seinem Plane fest, als der Krieg gegen Holland schon in vollen Flammen steht.

Leibniz faßt nicht bloß die nächste Gegenwart ins Auge; seine Blicke gehen weiter in die Zukunft. Er will nicht nur ausgleichend, vermittelnd zwischen Habsburg und Bourbon treten, sondern er will die beiden Häuser dauernd aussöhnen durch die Richtung beider nach einem gemeinsamen Ziele auf verschiedenen Wegen. Das Bindemittel ist das gemeinsame Interesse, welches die beiden Häuser Habsburg und Bourbon an dem gemeinsamen Kampfe gegen die Türken und an der Theilung der Türkischen Länder zu haben scheinen. Darum muß der Türkenkrieg von beiden mit gleichem Eifer betrieben werden. Für Habsburg bedurfte es keiner Aufforderung zum Kampfe gegen den Islam. Denn dieser Kampf war die Bedingung der Existenz desselben, und Leibniz durfte sicher sein, daß die Annahme seiner Vorschläge durch den König von Frankreich in Wien nur mit Freuden begrüßt werden könne. Anders stand die Sache mit dem Französischen Könige, der erst für einen Plan gewonnen werden mußte, welcher seiner bisherigen Neigung entgegen war. Es galt daher, die Ehre und den Vortheil, welchen eine Aenderung der Französischen Politik mit sich brachte, nachdrücklich hervorzuheben. Und da keine Aussicht zu einem mündlichen Vortrage ist, so muß der schriftliche Weg betreten werden. Leibniz greift daher zur Feder und verfaßt eine ausführliche und genaue Denkschrift, in welcher er mit glänzenden Farben die Vortheile einer Aegyptischen Expedition auszumalen weiß. Die Denkschrift, welcher er den Titel

justa dissertatio (Gehörige Abhandlung) giebt, ist für den König bestimmt. Für Boineburg, der mit Ungeduld die Vollendung der Arbeit erwartet und seinen jungen Freund brieflich wiederholt zur Eile treibt, verfaßt Leibniz selbst einen Auszug aus der umfaßenden Denkschrift, welchem er die kurze, nur für Boineburg berechnete Bezeichnung „Consilium Aegyptiacum" (der Aegyptische Plan) giebt. Beide Schriften haben die Bestimmung, zu der sie verfaßt, nicht erfüllt. Die große Denkschrift wurde dem Könige nicht überreicht, die kleinere Nebenschrift wurde an Boineburg nicht abgesandt, weil im December 1672, als sie eben vollendet war, die Nachricht von Boineburgs Tode in Paris anlangte. So blieben beide Documente unter den Papieren unsers Leibniz liegen und kamen mit seinem übrigen Nachlaße in die Bibliothek zu Hannover, wo sie erst neuerdings aufgefunden und zum ersten Male im Jahre 1864 von Dr. Onno Klopp nach den Handschriften veröffentlicht wurden.

Die Denkschrift Leibnizens hat also nicht, wie sie sollte, thätig eingegriffen in die Schicksale der Völker, in die Umgestaltung aller politischen Verhältnisse, in das Werden der Menschheit. Dennoch wird sie für alle Zeiten von hoher Bedeutung bleiben; denn sie ist eine Urkunde von Leibnizens mächtig schaffendem Geiste und entrollt uns ein möglichst vollständiges Bild des Lebens und Strebens derjenigen Welt, in welcher Leibniz mitten inne stand, ein Bild, aufgefaßt von dem Geiste eines der hauptsächlichsten Träger menschlicher und christlicher Gesittung und Cultur, getränkt und durchwoben von den eigenartigsten und großartigsten Ideen eben dieses Geistes. Daß Leibniz seine justa dissertatio, die für den König bestimmt war, nicht überreicht hat, gereicht dem Kennenlernen seiner Gedanken, dem Eindringen in seinen tiefdurchdachten Plan nicht zum Nachtheile. Dennoch muß ich es mir um der Kürze der Zeit willen versagen, Sie mit dem Gedankengange dieser Staatsschrift bekannt zu machen. Denn wollte ich Ihnen den Plan der Aegyptischen Expedition auch nur in kurzen Umrißen zu entwickeln versuchen, so würde ein solcher Versuch allein eine ganze Vorlesung ausfüllen. Ich beschränke mich daher auf einige ganz kurze Andeutungen über den Inhalt dieser merkwürdigen Abhandlung, von der Thiers sagt, sie sei un des plus beaux

monuments de raison et d'éloquence politiques, eins der schönsten Denkmäler politischer Einsicht und Beredsamkeit. Mit seltener Meisterschaft weiß Leibniz in derselben alles aufzubieten, um die Blicke des kriegslustigen Königs von Europa nach dem Oriente zu lenken. Was nur Philosophie, Politik, Geschichte, was das erschöpfendste Studium der geographischen und strategischen Verhältnisse jenes Landes an die Hand gab, ward von Leibniz aufgewandt, um zu überreden, ja zu überzeugen. Die Nachtheile eines Krieges gegen die Republik Holland gehen in Parallele mit der Zeichnung der unberechenbaren Vortheile eines Zuges gegen Aegypten. Mit besonderm Nachdrucke wird der Gedanke hervorgehoben, daß Frankreich die Holländer am schwersten treffen könne, indem es ihnen durch die Eroberung und den Besitz Aegyptens den Indischen Handel zerstöre. Holland, sagt Leibniz, muß in Aegypten bekämpft werden, ja er nennt Aegypten einmal das Holland des Orients. Was der König begehrt, ist die gebieterische Machtstellung Frankreichs, die Vernichtung Hollands, der Ruhm seines Namens. Diese Ziele erreicht er sämmtlich durch den Besitz des Indischen Handels, durch die Eroberung Aegyptens. Er kann sie durch kein andres Mittel beßer und schneller erreichen. Es ist leichter, Aegypten zu erobern, als Holland; leichter, den ganzen Orient zu zwingen, als Deutschland allein. Der Orient wird Frankreich zu Theil werden, der Occident dem Hause Oesterreich, gleich als hätten sie die Welt durchs Loos getheilt. Das gemeinsame Interesse der beiden ersten Familien der Christenheit wird ihr Bündnis unauflöslich machen: sie werden die Schiedsrichter der Angelegenheiten der Menschheit sein, die Christenheit wird Friede haben und das Christenthum wird in die entlegensten Länder hinausgetragen werden. Wir sehen aus solchen Aeußerungen, wie großartig die Ziele waren, welche Leibniz mit seinem Vorschlage verfolgte, und wie weit seine Blicke in die Ferne und in die Zukunft schweiften. Mehr noch zu sagen, ruft er einmal aus, fehlen mir die Worte, und der Strom der daherfluthenden Gedanken überwältigt das Vermögen, sie zu ordnen. Zwar es ist nicht zu leugnen: Leibniz scheint zunächst seine Feder dem Interesse Frankreichs dienstbar gemacht zu haben. Er verspricht sich von der Ausführung seines Planes unendliche Vortheile

für Frankreich und den König Ludwig, und versteht es, der Eitelkeit und dem Ehrgeiz des letzteren gehörig zu schmeicheln; denn er verheißt ihm nicht weniger als das Amt eines Schiedsrichters, die Oberleitung der Europäischen Angelegenheiten, die Führung der christlichen Waffen, die Vereinigung der Schirmvogtei der Kirche mit dem Titel des erstgebornen Sohnes derselben. Aber bei allen Vortheilen, die er für Ludwig in Aussicht stellt, bei allem Glanze, den er über diese Vortheile für Frankreich ausgießt, hat er dennoch immer Deutschland, sein geliebtes Vaterland im Auge. Der Vorschlag der Aegyptischen Expedition ist so zu sagen ein Deutscher in Französischem Gewande, und wenn auch durch die fremde Tracht seine wahre Gestalt vielfach verhüllt und verdeckt ist, so hört man doch beständig das Klopfen des patriotischen Herzens. Mochte auch dieser Vorschlag dem wahren Interesse Frankreichs noch so sehr entsprechen, so entsprach er nicht minder dem Interesse Deutschlands. Die Vortheile, welche sich Leibniz von seiner Ablenkung der Französischen und zugleich der Türkischen Waffen für sein Vaterland und seinen Kaiser versprach, waren unmittelbar, zweifellos und sicher. Ja, noch mehr muß man sagen, die Vortheile des Aegyptischen Vorschlags waren so universell, wie der Mann, der ihn gemacht hatte. In Wahrheit beschränkten sich die Wünsche und Hoffnungen Leibnizens in dieser Sache, wie in allen andern, nicht auf Deutschland noch auf Frankreich, sondern sie umfaßten das ganze menschliche Geschlecht. Das tritt uns nirgends deutlicher entgegen, als am Schluße seiner großen Denkschrift, wo seine eignen Worte so lauten: Wende den Blick deines Geistes rund um dich her auf alles menschliche Können und Wollen und nenne mir, wenn du es vermagst, unter dem, was leicht ist, etwas Größeres, unter dem, was groß ist, etwas Heiligeres, unter allem etwas in gleicher Art die Menschheit Umfaßendes. Die Worte reichen, wie es dem Gewaltigen gegenüber geschieht, nicht aus für meine Gedanken. Für Kundige jedoch genügt es, dieses Eine zu sagen, daß das Höchste, was an Lob, an Ruhm, an Weisheit, an Tugend, an Frömmigkeit und Gerechtigkeit zu erlangen, was heroisch und apostolisch und um in ein Wort alles zu faßen, was das allerchristlichste ist — das drängt sich hier zusammen in einen

einzigen Gedanken. Die herrlichsten Aussichten eröffnen sich, wenn die Geschicke gestatten, eine so heilige Mahnung zu vernehmen. Wenn nicht —; doch ich bezwinge mich, und möchte es nicht auf mich laden, daß ich selbst meinen Wünschen Unglück weißage. Das goldne Zeitalter der Christenheit wird wiederkehren, wir werden dem Bilde der ursprünglichen Kirche nahe kommen und wir werden ohne jegliche Thorheit der Fünfmonarchisten das tausendjährige Reich beginnen. Damit ist die Zeit gekommen, wo wir die menschliche Kraft fördern werden durch die Erfindung von Maschinen, wo der Geist die Kräfte der Natur sich unterjochen wird, wo ferner wir das erwägen können, was nach dem Heile der Seele die Hauptsache ist, nämlich wie wir dem kranken Leibe helfen, wie endlich einmal die Heilkunde mit Nachdruck zu heben und zu beßern sei. In der Rechtspflege wird die Sonne der Gerechtigkeit aufgehen, sie wird die Nebel der Ungewißheit zerstreuen und die Blendwerke des Rabulistenthums erhellen. Die Sittenlehre wird sich vervollkommnen, und ein Abbild des himmlischen Lebens wird nach den Idealen der Philosophen in das irdische Leben der Menschheit niederstrahlen. Wir werden die Gebote Christi nicht mehr bloß in Worten nachsprechen, und der in seiner ursprünglichen Reinheit hergestellte Glaube wird sich durch die über alle ausgegoßene Liebe lebendig bewähren. Diese Folgen, dieses Glück derselben wird die Menschheit dem Könige Ludwig verdanken: sein Name wird heiligen Königen von dem Schicksal als ein vorbestimmter erscheinen, und die Nachwelt wird demselben doppelte Verehrung zollen."

Als Leibniz seine große Denkschrift vollendet hatte, durfte er immer noch auf einen günstigen Erfolg hoffen. Denn gerade in dieser Zeit kam es zu einem diplomatischen Bruche zwischen Frankreich und der Pforte. Wenn es gelang, den Frieden zwischen Frankreich und Holland wiederherzustellen, so war alle Aussicht vorhanden, daß Frankreich seine Waffen nach dem Oriente trug. Und wenn sich dann Oesterreich zur Bekämpfung der Ungläubigen mit Frankreich vereinigte, so stellte sich die Zukunft in einem erfreulichen Lichte dar. Durch die Einigkeit der beiden mächtigsten Herschergeschlechter, die aus der Gemeinsamkeit des Handelns auch ohne ausgesprochenes Bündnis ganz

von selbst erwachsen mußte, mußte der Friede der Christenheit dann dauernd gesichert erscheinen. Das war ein hohes Ziel, doppelt anerkennenswerth in einer Zeit, wo aufs neue die Christenheit in Waffen starrt, ein Ziel, das zu erreichen Leibniz mit Recht keine Zeit und Mühe sparen zu dürfen glaubte.

Zunächst schien alles darauf anzukommen, daß so rasch als möglich der Friede zwischen Frankreich und Holland wieder hergestellt werde. In der richtigen Voraussicht, daß der Ausbruch des Krieges unvermeidlich sei, hatte Leibniz schon vor seiner Abreise nach Paris von ganzem Herzen in den Wunsch des Mainzischen Hofes eingestimmt, daß der Krieg localisirt werden möchte. Denn dadurch allein war die Hoffnung eines baldigen Friedens gegeben, und nur die Wiederherstellung des Friedens berechtigte unsern Politiker zu der weitern Hoffnung, daß seine Pläne am Französischen Hofe Beachtung fänden. Boineburg war darin ganz mit ihm einverstanden. Er schrieb unterm 7. November 1672 in diesem Sinne an Leibniz: „Wenn erst der Friede geschloßen ist, wird Aegypten nicht länger verachtet werden. Gott wolle dazu seinen Segen geben." Man sieht, für den Standpunkt der Mainzer Politiker konnte in dieser Zeit nichts erwünschter sein, als eine rasche Beendigung des Französisch-Holländischen Krieges. Sie hofften und erwarteten nach der Demüthigung der Holländer einen baldigen Frieden, und dann die Ausführung ihres Vorschlages gegen Aegypten. Diese ihre Hoffnung schien gefährdet, sobald durch Theilnahme eines Deutschen Reichsfürsten am Kriege die Localisirung desselben aufgehoben wurde. In den letzten Briefen, die Leibniz in Paris von seinem Mainzischen Freunde Boineburg erhielt, tritt nun immer mehr die bange Sorge hervor, daß dieser Fall eintreten könnte. Diese Sorge gründete sich auf die Vermuthung, welche immer mehr zur Wahrscheinlichkeit wurde, daß der Kurfürst von Brandenburg für die Holländer Partei ergreifen würde. Geschah dies, so war ein weiteres Umsichgreifen des Kriegsbrandes unvermeidlich. Die weitere Folge davon war, daß der Gedanke der Aegyptischen Expedition ganz zurücktreten mußte, und daß statt des Europäischen Friedens der Untergang des Vaterlandes in sicherer Aussicht stand.

Unter dem Drucke dieser Erwägungen faßte Leibniz einen neuen Plan, den er ebenfalls in einem ausführlichen Memorial

niederlegte. Es ist dies sein consilium de castigando per Saxonem Brandenburgico, d. h. sein Plan, den Brandenburger durch den Sachsen zu züchtigen. Der Gedanke unsers Leibniz war der, daß die Kriegslust des Kurfürsten von Brandenburg zurückgeschreckt werden solle durch eine Rüstung des Kurfürsten von Sachsen. Es brauchte zu keinen Feindseligkeiten zu kommen, meint Leibniz, sondern der bloße Waffenlärm von hinten würde hinreichen, den Brandenburger zu einer friedlichen Haltung zu zwingen. Denn wenn er von hinten mit einer unverhofften Furcht überfallen würde, so würden ihm alle seine Concepte verrückt werden. Würde aber der Kurfürst von Brandenburg zur Ruhe gebracht, so würde die Wiederherstellung des Friedens ermöglicht und der König erhielte freie Hand zu der Unternehmung gegen Aegypten. Dann würde ferner der Kaiser die Türken angreifen, und die Einigkeit der Häuser Habsburg und Bourbon zu gemeinsamem Streben würde das Wohl der Christenheit sichern.

Dies ist der Inhalt von drei Schriftstücken, welche sich auf diesen neuen Plan beziehen und welche uns zeigen, mit welchem Eifer und mit welcher Ausdauer Leibniz seinen Hauptplan verfolgte und demselben alles dienstbar zu machen suchte. Die Schriftstücke sind offenbar für den Kurfürsten von Mainz verfaßt, mit dessen Einwilligung (ex permissu) Leibniz sie ausarbeitete. Auch sie haben vielleicht nicht einmal ihren nächsten Zweck erfüllt. Denn auch der Kurfürst starb nicht lange nach Boineburg am 12. Februar 1673, und damit schien unserm Leibniz die letzte Hoffnung auf eine Unterstützung seines Planes und auf eine erfolgreiche Durchführung desselben abgeschnitten.

Aber auch jetzt, als der Tod ihn seiner beiden angesehenen Gönner und Mitarbeiter beraubt hat, läßt Leibniz nicht alle Hoffnung sinken. Bald nach dem Tode des Kurfürsten, im Frühjahr und Sommer 1673, macht er noch zwei Versuche, um durch andre Fürsten den Plan der Aegyptischen Expedition beim Könige von Frankreich anzuregen. Der erste Versuch besteht in einem Schreiben an den Herzog Johann Friedrich von Hannover, welchem Leibniz bereits von Mainz aus in jenem besprochenen Briefe vom Jahre 1671 sein großes Geheimnis mitgetheilt hatte. In diesem Stadio der Angelegenheit glaubt nun Leibniz noch

einmal zu dem Herzoge reden zu müßen, weil das Schweigen sein Gewißen belasten würde. Denn der Plan erscheint ihm so wichtig für das Gesamtvaterland, so ausführbar und zugleich so zeitgemäß, daß er die Hoffnung des Gelingens nicht aufgeben kann. Darum glaubt er die Sache dem Herzoge anheimstellen zu müßen, um seine Schuldigkeit zu thun und sein Gewißen zu entlasten. Eine Antwort des Herzogs auf dieses Schreiben hat sich nirgends gefunden.

Den zweiten Versuch machte Leibniz bei dem in Paris weilenden Fürstbischofe Wilhelm von Fürstenberg. Er suchte bei demselben um eine Audienz nach und schrieb nach seiner Weise zuvor das nieder, was er dem Fürstbischof vorzutragen gedachte. Darunter kommt denn auch die merkwürdige Forderung vor, daß der Fürstbischof ihm sowohl mündlich als schriftlich die Versicherung gebe, daß, es werde nun sein Vorschlag beliebt oder nicht, die Sache sowohl jetzt als künftig im höchsten geheim gehalten und keinem Menschen, es sei unter welchem Vorwand es wolle, ohne seine Genehmigung einige Erläuterung davon gegeben, sonderlich aber sein Name niemals ohne seine Genehmigung genannt werden solle. Man fragt sich verwundert, wozu diese Reservationen? Das undurchdringliche Geheimnis galt damals mehr, als zu irgend einer andern Zeit, für die erste Tugend eines Staatsmannes, und wir haben schon öfter Gelegenheit gehabt, zu beobachten, daß Leibniz, namentlich was seine anonymen Schriften betrifft, ein Meister in der Kunst des Schweigens war. Allein die Annahme bloßer Geheimniskrämerei genügt nicht, um eine so auffallende Haltung zu erklären. Der Hauptgrund, warum Leibniz zu verhüten suchte, daß sein Plan nicht ausgeplaudert werde, lag ohne Zweifel tiefer. Leibniz hatte noch immer die Hoffnung des Gelingens nicht aufgegeben, und diese Hoffnung war bedingt durch den Reiz der Neuheit und die Kraft des Geheimnisses. In dieser Beziehung sagt er selbst in der kleinern Denkschrift: „weil das Geheimnis die Seele eines solchen Planes ist, dessen Ausführung hervorbrechen muß, wie der Blitz, so behält sich der Urheber vor, den besten Theil und das Wesentliche selbst in Person zu sagen.“ Dieser Vorbehalt war überflüßig gewesen: es war

Leibniz nicht gestattet, seinen Plan persönlich am Französischen Hofe vorzutragen; aber nichts desto weniger hütete er denselben wie einen geheimen Schatz, dessen Hebung er von der Zukunft zu hoffen nicht müde wurde. Aus diesem Grunde verpflichtete er auch den Fürstbischof, als er ihn ins Vertrauen zog, zu tiefstem Schweigen. Zugleich stellte er an ihn das Ansinnen — und das ist es, was dieses Schriftstück besonders werthvoll und für unsern Leibniz ehrenvoll macht — daß derselbe nichts von ihm begehre, so dem gemeinen Besten und sonderlich des Vaterlandes Wohlfahrt und der Treue, so man Kaiserlicher Majestät schuldig ist, zuwider sei. „Denn das gebe ich von vornherein zu erkennen, versichert Leibniz, daß ich nicht das Geringste pro oder contra an diesem oder einem andern Hofe thun werde und wolle, so einiger bösen Auslegung unterworfen oder eine böse Nachrede verursachen könnte; maßen ich meine Ehre über alles mir angelegen sein laße und nichts suche, als zwei Dinge, nämlich sowohl die innerliche Befriedigung als den äußerlichen Nachruhm, etwas nützliches zu gemeinem Besten ausgerichtet zu haben." Auch dieser Versuch, durch einen angesehenen Fürsprecher den König für seinen Plan zu gewinnen, führte unsern Leibniz nicht zum Ziele. Ja es steht nicht einmal fest, ob der Fürstbischof ihm die erbetene Audienz gewährt hat. Jedenfalls beweist der Erfolg, oder vielmehr die Erfolglosigkeit, daß Wilhelm von Fürstenberg sich mit Leibniz nicht weiter eingelaßen hat.

Fortan mußte jeder Versuch im Keime ersticken; denn die Dinge entwickelten sich umgekehrt, als Leibniz gehofft und erstrebt hatte. Der Kriegsbrand in Westeuropa ward allgemein, bei der Pforte dagegen führten die Bemühungen des Französischen Cabinets im Juni 1673 zum Abschluß eines dauernden Freundschaftsvertrages. So war es Leibniz also nicht vergönnt, diesen seinen Lieblingsgedanken ausgeführt zu sehen. Daß er aber sein Lebelang festgehalten hat an diesem Gedanken, daß er von der Zweckmäßigkeit und Ausführbarkeit der Aegyptischen Expedition nie zurückgekommen ist, tritt in seinen spätern Schriften noch oft zu Tage. Indessen gedachte er seiner Vorschläge von 1672 höchstens in Briefen an so vertraute Freunde, wie Hiob Ludolf in Frankfurt. Selbst Eckhart, sein erster Biograph, der doch Jahre lang um ihn war und seine Reise nach Paris wohl

kannte, hatte von der eigentlichen Veranlaßung und dem Hauptzwecke keine Ahnung. Leibniz nahm sein großes Geheimnis mit ins Grab, nicht weil er seinen Lieblingsplan zu den Todten geworfen hatte, sondern weil er fest überzeugt war von seiner Lebensfähigkeit und Ausführbarkeit. In einem Briefe an seinen vertrauten Freund Ludolf hat er den festen Glauben ausgesprochen, daß die Franzosen, auch ohne daß ihnen der fragliche Vorschlag von einem so gewichtigen Rathgeber, wie der Kurfürst von Mainz, erneuert würde, ihn aus sich selbst zur Ausführung bringen würden.

Und Leibniz hat sich darin nicht geirrt. Es ist bekannt, daß Napoleon Bonaparte, ohne Leibnizens Vorschlag zu kennen, aus eignem Antriebe das ausgeführt hat, wozu Ludwig XIV. sich trotz eines Rathgebers wie Leibniz nicht entschließen konnte. Die Expedition, welche Napoleon im Jahre 1798 unter sehr viel ungünstigern Umständen unternahm, ist thatsächlich die glänzendste Anerkennung, welche Leibnizens Genius zu Theil werden konnte. Napoleon und Leibniz sind unabhängig von einander in ein und demselben großen Gedanken zusammengetroffen und jener hat das verwirklicht, was dieser länger als ein Jahrhundert vor ihm im Geiste erschaut hatte, wennschon in ganz anderm Sinne und mit ganz andern Erfolgen, als die, welche Leibniz sich von der Ausführung seines Planes versprach. Denn Leibniz war ein Mann des Friedens und wollte durch seine kriegerischen Vorschläge Deutschland, ja Europa vor Krieg und Blutvergießen schützen. Napoleon aber war ein Eroberer und drang nur darum siegreich bis an den Fuß der Pyramiden vor, um durch die Kriegsfackel, die er von dort zurückbrachte, ganz Europa in Brand zu setzen. Leibniz erhoffte von einer Niederlage des Halbmonds in Aegypten die Erhöhung des Kreuzes über den ganzen Erdkreis und träumte von einem goldnen Zeitalter der Christenheit. Napoleon aber verwandelte die Kreuze zu Schwertern, um einen Militairdespotismus zu begründen, der die Schäden der Menschheit mit Blut und Eisen zu heilen unternahm und der noch, bis zur Stunde, seine blutige Geißel über der geängstigten Christenheit schwingt.

Es hat sich durch Französische Historiker ersten Ranges, wie Thiers und Michaud, die Ansicht festgesetzt, daß Napoleon

mit den Entwürfen Leibnizens schon vor seinem Zuge nach Aegypten bekannt gewesen sei. Diese Ansicht gründet sich auf die Verwandtschaft der Ideen: weil der General Napoleon, schließt man, seinen Feldzug in Aegypten so einrichtete, wie Leibniz einen solchen vorgeschlagen, deshalb muß der General Napoleon Bonaparte den Plan von Leibniz vorher gekannt haben. Allein so wahrscheinlich und annehmbar auch die Ansicht auf den ersten Blick erscheinen mag, so verkehrt erweist sie sich bei näherer Prüfung der Thatsachen. Wir wißen, daß Leibniz selbst über seine diplomatische Mission nach Paris tiefes Schweigen beobachtete und sein Geheimnis mit ins Grab nahm. Die beiden wichtigsten Schriftstücke, welche Auskunft darüber geben konnten, lagen nach seinem Tode verborgen in der Bibliothek zu Hannover, und so blieb die ganze Sache im Dunkel. Nur aus dem Briefwechsel zwischen Leibniz und Ludolf, der 1755 veröffentlicht wurde, wußte man, daß Leibniz nicht nur die Idee einer Aegyptischen Expedition gehabt habe, sondern auf Boineburgs Betrieb von dem Kurfürsten Johann Philipp angewiesen sei, eine Denkschrift darüber zu verfaßen, um den Plan in Frankreich zur Geltung zu bringen. Mehr erfuhr man nicht, bis Napoleon 1798 seine berühmte Expedition nach Aegypten ausgeführt hatte. Fünf Jahre später, im Jahre 1803, erklärte freilich eine Englische Broschüre, daß Napoleon die Entwürfe des großen Philosophen gekannt und nur das gethan, was dieser gerathen habe. Allein diese Behauptung ist falsch; denn eben in demselben Jahre 1803, in welchem jene englische Broschüre erschien, erhielt der damalige Oberconsul die erste Kunde von dem Vorhandensein eines Leibnizischen Manuscriptes über den Plan einer Aegyptischen Expedition. Das Jahr 1803, welches für Hannover der Anfang einer zehnjährigen Fremdherrschaft war, führte die Franzosen nach Hannover, wo der Handschriftenschatz der Kurfürstlichen Bibliothek ihre Aufmerksamkeit erregte. Der General Mortier, vielleicht durch die Englische Broschüre aufmerksam geworden, ließ sich nun von dem Bibliothekar Feder eine Abschrift von einem der betreffenden Schriftstücke einhändigen und schickte dieselbe an Napoleon. Der Brief, womit er die Sendung begleitete, ist vom 11. Thermidor 1803 datirt und lautet also: „Mein General! der berühmte Leibniz hatte Ludwig XIV.

die Eroberung Aegyptens vorgeschlagen. Sein handschriftliches Memoire über diese interessante Partie der Erdkugel, in Lateinischer Sprache abgefaßt, ist in der Bibliothek von Hannover niedergelegt. Ich habe geglaubt, daß es Ihnen nicht gleichgültig sein würde, dasselbe zu lesen." So kam die erste Kunde von Leibnizens Entwürfen nach Frankreich, nach dem Lande, in dessen Hauptstadt diese Entwürfe einst in aller Stille ausgearbeitet waren. Etwas früher war sie nach England gedrungen. Unmittelbar nach der Expedition Napoleons wünschte das Englische Ministerium die Leibnizischen Entwürfe kennen zu lernen und von Hannover schickte man im Jahre 1799 die Abschrift eines derselben nach London. Auf dieser Mittheilung beruhte die Englische Broschüre vom Jahre 1803, welche die Berührungspunkte zwischen dem Leibnizischen Plane und der Napoleonischen Expedition im Englischen Staatsinteresse auszubeuten suchte. Leibniz hatte darauf hingewiesen, daß Frankreich die Holländer nicht schwerer treffen könne, als wenn es ihnen durch die Eroberung Aegyptens den Indischen Handel zerstöre. Dasselbe bezweckte Napoleon auf demselben Wege gegen die Engländer. Leibniz hatte gezeigt, welche Bedeutung für Frankreich die Insel Malta habe und wie wichtig es für Frankreich sei, daß diese Insel dem Orden gehöre. Aus derselben Einsicht und dem entgegengesetzten Interesse verweigerte nun England die Zurückgabe der Insel Malta, wiewohl dieselbe in dem kurz vorher geschloßenen Frieden stipulirt war. Jene Englische Broschüre vom Jahre 1803 vertheidigte diese Weigerung und berief sich dabei ausdrücklich auf Leibniz. Die Folge davon war ein neuer Krieg zwischen Frankreich und England, und so kamen die Franzosen 1803 nach Hannover, wo nun auch sie sich jene Abschrift des Leibnizischen Vorschlages geben ließen, den einst Leibniz am Hofe Ludwigs XIV. gemacht hatte. Merkwürdige Verkettung der Umstände! Hundertdreißig Jahre hatten diese Manuscripte in völliger Verborgenheit gelegen. Jetzt auf einmal erregten sie das Interesse der Welt, nachdem der Mann, welcher dieses Zeitalter beherrschte, wie Ludwig XIV. das seine, die gleiche Idee von sich aus gefaßt und ausgeführt hatte. Und wie griffen diese alten vergilbten Papiere, die einst ihre hohe Bestimmung nicht erfüllt hatten, auch jetzt nach hundertdreißig Jahren noch so tief in den Gang

der Geschichte ein! Die Berufung auf die Denkschrift von Leibniz mußte als Vorwand dienen für das Englische Ministerium, die Insel Malta nicht herauszugeben. Und dieses Unrecht Englands wurde wieder der Grund, daß Hannover, das zweite Vaterland des Mannes, dessen Wort England zur Beschönigung seines Unrechts misbrauchte, eine noch größere Verletzung des Völkerrechts durch den Mann erleiden mußte, der die Entwürfe eben jenes geistig begabtesten Hannoveraners, ohne sie zu kennen, zur Ausführung gebracht hatte.

Fünfte Vorlesung.

Das Ausland und die Heimat.

H. B. Wir haben unsern Leibniz in der letzten Vorlesung nach Paris begleitet, um zu sehen, was für eine Aufnahme er bei Ludwig XIV. fand. Er wünschte dem Könige von Frankreich einen der hochfliegendsten Pläne vorzutragen, welche je in dem Kopfe eines jungen Gelehrten entsprungen sind. Er hatte gehofft, schnell zum Ziele zu kommen; aber er wartete von Woche zu Woche, von Monat zu Monat, um endlich ungehört zu bleiben. So wurde aus dem Ausfluge nach Paris ein vierjähriger Aufenthalt in der Fremde, auf dessen Besprechung wir uns heute beschränken wollen, um damit noch einen Rückblick auf Leibnizens alte Heimat verbinden zu können.

Leibniz hatte also den Hauptzweck seiner Reise nach Paris verfehlt. Ich sage den Hauptzweck; denn allerdings war die Betreibung der Aegyptischen Expedition nicht der einzige Zweck, den Leibniz in Paris verfolgte. Es waren auch allerlei Geschäfte für Mainz und Boineburg und vor allem sein eigner Wißensdrang, was ihn nach Paris führte und ihn auch dann noch für längere Zeit dort feßelte, als er sich sagen mußte, daß aus der Aegyptischen Expedition nichts werden würde. Wir wollen erst die Geschäfte, die ihm Boineburg übertragen hatte, und die diplomatischen Aufträge, die er bald auch von dem Kurfürsten Johann Philipp empfing, besprechen, um dann die wißenschaftlichen Interessen ins Auge zu faßen, die er in der französischen Weltstadt verfolgte und die dort reiche Nahrung und Erweiterung fanden.

Boineburg hätte unsern Leibniz am liebsten selbst nach Paris begleitet; denn er hatte viele persönliche Beweggründe, welche ihn dorthin zogen. Zunächst lockte ihn sein Eifer für

die Wißenschaften und seine Liebe für die schöne Literatur. Sodann wollte er seinen Sohn zur weiteren Ausbildung nach Paris bringen. Endlich hatte er eine schon alte Geldforderung an den König selbst, die er aufs neue und mit Nachdruck geltend zu machen wünschte. *) Das kam Leibniz sehr gelegen, der nichts mehr wünschte, als daß Boineburg sich zur Mitreise entschließen möchte.

In einem Briefe an Boineburg, in welchem er die Art und Weise bespricht, wie der Aegyptische Vorschlag an den König zu bringen sei, sagt er: „Unser beider Gegenwart ist nöthig. Was mich anbetrifft, so ist das einleuchtend; was Dich anbetrifft, so ist es noch viel mehr einleuchtend. Denn ich bin dort unbekannt, ermangle des Rufs, kenne die Sprache, die Menschen, die Lebensart nicht und werde daher, wenn ich allein bin, weder Glauben noch Aufnahme finden und kann am Hofe in Kleinigkeiten irren, wodurch oft die größten Sachen verdächtig gemacht werden." Auch du Fresne, der Mainzische Agent in Paris, rieth dem Baron zu, selbst nach Frankreich zu kommen, und gedachte bei dieser Gelegenheit auch eines von ihm besorgten Briefes von Leibniz an Anton Arnaud, den Verwandten des Ministers Arnaud de Pomponne. Arnaud, bemerkte er, sei eben beschäftigt mit den pensées de ce merveilleux Saxon, und setzte dann hinzu: C'est un prodige d'esprit à étonner les autres. Allein so sehr es im persönlichen Interesse des Barons von Boineburg lag, selbst am Französischen Hofe zu erscheinen, und

*) Seit dem Jahre 1658, dem Jahre der Kaiserwahl, hatte Boineburg am Französischen Hofe in großer Gunst gestanden. Am 22. November 1661 ernannte Ludwig XIV. ihn in sehr lobenden Ausdrücken zum Mitgliede seines geheimen Rathes in einem Diplome, dessen Original sich im Leibniz-Nachlaße auf der hiesigen Bibliothek befindet. Schon im Jahre 1658 hatte Ludwig XIV. ihm eine jährliche Pension von 1500 Rthlrn. verliehen. Dazu genoß er jährlich eine Rente von 1000 Rthlrn., welche ihm der König auf die Einkünfte der Domäne Rethel in den Ardennen angewiesen hatte. Die Ereignisse der späteren Jahre lockerten diese Verbindung, aber das Versprechen jener Gelder blieb ihm, und nach 1664 ward das Verhältnis zu dem Könige auch wieder günstiger. Dennoch hatte sich Ludwig XIV. seit der Katastrophe, welche Boineburgs Sturz herbeiführte, seiner Verpflichtung entzogen, und so war die Forderung, welche Boineburg laut Königlicher Briefe an das Französische Cabinet hatte, zu einer bedeutenden Summe angeschwollen.

so sehr der wunderbare Sachse sich bemühte, ihn zur Mitreise zu bewegen, so hatte jener doch auch eine Reihe von Gründen, die ihm Aufschub riethen, zumal da er seine sämmtlichen persönlichen Angelegenheiten der Führung seines Leibniz anvertrauen durfte. Er that dies mit einem Vertrauen, das geradezu unbegrenzt genannt werden kann. Zunächst versah er Leibniz mit den nöthigen Creditiven zur Betreibung der Geldangelegenheit, und dieser betrieb nun auch die Sache des Barons mit Eifer und Einsicht. Der Baron erwartete es nicht anders und verließ sich ganz auf den erprobten Freund, der ihm schon so mannigfache Dienste geleistet hatte. „Was soll ich machen?“ schrieb er in einem Briefe vom 15. Juli. „Auf deinen Rath, dein Urtheil, deinen Beifall ist all das meinige gestellt. Alles, was Du ausrichtest, wird mir lieb sein.“ Und in der That brachte Leibniz es endlich, wenn auch erst nach dem Tode des Barons, so weit, daß der Familie desselben wenigstens ein Theil der Geldforderung ausgezahlt wurde.

Wichtiger noch als dieses Geldgeschäft war die Leitung des einzigen Sohnes des Barons, welche dieser ebenfalls seinem Leibniz übertrug. Dieser Sohn, Philipp Wilhelm von Boineburg, der in seiner späteren Laufbahn den Ruhm des Vaters noch übertreffen sollte, hatte bis dahin in Straßburg unter Böckler die Staatswißenschaften studirt. Als nun der Obermarschall von Schönborn, Boineburgs Schwiegersohn, an der Spitze einer Gesandtschaft, von der gleich weiter die Rede sein wird, vom Kurfürsten nach Paris gesandt wurde, ließ der Baron von Boineburg seinen Sohn mitreisen, damit er in Paris unter Leibnizens Leitung seine Studien fortsetzte. Der 16jährige Jüngling ahnte bei der Abreise nicht, daß er von seinem Vater für immer Abschied nahm. Die Gesundheit des Barons war unter den mancherlei niederdrückenden Sorgen, welche die schweren Zeiten mit sich brachten, längst zerrüttet. Eine heftige Aufregung, welche durch die Nachricht von der Verwüstung seiner Güter durch brandenburgsche Truppen hervorgerufen wurde, genügte, sie vollends zu brechen. Sie hatte einen Schlagfluß zur Folge, an welchem er nach einigen Tagen in der Mitte Decembers 1672 starb. Sein Tod war für seine Freunde wie für seine Gegner ein Ereignis zu nennen. Ein Courier brachte

dem Minister Arnaud de Pomponne die Nachricht davon, und dieser ließ sie am andern Tage durch einen Edelmann dem Obermarschall von Schönborn mittheilen. Auf diesen wie auf Leibniz und den jungen Boineburg machte sie den erschütterndsten Eindruck. Leibniz mußte alles aufbieten, um den verwaisten Sohn nur einigermaßen zu trösten. Er selbst schrieb darüber an einen Freund in Mainz: „Der junge Herr Baron nahm eine so schmerzliche Nachricht mit der Zärtlichkeit eines wohlerzogenen Sohnes auf, die alle Welt zu Mitleid rührte. Ich hatte Mühe sein Gemüth ein wenig zu beschwichtigen, aus Besorgnis vor einer Krankheit. Ich stellte ihm vor, daß er Grund habe, sich zu trösten, da der Vater ihm einen Ruf hinterlaßen habe, welcher ihn überall hin begleiten und ihm günstigen Zutritt zu allen großen Männern Europas verschaffen würde. Er habe nur den edlen Fußtapfen seines Vaters nachzugehn, um niemals weder gute Diener noch Freunde, weder Glück noch Ruhm zu vermissen. Und gewiss, was ich gesagt habe, um ihn zu trösten, diente mir selbst zum Troste. Denn nach dem Verluste eines so großen Mannes, welcher mich mit seiner Freundschaft beehrte, sah ich auch die schönen Eigenschaften dieses jungen Herrn, welcher seinen Vater wieder aufleben laßen wird, mit Vergnügen. Er wird ernst und sittlich sein und ich erkenne in ihm Spuren seines Vaters, welche sich immer reicher entwickeln werden.*)

Auch an die verwittwete Freifrau von Boineburg richtete Leibniz einen schönen Trostbrief, worin er die Zuversicht ausspricht, daß sie des wahren Trostes fähig sei, der theilweise darin be-

---

*) Philipp Jacob Spener, welcher damals noch in Frankfurt lebte, schrieb über Boineburgs Tod, der großes Aufsehen erregte, an einen seiner Freunde folgende Worte: „Daß der große Boineburg vom Schlage getroffen und vier Tage darauf gestorben ist, weißt Du vermuthlich vor dieser meiner Nachricht. Man hat mir erzählt, daß ihn ein erstickender Husten übernahm, die Folge eines heftigen Zorns, von dem er entbrannte, als man ihm den von den brandenburgschen Truppen, welche seine Güter oder Gärten ohne Rücksicht verheerten, angerichteten Schaden meldete. Die Wißenschaften, mit welchen Boineburg seinen Geist ausgebildet und bereichert hatte, haben einen großen Kenner und Förderer, mehrere Höfe, welche bei wichtigen Angelegenheiten seinen Rath einzuholen pflegten, den einsichtsvollsten Rathgeber an ihn verloren.“

stehe, die Größe des Verlustes zu erkennen; denn so viel dadurch das Verlangen nach der uns durch den Tod entrückten Person vermehrt werde, so viel müße der Schmerz um den Verlust dadurch vermindert werden. „Derer Tod, heißt es dann weiter, soll trostlos sein, mit denen all ihr Ruhm begraben wird. Die aber, welche durch eine unvergeßliche Glorie sich selbst überleben, sind glückselig zu achten, denn sie sterben sich selbst nie zu früh, dieweil sie alles erreicht, was ein verständiger Mensch wünschen kann. Den Ihrigen aber und guten Freunden und dem gemeinen Wesen sterben sie allezeit zu zeitlich, wenn sie auch noch tausend Jahre lebten. Der sel. Herr v. Boineburg ist zu einer seltenen Staffel des Ruhms und der Unsterblichkeit gestiegen. Denn sein hoher Verstand und ungefärbte Gottesfurcht und Verdienst um das gemeine Beste, so seine Seele ewiger Freude versichern, hinterlaßen zugleich seinen Freunden das angenehme Gedächtnis eines so großen Mannes. Die unsterbliche und nun von aller zeitlichen Unvollkommenheit entbundene Seele triumphirt zwiefältig wegen der sowohl hier als dort erlangten Ehrenkrone. Es ist Ihnen aber noch ein kräftiger Trost übrig, daß Sie den Verstorbenen in seinem Herrn Sohn wieder lebend zu sehen hoffen dürfen. Die vortrefflichen Gaben, womit die Natur und das Glück gegen diesen jungen Herrn so freigebig gewesen, können uns nichts anders versprechen; und ich zweifle nicht, es werde das hochrühmliche Gedächtnis seines Herrn Vaters, so er überall in der Welt, wo er auch hinkommen mag, erschallen hören wird, ihn zu einer beständigen Nachfolge unaufhörlich treiben."

Leibnizens scharfer Blick hatte die Gaben und Anlagen des vielversprechenden Jünglings richtig erkannt und die Hoffnungen, welche er bei dem Tode des Vaters auf den Sohn setzte, sollten glänzend in Erfüllung gehn. Der junge Philipp Wilhelm von Boineburg sollte eine noch viel höhere Staffel des Ruhmes erreichen, als sein berühmter Vater. Er wurde später in den Grafenstand erhoben und ist der in der Geschichte von Mainz so berühmt gewordene Statthalter von Erfurt, welcher gewöhnlich schlechtweg der große Boineburg genannt wird.

In dem letzten Briefe, welchen der Baron von Boineburg wenige Tage vor seinem Tode an Leibniz geschrieben hatte —

er ist vom 9. November 1672 datirt — hatte er diesem die Sorge für den Sohn ans Herz gelegt. Und Leibniz that, was er konnte, um den Willen des Verstorbenen zu ehren und dem jungen Baron so nützlich als möglich zu werden. Anfangs fürchtete er, daß die bekümmerte Mutter den Sohn aus Paris werde zurückkommen laßen. Allein diese Furcht war ohne Grund. Die verwittwete Freifrau von Boineburg dankte nicht nur unserm Leibniz für alle Liebe und Treue, die er ihrem Sohne bewiesen, sondern bat ihn um ihres seligen Herrn willen, auch ferner die Leitung und Unterweisung desselben fortzusetzen. Ja sie bewies ihm ein solches Vertrauen, daß sie ihm eine Vollmacht ausstellte, worin sie ihm alles übertrug, was in ihren und ihres Sohnes Angelegenheiten zu thun war. Leibniz richtete das ihm übertragene Amt eines Mentors mit gewißenhafter Treue aus, und so viel wir aus seinen Berichten an die Mutter urtheilen können, so war die Methode, die er anwendete, die folgende. Er wollte den jungen Mann in Geschichte, Sprache und Schreibart üben, zu dem Ende ließ er ihn politische Schriftsteller, namentlich Französische, lesen und den Kern der gelesenen Schriften ausziehen und übersetzen. Auch lobt er die Fähigkeiten seines Zöglings und sagt, derselbe habe zwei herrliche Gottesgaben, ein gutes Ingenium, die Sachen zu begreifen, und ein gutes Gedächtnis, sie zu behalten. Trotzdem ergießt er sich gegen die Mutter in Klagen und Beschwerden über die geringe Theilnahme, die der junge Baron für diese Art der Beschäftigung an den Tag lege. „Wenn er sich einmal ein wenig appliciren (zusammennehmen) will, heißt es in einem ausführlichen Berichte, so geräth es ihm gar wohl; allein der Wille mangelt, und sucht er tausend Prätexte seiner Nachläßigkeit." Wenn man die Beschwerden, die Leibniz führt, etwas aufmerksam verfolgt, so kann man den großen Mann bedauern, dem sein Zögling so viel zu schaffen macht, aber man kann dem letzteren nicht zürnen. Er ist noch nicht reif genug, um auf einen Leibniz eingehen und ihn würdigen zu können. Dennoch wohnt er nicht nur gemeinschaftlich mit Leibniz, sondern sieht auch sein ganzes Leben durch einen genauen Studienplan eingeengt, der ihn mit einer Menge der verschiedenartigsten Stoffe überbürdet. Denn er soll sich nicht nur im Fechten, Reiten, Tanzen, Voltigiren

und in der Musik üben, er soll nicht nur gute Prediger und bisweilen annehmliche Comödien besuchen, — das wäre dem lebenslustigen Jünglinge noch erträglich gewesen — sondern er soll auch neben dem Studium alter und neuer Sprachen Geschichte, Geographie, Genealogie, Wappenkunst, Politik, Jurisprudenz, Philosophie, Mathematik, Mechanik, Naturwißenschaften treiben und dabei täglich bei einer distinguirten Person eine Visite machen, um sich in der Conversation zu üben. Da ist es begreiflich, daß er allerlei „Vorschläge zimmert, die dahin gerichtet sind, daß er sich von den seiner Meinung nach beschwerlichen Studien befreien möge.“ Wer kann es dem jugendlichen Baron voll Lebenskraft und Lebensdurst verargen, daß er sich gegen die beständige Aufsicht eines älteren Mannes sträubt und gegen das viele Bücherlesen, Studiren und Excerpiren einen Widerwillen hat? Die Methode, die Leibniz anwendete, und die bei gereifterem Alter sehr nützlich hätte sein können, ist dem sechszehnjährigen Jünglinge langweilig. „Er hat mehr Lust zu den Fatiguen des Leibes, als zu den Studien des Gemüthes.“ Er möchte lieber auf einer Academie sein, weil er dort „die Gelegenheit finden wird, mit einem Schwarm junger Leute umzugehn, wonach er sich längst sehnt.“ Mit solchen Neigungen paßte der junge Boineburg nicht zu dem 10 Jahre älteren, in ernste Studien versenkten Leibniz. Beide, der Mentor und sein Zögling, waren zu verschiedenartige Naturen, und alle Vorstellungen des ersteren vermochten diesen nicht aus seiner steten Irresolution, welche die wahre Mutter der Faulheit ist, herauszureißen. Das Verhältnis löste sich nach kurzer Dauer auf: der junge Boineburg kehrte nach Deutschland zurück und gab durch seine spätere Laufbahn den Beweis, daß man mit 16 Jahren ein schlechter Schüler und 30 Jahre später ein großer Mann sein kann. Allein trotz der äußeren Trennung blieb Leibniz seinem einstigen Zöglinge mit Liebe zugethan und verkehrte später mit ihm in vertraulichem und lebhaftem Briefwechsel.

Ehe noch unser Leibniz die Geschäfte, die ihm der Baron von Boineburg aufgetragen, abgewickelt hatte, wurde ihm ein diplomatischer Auftrag des Kurfürsten von Mainz, der ihn auf kurze Zeit von Paris entfernte und nach einer zweiten Weltstadt, nach London, führte.

Nachdem der niederländische Krieg ausgebrochen und das deutsche Reich davon mitbetroffen war, wünschte der Kurfürst von Mainz, daß die deutschen Reichsangelegenheiten von den allgemeinen Friedensverhandlungen nicht getrennt werden und darum der Friedenscongreß allein in Cöln stattfinden möchte. Die Könige von Frankreich und England dagegen wollten separate Friedensverhandlungen in Cöln und Dünkirchen. Der Kurfürst schickte zu jenem Zwecke eine außerordentliche Gesandtschaft nach Paris, die den Auftrag hatte, Ludwig XIV. für den Kurmainzischen Vorschlag zu gewinnen. Wenn der König nicht darauf einginge, sollte sie sofort nach London gehn, um auf das Cabinet Karls II. in gleichem Sinne zu wirken, und von dort unmittelbar über Holland zurückzukehren, um auch bei den Generalstaaten den nämlichen Zweck zu verfolgen. An der Spitze der Gesandtschaft stand der Obermarschall Schönborn, der Neffe des Kurfürsten und der Schwiegersohn Boineburgs, dessen Sohn mit jenem die Reise nach Paris antrat. Hier sollte Leibniz sich für den angedeuteten Fall der Gesandtschaft anschließen und sie nach London begleiten. Da die Sache in Paris fehl schlug, so mußte sie am Hofe zu London versucht werden. Im Januar 1673 reiste die Gesellschaft nach England ab. Im Gefolge des Obermarschalls Schönborn war bestimmtermaßen auch Leibniz, während sein neuer Zögling unter Aufsicht eines jungen Deutschen in Paris zurückblieb. Da die Verhandlungen am Englischen Hofe fast noch auf größere Schwierigkeiten stießen, als am Französischen, so schien sich der Aufenthalt in London anfangs in die Länge ziehen zu wollen. Inzwischen erledigten sich die Gesandten der Aufträge, welche sie von der Baronin von Boineburg in Geldangelegenheiten ihres verstorbenen Gemahls hatten, die ebenso wie die Französischen Forderungen noch von der Zeit der letzten Deutschen Kaiserwahl herrührten. Die Boineburgschen Verwandten verließen sich auch bei diesem Geschäfte besonders auf ihres Leibniz „Dexterität und hohen Verstand.“

Diesen zog es unterdessen in die Kreise der großen Männer, deren Namen das goldene Zeitalter der Wißenschaften in England bezeichneten. Dahin gehörten ein Prinz Robert in der Mechanik, ein Boyle in der Chemie, ein Hook in den mikroskopischen Beobachtungen, ein Sydenham und Lyster in der Medicin,

ein Ray in der Botanik, ein Newton in der Astronomie, lauter glänzende Namen, wie ihrer in keiner späteren Zeit wieder so viel in England zusammen angetroffen werden. Diesen Vertretern der englischen Wißenschaft suchte sich Leibniz zu nähern und seine Ebenbürtigkeit so viel als möglich geltend zu machen. Dabei hatte er das Misgeschick, was ihm als einem Autodidakten öfter begegnete, daß er mit seinen Entdeckungen zu spät kam und sich dadurch wohl gar dem Verdachte des Plagiats aussetzte. Als Leibniz sich eines Tages bei Boyle befand, wo sich auch ein vorzüglicher Mathematiker Namens Pell eingefunden hatte, erwähnte der deutsche Gelehrte im Laufe des Gespräches, er besitze eine Methode, mit Hülfe einer gewissen Art Zahlendifferenzen die Glieder einer jeden stetig wachsenden oder abnehmenden Zahlenreihe zu summiren. Kaum hatte Leibniz seine Theorie auseinander gesetzt, so bemerkte Pell, diese Formel sei vor längerer Zeit von dem berühmten französischen Mathematiker Regnauld in Lyon entdeckt und in dem 1670 erschienenen Buche observationes diametrorum u. s. w. ausgeführt. Leibniz hörte den Titel dieses Buches zum ersten Mal. Er eilte zu seinem Freunde Oldenburg, dem Secretaire der königlichen Societät, und ließ sich das ihm unbekannte Buch geben, begierig zu erfahren, wie weit man seiner Entdeckung zuvorgekommen sei. Nachdem er es eilig durchlaufen hatte, erkannte er, daß Pell zwar die Wahrheit gesagt hatte, daß er selbst aber auch an seiner Entdeckung genug des Eignen aufweisen konnte, um nicht nur die Originalität, sondern auch die weit größere Fruchtbarkeit seiner Formel vor der von Regnauld darthun zu können. Leibniz setzte sofort über diesen Vorfall eine Denkschrift auf, die er als eine Art diplomatisches Dokument in die Hände Oldenburgs niederlegte und die hernach als ein erstes Actenstück in dem berühmten Streite diente, der sich am Abend seines Lebens zwischen ihm und Newton über die Erfindung der Differenzialrechnung erhob. Dieser Prioritätsstreit, der nachher in einen Plagiatsstreit ausartete, ist, um das gleich hier zu bemerken, im wesentlichen ohne Bedeutung. Denn es ist von Autoritäten ersten Ranges, wie Euler, Lagrange, Laplace, Posson, Biot und andern zugegeben, daß die Fluxionsrechnung von Newton grundverschieden ist von dem algebraischen Wege, auf welchem Leibniz

zu seiner Entdeckung kam. Geht man näher auf die Sache ein, so wird man vielleicht finden, daß Newton mehr für seinen eigenen Ruhm, Leibniz aber mehr für den allgemeinen Fortschritt des menschlichen Geistes gethan hat. Allein von einer Priorität der Entdeckung kann bei Lichte besehen gar nicht die Rede sein, und noch weniger von einem Plagiate. Es giebt nämlich keinen ersten und keinen zweiten in der Erfindung unähnlicher Dinge. Leibniz hat mithin von Newton die Differenzialrechnung nicht nehmen können. Er hat selbstständig eine Erfindung gemacht, welche, wie Biot sagt, noch heute eine bewunderungswürdige Schöpfung wäre und welche man lernen müßte, wenn die Rechnung der Fluxionen, wie Newton sie gegeben, allein existirte. Beide Männer, Leibniz wie Newton, fanden die Grundlage der höhern Mathematik unabhängig von einander; beide haben gleichen Anspruch auf die Ehre der Entdeckung, und der Ruhm des Einen kann den Glanz des Andern nicht verdunkeln. In der gedachten zu London verfaßten Denkschrift hebt Leibniz noch hervor, daß er bei den numerischen, oder, wie er sie nennt, combinatorischen Reihen frühzeitig ein elegantes Gesetz gefunden habe, das dem berühmten Pascal in dem darüber verfaßten Buche Triangulus Arithmeticae entgangen war. Er macht dabei die bescheidene Bemerkung, daß ein Zufall bei dem Erfinden herrsche, welcher nicht immer den größten Geistern das Größte, sondern oft auch mittelmäßigen einiges darbiete.

Aehnlich wie mit der Differenzialrechnung gieng es Leibniz mit seiner Rechenmaschine, deren Modell er nach London mitgebracht hatte. Auch auf diesem Gebiete begegnete er einem Nebenbuhler in einem Mechaniker Namens Moreland, dessen Arbeit jedoch, wie Leibniz sich bald an Ort und Stelle überzeugte, sich nur als eine Combination der Neperschen Rechenstube mit Pascals Rechenmaschine auswies. Auch wußte es Leibnizens Freund, Oldenburg, dahin zu bringen, daß die Königliche Societät der Wißenschaften ihm ihre Anerkennung für seine Rechenmaschine bezeugte.

Leibniz würde es gern gesehen haben, wenn er sich längere Zeit in den gelehrten Kreisen Londons hätte bewegen können. Allein die unvermuthete Nachricht von dem Tode des Kurfürsten von Mainz, welcher am 12. Februar sein glorreiches Leben

nach kurzer Krankheit beschloßen hatte, machte dem Londoner Aufenthalte ein rasches Ende. Der Tod des Kurfürsten war ein Schlag für die Deutsche Sache und ihre Anhänger, während die Französischen Staatsmänner darüber frohlockten. Leibniz verlor an ihm nicht nur einen Herrn, dem zu dienen sein Stolz war, sondern auch einen hohen Gönner, der ihn seiner persönlichsten und gnädigsten Aufmerksamkeit gewürdigt hatte. Der Kurfürst Johann Philipp von Schönborn blieb ihm immer das Ideal eines großen Fürsten, und er mag von wenigen so richtig und unparteiisch gewürdigt sein, als von Leibniz. Noch spät in seiner Theodicee hat er diesem „erhabenen Genie," wie er ihn einmal in einem Aufsatze über den Zeitraum der Geschichte vom Westfälischen Frieden bis zum Kriege von 1672 nennt, ein Denkmal gesetzt, indem er seine Bedeutung für die Culturgeschichte Deutschlands hervorhebt, anderer Zeugnisse zu geschweigen, die er in seinen übrigen Schriften niedergelegt hat.

Der Tod Johann Philipps bestimmte den Obermarschall von Schönborn, von seiner Instruction in Betreff des Rückweges abzuweichen und nicht über Holland, sondern über Frankreich zurückzukehren. In seinem Gefolge traf auch Leibniz Anfang März 1673 wieder in Paris ein. Ludwig XIV. gieng jetzt auf den Vorschlag des allgemeinen Friedenscongresses ein, indessen zerschlugen sich die Unterhandlungen und endeten mit der Kriegserklärung des Reiches gegen Frankreich. Schönborn kehrte nach Mainz zurück und auch von Leibniz hätte man erwarten sollen, daß er nunmehr seinen frühern Wirkungskreis unter dem Nachfolger Johann Philipps, dem neuen Kurfürsten Karl Heinrich von Bielstein-Metternich, wieder angetreten hätte. Leibniz war dem neuen Kurfürsten nicht unbekannt; schon bei seiner Coadjutorwahl hatte er ihn mit einem Festgedichte begrüßt und in einem Briefe, welchen er nach seiner Rückkehr von London an seinen dortigen Freund Oldenburg schrieb, sagt er, nachdem er den Tod Johann Philipps beklagt: „wir trösten uns durch seinen Nachfolger, den Bischof von Speier, einen nicht allein weisen, sondern auch gelehrten Fürsten, der seine Wißbegierde bis zur Mathematik treibt." Dennoch zog Leibniz es vor, nicht sofort in seine frühere Stellung nach Mainz zurückzukehren. Er wollte die Entladung des umwölkten politischen Horizonts in

9*

Paris abwarten, an welchen Ort ihn seine wißenschaftlichen Sympathien so sehr feßelten, daß er sich unmöglich so rasch losreißen konnte. Auch erhielt er von dem neuen Kurfürsten die Erlaubnis, noch eine Weile „ohne Gefahr des Dienstes“ sich in Paris aufzuhalten. Der Obermarschall Schönborn theilte ihm dies in einem Briefe vom 5. Mai 1673 mit und bemerkte dabei, daß zur Zeit in großen Sachen nichts zu thun sei und daß er seine Speculation, ihn in Paris in negotiis (in Geschäften) zu gebrauchen, vorderhand habe aufgeben müßen. Von jetzt an war Leibniz nur noch dem Namen nach in Mainzischen Diensten. Im übrigen erhielt er von Mainz weder Aufträge noch Einkünfte mehr; nicht einmal der rückständige Gehalt wurde ihm gezahlt, seine Bitten wurden im Hinblick auf die herrschende Geldnoth abschlägig beschieden, und selbst der ihm wohlgesinnte Schönborn mußte ihm zuletzt den schlechten Trost geben, daß die Freigebigkeit der Fürsten nicht über den Ruin der Staaten hinausreiche.

So fand sich Leibniz denn nach Verlauf eines Jahres wieder auf demselben Platze, wohin ihn die wunderbarste Mission geführt hatte, welche je ein junger Gelehrter in seiner Stellung erhalten haben mag. Aber seine Lage war eine andere geworden. Seine Stellung war nunmehr eine unabhängige, frei von amtlichen Geschäften und frei von den mancherlei Rücksichten und Mühen, welche die Leitung eines Zöglings, wie der junge Baron von Boineburg, mit sich gebracht hatte. Leibniz konnte sich jetzt ganz seinen wißenschaftlichen Interessen hingeben, und das war es, was ihm für das Mislingen seines geheimen politischen Reisezwecks den reichsten Ersatz bot. Ja, wir glauben nicht zu viel zu sagen, wenn wir behaupten, daß ihn von Anfang an eben so sehr sein Wißensdurst, als die Hoffnung des Gelingens der Aegyptischen Expedition nach Paris zog.

Leibniz selbst hatte von Anfang an den Vorschlag, welchen er dem Französischen Hofe zu machen gedachte, als Gelegenheit ersehen, den glühendsten Wunsch seiner Jugend zu befriedigen, nämlich den Wunsch, eine Zeit lang in Paris, dem damaligen Mittelpunkte alles Forschens und Wißens, zuzubringen und hier die in Deutschland erworbenen Kenntnisse zu erweitern und zu bereichern. Diesen Wunsch sah Leibniz nun in Erfüllung gehn,

und der Aufenthalt, den er von jetzt an in Paris nahm, sollte für die Vollendung seiner Bildung und seines künftigen Ruhms von unberechenbaren Folgen sein. War es ihm nicht vergönnt, durch seine politischen Entwürfe die Menschheit in andre Bahnen zu lenken, weil hier nicht die Macht seiner Gründe, sondern der Wille eines unumschränkten Königs entschied, so durfte er doch auf einem andern Gebiete, wo die schaffende Kraft des Geistes durch keinen Herrscherwillen gebunden wird, auf dem Gebiete der Wißenschaft, die schönsten Erfolge sehen und den höchsten Anspruch des Ruhmes erwerben; denn im Verkehre mit Männern, wie Huygens, wie Arnaud, wie Cassini, wie der Abbé Galloys, der Herzog von Chevreux, der Bibliothekar Carcavy, der Beichtvater des Königs P. la Chaise, der Minister Colbert und dessen Bibliothekar Balüze, der Reisebeschreiber Thevenot, der spätere Bischof Huet, im Verkehr sage ich mit diesen und andern hervorragenden Männern nahm er begierig in sich die wißenschaftlichen Einflüße und Anregungen auf, welche ihm die geistige Atmosphäre der Hauptstadt zuführte. Mehren dieser wißenschaftlichen Koryphäen war Leibniz schon vor seiner Ankunft in Paris dem Namen nach bekannt. Schon im September 1671 schreibt er von Mainz aus an den Herzog Johann Friedrich von Hannover, daß er an den Minister Colbert recommandirt und von diesem zur Verfertigung seiner arithmetischen Maschine urgirt sei. Auch habe er sich den Herrn Arnaud durch eine philosophische Vertheidigung der Geheimnisse des h. Abendmahls genugsam verpflichtet. Der Akademie der Wißenschaften hatte Leibniz sich bereits von Mainz aus durch die ihr gewidmete Abhandlung „Theorie der abstracten Bewegung“ bekannt gemacht. So konnte es ihm nicht schwer werden, Zutritt in die gelehrten Kreise der Weltstadt zu bekommen. Von den Gelehrten, mit denen er umgieng, war einer der wichtigsten für ihn der große Jansenist Anton Arnaud, der Führer der freieren Richtung in Religion, Philosophie und Politik, mit welchem sich Leibniz schon von Mainz aus in Verbindung gesetzt hatte. In Paris schrieb er für diesen seinen Bewunderer einen Lateinischen Dialog, worin er darthat, daß Gott, als er die vollkommenste aller möglichen Welten erwählte, durch seine Weisheit bewogen sei, das ihr anhaftende Uebel zuzulaßen. Also schon jetzt stellt

sich uns in concreter Form der Grundgedanke dar, den Leibniz siebenunddreißig Jahre später in seiner berühmten Theodicee ausführte.

In zwiefacher Hinsicht sind unserm Leibniz die Jahre in Paris von ganz außerordentlichem Nutzen gewesen. Leibniz hätte in seinem Zeitalter nie ein Europäischer Schriftsteller werden können, wenn er kein Französischer Schriftsteller geworden wäre, und er würde nie ein Mathematiker ersten Ranges geworden sein, wenn ihm nicht die Fortschritte der Französischen Mathematiker zu Gute gekommen wären. Beides ist Leibniz in Paris geworden.

Damals war die französische Literatur die erste Europas und bildete die sogenannte goldne Seite von dem Zeitalter Ludwigs XIV. Sie stand in ihrem vollen Reichthum, als Leibniz nach Paris kam: Racine war auf dem Gipfel seines Ruhmes, Molière am Ende seiner Laufbahn. Leibniz hat den großen Lustspieldichter noch selbst in einem seiner Stücke spielen sehn. Schon die Luft, welche er in der Französischen Hauptstadt athmete, erfüllte ihn mit dem Geiste der Französischen Literatur und Sprache und machte ihn bald so vertraut damit, daß seine Französischen Schriften den besten der eingebornen Franzosen an die Seite gestellt werden können. Und diesem Umstande ist es zu verdanken, daß in der Geschichte der Neueuropäischen Philosophie der Deutsche Geist mit Leibniz sogleich festen Fuß gefaßt hat.

Ferner weiß jedermann, wenn von der wißenschaftlichen Größe unsers Leibniz die Rede ist, daß einen wesentlichen und unbestrittenen Theil seines Weltruhms die Bedeutung ausmacht, die er als Mathematiker einnimmt. Auch in dieser Beziehung war sein Aufenthalt in Paris von größter Wichtigkeit; denn seine mathematischen Studien empfiengen hier die fruchtbarsten Impulse. Als Leibniz in den ersten Monaten des Jahres 1673 in London weilte, stand seine eigne, aus Deutschland herübergebrachte mathematische Bildung hinter der Englisch-Französischen noch weit zurück. Das tiefere Studium der Geometrie begann Leibniz erst in Paris nach seiner Rückkehr von London; Pascals mathematische Schriften wurden nun ein Gegenstand seines Nachdenkens und seiner Nacheiferung; Huygens, der Erfinder

des Pendels, der Entdecker des Rings um den Saturn, wurde sein Freund und sein Führer in die Tiefen der Mathematik, und nur so war es ihm möglich, in den mathematischen Wißenschaften eine Höhe zu erreichen, welche in Deutschland bei der damaligen Lage der Dinge unerreichbar war.

Eins der glänzendsten Resultate seiner mathematischen Studien war die Vollendung seiner Rechenmaschine, in deren Erfindung und Vervollkommnung er mit Pascal nicht nur wetteiferte, sondern ihn übertraf. Die berühmtesten Männer, wie Arnaud, Huygens, Thevenot und selbst die Freunde Pascals bewunderten das Modell und gestanden, daß Pascals Erfindung mit der seinigen nicht zu vergleichen sei, während der Minister Colbert ihn zur Vollendung seiner Arbeit aufmunterte und ihm durch seine Leute Beistand leisten ließ. Auch in London, wo er seine Rechenmaschine bei seiner Anwesenheit den dortigen Gelehrten vorlegte, erwarb ihm dieselbe eine solche Anerkennung, daß er bald nach seiner Rückkehr von London, im April 1673, zum Mitgliede der Londoner Academie ernannt wurde, ein Jahr nach Newton. In Paris war ihm eine ähnliche Ehre zugedacht. Leibniz selbst schreibt darüber am Abend seines Lebens an die Gräfin Kielmannsegge: „Da ich in Paris mit Herrn Huygens von Züllichem Umgang pflog, begann ich an den geometrischen Meditationen Geschmack zu finden. Ich machte in kurzem darin Fortschritte und fand eine Series von Zahlen, welche für den Kreis dasselbe leistete, was Mercator für die Hyperbel gethan hatte. Die Entdeckung machte Aufsehn in Paris; Huygens machte sie geltend, und dieses nebst noch andern Gründen bewirkte, daß man mir einen Platz in der königlichen Academie der Wißenschaften zudachte." Daß man ihm auf Grund jener Entdeckung schon nach seiner Rückkehr von London, also im Jahre 1673, den Platz eines Mitgliedes der Academie zugedacht habe, sagt Leibniz hier ausdrücklich. Den Grund aber, warum es nicht dazu kam, verschweigt er. Leibniz wurde erst siebenundzwanzig Jahre später, im Jahre 1700, zum Mitgliede der Pariser Academie ernannt.

Viel wichtiger, als die Rechenmaschine, war eine andere Entdeckung, welche Leibnizens Namen in der Geschichte der Mathematik verewigt hat, nämlich jene Erfindung der Diffe-

renzialrechnung, welche sein Genie ebenbürtig neben das Newtons gestellt hat. Man kann den unermeßlichen Werth dieser Erfindung leicht schätzen, wenn man hört, daß Leibniz vierzig Jahre später, im Jahre 1716 an die Gräfin Kielmannsegge schreibt, daß die Anwendung seiner Differenzialrechnung auf die Geometrie Wunder gethan habe. Es war seine weitaus bedeutendste Entdeckung in Paris, welche wie eine Entschädigung war für den Verzicht auf den Plan der Aegyptischen Expedition.

Indes nicht nur auf sprachlichem und mathematischem Gebiete, sondern in allen Wißenschaften sammelte Leibniz volle Garben in seine Scheuer. Die Berührungen mit den wißenschaftlichen Größen der Weltstadt wirkten auf ihn wie electrische Schläge. Der philosophische Verkehr mit Anton Arnaud befruchtete seinen Geist zu neuen philosophischen Ideen; Huet, der gelehrte Herausgeber der alten Autoren zum Gebrauche des Dauphins, bestimmte ihn, sich nach eigner Wahl an diesem Unternehmen zu betheiligen, und Leibniz wählte den Martianus Capella. Er begrub sich ferner in die Bibliotheken und entdeckte seltene Urkunden, besonders in der Geschichte. Daneben beschäftigt ihn eine Menge erfinderischer Gedanken und Pläne auf dem Gebiete der Mechanik, die er zum Theil schon nach Paris mitbrachte, zum Theil hier ergriff, wo die mechanischen Wißenschaften sich so fruchtbar entwickelt hatten und wo Leibniz im Verkehr mit geübten Technikern und in der Anschauung einer reichen, erfinderischen Industrie so mannigfaltige Anregung fand. So z. B. war er bemüht, die Construction der Taschenuhren zu verbeßern. Er sprach sich darüber in einem Briefe an den Herausgeber des Journals des Savans aus, der vom 1. März 1675 datirt ist, und bemerkte dabei, daß er sich schon mehre Jahre mit diesem Projecte trage. Endlich befaßte er sich auch noch mit der Ausarbeitung von allerlei Denkschriften für Fürsten und andre hohe Personen, woraus er zum Theil seinen Unterhalt zog, während seine wißenschaftlichen Entdeckungen ihm nur Erholungen und eigne geistige Förderung, zum Theil nicht einmal Ruhm einbrachten, weil er sich nicht beeilte, sie zu veröffentlichen. Wollen wir uns eine Vorstellung machen von dem, was Leibniz in der kurzen Zeit geleistet, die er, ohne ein anderes Amt als das eines Priesters der Wißenschaft, in Paris

verlebte, so werden dazu am besten seine eignen Worte dienen, welche er unterm 15. Juli 1674 an seinen Freund Oldenburg schrieb: „Auf mir lasten viele und zwar unter sich ganz verschiedene Arbeiten, welche zum Theil Fürsten, zum Theil Freunde von mir fordern. Daher bleibt mir nicht die nöthige Zeit über, welche ich der Erforschung der Natur und den mathematischen Contemplationen widmen möchte. Ich stehle mich jedoch, so viel es angeht, davon, und will lieber meinen zu diesen Dingen hingeneigten Geist befriedigen, als auf meinen Vortheil bedacht sein." In der That, man muß staunen über die vielseitige Thätigkeit dieses Universalgenies. Derselbe Mann, welcher sich die Zeit zur Befriedigung seines Wißensdurstes und zur Verfolgung seiner wißenschaftlichen Entwürfe stehlen zu müßen erklärte, derselbe Mann konnte es dennoch nicht laßen, seine Kenntnisse auf das practisch Nützliche zu richten, und zur Befriedigung seines Dranges nach Anwendung seines Wißens für das Wohl der Menschheit immer neue Wege aufzusuchen. Unermüdet suchte er Gelegenheit, zu Paris mit den ausgezeichnetsten Arbeitern und Handwerkern in allen mechanischen Künsten und Gewerben in Berührung zu kommen, und lockte ihnen manches ab, dessen Nutzen er auf sein Vaterland zu übertragen wünschte. „Wie Paris die Metropolitane der Galanterie ist, schrieb er schon im April 1673 an Habbeus von Lichtenstern, so wäre es wichtig, von den Französischen Arbeitern das Feine und Delicate ihrer Geheimnisse zu fischen, was man zuweilen durch Geschicklichkeit mit Anwendung einer kleinen Aufmerksamkeit erreichen kann. Was mich betrifft, so habe ich Gelegenheit gehabt, nicht nur mit einer Menge guter Handwerker umzugehn, sondern auch etwas aus ihnen herauszubringen, und wenn ich zuweilen kleine Ausgaben nicht gespart hätte, so würde ich von ihnen noch mehr gelernt haben."

Verschmähte Leibniz den Umgang mit Handwerkern und Arbeitern nicht, um von ihnen zu lernen, so sehen wir ihn andrerseits sich in den höchsten Kreisen der Pariser Gesellschaft bewegen. Seine mit dem Hause Boineburg-Schönborn gepflogene Verbindung trug offenbar viel dazu bei, ihn über die engere Sphäre der gelehrten Welt in die Gesellschaft hoher Personen und selbst in die Hofkreise zu erheben. Der Verlust an Zeit

und Kraft, den diese zerstreuenden Verbindungen für ihn herbeiführten, glich sich durch den Gewinn an derjenigen Bildung aus, welche für den künftigen Hofmann unerläßlich war. Ich sage für den künftigen Hofmann. Denn schon war an ihn ein Ruf ergangen, der seinem Leben eine neue Wendung gab und ihm eine von dem vorhergegangenen vielfach verschiedene Bahn vorzeichnete. Es war ein Ruf von dem Herzoge Johann Friedrich von Braunschweig-Lüneburg, welcher unsern Leibniz nach der Stadt führte, wo er die längste Zeit seines Lebens zubringen sollte, nach Hannover. Dahin werden wir ihn in der nächsten Vorlesung begleiten.

Ehe wir aber den Mann, welchen wir von nun an in besonderem Sinne den Unsern nennen können, nach seiner neuen Heimat begleiten, will sichs gebühren, daß wir noch einmal nach seiner alten Heimat, nach seiner Vaterstadt Leipzig zurückblicken, von wo Leibniz vor zehn Jahren als 20jähriger Magister ausgezogen war. Denn mochte auch Stadt und Universität den großen Geist, den sie einst den ihren nannte, aus dem Auge verloren haben: noch gab es in Leipzig einzelne Herzen, welche warm für ihn schlugen, aus der Ferne allen seinen Schritten folgten und nichts sehnlicher wünschten, als seine Rückkehr in die alte Heimat. Wie wir wißen, hatte Leibniz eine Vollschwester, Anna Cathrine, welche mit einem Pastor Löffler in Leipzig verheirathet war, und einen älteren Halbbruder, Johann Friedrich, welcher daselbst eine Lehrerstelle bekleidete. Mit allen dreien stand Leibniz während seiner Wanderjahre in einem Briefwechsel, von welchem uns einzelne Stücke aufbehalten sind. Sie zeigen uns die treue Anhänglichkeit und bange Sorge, womit die in der Heimat zurückgebliebenen Geschwister den cometengleich umherschwärmenden Bruder verfolgten, der nicht nur ihrem Auge entrückt, sondern auch ihrem Verständnisse entwachsen war. Schon zu Neujahr 1672 schreibt die Schwester Anna Cathrine ihrem Bruder einen Brief nach Mainz, worin sie, von allerlei umlaufenden Gerüchten geängstigt, in rührendster Weise die Fülle ihres weiblichen Herzens ausschüttet. Wir sehen daraus, daß doch auch die übrigen Bewohner Leipzigs ihren großen Landsmann nicht so ganz aus dem Gedächtnis verloren hatten. Es waren Leipziger Kaufleute nach Mainz gekommen und hatten

von dort allerlei falsche Nachrichten mitgebracht und in Umlauf gesetzt, welche das Herz der treuen Schwester nicht wenig beunruhigen mußten. Bald sollte er die Absicht haben, ein Calvinist zu werden, bald sollte er in Gefahr sein, sammt den Juden vertrieben, oder gar vergiftet zu werden. Das trieb die Schwester zu einem Neujahrsbriefe, dem die tiefe Herzensbewegung der Schreiberin anzufühlen ist. „Herzlieber Bruder", schreibt sie, „nebst Wünschung eines glückseligen, gesunden, fried- und freudenreichen Neujahrs alle ersprießliche Wohlfahrt an Leib und Seele zuvor! Herzlieber Bruder, laß es Dich nicht wundern, daß ich Dir neulich geschrieben habe, ich hoffte nicht, daß Du calvinisch werden würdest, und was dessen mehr gewesen ist. Die Leute reden hier so übel von Dir, wiewohl ich Dich allezeit defendiret habe. Aber es sind etwa vor einem Jahre oder wann es gewesen ist, Leipziger dort (in Mainz) gewesen, die haben es gesagt, und ich habe es Dir deswegen geschrieben, daß Du Dich in Acht nimmst. Es war nämlich in den Zeitungen von Frankfurt aus geschrieben, daß von Mainz die Evangelischen und auch die Juden weg sollten. Lieber Bruder, nimm Dich in Acht, wenn Dir die Leute dort etwa nicht gut wären, gönnten Dirs nicht, daß Du bei dem Kurfürsten wohl gehört wirst und suchten, wie sie Dir etwas in einem Süppchen beibrächten. Lieber Bruder, ich meine es von Herzen gut mit Dir und wollte nicht gern, daß Du zu Schaden kämest, zumal weil wir zwei einzige Geschwister zusammen sind. Wir sähen es alle gerne, wenn Du zu uns herein kämest. Es sind so viele fürstliche Höfe, die unseres Glaubens sind, und der liebe Gott, der viele Leute versorgt, wird Dich auch in lutherischen Landen nicht laßen Hunger leiden. Vertraue ihm nur. Du darfst den Brief nicht wieder für einen losen Brief halten. Ich schreibe Dirs aus gutem Herzen zur Warnung, daß Du Dich in Acht nimmst." Aus den letzten Worten geht hervor, daß die Schwester schon in einem früheren Briefe ihrem besorgten Herzen Luft gemacht, daß Leibniz ihre Besorgnisse als ungegründete zurückgewiesen hatte, daß es ihm aber nicht gelungen war, sich zu rechtfertigen, und die Schwester zu beruhigen. Darum kann diese es nicht unterlaßen, ihrer bangen Sorge um den geliebten Bruder in eben so ernsten als innigen Worten einen erneuten Ausdruck

zu verleihen. Sie hat dieselbe höchstwahrscheinlich mit ins Grab genommen. Denn ein Jahr später, unterm 11. März 1673, zeigt der Schwager unsers Leibniz, der Pastor Löffler, ihm den Tod seiner Schwester an in einem Briefe, der mit den Worten anhebt: „Lange habe ich von Dir keinen Brief erhalten, auch keine Zeile an Dich geschrieben, weil ich nicht wußte, wo in aller Welt Du Dich umhertreibst.“ Da er kürzlich erfahren hat, daß Leibniz mit einer Gesandtschaft des Kurfürsten nach Paris und London gegangen ist und bald nach Deutschland zurückkehren wird, so sendet er ihm die Leichenpredigt, welche zum Gedächtnis seiner Schwester gehalten ist. Sie muß bald nach jenem Neujahrsbriefe gestorben sein, welcher uns ihr schwesterliches Herz gezeigt hat, denn der Wittwer zeigt dem Bruder nicht nur ihren Tod an, sondern ladet ihn auch zur Hochzeit auf den 7. April 1673 ein. Wir wißen, daß Leibniz dieser Einladung nicht gefolgt ist. Gleichwohl bittet er seinen Schwager nach seiner Rückkehr aus London um seine Bemühung wegen einer Geldforderung, welche die Leibnizischen Kinder noch von ihren Eltern her an die Sachsen-Altenburgsche Kammer hatten und um welche sie sich seit Jahren fruchtlos bemüht hatten. Der Schwager lehnt dies ab, weil die Geistlichen keinerlei Einfluß hätten, nicht einmal in kirchlichen, geschweige denn in politischen Sachen. Es wäre zu wünschen gewesen, setzt er hinzu, Leibniz hätte auf den Rath seiner Verwandten gehört und einmal sein Vaterland besucht, um sich bei den regierenden Herrn daselbst sehen zu lassen. Jetzt sei zu fürchten, daß sich nichts für Leibniz thun laße, weil er in der Heimat unbekannt sei, dem Kurfürsten von Sachsen keinen Eid geschworen habe, dagegen dem Kurfürsten von Mainz eidlich verpflichtet sei und binnen Jahresfrist von Paris nicht zurückkehren wolle. Wir wißen, wie sich der Aufenthalt in Paris in die Länge zog. Aus dem einen Jahre wurden fast vier. Ja, Leibniz hatte endlich sogar den Entschluß gefaßt, seinen Wohnsitz für immer in Paris aufzuschlagen, mit Verzichtleistung auf jeglichen Herrendienst in seinem weiteren oder engeren Vaterlande. Wir lernen das Nähere dieses Planes aus seinen Briefen an seinen Halbbruder Johann Friedrich und seinen Vetter Aegidius Strauch in Gießen kennen. Er theilt diesen seinen Verwandten mit,

daß er durch seine Arbeit und Gottes Segen einiges Geld gesammelt und nun auch ein Mittel gefunden habe, solches dergestalt anzulegen, daß es ihm ein gewisses, beständiges Einkommen bringen könne. Es sei ihm nämlich von hohen Gönnern ein gewisses Amt oder Charge vorgeschlagen, das für ein Geringes zu erkaufen sei, und zwar so, daß nach Anzahlung eines Theils des Kaufgeldes der Rest durch mäßige Particularzahlung abzutragen sei, so daß sich das Amt hernach selbst bezahlte. Die Personen, von denen die Sache abhinge, hielten sie zu seinen Gunsten auf und verhinderten, daß sich andre nicht dahinter machten, welche gewiss eine noch größere Summe daran wenden würden. Es sei gewiss, daß das Amt viel mehr einbringe, als die Zinsen der darauf verwandten Kaufsumme, nämlich mindestens achthundert Thaler jährlich, welche in Friedenszeiten auf tausend Thaler steigen und bei guter Gelegenheit von ihm noch auf ein höheres gebracht werden könnten. Das Amt sei ehrenvoll, bestehe in solchen Verrichtungen, worin er nichts gegen sein Vaterland zu thun habe und könne auch von einem Nichtkatholiken bekleidet werden. Es erfordere nur mäßige Arbeit, wenig Verantwortung, verbiete ihm nicht, von Zeit zu Zeit sein Vaterland zu besuchen, gebe ihm Gelegenheit, seinen Verwandten und andern guten Freunden sich nützlich zu machen und könne jederzeit wieder verkauft werden. Unter diesen Umständen müße er in dem Anerbieten einen Beruf und Schickung Gottes erkennen, der alles so wunderlich zusammengefügt habe, daß ihm hier statt ungewisser Hoffnungen eine gewisse Ruhe in Aussicht gestellt werde. Daher bittet er seine Verwandtschaft, der er bislang in keiner Weise beschwerlich gewesen sei, vor Ausgang des Jahres fünfhundert Thaler für ihn zusammenzubringen, welche ihm noch an dem zu zahlenden Angelde fehlten. Dabei spricht er die Hoffnung aus, es werde etwas von den ausstehenden Zinsen eingegangen sein, zumal nachdem die Altenburgschen Schulden nebst dem ganzen Lande dem Herzoge von Gotha zugefallen, welcher richtig zu bezahlen pflege. Sodann gesteht er, daß ein unverhofftes Ausbleiben des Seinigen ihn jetzt nicht wenig incommodiren dürfte; denn seine Freunde und Gönner sollten sich einbilden, er wäre gar eines Bauern oder Bettlers Sohn und hätte von den Seinigen nicht das Geringste zu er-

warten, was er doch nicht gerne von sich sagen laßen wollte. Leibniz schließt mit der festen Zuversicht, daß seine Verwandten ihn nicht im Stich laßen werden. Sollte er sich irren, was er ganz und gar nicht glauben kann, so würde die Hauptsache, wills Gott, auch dann nicht liegen bleiben; aber es wäre leicht zu erachten, was für einen Schluß er daraus zu machen hätte.

Indessen so scharf, eindringlich und vorsichtig Leibniz auch diese Sache seinen Verwandten ans Herz legte, damit er nicht vor seinen Gönnern als „eines Bauern oder Bettlers Sohn" daſtände, so wenig Wirkung, wie sich aus dem Erfolge schließen läßt, hatten seine beredten Worte. Vielleicht konnten seine Verwandten nicht helfen. Wahrscheinlicher ist es, daß sie nicht helfen wollten.*) Denn sie wünschten nichts mehr, als daß er in die Heimat zurückkehrte, und konnten sich deshalb schwerlich dazu verstehn, ihm selbst zu einer bleibenden Ansiedelung in Paris behülflich zu sein. Es läßt sich das wenigstens aus einem Briefe seines Halbbruders schließen, welcher zwar bedeutend früher, als die eben berührte Correspondenz, nämlich am 7. Januar 1674 geschrieben ist, dessen ganzer Ton und Inhalt uns aber zu der Annahme nöthigt, daß Leibniz schon damals seinen Leipziger Verwandten die Absicht kund gethan hatte, sich bleibend in Paris niederzulaßen. Im Eingange des Briefes wünscht der Halbbruder unserm Leibniz das Licht des h. Geistes, daß es ihm wie ein Stern voranleuchten und ihn zu der niedrigen Krippe Christi, die im Vaterlande verehrt werde, zurückführen möge. Dann fährt er fort: „die mir von Gott eingepflanzte Bruderliebe zwingt mich, herzlich geliebter Herr Bruder, deinen jetzigen Zustand zu erforschen, zu geschweigen der innigen Sorge, die ich für deine Seelen- und Leibeswohlfahrt trage, wie ich solche öfters meinem Gott in meinem Gebet mit Thränen vortrage, ob es sich einmal fügen wollte, daß ich dein

*) Indes ist zu bemerken, daß Leibniz später, als sich die Verhandlungen wegen der Stelle bereits zerschlagen hatten, nämlich am 16. Januar 1676, von seinem Schwager Freisleben dreihundertsechsunddreißig Thaler nach Paris vorgestreckt erhielt, die er erst im Jahre 1684 zurückbezahlte. Als er nach Paris reiste, lieh ihm Boineburg hundert Thaler, welche er jedoch nur für den Fall zurückzahlen sollte, daß der Plan einer Aegyptischen Expedition mit Gelingen gekrönt würde.

Angesicht sehen und für deine Errettuug aus vieler und großer Gefahr meinem Gott mit fröhlichem Munde danken könnte. Denn mich schrecken die Spuren anderer, welche alle mit größter Hast zur Löwenhöhle hineingeeilt sind, von denen aber keiner ohne Befleckung seines Gewißens zurückgekehrt ist. Und zwar betrübt es mich nicht wenig, daß sogar die natürliche Liebe bei dir dergestalt soll erloschen sein, daß du nicht einmal des heimatlichen Bodens mehr eingedenk bist, der doch sonst alle Menschen mit süßer Gewalt anzuziehen pflegt, was leicht daraus zu schließen ist, daß du deine hinterlaßenen Freunde nunmehr fast in Jahr und Tag durch keinen Buchstaben von deinem Zustande benachrichtigt hast, ob du lebendig, gesund oder krank bist. Ich geschweige, daß du solltest ein Verlangen getragen haben, den Ort zu sehen, welcher die Asche deiner Eltern und Geschwister heget. Auch nicht zu gedenken der Noth und des Elends, die mich indessen betroffen und davon du mir leicht durch deine Gegenwart hättest helfen können." Nachdem der Briefschreiber dann weiter an den alten Heiden Cicero erinnert, der schon nach dem Lichte der natürlichen Vernunft einem jeden zu erkennen gegeben, daß er nicht für sich allein geboren sei, sondern theils dem Vaterlande, theils den Freunden angehöre, ruft er aus: „Was würde er nun von denjenigen sagen, welche alle ihre Kräfte einzig den Verräthern des Vaterlandes widmen? Denn auch dem widerwilligen und undankbaren Vaterlande muß man seine Bestrebungen widmen. Deine Entschuldigung wird dir nicht helfen; denn es reicht nicht hin, dies einmal gethan zu haben. Zudem ists beßer, Gott dienen im Positiv oder Comparativ, als dem Teufel im Superlativ." Es ist wahr, die Vorwürfe, welche hier unserm Leibniz gemacht werden, klingen hart und sind, was die Hauptsache anbetrifft, unberechtigt. Doch kommen sie aus derselben Gesinnung, welche sich zwei Jahre früher so rührend in dem Briefe seiner Schwester aussprach, und bringt man in Anschlag, daß dem Halbbruder aufs neue allerlei falsche Gerüchte über Leibniz zugekommen sein mußten, nämlich daß er dem Vaterlande und dem väterlichen Glauben untreu geworden, so kann man doch dem Briefschreiber nicht zürnen, zumal wenn man liest, daß er am Schluße des Briefes seinem Bruder mit bewegtem Herzen anzeigt, daß Gott nun auch

das einzige Töchterlein der Schwester zur Mutter in die Ewigkeit befördert habe, und dann mit den Worten schließt: „Alle Freunde grüßen dich, leb wohl und schreib sobald als möglich wieder, oder, was noch beßer, komm selbst, wenn du uns und dich selbst lieb hast.“

Leibniz mochte doch ein Gefühl davon haben, daß er, in seine eignen Interessen vertieft und vom Strome der Weltbegebenheiten erfaßt, die Heimat und die um ihn schmerzlich bekümmerten Verwandten zu sehr vernachläßigt habe. Daher schrieb er seinem Halbbruder einen sehr freundlichen Brief, in welchem er jede Vertheidigung unterließ und nur bemerkte, daß er in demselben Jahre mehr als ein Schreiben an die Verwandten habe abgehn laßen. Die Briefe mußten also verloren gegangen sein. Leibniz erkundigte sich nun mit theilnehmender Sorgfalt nach dem Befinden und der Lage eines jeden in der Familie, bis auf die nachgebornen Kinder, unter andern auch nach der alten Base, vermuthlich derselben, welche ihn hatte erziehen helfen und welche bei dem gefährlichen Falle, den er als Kind gethan, und bei der wunderbaren Rettung zugegen gewesen war. Aber auch dieser Brief, von welchem uns wenigstens ein Fragment erhalten ist, kam nicht in die Hände des ängstlichen Bruders. So erließ dieser denn ein drittes Schreiben unterm 6. Mai 1675, worin er klagt, daß er nunmehr in anderthalb Jahren keine Zeile von dem Herrn Bruder gesehen, und noch weniger, wo oder wie er lebe, erfahren habe. Nachdem er dann hinzugefügt, daß der Tod unter den Bekannten sehr aufgeräumt, daß auch der Schwager, Pastor Löffler, gestorben sei und nur ein einziges armes Waislein, Friedrich Simon Löffler, hinterlaßen habe, welcher, weil der sterbende Vater sich habe überreden laßen, der Stiefmutter im voraus ein Legat von dreitausend Thalern zu vermachen, fast enterbt worden sei, spricht er aufs neue die Hoffnung aus, der Herr Bruder würde einmal herein kommen; denn er sehe nicht, wie es im Gewißen zu verantworten, sein Vaterland und die Seinigen also zu deseriren. Er erwarte des Herrn Bruders Antwort mit höchstem Verlangen und wolle nicht hoffen, daß Gott ihn so weit verlaßen, daß er seines Vaterlandes und seiner Blutsfreunde gänzlich vergeßen habe.

Wir nehmen hier Abschied von Leibnizens Verwandten und bemerken nur noch, daß das arme Waislein Friedrich Simon Löffler, das „einzige Stiftchen,“ das von der Löfflerschen Familie noch übrig war, auch der einzige unter Leibnizens Verwandten ist, der uns noch einmal begegnen wird, nämlich bei Leibnizens Tode, dessen einziger Erbe das fast enterbte Stiefkind werden sollte.

Sechste Vorlesung.

Der Herzog Johann Friedrich und Leibnizens Berufung nach Hannover.

H. V. Das durchlauchtige Welfenhaus, das jetzt nur noch an der Ocker und Weser einen kleinen Theil des alten Sachsenstammes beherrscht, der in ihm den Repräsentanten seiner Freiheit und Selbständigkeit verehrt, leitet seine Geschichte bis zu den Anfängen des deutschen Reiches zurück. Als der Name der Herren von Hohenzollern noch nicht über die Grenzen ihrer Burgen hinausgedrungen war, hatte das Welfenhaus schon eine welthistorisch berühmte Persönlichkeit aufzuweisen; ich meine jenen Löwen, der an der Spitze einer der beiden Parteien stand, in denen sich der große Principienkampf des Kaiserthums und des Papstthums verkörpert hatte. Der Kampf mit dem Staufischen Kaiserhause, in dessen Verlaufe Heinrichs des Löwen Sohn, Otto IV., den Kaiserthron bestieg, beschränkte die Macht der Welfen und endigte im Jahre 1235 durch einen Vergleich, wonach Otto, der Enkel Heinrichs des Löwen, dem Kaiser Friedrich II. sein Lüneburgsches Erbe zu Lehen auftrug, der Kaiser dasselbe mit dem Braunschweigschen Erbe, worauf er seine Ansprüche abtrat, zu einem Reichsfürstenthum, nämlich dem Herzogthume Braunschweig-Lüneburg, vereinigte und mit diesem Otto und dessen männliche und weibliche Nachkommen belehnte. Das Gewicht, welches diese neugebildete Macht im nördlichen Deutschland hätte haben können, gieng für mehre Jahrhunderte durch fortgesetzte reichsgesetzwidrige Theilungen verloren, während die innere Entwickelung des Landes auf der Grundlage alter Rechte, denen das neuaufblühende Leben der Städte und der reformatorischen Kirche nur zur Kräftigung gereichte, ohne große Erschütterungen fortschritt und dem sächsischen Volksstamme

die ihm eigene Liebe zur Freiheit und eine seltene Zähigkeit im Erhalten alles dessen bewahrte, was sich als gut und heilsam bewährt und sich Anspruch auf des Volkes Liebe und Anhänglichkeit erworben hatte. Denn die Sonderung des Landes in so viele kleine Fürstenthümer, deren jedes seine eignen Verhältnisse, Eigenthümlichkeiten, Gesetze, Steuern und Stände ausbildete, erschwerte jede das ganze Herzogthum umfaßende Veränderung und erhielt den Einzelnen auf die Ansichten des kleinen Kreises beschränkt, welchem er zunächst angehörte.

Als Leibniz von dem Herzoge Johann Friedrich nach Hannover berufen wurde, bereitete sich auch in dieser Beziehung eine neue Zeit vor. Die Zeit der Zersplitterung war vorüber und das Welfenhaus strebte sich wieder zu einer Einheit zusammenzufaßen, durch welche es unter ausgezeichneten Fürsten zu neuer, ungeahnter Blüthe emporsteigen sollte. Alle Linien des Hauses waren bis auf zwei erloschen, welche das Herzogthum zu ungleichen Theilen besaßen, die jedoch nach dem uralten Recht und Herkommen in Beziehung auf Lehns- und Erbfolgeverhältnisse ein staatsrechtliches Ganzes bildeten, dessen Vertreter der jedesmalige älteste regierende Herr war. Beide Linien stammten von Herzog Ernst dem Bekenner ab. Die Nachkommen seines älteren Sohnes Heinrich regierten in dem jetzigen Herzogthum Braunschweig und ihre damaligen Häupter waren die Söhne des gelehrten Herzogs August, von denen Rudolf August und Anton Ulrich in Gemeinschaft zu Wolfenbüttel lebten, während ein dritter, Ferdinand Albrecht, seinen Sitz auf dem Schloß zu Blankenburg aufgeschlagen hatte. Die jüngere Linie stammte von Heinrichs Bruder, Herzog Wilhelm, ab, dessen sechs Söhne unter Vorsitz des ältesten eine gemeinschaftliche Regierung geführt und zur Erhaltung der fürstlichen Macht sich dahin vereinigt hatten, daß nur Einer von ihnen den Stamm fortsetzen sollte. Der erwählte Stammhalter, Herzog Georg, nahm die Stadt Hannover zur Residenz, erweckte in Vertheidigung der Erblande und Behauptung der Stifter Minden und Hildesheim den alten Kriegsruhm des Welfischen Hauses, und hinterließ, als er 1641 starb, vier Söhne, die Herzöge Christian Ludwig, Georg Wilhelm, Johann Friedrich und Ernst August, unter denen es dem jüngsten, Ernst August, vorbehalten

war, sämtliche Besitzungen dieser Linie wieder in einer Hand zu vereinigen. Vorläufig blieb noch eine Trennung; denn der Vater hatte die Bestimmung getroffen, daß die beiden Fürstenthümer Calenberg-Grubenhagen und Celle-Lüneburg, welche seinen vier Söhnen nach dem Tode der Oheime zufallen mußten, nicht vereinigt werden, jedoch dem ältesten die Wahl freistehn sollte. Der älteste der vier Brüder war Christian Ludwig, welcher zuerst in Hannover über Calenberg und Grubenhagen herrschte. Als acht Monate nach der Proclamation des Westfälischen Friedens sein Oheim Herzog Friedrich verstarb, hatte er die Wahl zwischen Hannover und Celle, und er gab dem letzteren den Vorzug. Am 23. December 1648 siedelte Christian Ludwig nach Celle über und in Calenberg-Grubenhagen succedirte ihm sein zweiter Bruder Georg Wilhelm, der nun anstatt jenes seine Residenz in Hannover aufschlug.

Georg Wilhelm übernahm die Zügel der Regierung in einem kritischen Zeitpunkte. Paul Gerhardt hatte eben nach einer 30jährigen Kriegsperiode sein Saitenspiel hervorgenommen, um den Gefühlen des gesammten friedebedürftigen und friedesehnsüchtigen Deutschlands in jenem herrlichen Dankliede Ausdruck zu geben:

„Gottlob, nun ist erschollen
Das edle Fried- und Freudenwort,
Daß nunmehr ruhen sollen
Die Spieß und Schwerter und ihr Mord."

Da der Friede nun geschloßen war, übersah man erst das Elend, das der Krieg heraufbeschworen hatte. Das Land zwischen Weser und Leine glich einer großen Brandstätte. Von dem früheren Wohlstande war keine Spur übrig geblieben. Nur ein einziges Denkmal aus beßerer Zeit hatte sich erhalten: Hannover, die fürstliche Residenz an der Leine, die gleichsam als eine Reliquie der Vergangenheit dastand. Nie hatte der Halberstädter in ihren Mauern gehaust, nie waren die Schweden zu ihren Thoren eingezogen, und selbst Tillys Drohungen waren nie zur schrecklichen Wirklichkeit geworden. Während viele andre Städte in Schutt- und Steinhaufen verwandelt und durch Pest und Hungersnoth entvölkert waren, hatte sich die Stadt Hannover erweitert und verschönert und ihre Festungswerke waren

unüberwindlich geworden. Indes, war auch die Residenz unversehrt geblieben, das Land war weit und breit verheert und glich einer Wüste; und was das schlimmste war, auch die geistige Saat, welche die Reformation gepflanzt hatte, war verwüstet und zertreten. Es war ein entarteter und verwilderter Haufe, den der Krieg übrig gelaßen hatte. Ihn wieder zu schulen und an Zucht und Ordnung zu gewöhnen, war keine der geringsten Aufgaben der Zeit. Mit neuen Katechismen mußte angefangen werden, wenn man wieder ein Christengeschlecht haben wollte. Die alten Sitten mußten neugepflanzt und das ganze Leben neubegründet werden. Allen diesen Aufgaben unterzogen sich nun die vier trefflichen Brüder, welche hintereinander in Hannover und Celle regierten, und lösten die ihnen gestellte schwere Aufgabe mit einem solchen Geschick, daß am Ende des Jahrhunderts die Reorganisation des Landes als vollendet angesehen werden konnte.

Georg Wilhelm regierte in Hannover die ersten siebzehn Jahre nach Schließung des Westfälischen Friedens, von 1648—1665. Dann succedirte er seinem älteren Bruder Christian Ludwig in Celle, wo er noch vierzig Jahre lang, bis 1705, das Regiment führte. In Hannover wurde der dritte Bruder Johann Friedrich zur Nachfolge berufen. Er war, wie alle seine Brüder, ein echter Welf und einer der ausgezeichnetsten Fürsten seines Stammes. Doch fand zwischen ihm und seinem Bruder Georg Wilhelm, der neben ihm in Celle residirte, ein großer Unterschied statt. Georg Wilhelm war gedrungenen Wuchses, Johann Friedrich war groß und sehr corpulent. Georg Wilhelm war einer der tapfersten und kriegerischesten Fürsten seiner Zeit und hatte bereits als achtzehnjähriger Jüngling im Feldlager des Vaters von Wilhelm von Oranien das Waffenhandwerk erlernt. Johann Friedrich liebte mehr die Wißenschaften und die Künste des Friedens als die Waffen und den Kriegslärm, und war einer der gelehrtesten Fürsten seiner Zeit. Georg Wilhelm, wiewohl er durch freundliche Zusprache und ungekünsteltes Wohlwollen die Herzen seiner Umgebung zu gewinnen verstand, war doch kein Freund von vielen Worten und begnügte sich am liebsten mit kurzem kräftigen Bescheide. Von Johann Friedrich sagt Leibniz: Seine Geberden waren freundlich

und anziehend, seine Sprache anmuthig und fließend. Er hatte geschwinde Erfindungen und fertige Antworten und konnte seine Gemüthsmeinungen mit einer natürlichen Beredsamkeit kräftig ausdrücken. Am schärfsten trat der Gegensatz zwischen den beiden gleichzeitig regierenden Brüdern in ihren politischen und religiösen Grundsätzen hervor. Georg Wilhelm war ein strenger Anhänger des Lutherthums und als erklärter Feind Frankreichs ein eben so treuer Bundesgenoße des Kaisers und des Prinzen von Oranien, der später als Wilhelm III. den Thron von England bestieg. Johann Friedrich hatte den Glauben seiner Väter verlaßen, war zur Römischen Kirche übergetreten und gehörte zu den Fürsten, welche Stützpunkte für die Französische Politik bildeten. In einem Stücke harmonirten die beiden Brüder völlig, in der Liebe zu jenem Lande, das mit seinem Orangenduft und seinen Citronenblüthen schon so manches deutsche Herz gefangen genommen und der Heimat entfremdet hat. Auf Georg Wilhelm übte Italien eine unwiderstehliche Anziehungskraft, und es vergiengen wenige Jahre während seiner Regierung über Calenberg, ohne daß er mit zahlreichem Gefolge über die Alpen zog. Besonders liebte er Venedig, dahin trieb es ihn immer aufs neue, und weder die Vorstellungen der Stände noch die des Geh. Raths waren im Stande, ihn von diesen Lustfahrten zurückzuhalten. Die Antwort, welche er dem letzteren gab, lautete: „Ich möchte wünschen, daß ich dem Herrn Marschall Lust machen könnte, hierher zu kommen, damit er mir nicht so viel vom Nachhausekommen schriebe". Und ein ander Mal: „der Herr Marschall kann nicht glauben, wie lustig es hier in Venedig ist; wenn er einmal hier wäre, würde er nicht wieder nach Deutschland begehren." Auch Johann Friedrich liebte Italien und machte verschiedene Reisen dorthin. Ihn lockte aber nicht bloß Venedig mit seiner weltlichen Pracht und seinen glänzenden Festen, sondern Rom mit seiner hohen Geistlichkeit, mit seinem prunkvollen Cultus und seiner imponirenden Verfaßung war es, was sein Herz gefangen nahm. Im Jahre 1650 auf seiner 3. Reise nach Italien trat er im Assisi zur römischen Kirche über; auf seiner vierten Reise im Jahre 1671 machte er zu Mainz Leibnizens persönliche Bekanntschaft; auf seiner fünften Reise nach

Italien begriffen, starb er am 18. October 1679, um nur als Leiche in die Heimat zurückzukehren.

Johann Friedrich hatte sich nicht in Folge bloßer Ueberredung oder um äußern Gewinns willen, sondern aus Ueberzeugung und aus innerm Bedürfnis zur Römischen Kirche gewandt. Sein Vater, Herzog Georg, hatte in seinem Testamente § 3 gesagt: „Wollen und befehlen auch hiermit ernstlich und bei des allerhöchsten Gottes unausbleiblicher Strafe, daß bei obenwähnten wahren Religion (der lutherischen) unsre Söhne und Fräulein und deren durch göttliche Verleihung erfolgende Nachkommen, so lange derselben sein werden, beständig verbleiben und keineswegs davon absetzen sollen." Johann Friedrich war doch abgetreten, weil sein Gewißen ihn drang. Als seine Mutter, welche im Schloße zu Herzberg das Thränenbrot der Wittwe aß, im Schmerz über des Sohnes Abfall harte Beschuldigungen gegen ihn laut werden ließ, antwortete dieser: „Ich habe Luthers Religion mit Ernst geprüft und keine Gelegenheit, sie zu durchforschen, verabsäumt; aber selbst die Gespräche mit dem Sohne von Calixt (dem berühmten Helmstedter Theologen) waren weniger geeignet, mein Bedenken zu mindern, als zu mehren. Nun aber ist kein Mensch seines Lebens für einen Augenblick sicher, und nachdem ich mich im Gewißen überzeugt befunden, durfte ich meine Seele nicht in der Gefahr schweben laßen, unbekümmert um Schmähung und Nachrede. Hat Gott für mich gelitten, so mag ich auch für ihn leiden. Was aber mich am meisten schmerzt, ist, daß auch Ew. Gnaden wähnen, daß aus Ihrem eignen Blute ein Mensch habe erwachsen können, der um vergänglichen Vortheils willen mit dem Heiligthum Spiel treibt." Das sind fürstliche Worte eines gewißenhaften Mannes, und wenn wir auch sein Gewißen für ein irrendes halten, so müßen wir doch seine Gewißenhaftigkeit ehren. Johann Friedrich war wie die meisten Convertiten ein eifriger Katholik, und wie fest er in seinem neuen Glauben war, geht daraus hervor, daß der gelehrte Heinrich Julius Blume, Professor der Kirchengeschichte in Helmstedt, der nach Italien gesandt wurde, um den Herzog von seinem Vorhaben abzuziehen, nicht im Stande war, der scharfen Dialectik desselben die Spitze zu bieten. Weit entfernt, den Herzog von dem beabsich-

tigten Schritte zurückzuhalten, wurde Professor Blume vielmehr selbst von diesem zur katholischen Kirche hinüber gezogen. Am Feste der Heimsuchung Mariä 1651 hatte Johann Friedrich bereits die Firmung empfangen. Seitdem unterzog er sich eifriger denn zuvor den geistlichen Uebungen, ohne jedoch jener lutherischen Morgen- und Abendgebete zu vergeßen, die er zu Herzberg als Knabe aus dem Munde seiner Mutter gelernt hatte.

Der Abfall des Herzogs hatte in seinen Erblanden große Besorgnisse erregt; denn der Grundsatz cujus regio ejus religio, der heutiges Tages selbst von den Hohenzollern nur noch in gewisser Weise aufrecht erhalten wird, stand damals trotz des Westfälischen Friedensschlußes noch in zu allgemeiner Geltung, als daß man seine Anwendung für unmöglich hätte halten sollen. Man glaubte daher in Hannover mit allen Mitteln sich dagegen zur Wehr setzen zu müßen, und als der Herzog bald nach seinem Uebertritte in die Heimat zurückkehrte, erlaubten die Stände dem präsumtiven Thronerben nicht, in einem Zimmer seines Schloßes die Messe lesen zu laßen. Nachdem er aber am Michaelistage des Jahres 1665 als Landesherr seinen Einzug gehalten hatte, stieß er auf keine Schwierigkeiten mehr; denn er hatte eine Religionsassecuranz ertheilt, welche seinen Unterthanen genügende Sicherheit bot. Man sieht, die Zeiten sind seitdem andre geworden, und man ist heutiges Tages, was die kirchlichen Verhältnisse anbetrifft, nicht mehr so skrupulös, als damals. Denn einerseits macht man sich kein Gewißen daraus, mit einem eroberten Lande auch die Kirche desselben als gute Beute mit in den Kauf zu nehmen. Und andrerseits dringt man auf keine Religionsassecuranzen mehr, auch wenn das Ziel des andersgläubigen Herrschers, durch eine mehr als hundertjährige Geschichte, wie durch die eignen Bezeugungen in Wort und That erkennbar, für jeden Kundigen eine ausgemachte Sache ist. Johann Friedrich würde ohne feste Garantieen für die lutherische Landeskirche, wiewohl rechtmäßiger Thronerbe, nimmermehr zur Ausübung seiner Rechte gekommen sein. Dagegen haben es in unsern Tagen die Hüter des kirchlichen und staatlichen Rechts ruhig geschehen laßen, daß ein reformirter Fürst sich zum Schirmherrn unserer lutherischen Landeskirche auf-

geworfen hat ohne jede andre Garantie, als die, welche in seinem guten Willen liegt. Johann Friedrich war, wie schon erwähnt, für seine Person ein eifriger Katholik. Er berief die Jesuiten Hildesheims nach Hannover und stellte ihnen ein weites Feld für ihre Thätigkeit in Aussicht. Auch die vor länger als einem Jahrhunderte von Hannover vertriebenen Barfüßermönche kehrten nun an den Leinestrand zurück und bezogen ein neben der Residenz für sie hergestelltes Hospitium, wo sie ein gutes Leben und Küche und Keller voll gehabt haben sollen. Doch irrten sich die, welche wähnten, daß nun, trotz der Religionsassecuranz, die lutherische Kirche gewaltsam über den Haufen gestoßen und eine Gegenreformation durchgesetzt werden würde. Von einer kirchlichen Umgestaltung war in Hannover wenig zu spüren, und nur in der Schloßkirche sammelte sich um den Fürsten eine kleine katholische Gemeinde. Dort wurde die Predigt abwechselnd in deutscher, französischer und italienischer Sprache gehalten. Dort sah man auch das wunderthätige Marienbild aus dem Gotteshause zu Hainholz, sowie später den erworbenen Reliquienschatz aus Braunschweig ausgestellt. Der prunkvolle Gottesdienst wurde durch italienische Sänger verherrlicht, und der Zauber der römischen Ceremonien übte auch im deutschen Norden seine bekannte Anziehungskraft. Dennoch waren es nur einzelne Hofleute, unter ihnen der Hofmarschall Moltke und der Freiherr von Knigge, welche durch äußere Vortheile und irdischen Gewinn bewogen den Glauben, darin sie erzogen worden, mit dem des neuen Landesfürsten vertauschten. Wie unbegründet die Befürchtungen waren, die sich an Johann Friedrichs Regierungsantritt geknüpft hatten, zeigte sich bald, und die auf einen völligen Umsturz gerechnet hatten, sahen sich betrogen. Der Fürst misbrauchte seine hohe Stellung nicht, um nach jenem Grundsatze cujus regio ejus religio seinen Unterthanen einen Glauben aufzudrängen, der nicht der ihrige war, und die Hannoveraner waren auch nicht darnach geartet, sich einen fremden Glauben aufdrängen zu laßen. Als 50 Jahre früher Johann Sigismund, Kurfürst von Brandenburg, zum Calvinismus abfiel, folgten ihm sogleich alle Mitglieder des geheimen Raths bis auf eine einzige ehrenvolle Ausnahme, weil nicht Religion, sondern Politik ihre Schritte lenkte. Nicht so in Hannover. Zwar

gab es auch hier, wie schon bemerkt, einige Hofleute, welche nichts eiligeres zu thun hatten, als daß sie nach dem Muster ihres fürstlichen Herrn eine neue geistliche Livrée anzogen. Allein unter den Geheimen Räthen fand sich keiner, der aus bloßer Liebedienerei seinen Glauben gewechselt hätte. Vielmehr widerstanden sie jeder derartigen Versuchung und traten, wo es Noth that, mit großer Entschiedenheit für die Rechte der lutherischen Kirche ein. Auch die Hannoverschen Theologen waren weit entfernt, bloße Schleppträger der Gewalt zu sein. Unbeirrt durch des Fürsten Uebertritt zum Katholicismus pflegten sie die Heiligthümer der lutherischen Kirche und hielten fest an deren Lehre und Bekenntnis.

Von dem katholischen Fürsten selbst war am wenigsten für den Bestand der lutherischen Kirche zu besorgen. Die Sache der Religion war für Johann Friedrich zu sehr Herzenssache, als daß er andre, die nicht seines Glaubens waren, hätte zwingen können, diesen Glauben anzunehmen. Für den lutherischen Theil seiner Hofdienerschaft ließ er eine eigene Kirche bauen, welche in der Neustadt neben dem Rathhause ihren Platz fand. Wie ganz anders sah es in dieser Beziehung an dem calvinischen Hofe zu Berlin aus. Seit dem Abfalle des Kurfürsten Johann Sigismund zum Calvinismus war man dort eifrig bemüht, den calvinischen Hofglauben auf Kosten des Lutherthums auszubreiten, und keiner war eifriger in der Proselytenmacherei, als der sogenannte große Kurfürst. Ihm waren alle Mittel recht, um den Calvinismus zu heben und das Lutherthum zu unterdrücken. Paul Gerhardt, den milden Sänger des Friedens, zwang er durch den unerträglichen Gewißensdruck, den er dem gewißenhaften Manne auferlegte, die kurbrandenburgschen Lande zu verlaßen, und die wüste Kirche zu Frankfurt a. O., welche unbestreitbares Eigenthum der lutherischen Stadtgemeinde war, ließ er dieser durch Waffengewalt entreißen und einem Haufen reformirter Professoren übergeben, zur Begründung einer reformirten Gemeinde. Aehnliche Ausschreitungen kamen am Hofe zu Hannover nicht vor, und der katholische Fürst war toleranter und gerechter, als der reformirte.

Seit der Vermählung des Herzogs Johann Friedrich mit Benedikte, einer Tochter des Pfalzgrafen Eduard bei Rhein

(1668), waren viele Italiener und Franzosen nach Hannover gekommen, deren Einfluß am Hofe unverkennbar war. Der ganze Hofton war, wie Spittler sagt, ihre Melodie, allein der Minister Graf Grote hielt allezeit den dirigirenden Grundton. Dieser ausgezeichnete Staatsmann, der an der Spitze des Geh. Raths stand und den man mit einem Richelieu und Mazarin verglichen hat, dieser ausgezeichnete Staatsmann wußte es in Verbindung mit dem eben so ausgezeichneten Kirchenregenten Gerhard Molanus zu verhüten, daß die nächste Umgebung des Fürsten Einfluß auf die Regierungsgeschäfte gewann und durch ein rasches Erfaßen des Augenblicks die Stellung der lutherischen Kirche verkümmerte. Zu Hofjunkern und Kammerjunkern mochten die Katholiken immerhin befördert werden, auch zu Hauptleuten und Obristen; aber die landesherrlichen Collegien blieben rein, die Klostergüter wurden nicht angetastet, Klöster und katholische Kirchen wurden nicht angelegt und keiner wurde um seines lutherischen Glaubens willen scheel angesehn oder zurückgesetzt. So fühlte sich das Volk auch nicht beunruhigt durch den Anblick einiger Kapuzinerkutten, welche von der Seine nach der Leine verpflanzt waren, und nie sah Hannover solche religiöse Tumulte, wie sie in Berlin in Folge der calvinisirenden Tendenzen der Hohenzollern nicht selten vorkamen.

Johann Friedrich regierte vierzehn Jahre und setzte das Werk der Reorganisation fort, das sein Bruder, Georg Wilhelm, begonnen hatte. Er war es, der die Macht seines Hauses eigentlich begründete, so daß sein Nachfolger, Ernst August, die Stufe erreichen konnte, welche das Welfenhaus am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts im deutschen Reiche einnahm. In der auswärtigen Politik stützte kein Fürst seines Ranges sich mehr als er auf Ludwig XIV., mit dem er auch 1672 ein Neutralitätsbündnis schloß. Seinen Brüdern bis zur Stunde des Todes einsam gegenüberstehend, verfolgte er seine eigene Bahn, unbekümmert um das Interesse des Gesammthauses. Durch seine Verheirathung noch mehr mit dem Französischen Königshause verbunden, trat er im Holländischen Kriege auf dessen Seite. Aber wenn er auch Französische Subsidien annahm und Ludwig dem vierzehnten 1671 ein Hülfsheer von zehntausend Mann versprach, so unterließ er es doch nicht, in demselben

Kriege, in welchem jenes Corps gebraucht wurde, auch sein Reichscontingent zu stellen. Daß die auswärtige Politik Johann Friedrichs sich auf die Seite Frankreichs neigte, war zum größten Theil eine Folge der schiefen Stellung, in welche ihn sein Uebertritt zum Katholicismus gebracht hatte. Als der Kurfürst von Brandenburg ihn einlud, der gegen Frankreich geschloßenen Einigung beizutreten, entgegnete Johann Friedrich, er dürfe weder dem Kaiser noch dem Hause Hohenzollern, noch auch seinen eignen Brüdern trauen und müße für sich selbst sorgen.

Was seine innere Politik anbetraf, so gefiel er sich nicht nur in der neuerdings begründeten Lehre von der fürstlichen Souveränetät, sondern er wußte sie auch folgerichtig zur Geltung zu bringen. Als Regent trat Johann Friedrich eben so energisch als umsichtig auf und ließ sich nicht leicht von dem, was er sich einmal vorgenommen hatte, zurückbringen. Mit Consequenz verfolgte er seine Pläne, selbst Härte scheute er nicht, wenn sie nöthig war, um zum Ziele zu gelangen. Es war ja die Zeit, in welcher die Souveränetät der einzelnen Fürsten sich derartig entwickelte, daß ein jeder ein Louis quatorze en miniature sein zu müßen glaubte. Auch Johann Friedrich liebte es, zu sagen: „Ich bin Kaiser in meinem Lande". Bei diesem Geiste der Zeit und bei der ganzen Art seines Charakters verdient es um so mehr Anerkennung, daß die Rechte des Landes geehrt wurden, daß keine Uebergriffe weder auf staatlichem noch auf kirchlichem Gebiete stattfanden, daß kein Paul Gerhardt vertrieben und keine lutherische Kirche, wie die zu Frankfurt a. O., auf einseitigen Zwangsbefehl des Herzogs den Händen seiner Glaubensgenoßen überliefert wurde. Johann Friedrich war im Ganzen eine friedliche Natur, und wenn es auch zu seiner Zeit manchen Soldatenlärm gab, so wurden doch die Aufgaben des Friedens nicht vernachläßigt. Der Herzog nahm an allem, was Kunst und Wißenschaft betraf, einen regen Antheil, und der Hannoversche Hof galt schon damals für einen der glänzendsten und gebildetsten in ganz Deutschland, wie der Herzog einer der gelehrtesten und kenntnisreichsten Fürsten war, die je auf Deutschen Thronen geseßen. Die Correspondenz, welche er mit vielen auswärtigen Gelehrten unterhielt, verstand er in vier Sprachen zu führen, in der deutschen, lateinischen, französischen

und italienischen. Mit dem großen Kurfürsten von Mainz, Johann Philipp von Schönborn, war er freundschaftlich verbunden, wenn auch vielleicht ohne dessen Geistesschwung und Geistestiefe zu haben. Aber er theilte dessen Bestrebungen für die allgemeine Wohlfahrt und acceptirte von ihm manches, auch unsern Leibniz, dessen Heimkehr nach Deutschland im Jahre 1676 das rein persönliche Verdienst des Herzogs Johann Friedrich ist.

Seit dem Jahre 1669, wo Habbeus von Lichtenstern zuerst den Herzog auf den damals dreiundzwanzigjährigen Leibniz aufmerksam machte, hatte Johann Friedrich diesen nicht mehr aus dem Auge verloren, wie auch Leibniz sich von Anfang an stark zu dem Herzoge hingezogen fühlte, namentlich seitdem er im Jahre 1671 das Glück gehabt hatte, dem durch Mainz reisenden Herzoge persönlich vorgestellt zu werden.

Der deutlichste Beweis davon ist der ausführliche in der dritten Vorlesung*) besprochene Brief, welchen Leibniz noch in demselben Jahre an den Herzog richtete und in welchem er sich diesem gegenüber mit voller Offenheit über seinen Lebensgang, seinen Stand in der Wißenschaft, seine Hoffnungen für die Zukunft aussprach. Wie groß das Vertrauen war, das Leibniz dem Herzoge schenkte, geht wohl am deutlichsten daraus hervor, daß er ihm schon in diesem Jahre 1671, also noch vor seiner Französischen Reise, den Plan der Aegyptischen Expedition mittheilte. Was das sagen will, werden wir am besten ermeßen, wenn wir uns erinnern, daß derselbe Leibniz mehre Jahre später, als er denselben Plan dem Fürstbischofe von Fürstenberg enthüllte, diesem das schriftliche Versprechen abnahm, daß die Sache sowohl jetzt als künftig im höchsten geheim gehalten und keinem Menschen einige Erläuterung davon gegeben werden solle.

Indes macht Leibniz den Herzog nicht nur zum Mitwißer seiner Pläne und Entwürfe, sondern er sendet ihm auch seine in Frankfurt und Mainz herausgegebenen Schriften, und theilt ihm sogar allerlei handschriftliche Aufsätze mit, die sich meist auf religiöse Fragen und theologische Probleme beziehen, und läßt

*) Siehe Seite 94 ff.



ihn nicht nur an seinen Freuden, sondern auch an seinen Sorgen theilnehmen. Unterm 26. März 1673 schreibt er dem Herzoge, daß das Modell seiner Rechenmaschine, an welchem er wohl 3/4 Jahre gearbeitet, ihm viel gekostet habe*); denn es sei wohl hundertmal verändert, nun aber soweit fortgeschritten, daß er es vollkommen in Messing ausführen laße. In demselben Briefe erzählt er von seiner Reise nach London, von seinem Umgange mit dem weltberühmten Monsieur Arnaud, und versichert ganz offen, daß es all sein Wunsch sei, „Dero Befehlen zu gehorchen, Dero glorieusen Plänen ein geringes Werkzeug zu sein und unter Dero Autorität einige nützliche Dinge ins Werk zu richten". Drei Jahre später, im Januar 1676, schreibt er dem Herzoge, daß er nach dem Tode des Kurfürsten von Mainz, der allein seine Wünsche hätte theilen können, stets des Sinnes gewesen sei, daß, wenn er die volle Freiheit hätte, sich einen Fürsten zu wählen, es Seine Hoheit sein würde.

Wie aber Leibniz seit seiner ersten persönlichen Begegnung mit dem Herzoge Johann Friedrich im Jahre 1671 immermehr bemüht war, in diesem einen Rückhalt zu gewinnen, so hatte der Herzog an der Correspondenz mit dem hervorragenden Manne eine ersichtliche Freude und ließ es nicht an Zeichen seiner Gunst und seines Wohlwollens fehlen. Schon unterm 6. Juni 1671 antwortete der Herzog auf eine gelehrte Zuschrift, die er kurz vorher von Leibniz erhalten, daß ihm deren wiederholte Lesung sehr angenehm sei. Er wünsche die Fortsetzung der Correspondenz und werde nicht ermangeln, bei vorkommenden Gelegenheiten solches dankbar zu erkennen. Es fehlt auch nicht an Anzeichen, daß der Herzog dies sein Versprechen erfüllt habe. So schreibt Leibniz unterm 14. Februar 1676 an seinen Freund Habbeus: „Der Herzog von Hannover hat mir eine ganz ausgezeichnete Gnade erwiesen, wovon ich ein andermal ausführlicher reden werde".

Man sieht, beide Männer zogen sich gegenseitig an, und dies Verhältnis, welches sich später zu einem innigen Freund-

---

*) Man hat berechnet, daß Leibniz auf seine Rechenmaschine im Ganzen circa 11,000 Thaler verwandt hat.

schaftsverhältnisse zwischen dem Herrn und seinem Diener ausbildete, ist ein ehrendes Zeugniß für beide.

Dennoch wurde es dem Herzoge nicht so leicht, als man nach dem Gesagten annehmen möchte, Leibniz ganz für sich zu gewinnen und nach Hannover herüberzuziehen. Wir kennen die universelle Natur Leibnizens, welche nicht geneigt war, sich einer einzelnen Sache oder einer einzelnen Person hinzugeben. Er liebte mehr als irgend einer die Unabhängigkeit, und hatte er sich auch für kurze Zeit in Mainz an ein bestimmtes Amt gebunden, so war ihm während seines Aufenthaltes in Paris die Süßigkeit einer unabhängigen Stellung recht wieder zum Bewußtsein gekommen. Dazu er war ein so hervorragender Mensch, daß ihm so zu sagen die ganze Welt offen stand. Schon im Jahre 1672 fragte Habbeus bei ihm an, ob er in Dänische Dienste treten wollte, und erneuerte seine Anfrage im März 1673. Der erste Minister des Königs von Dänemark, der Graf Güldenlow, wünschte ihn zu seinem Secretär mit persönlichem Zusammenleben zu haben und bot ihm dafür nebst freier Station vierhundert Thaler Gehalt und den Titel eines königlichen Raths. Noch höher hinaus will der kurfürstlich-triersche Rath Linker mit dem jungen Gelehrten, dessen Stil und Gelehrsamkeit seine Bewunderung erregt. Er fordert ihn nicht nur dringend auf, eine Biographie des verstorbenen Barons von Boineburg zu schreiben, sondern er wünscht ihn auch an der Stelle eines kaiserlichen Historiographen zu sehn und hat deshalb ein von Leibniz empfangenes Schreiben dem Kanzler Hocher mitgetheilt, aus dessen Händen es auch in die des Kaisers gelangt ist. Nicht weniger hat Leibniz die Aufmerksamkeit des Französischen Ministers Colbert auf sich gezogen, der, wie aus einem Schreiben Leibnizens an Colbert vom 11. Januar 1676 hervorgeht, ihn in Paris festhalten wollte. Man sieht, Leibniz ist ein vielumworbener Mann, denn er ist eine seltene Erscheinung, und je verschiedenartiger die Aussichten sind, die sich ihm eröffnen, desto schwerer wird es ihm, sich für eine bestimmte Stellung zu entscheiden. Am liebsten wäre es ihm gewesen, wenn er eine ganz unabhängige Stellung hätte gewinnen können, die es ihm möglich gemacht hätte, nur den Wißenschaften zu leben. Von dem Herrendienste fürchtete er eine zu große

Beschränkung seiner Freiheit. Als Habbeus ihn 1673 für den Minister des Königs von Dänemark gewinnen wollte, antwortete er, daß er nicht gewohnt sei, sich gewissen politischen Launen einiger großen Herrn zu unterwerfen, und daß er sich lieber von allen diesen Geschäften fern halte, als daß er in beständiger Unruhe lebe. Selbst ein Johann Friedrich vermochte ihm nicht alle Bedenken zu nehmen, die er in dieser Beziehung hatte. Denn noch am 20. October 1675, als die Verhandlungen wegen seiner Uebersiedelung nach Hannover schon längst im Gange waren, schrieb er an seinen Verwandten Aegidius Strauch: „Ich hoffe nach Ordnung meiner Angelegenheiten künftiges Frühjahr eine Reise nach Deutschland zu thun, und wird sowohl meine Freundschaft als ich Ehre davon haben, wenn ich zuvor mein Schaf ins Trockne gebracht (dies scheint sich auf den Aemterkauf zu beziehn) und andern Leuten, wenns auch gleich Fürsten wären, nachzulaufen nicht mehr gezwungen bin. Denn ich weiß aus Erfahrung, daß man alsdann erst recht von den Leuten gesucht wird, wenn sie sehen, daß man in einem Stande ist, daß man sie nicht suchen darf."

Indessen der Plan einer Ansiedelung in Paris durch den gedachten Aemterkauf zerschlug sich, wahrscheinlich weil Leibniz die dazu nöthige Summe nicht zusammenbringen konnte; und seine Vermögensverhältnisse gestatteten es ihm nicht, das unabhängige Leben in Paris länger fortzusetzen. Er selbst hebt dies in einem Briefe vom Jahre 1679 hervor, in welchem er von seiner Uebersiedelung nach Hannover sagt: Das ausbrechende Kriegswetter und Veränderung habe ihn gezwungen, auf seine eigene Wohlfahrt Acht zu haben, denn er habe schon zuvor auf des sel. Lasser Zureden einige sehr anständige Beförderungen ausgeschlagen, welches aber in die Länge sich nicht thun laße; denn er habe schon in Mainz so gar nichts erworben, daß er auch nicht wenig von dem Seinen zugesetzt habe.

Doch war es nicht nur seine pecuniäre Lage, welche Leibniz nöthigte die Dienste eines Fürsten anzunehmen. In Deutschland, das erkannte er immer mehr mit richtigem Blick, konnte, wenn überhaupt, nur noch monarchisch von oben her gewirkt werden, sei es durch den Kaiser, sei es durch die Fürsten. Darum schreibt er im Jahre 1676 an den Herzog Johann Friedrich:

„Mein ganzer Ehrgeiz hat einzig darin bestanden, einen großen Fürsten zu finden, der mehr als gewöhnliche Einsichten hat, und ich glaube, daß es in den menschlichen Dingen nichts so edles und so schönes giebt, als eine große Weisheit, die mit einer großen Macht verbunden ist." Denn wie es ihm feststand, daß einem Privatmanne erst dasjenige das beste scheinen müße, was für das Allgemeine das fruchtbarste wäre, was zum Ruhme Gottes gehörte und an dessen Verwirklichung nicht weniger der einzelnen handelnden Person als dem ganzen Geschlechte gelegen wäre, so war er auch überzeugt, daß unter den Mitteln zu dem Vortrefflichen für den Menschen keins vorzüglicher sei, als der Mensch selbst, wie unter den Menschen ein König oder ein Fürst oder Statthalter Gottes, wenn einmal die seltene Glückseligkeit der Zeit einen solchen hervorgebracht hätte, der ebenso an Macht als Weisheit König sei.

In dem Herzoge Johann Friedrich glaubte Leibniz einen solchen Fürsten gefunden zu haben, wie er ihn suchte, und darum gieng er, wenn auch zögernd, auf dessen Wünsche ein. Er selbst hatte, nachdem er die erste Berufung nach Hannover im Jahre 1670 aus Rücksicht auf den Baron von Boineburg und den Kurfürsten von Mainz ausgeschlagen hatte, bald nach deren Tode in einem Briefe vom 26. März 1673 dem Herzoge Johann Friedrich seine Dienste geradezu angetragen. Der Herzog antwortete sehr rasch in einem Schreiben vom 15. April 1673, welches ausführlich mitgetheilt zu werden verdient, weil es die Grundlage für das nachmalige sich über sein ganzes Leben erstreckende Verhältnis Leibnizens zu dem Welfenhause bildet. Es lautet: „Von Gottes Gnaden Johann Friedrich, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg ꝛc. Unsern gnädigsten Willen zuvor, Ehrbarer, Hochgelahrter, Lieber, Besonderer! Wir haben Euer den 26. März 1673 von Paris anhero abgelaßenes Schreiben richtig empfangen und daraus sowohl von Eurer Reise in Frankreich und England und daselbst mit verschiedenen vortrefflichen Leuten zugelegten Kundschaft, als auch von dem rühmlichen Beifall, den Ihr allenthalben bei denselben gefunden, von Eurer ersonnenen künstlichen arithmetischen Maschine, wie von Eurer uns beständig zutragenden Dienstbegierigkeit ganz gern und höchst vergnüglich vernommen. Gleichwie wir nun

vor verständigen und gelehrten Leuten und also unter denselben auch vor Eurer Person jederzeit besondere Achtung gehabt und noch diese Stunde bei unsern obhabenden vielfältigen und fast (sehr) schweren Regierungsgeschäften aus der anmuthigen Conversation und Correspondenz mit denselben große Ergötzlichkeit empfinden: also würde es uns um so viel mehr zu gnädiger und danknehmiger Gefälligkeit gereichen, wenn wir Eurer nähern Conversation und sogar persönlichen Gegenwart an diesem Orte genießen und uns aus vorkommenden curiosen Dingen mit Euch mündlich besprechen und divertiren möchten. Wir erinnern uns, daß der wohlselige Freiherr von Boineburg sich hiervon bei angelegentlicher Recommandirung Eurer Person hat vernehmen laßen: Da wir belieben möchten, Euch nebst dem beizulegenden Prädicate unsers Raths von Haus aus eine jährliche Besoldung von etwa vierhundert Rthlrn. zu vermachen, Ihr alsdann nicht abgeneigt wäret, Euch dieses Ortes her in Unsre wirklichen Dienste zu begeben. Wir sind dazu gleich damals erbötig gewesen, auch noch dazu erbötig, wollen auch dafür halten, daß Euch solches jetzo um so viel mehr annehmlich und thunlich sein könnte, weil nach nunmehrigem Ableben des gedachten Baron von Boineburg sel. Ihr an diesem Orte nicht allein zur Fortsetzung Eurer lobwürdigen Studien und Lucubrationen und zu völliger Excolirung Eurer bisher dabei bewiesenen sonderbaren Scharfsinnigkeit allerhand gute und dienliche Bequemlichkeit, sondern auch dabei guten Respect finden würdet und unter unsrer fürstlichen Autorität Euch der gelehrten Welt ferner bekannt machen und mit den allerberühmtesten und vortrefflichsten Leuten in vertrauliche Correspondenz gelangen könntet; der zu unsern Händen sich hierdurch legenden guten Gelegenheit, Euch unsre aufrichtige Affection und besondere Zuneigung durch die That immer deutlicher zu erkennen zu geben, vorjetzo ganz zu geschweigen. Wollen demnach hierüber Eure eigentliche Erklärung demnächst abwarten und es uns inzwischen besonders lieb sein laßen, wenn Ihr mit Eurer angenehmen Correspondenz wie auch mit Communicirung Eurer nach und nach verfertigten Arbeiten fortfahren werdet. Gestalt wir solchen Euren Fleiß in alle Wege danknehmig zu erkennen um so weniger vergeßen werden, als wir ohnedem Euch mit Gnaden und

geneigtem Willen wohl zugethan sind. Gegeben in unsrer Residenzstadt Hannover, den 15. April 1673. Johann Friedrich." Damit war unserm Leibniz ein fester Anknüpfungspunkt gegeben, und man sollte denken, daß durch die so bestimmten und annehmlichen Anerbietungen des Herzogs eine rasche Entscheidung herbeigeführt wäre. Dennoch nahm sich Leibniz eine lange Bedenkzeit. Der Brief, welcher die Antwort auf des Herzogs Anfrage enthält, ist vom 21. Januar 1675 datirt und also ein volles Jahr und zehn Monate später geschrieben, als der Brief des Herzogs. Inzwischen wurde die Correspondenz nicht völlig abgebrochen. Wir besitzen wenigstens aus dieser Zeit einen Brief an den Herzog, welcher freilich das ihm gemachte Anerbieten gar nicht berührt, nämlich den schon bei Beschreibung der Aegyptischen Expedition erwähnten Brief, worin er dem Herzoge diesen Plan so zu sagen aufs Gewißen bindet. Die Entscheidung aber in Betreff der Pläne des Herzogs wurde dadurch verzögert, daß Leibnizens erste Antwort an den Herzog verloren gieng. Er hatte diese Antwort einem gewissen Herrn Paul gegeben, welcher unmittelbar darauf mit plötzlichem Tode abgieng, ohne daß Leibniz über den Verbleib seines Briefes etwas erfuhr. Seitdem wußte er nicht, auf welchem Wege er die Briefe befördern sollte, da die Communication bei den unruhigen Zeiten immer schwieriger wurde. Endlich am 21. Januar 1675 entschloß sich Leibniz zu einem zweiten Briefe an den Herzog, in welchem er die schon in dem ersten verloren gegangenen Briefe gegebene Zusage erneuerte. „Ich bin noch desselben Sinnes", schrieb er, „und in der That, ich glaube, daß ein Mensch, wie ich, der nur das eine Interesse hat, sich durch wichtige Entdeckungen in den Künsten und Wißenschaften Ehre zu erwerben und das Publicum durch nützliche Arbeiten zu verpflichten, nur einen großen Fürsten zu suchen hat, der den Dingen auf den Grund sehen kann, um über ihren Werth zu urtheilen, der generöse Empfindungen hat und dessen Handlungen geregelt sind durch die Grundsätze des Ruhms, vorausgesetzt, daß der Stand seiner Geschäfte ihm gestattet, die schönen Sachen zu hören oder zu begünstigen. Ich bin überzeugt, daß die Zahl solcher Fürsten niemals zu groß gewesen ist, und daß Personen, die hoch über mir stehen, nur darum verfehlt haben, etwas großes und wirk-

sames zu leisten, weil ihnen eine so glückliche Begegnung fehlte. Was mich anbetrifft, so glaube ich in Ew. Hoheit einen solchen gefunden zu haben. In diesem Winter hoffe ich alles zu vollenden, was ich in Paris zu thun habe. Der Aufenthalt daselbst ist mir nicht unnütz gewesen und würde es noch weniger sein, wenn mein Plan wäre, mich hier zu etabliren; aber um meine Maßregeln zu nehmen, wünschte ich die Absichten Ew. Hoheit kennen zu lernen. Denn ich wage zu behaupten, daß ich aus Neigung und nicht gezwungen so schreibe und daß um Ew. Hoheit Person zu sein mir mehr gilt, als alle anderen Rücksichten." Zum Schluße seines Briefes bringt Leibniz noch folgende zwei Punkte zur Sprache. Für den Fall, daß der Herzog den Wunsch haben sollte, daß er, Leibniz, von Paris neue Erfindungen, oder außerordentliche Cabinetscuriositäten, oder seltene und ausgezeichnete Schriften, Manuscripte oder Drucksachen, oder andere Raritäten mitbringe, bittet er, ihm frühzeitig Aufträge zu ertheilen. Sodann macht er den Herzog noch einmal auf seine Rechenmaschine aufmerksam und ersucht ihn für den Fall, daß er ein Exemplar derselben zu haben wünsche, es ihm durch einen seiner Secretäre anzeigen zu laßen. In der That gieng der Herzog auf diesen zweiten Punkt ein, ließ aber erst durch einen Herrn von Linsingen anfragen, was wohl eine von den arithmetischen Maschinen des Herrn Doctors kosten würde, worauf ihm Leibniz fördersamst antwortete, daß der Minister Colbert mit dem betreffenden Handwerker auf 200 Pistolen abgeschloßen habe, drei Pistolen zu elf Reichsthaler gerechnet.

Man sollte denken, die Sache zwischen dem Herzoge und Leibniz sei nun abgemacht, und der letztere werde sobald als möglich nach Hannover übersiedeln. Allein weit entfernt, sich zur Abreise zu rüsten, geräth Leibniz wieder in ein bedenkliches Schwanken. Denn eben jetzt eröffnet sich ihm die Aussicht, sich durch den besprochenen Ankauf eines Amtes eine unabhängige Stellung in Paris zu sichern, und während er im Anfange des Jahres 1675 dem Herzoge wenigstens eine halbe Zusage gegeben hat, spricht er gegen Ende des Jahres in einem Briefe an seinen Verwandten Strauch die feste Hoffnung aus, daß er in Paris bleiben werde.

Inzwischen setzt er mit Herrn von Linsingen, mit dem

Herzoge selbst und hernach mit dessen Kammerdiener Kahm unausgesetzt die Verhandlungen über seine Berufung fort, die sich bis in den Herbst des Jahres 1676 fortspinnen und den Eindruck machen, als ob Leibniz absichtlich die Sache in die Länge ziehe, um freie Hand zu behalten und den Ausgang des Aemterkaufs abzuwarten. Im Mai 1675 schreibt er an Herrn von Linsingen, er halte sich des Titels eines Geheimen Raths versichert und setzt dann mit Beziehung auf den ihm versprochenen Gehalt hinzu: „Ich bin nicht interessirt, suche auch nichts anderes, als unter eines großen Herrn Protection mit Ehren zu stehen, dessen hoher Verstand im Stande ist, gute Gedanken und Vorhaben zu unterscheiden und mit dem Nachdrucke seiner Autorität zu fördern. Ich kann mit Wahrheit sagen, dafern ich nicht Ihrer Hochfürstlichen Durchlaucht sonderliche Einsichten und Tugenden wüßte, daß ich außer der Ruhe und Freiheit, darin ich bin, mich nicht setzen würde. Allein ich bin versichert, daß einem solchen Herrn dienen die rechte Freiheit ist, so ein verständiger Mensch sich wünschen kann.“ Nachdem er dann im weitern Verlauf noch hinzugefügt, daß die Gelehrten nicht geneigt und gewohnt seien, ihren ordentlichen Gehalt durch allerlei Künste und Nebenstreiche zu vermehren, und daher gleich anfangs dahin trachten müßten, eine hinreichende Besoldung zu erhalten, dabei sie mit Ehren bleiben könnten, spricht er die Hoffnung aus, daß der Herzog, falls er geruhen sollte, ihn diesmal eines gemeßenen Befehles zu würdigen, ihm mittelst eines seiner dortigen Agenten die Reisekosten erstatten wolle. Unterm 20. November 1675 schreibt er dann wieder an den Herzog selbst, und bittet ihn um eine kategorische Antwort und um die Gnade, ihm für alle Fälle seine Willensmeinung erklären zu laßen. Der Herzog weist' ihn an seinen Kammerdiener Kahm, und dieser eröffnet ihm, daß ihm ein Gehalt von vierhundert Thaler zugesichert werde, daß man aber über eine Stelle im Staatsrathe augenblicklich zu seinen Gunsten nicht verfügen könne. Leibniz nimmt nun diese Bedingungen in einem sehr submissen Schreiben an den Herzog an, setzt aber gleich darauf wieder in einem längeren Schreiben dem Kammerdiener Kahm auseinander, daß er mit gutem Fug eine Geheime-Rathsstelle prätendiren könne, da ihm von den verschiedensten

Seiten die ehrenvollsten Anerbietungen gemacht seien. „Was in Frankreich und sonst geschehen, davon will ich mich nicht rühmen, wiewohl ich alles, was ich sage, schriftlich zu belegen vermag. Was die Besoldung anbetrifft, so habe ich Ihrer Hochfürstlichen Durchlaucht nichts vorzuschreiben und zweifle nicht, Sie werden Dero hohem Verstande nach alles wohl anzuordnen wißen, wogegen ich, von andern Sorgen befreit, einzig und allein zu Dero Ruhm und Vergnügen arbeiten würde.“ Herr Kahm antwortet darauf im Januar 1676 auf Befehl des Herzogs, daß derselbe wegen der geheimen Rathsstelle ihm nichts versprechen könne und daß es bei den früher angegebenen Bedingungen sein Bewenden haben müße, nämlich daß der Herzog ihm vierhundert Thaler Besoldung und den Rathstitel von Haus aus geben wolle und daß die Zeit der Bestellung von dem Dato dieses Schreibens an ihren Anfang nehmen solle. In demselben Sinne schreibt ihm der Herzog selbst, und Leibniz acceptirt aufs neue die ihm gemachten Anerbieten. Gleich darauf weiß er aber wieder einen Grund ausfindig zu machen, um seine Forderungen zu steigern. Der Abt Gravel, der als Gesandter des Königs von Frankreich zu einer Conferenz ins Lütticher Land geht, hat Leibniz gebeten, ihm Gesellschaft zu leisten. Leibniz hat diese ehrenvolle und lehrreiche Reise wieder aufgegeben, weil er es nicht für passend hält, daß eine dem Herzoge verbundene Person in Gesellschaft eines Französischen Ministers sich zu einer Conferenz einfinde, wo auch Deutsche Fürsten hinkommen möchten. Für diesen Verzicht stellt nun Leibniz den Antrag, daß der Herzog ihm seine Besoldung für ein ganzes Jahr nachzahlen laße. Es findet sich dann wieder ein Schreiben Leibnizens an Kahm vom 14. Februar 1676, worin er erklärt, daß er, wenn ihm nicht der Titel eines Geheimen Raths beigelegt würde, sich auch nicht zu einer steten Residenz, d. h. zu einem beständigen Aufenthalte in Hannover verstehn könne. An demselben Tage schreibt er an seinem Freund Habbeus: „Was mich anbetrifft, so werde ich eine Amphibie sein und bald in Deutschland, bald in Frankreich leben, bis daß ich Gelegenheit finde, mich vortheilhaft niederzulaßen.“ Solche gelegentliche Aeußerungen zeigen, einmal, daß Leibniz sich noch immer nicht von Paris losreißen konnte, und sodann, daß die Anerbietungen des Herzogs

ihm nicht genügend erschienen. Allein die Gewandtheit der Leibnizischen Feder war nicht im Stande, günstigere Bedingungen zu erlangen. Unterm 18. Februar meldete ihm Kahm, es sei ein Misverstand, wenn er den Titel eines „Raths von Haus aus" dahin gedeutet, als wollte ihn der Herzog nur von Haus aus gebrauchen. Diese Meinung sei irrig, sondern Leibniz müße beständig in Hannover wohnen und seine Sache dahin richten, daß er allezeit bei vorkommenden Begebenheiten bei der Hand sei. Er wolle also sobald als möglich sich anher verfügen, damit der Herzog sich seiner in gewissen Geschäften bedienen könne. Leibniz erwiedert, es sei ihm nicht möglich, gleich alles in Richtigkeit zu bringen und sich alsobald auf die Reise zu begeben, wofern ihm nicht die Besoldung für das laufende Jahr nachbezahlt werde. Die Worte „Rath von Haus" habe er so gedeutet, wie sie lauten, da niemals zuvor, sondern erst jetzt dessen gedacht sei, daß er sich alsobald auf den Weg machen sollte*). Wenn aber der Herzog ihn in gewissen Geschäften zu gebrauchen gedenke, so bitte er, ihm darüber im Vertrauen nähere Mittheilungen zu machen. Die Antwort vom 2. April 1676 lautete, daß, wenn Leibniz innerhalb vierzehn Tagen oder drei Wochen seiner Privatgeschäfte wegen noch nicht von Paris abkommen könne, der Herzog ihm den Termin bis Pfingsten verlängern wolle. Dann aber, also am 14. Mai, müße er unfehlbar in Hannover eintreffen. Allein Leibniz stellte sich auch diesmal nicht ein, offenbar, weil seinem Antrage auf Reisekosten oder Nachbezahlung der Besoldung nicht gewillfahrt war. Endlich am 26. Juli 1676 meldete ihm Brosseau, der Agent des Herzogs in Paris, daß er Befehl habe, ihm zweihundert Thaler auszuzahlen, aber auch ihn zugleich zu bitten, daß er auf der Stelle abreise. Es geschah nicht, wie wir aus einem zweiten Billet des Agenten Brosseau vom 16. September 1676 ersehen, worin er Leibniz meldet, der Herzog brenne vor Ungeduld, ihn

*) Demnach scheint sich Leibniz seine Stellung zum Herzoge so gedacht zu haben, wie er selbst zwei Jahre vorher seinem Freunde Habbeus den Vorschlag gemacht hatte, daß er mit dem Titel eines königlichen Raths und unter angemeßener Besoldung zwar in Dänische Dienste treten, aber seinen Wohnsitz in Paris behalten wolle, um daselbst in jeder Beziehung die Dänischen Interessen zu vertreten.

zu sehen, und er würde demselben keinen größeren Gefallen thun, als wenn er auf der Stelle abreise, wozu er ihn ernstlich ermahnt haben wolle.

Ich habe mir erlaubt, diese Verhandlungen ausführlicher, als sie es zu verdienen scheinen, mitzutheilen, weil sie dennoch auf Sachen und Personen ein nicht unwillkommnes Licht werfen. Sie zeigen einmal, wie verkehrt es ist, wenn man gesagt hat, Leibniz sei im Jahre 1676 durch den Ruf des Herzogs nach Hannover „überrascht" worden. Er ist lange genug darauf vorbereitet, er hat drei Jahre lang über die Bedingungen seiner Uebersiedelung verhandelt, und kaum kann ihm der Vorwurf des Wankelmuths, wenigstens der Unschlüßigkeit erspart werden, wie denn Entschloßenheit nicht selten unter seinen Charaktertugenden vermisst wird. Sodann geht aus diesen mehrjährigen Verhandlungen hervor, daß wirklich dem Herzoge Johann Friedrich das Verdienst gebührt, Leibniz in Paris sozusagen losgeeist und seinem Vaterlande zurückgegeben zu haben. Denn Leibniz war mit so festen Banden an Paris gebunden, daß er sie wenigstens für den Augenblick aus eigner Kraft nicht zu zerreißen vermochte. Er wollte wohl im nächsten Frühjahr eine Reise nach Deutschland machen; aber nur um sofort wieder nach Paris zurückzukehren. Er wollte in die Dienste eines Deutschen Fürsten treten, aber so, daß er in dessen Residenz nicht seinen beständigen Wohnsitz zu nehmen brauchte, sondern nach Art einer Amphibie bald in Deutschland, bald in Frankreich leben könnte. Am liebsten wäre es ihm gewesen, wenn er sich ganz in Paris hätte ansiedeln können, und es hätte der Französischen Regierung damals ohne Zweifel keine bedeutenden Opfer gekostet, um den größten der Deutschen Geister einstweilen an sich und Frankreich zu binden. Ich sage: damals und einstweilen. Denn daß Leibniz niemals Deutschland über Frankreich gänzlich hätte vergeßen können, daß der Gedanke an sein Vaterland auch in Paris obenan stand, und daß er eben so wenig daran dachte, dieses, als seine Kirche zu verleugnen, dafür haben wir mehr als ein vollgültiges Zeugnis. „Ich sehe nicht ohne Vergnügen aus deinem Briefe", schreibt ihm am 27. Juli 1673 der Kurfürstlich-Triersche Rath Linker aus Wien, „daß du die Ehre unsers Volks bei den Ausländern eben so ehrenvoll als glücklich vertheidigst." Und was

seinen Glauben anbetrifft, so schreibt er am 20. October 1675 seinem Verwandten Strauch: „Wofern sich die Meinigen von der Religion und dem Vaterlande etwa wunderliche Concepten machen, so thun sie mir im höchsten Grade Unrecht; denn man weiß genugsam an den Orten, da ich gewesen, wie ich mich gezeigt, wie oft ich auch hohen Personen öffentlich gesagt, daß, wenn ich tausendmal die Römische Religion für recht und ungefährlich hielte, ich denn doch, weit gefehlt! nimmer convertiren würde, wenn der geringste Schein eines Gewinnstes dabei wäre. Und was mein Vaterland betrifft, so kann ich sogar beweisen, wie oft ich mich bemühet, ihm zum besten zu reden und Vorschläge zu thun." Wir haben aus derselben Zeit seines Pariser Aufenthaltes einen kleinen Lateinischen Aufsatz, mala Franciae (die Uebel Frankreichs) überschrieben, welcher den Beweis liefert, daß er die Französischen Zustände durchschaute, ohne sich von äußerm Glanze blenden zu laßen, und daß Frankreich unmöglich im Stande war, ihn für immer zu feßeln. Und ein zweites ähnliches Schriftstück liefert den Beweis, wie sein Herz und Auge stets der Deutschen Heimat zugewandt blieb. Im Mai 1676, nachdem er vier Jahre in Paris verweilt, schreibt er, nicht um Ehre oder Lohnes willen, sondern ausdrücklich für eine anonyme Herausgabe, den Entwurf einer Deutschen Societät, deren Zweck es sein soll, die Naturwißenschaften für das Gemeinwohl und die Ehre des Deutschen Vaterlandes anzuwenden. Es soll eine Societas Germana, eine Deutsche Societät, sein, welche noch genauer als Caesarea, als kaiserliche gekennzeichnet wird.

Wenn übrigens Leibniz seine Abreise von Paris so lange als möglich verschob, so hatte er dazu noch einen besonderen Grund, über den er sich in dem schon öfter erwähnten Briefe an Strauch folgendermaßen ausspricht: „Unterdessen geht auch, wills Gott, der Krieg vorbei, zeitdessen mich in Deutschland zu öffentlichen Aemtern gebrauchen zu laßen ich nicht wenige Bedenken habe; denn wofern der Krieg noch lange währen sollte, kann im Reiche eine große Veränderung folgen, daß einer den andern mit der Zeit anklagen dürfte. Da denn allemal der Ueberwinder Recht hat, diejenigen aber, so bei solchen Zeiten die Billigkeit vor den Augen haben, und nicht alles blind thun

wollen, was einige hitzige Köpfe eines oder anderen Theils vorschlagen, sind beiderseits in Gefahr. Hat man eines Fürsten Gunst, so ist er sterblich, und muß man sich oft bei seinem Nachfolger verantworten, dessen ich schon mehr als ein Exempel gesehen. Ja, die Fürsten selbst sind änderlich und muß oft ein unschuldiger Diener ihrem Wankelmuth aufgeopfert werden, davon ich auch Exempel nennen könnte. Wollen wir also Deutschland sparen, bis der liebe Friede wiederkomme." Alle diese Erwägungen wirkten zusammen, um ihm den entscheidenden Schritt schwer zu machen und ihn so lange als möglich in Paris zurückzuhalten. Endlich ermannte er sich zu einem festen Entschluße, da die Mahnungen aus Hannover immer dringender wurden und Leibniz sich überzeugen mußte, daß er mit seiner Uebersiedelung nach Hannover, wenn sie nicht ganz aufgegeben werden sollte, nicht länger zögern durfte. Der bisherige Bibliothekar des Herzogs, Tobias Fleischer, der erste, welcher der vom Herzoge gestifteten Bibliothek vorgestanden hatte, nahm im September des Jahres 1676 einen Ruf an die königliche Kammer in Kopenhagen an. Leibniz sollte an seine Stelle treten und als herzoglicher Rath zugleich das Amt eines Bibliothekars versehen. Solchen Anforderungen durfte er sich nicht länger entziehen. Aber gleich als ob sich alles vereinigen wollte, um ihm den Abschied von Paris recht schwer zu machen, waren gerade in der letzten Zeit neue Bande geknüpft, die zu zerreißen ihm schwer werden mußte. Leibniz hatte seit dem Ende des vorigen Jahres an seinen Landsmann, dem nachher so berühmt gewordenen Walther von Tschirnhausen, der von London aus mit Empfehlungsbriefen von Oldenburg nach Paris gekommen war, einen sehr werthen Freund und Studiengenoßen erworben. „Das war freundlich gedacht", schrieb er am 28. December 1675 an Oldenburg, „daß Du uns Tschirnhausen zuschickst. Ich finde großes Vergnügen an seinem Umgange und erkenne den vielversprechenden und vortrefflichen Geist in dem jungen Manne". Außerdem beschäftigten ihn allerlei Pläne, welche aufzugeben ihm nicht leicht werden mußte. Es waren ihm in den letzten Monaten unter anderm geometrische Papiere Pascals über die Kegelschnitte von dessen Erben zur Anwendung und Herausgabe anvertraut worden, Papiere, welche nach seiner Ansicht viel vor-

treffliches enthielten und deren Veröffentlichung ein Gewinn für die mathematische Wißenschaft gewesen sein würde. Was ihn aber in diesem Zeitpunkte am meisten feßelte: Leibniz war durch fortgesetzte Beobachtungen über die Differenzen der Zahlen, die er mit seinen neuen Meditationen in der Geometrie verband, gerade jetzt so weit gekommen, daß seine berühmte Differenzialrechnung ihrem Abschluße nahe war. Noch glühend im ersten Feuer dieser großartigen Entdeckung (deren Keim schon in jenen Betrachtungen steckte, die er als Student in seiner ars combinatoria angestellt hatte), deren Größe und Wichtigkeit er selbst kaum zu ahnen begann, sollte er nun plötzlich von seinen wißenschaftlichen Forschungen und Meditationen abbrechen und sich in das Joch einer amtlichen Stellung einspannen laßen. Gewis, dieser Schritt mußte einem so universellen und von Jugend auf an freie wißenschaftliche Bewegung gewöhnten Manne unendlich schwer fallen, und vergegenwärtigen wir uns ganz seine Lage, so finden wir es wenigstens verzeihlich, wenn er sich so lange als möglich gegen die Aufforderungen des Herzogs, sein neues Amt anzutreten, wehrte und ihm seine Freiheit nicht für einen geringen Preis verkaufen wollte. Leibniz überwand sich und gieng. Im October 1676 verließ er Paris, und geräuschlos wie vor vier Jahren seine Ankunft gewesen, war jetzt seine Abreise. Aber wie er damals einen großen Gedanken mitgebracht nach Paris, nämlich den Plan der Aegyptischen Expedition, den er vergeblich zu verwirklichen gedacht hatte, so nahm er einen eben so großen mit fort, der für die Wißenschaft reiche Früchte tragen sollte, nämlich die Entdeckung der Differenzialrechnung.

Als Leibniz im Anfange des Jahres 1676 noch die Hoffnung hatte, daß er, wenn er auch in die Dienste des Herzogs träte, doch nicht für immer von Paris Abschied zu nehmen brauchte, schrieb er an seinen Verwandten Strauch: „Ich hoffe nach Ordnung aller meiner Angelegenheiten künftiges Frühjahr eine Reise nach Deutschland zu thun. Denn weil ich Italien noch nicht gesehen, so sind meine Gedanken, durch das übrige Frankreich, Italien, Oesterreich über Prag nach Haus (also nach Leipzig) und von dannen über Hamburg, Holland und England wieder nach Paris zu kommen, dafern mir Gott Leben und Ge-

sundheit verleiht." Es sollte anders kommen. Eine Reise nach Deutschland hinein sollte Leibniz allerdings machen, aber nicht über Italien und Oesterreich, sondern über England, und nicht um nach Paris zurückzukehren, sondern um es nie wieder zu sehn und seinen bleibenden Wohnsitz in eine Stadt zu verlegen, die im Vergleich zu jener großen Weltstadt nur ein verborgener Winkel Deutschlands genannt zu werden verdient. Leibniz mußte seine Reise über London und Amsterdam nach Hannover so sehr beschleunigen, daß er sich nur kurze Zeit in den genannten Städten aufhalten konnte. In London, wo er sich zum zweiten Male einige Wochen aufhielt, machte er diesmal die Bekanntschaft des Mathematikers Cellius, in Amsterdam lernte er den ebenfalls als Mathematiker berühmten Bürgermeister Hudden kennen. Von Amsterdam begab er sich nach dem Haag, um hier noch kurz vor dessen Ende jenen großen Philosophen kennen zu lernen, der fast in allen Stücken einen directen Gegensatz zu Leibniz bildete, Benedict von Spinoza. Leibniz gedenkt dieses Besuches in seiner Theodicee, ohne jedoch mehr davon zu sagen, als daß er aus Spinozas Munde einige gute Anecdoten über die Geschichte jener Zeit wie über seinen eigenen Bildungsgang erfahren habe.

Gegen Ende des Decembers 1676 traf Leibniz endlich in Hannover ein, das von da an bis an seinen späten Lebensabend der Hauptschauplatz seines Wirkens bleiben sollte.

Siebente Vorlesung.

Leibnizens Wirksamkeit unter Johann Friedrich.

H. V. Vierzig Jahre lang, vom Jahre 1676 bis zum Jahre 1716, hat Leibniz dem Hannöverschen Hofe gedient. Er hat hier einen dreimaligen Regierungswechsel erlebt und in diesem für die Geschichte des Welfenhauses so bedeutungsvollen Zeitraume an den Schicksalen, den Personen und der Politik der regierenden Familie den lebhaftesten und unmittelbarsten Antheil genommen. Er hat durch die Größe und das Ansehn seines Namens den Glanz des Hannöverschen Hofes erhöht und ist den drei Fürsten, welche er auf dem herzoglichen, dann kurfürstlichen und endlich königlichen Throne sah, ein treuergebener Diener und Rathgeber gewesen. Aber zu keinem jener drei Fürsten hat er in einem so nahen, man kann sagen intimen Verhältnisse gestanden, als zu dem, der ihn nach Hannover berufen hatte, zu Johann Friedrich. Darum scheint es denn auch geboten, daß wir diese Periode seines Lebens, wiewohl sie eine sehr kurze ist, einer genauen Beachtung würdigen und uns heute auf die drei Jahre beschränken, welche Leibnizens Leben und Wirken unter Johann Friedrich umfaßen.

Leibniz traf im December 1676 in Hannover ein, genau sieben Jahre später, als der Herzog zum ersten Male seinen Namen gehört und begierig nach dem Besitze eines Leibniz ihn zum ersten Male dringend, wiewohl vergeblich in seine Dienste berufen hatte. Seitdem hatte der Herzog nicht nachgelaßen, so lange um Leibniz zu werben, bis er ihn aus der Französischen Weltstadt in die kleine Residenz an der Leine zog, und wenn es zu den Hauptverdiensten der Könige und Fürsten gehört, die rechten Männer für ihre Dienste zu gewinnen und sie in die rechten Stellen zu bringen, so kann dem Herzoge Johann Friedrich

dies Verdienst nicht abgesprochen werden. Einen treuern Diener als unsern Leibniz hat das Welfenhaus nie gehabt, und der Erfolg bewies, daß der Herzog sich bei dessen Berufung nicht verrechnet hatte. Andrerseits war auch unserm Leibniz das Loos so günstig als möglich gefallen. Denn der Herzog Johann Friedrich zählte nicht nur unter den angesehensten Ständen des Reiches, gehörte nicht nur einer der ältesten Herrscherfamilien an, deren Namen mit den glänzendsten Episoden der Deutschen Geschichte verflochten ist, sondern er war auch einer der einsichtigsten und wohlmeinendsten Regenten jener Zeit, der einen Mann wie Leibniz zu schätzen und zu würdigen verstand.

Es war natürlich, daß sich unserm Leibniz der Abstand zwischen Paris und Hannover sehr bemerklich machte. Dort die große Weltstadt, welche nicht nur der Mittelpunkt Europäischer Bildung und Sitte, sondern auch die Metropole der Wißenschaft war; hier eine kleine, im ersten Aufblühen begriffene fürstliche Residenz, die zwar einen der gebildetsten Regenten den ihren nannte, aber doch keinen Vergleich mit den großartigen Verhältnissen des Französischen Hofes aushalten konnte. Allein Leibniz war ein zu tiefer Geist und hatte ein zu deutsches Gemüth, um sich durch den äußern Glanz des militärischen Einheitsstaates, wie er ihn jenseit des Rheines hatte kennen lernen, blenden zu laßen. Wir haben aus der Zeit seines Pariser Aufenthaltes einen kurzen lateinischen Aufsatz mit der Ueberschrift mala Franciae (die Uebel Frankreichs), der mit den Worten anhebt: „Paris blüht, die Provinzen werden ausgesogen. Alles glänzt äußerlich, ist aber inwendig häßlich und verzerrt.“ Weiterhin heißt es: „Ein großer Theil des Volkes hungert. Die Adligen, welche nur in Paris glänzend auftreten, zu Haus aber mit magerer Kost und geringer Dienerschaft sich begnügen, bekennen, daß sie ein Leben führen, das der Lebensart ihrer Vorfahren gänzlich unähnlich ist. So bereichern sich der König und die Minister, aber Adel und Volk wird wie von langsamem Feuer verzehrt. Die Fremden merken dies nicht, weil sie nur in die Wirtshäuser kommen und hier nur von gleichgültigen Dingen schwatzen. Die Wirtshäuser blühen immer, wenn auch die ganze Umgegend zu Grunde geht. Die Wirtshäuser sage ich, wenn auch nicht die Wirte selbst; denn auch diese klagen.

So macht der König seine Franzosen wenigstens genügsam: ganz wie Jupiter das Feuer und die hin und wieder fließenden Honigströme fortschaffte (also das goldene Zeitalter entfernte), damit das Bedürfnis verschiedene Künste hervorriefe" (d. h. damit die Leute aus Noth hübsch arbeiten lernten). Diese Schilderung, deren Gegenbild sich in unsern Tagen immer mehr verwirklichen zu wollen scheint, liefert den Beweis, daß Leibniz sein Herz nicht in Paris gelaßen hatte. Leibniz war kein Freund des militärischen Einheitsstaates, welcher, äußerlich mächtig und glänzend, innerlich alle Keime wahrer Freiheit, wahrer Volkswohlfahrt, wahrer Gesittung und Bildung erstickt und unterdrückt. Er hätte den Satz nicht unterschrieben, der heute von einer gewissen Partei mit so viel Cynismus vorgetragen wird: „Ein Kleinstaat hat keinen Beruf und darum keine Ehre." Leibniz dachte hierin ganz wie Göthe, welcher die Kleinstaaterei, d. h. die freie organische Entwicklung eines jeden historisch berechtigten Volksstammes, zu den Grundbedingungen deutscher Cultur, deutschen Lebens und Wesens rechnete. Mit scharfem Blick erkannte Leibniz, daß auf den vielen kleinen Fürstenthümern, welche alle ihre selbstständige und eigenthümliche Entwicklung hatten, ein Hauptvorzug des Deutschen Volkes beruhe. „Ist nicht die Menge der Höfe", sagt er in einer Denkschrift, „ein herrliches Mittel, dadurch sich so viele Leute hervorthun können, die sonst im Staube liegen müßten? Wo ein unbeschränktes Haupt, da sind nur wenige der Regierung theilhaftig, von deren Gnade die andern alle leben müßen, da bei uns hingegen, wo Höfe, allda auch hohe Angestellte sind, so einigermaßen dem königlichen Selbst an die Seite treten dürfen und eine ganz andere Figur machen, als die, so im Namen bloßer Unterthanen sprechen."

Auch Leibniz war nach Hannover berufen, um dem Fürsten an die Seite zu treten; denn der Herzog Johann Friedrich hatte den ihm aus seinen Schriften und Briefen lieb gewordenen Gelehrten hauptsächlich deshalb für seinen Hof zu gewinnen gesucht, weil er aus dessen Umgang, wie es in dem Einladungsschreiben von 1673 heißt, bei seinen vielfältigen und sehr schweren Regierungsgeschäften Erholung und Ergötzlichkeit schöpfen wollte. Das Verhältnis, in welches der junge Gelehrte zu dem um

einundzwanzig Jahre älteren Fürsten trat, wurde denn auch bald ein sehr inniges und für Beide gleich ehrenvolles. Leibniz spricht in seinen Selbstberathungen, von denen gleich weiter die Rede sein wird, die Absicht aus, wöchentlich einmal dem Herzoge mündlich oder schriftlich seine Gedanken darzulegen. Es ist wahr, die wichtigsten Schriftstücke, die Leibniz an den Herzog gerichtet hat, sind erst aus dem Jahre 1679, dessen Ausgang Johann Friedrich nicht mehr erleben sollte. Auch versteht es sich von selbst, daß Leibniz so zu sagen erst warm werden und Zeit gewinnen mußte, sich geltend zu machen, ehe sich jene Intimität zwischen ihm und dem Herzoge herausbilden konnte, die sich in der letzten Zeit bemerklich macht. Dazu kommt, daß der Herzog im ersten Jahre viel verreist war. Dennoch fühlte sich Leibniz schon nach kurzer Zeit in Hannover so wohl, daß er, der noch kurz vorher so große Abneigung gegen jedes Dienst- und Abhängigkeitsverhältnis und so starke Neigung zu völliger Unabhängigkeit an den Tag gelegt hatte, seinem Gevatter, dem sächsischen Hofprediger Dr. Martin Geier in Leipzig, seine Rückkehr ins Deutsche Vaterland mit der Versicherung anzeigte: „Jetzt lebe ich bei einem Fürsten, dessen Tugenden so groß sind, daß ich ihm zu gehorchen jeder Art Freiheit vorziehe."

Wie Leibniz sich von allem, was er that, klare Rechenschaft ablegte und wie sich in allem, was er trieb, die Methodik seines Geistes offenbarte, so machte er sich auch bei seiner Ankunft in Hannover die Stellung klar, welche er am herzoglichen Hofe einzunehmen hatte, und schrieb sich selbst eine Art Lebensordnung vor, welche sein ganzes Verhalten gegen Gott und Menschen regeln sollte. Dem neuesten Herausgeber seiner Werke verdanken wir ein kleines lateinisches Schriftstück, das sich unter Leibnizens Nachlaße gefunden hat und nur wenige, aber in dieser Beziehung äußerst interessante Notizen enthält. Dieses Schriftstück führt die Ueberschrift consultationes, Selbstberathungen, und ist so charakteristisch, daß ichs mir nicht versagen kann, es im wesentlichen mitzutheilen. Voran stellt Leibniz folgende vier allgemeine Lebensregeln: 1) Anstand oder Feinheit im äußern Auftreten, in Kleidung, Haltung und Geberde (decor in habitu gestuque). 2) Die Rede sei gemeßen, knapp und gewählt (sermo compositus, parcus, exquisitus). 3) Freunde unter den Mächtigen

und an verschiedenen Orten (amici potentes et passim). Es folgen dann Verhaltungsregeln in Rücksicht auf Gott, den Fürsten und die übrigen Menschen. Rücksichtlich Gottes finden wir folgende Punkte verzeichnet: Am Sonntage ist die Kirche zu besuchen, wenigstens einmal, womöglich zweimal. In der großen Kirche (der Neustädter) ist ein fester Platz einzunehmen. Die italienische Predigt (welche in der Schloßkirche alle drei Wochen gehalten wurde) ist immer zu hören, so oft eine gehalten wird. Geistliche Uebungen zu Loccum. Schwarzes Kleid von Seide oder Tuch. Zuweilen Fasten. Höchste Ehrfurcht, wenn von göttlichen Dingen gesprochen wird. Alles ist auf Gott und Religion zu beziehn. Die Sonntagsarbeit darf nur kirchliche und moralische Dinge betreffen. Rücksichtlich des Fürsten nimmt Leibniz sich sodann vor, demselben wöchentlich wenigstens einmal mündlich oder schriftlich seine Gedanken vorzutragen, und verzeichnet auch gleich eine Menge von Gegenständen, die er bei Hofe zur Sprache bringen will. Und er setzt hinzu, was für Hofleute eine beachtenswerthe Regel sein mag, semper aliquid novi, immer etwas neues. Es folgen dann noch, mit Uebergehung der übrigen Menschen, ausführliche Regeln über die eigne Lebensweise, Regeln über Schonung der Augen, Diät, zweckmäßige Kleidung und dergleichen. Hier geht er so sehr ins Einzelne ein, daß er z. B. erörtert, warum eine Matratze beßer sei, als ein Federbett.

So war also sein häusliches Leben in Hannover von Anfang an ein sehr geordnetes und geregeltes; nicht aber in gleicher Weise seine amtliche Wirksamkeit. Hier vergieng ein ganzes Jahr, ehe er es zu einer festen und klaren Stellung brachte.

Als der Herzog Johann Friedrich unsern Leibniz nach Hannover berief, versprach er ihm den Titel eines Raths „von Haus aus" und vierhundert Thaler Besoldung. Leibniz zögerte, wie wir wißen, mehre Jahre. Plötzlich im Herbste 1676 sah er sich unerwartet schnell veranlaßt, nach Hannover überzusiedeln, weil seine Anwesenheit hier unentbehrlich war. Der bisherige Bibliothekar des Herzogs hatte sein Amt niedergelegt und Leibniz sollte die vom Herzoge neugestiftete Bibliothek übernehmen. So wurde er denn zunächst nicht Mitglied des Hofraths, wie ihm anfangs versprochen war, sondern herzoglicher Biblio-

thekar, und wir wißen aus der Zeit seines Frankfurter un Mainzer Aufenthaltes, wie befähigt er zu diesem Amte war. Von Frankfurt her mit dem Deutschen Buchhandel bekannt und in Mainz durch Katalogisirung der Boineburgschen Bibliothek in den Geschäften eines Bibliothekars geübt, hatte er stets das Bücherwesen im Auge behalten und Bücher zu sammeln war eine seiner Hauptliebhabereien gewesen. So hatte er z. B. seine (erste) Reise nach London benutzt, um dort mit Rücksicht auf die Grenzen, die er sich vorgeschrieben, und nach Verhältnis seiner Börse nicht unbedeutende Büchereinkäufe zu machen. Für vierzig Thaler hatte er, wie er selbst erzählt, die Blüthe der Bücher Englands zurückgebracht. Seine Ansichten über eine gute Bibliothek spricht er in einem Briefe an Habbeus von Lichtenstern mit folgenden Worten aus: „Die meisten Bibliotheken, welche für schön und interessant gelten, sind beinahe nur mit Büchern von geringerem Nutzen angefüllt. Wenn ich eine Bibliothek nach meinem Geschmack errichten sollte, so würde ich hauptsächlich nur zwei Arten von Büchern aufnehmen, erstlich solche, welche von Erfindungen, Demonstrationen und Versuchen handelten, und sodann solche, welche Staats-Denkschriften und die Geschichte, zumal die der neuesten Zeit, und Beschreibungen der Länder enthielten.“ Leibniz hatte nun Gelegenheit, diese practisch-realistischen Grundsätze zu bethätigen im Interesse einer neuerrichteten Bibliothek, deren zweiter Bibliothekar er war. Als solcher hatte er besonders für eine paßende Vermehrung des herzoglichen Bücherschatzes zu sorgen. „Denn eine gute Bibliothek“, wie er selbst gleich im Anfange seiner bibliothekarischen Wirksamkeit in einem exposé über diese Seite derselben sagt, „eine gute Bibliothek muß so beschaffen sein, daß man sich mit ihrer Hülfe über alles unterrichten kann, was in den menschlichen und göttlichen Wißenschaften von Bedeutung ist. Hat eine Bibliothek diese Eigenschaft nicht, so ist sie wenigstens eines Fürsten nicht würdig. Nun aber thuts nicht immer die Zahl der Bände, sondern die Wahl der Werke, weil es feststeht, daß oft ein einziger Schriftsteller zehn andre aufwiegt. Eben so wenig muß man die Bücher nach ihrer Dicke oder ihrem Alter schätzen; vielmehr ist gewiß, daß eine große Zahl kleiner Bücher oft beßer ist, als eine kleine Zahl großer Bücher; und

was das Alter anbetrifft, so sollte man stets eine große Zahl neuer Bücher kaufen und von den alten nur die nothwendigsten, um so mehr, als man oft Gelegenheit hat, ganze Bibliotheken von alten Büchern zu kaufen." So hören wir denn auch, daß Leibniz gegen Ende des Jahres 1678 nach Hamburg reiste, um hier persönlich den Ankauf der von dem dortigen gelehrten Arzt und Naturforscher Martin Fögel hinterlaßenen werthvollen Bücher abzuschließen. Der Fögelsche Bücher-Nachlaß wurde in der That für Hannover gewonnen und bildet seitdem einen nicht unbedeutenden Theil der von dem Herzoge Johann Friedrich zuerst angelegten Bibliothek, welche jetzt Privateigenthum Sr. Majestät des Königs Georg V. ist.

Allein die bloße Stellung eines Bibliothekars, so manche Annehmlichkeiten sie auch bot, besonders durch die persönliche Berührung mit dem Herzoge, genügte dem Ehrgeize unsers Leibniz nicht. Die Stelle eines Rathes war ihm versprochen und man hatte ihn statt in die Kanzlei in die Bibliothek gewiesen. Er wandte sich daher im Anfange des Jahres 1677 mit einem Gesuche an den Herzog, worin er bat, Se. Hoheit wolle geruhen, zu verordnen, daß er nunmehr in dero löbliche Kanzlei oder Regierung eingeführt werde, um darin als Hofrath wirklich Sitz und Stelle einzunehmen und außer der Besoldung, welche er in seiner Stellung als Bibliothekar erlangt habe, auch absonderlich aller Emolumente eines Hofraths zu genießen. Er meint, daß er, der bereits vor zehn Jahren den Grad eines Doctors der Rechte erlangt habe, ehrenhalber nicht weniger begehren könne, und daß die bloße Verrichtung eines Bibliothekars ihm beßer im zwanzigsten Jahre als jetzt angestanden hätte; denn es sei bekannt, daß diejenigen, so bloß und allein mit Büchern umgiengen, wenig respectirt und gemeiniglich als zu andern Dingen untüchtig gehalten würden, zumal an diesem Hofe, wo die Charge eines Bibliothekars noch neu und darum wenig geachtet sei. Bemerkenswerth ist, wie Leibniz auch diesmal sein persönliches Interesse wahrzunehmen weiß. „Es haben Ew. Hochfürstliche Durchlaucht", schreibt er, „voriges Jahr mir eine Rathsstelle nebst anhangender Besoldung gnädigst conferirt, und als hernach Dero Bibliothekar sich anderwärts begeben hat, haben Sie für gut befunden, mir dessen Amt dabei aufzutragen.

Weil nun eins von dem andern unterschieden, auch jenes mir conferirt, ehe dieses erledigt gewesen, ich also diejenigen Emolumente, welche ich jetzt habe, schon haben würe, wofern die Bibliothek gleich nicht dazu gekommen wäre, so scheint es, ich hätte nicht zwar zu prätendiren, doch mit Fug unterthänigst zu suchen, daß nicht allein die anfangs verwilligte Rathsbesoldung, sondern auch absonderlich, was der Bibliothek wegen meinem Vorgänger zu gute gekommen, mir auch verabfolgt würde."

Da dem Gesuche nicht sofort gewillfahrt wurde, so richtete Leibniz ein zweites dringendes Schreiben an den Herzog, worin er seine Bewerbung wiederholt und worin es heißt: „Ich habe sehr starke Gründe, welche mich gegen meinen Willen verpflichten, meine Hoffnung nicht aufzugeben. Ich sage, gegen meinen Willen; denn es giebt nichts in der Welt, wonach ich weniger strebe, als nach Ueberfluß; aber ich kann nicht ohne äußerste Unklugheit das Nothwendigste vernachläßigen. Obgleich ich im Alter noch nicht sehr fortgeschritten bin, sind es doch schon zehn Jahre, seitdem ich angefangen habe, in der Welt eine Rolle zu spielen und Personen von Verdienst bekannt zu werden. Während dieser ganzen Zeit habe ich das Glück gehabt, die Anerkennung jener anerkannten Personen zu finden; aber die Vortheile standen nicht im Verhältnisse zu dem Beifall, den ich gefunden. So sind unmerklich zehn Jahre verfloßen, welche ich fern von den Meinen und außer Dienst zugebracht habe, mit Ausnahme der kurzen Zeit, wo der Kurfürst von Mainz mich als Revisionsrath anstellte, um mich in guter Art festzuhalten. So kann man wohl urtheilen, daß ich viel von dem Meinigen ausgegeben habe und daß ich jetzt nicht nur daran denken muß, zu leben, sondern auch meine Verluste wieder einzubringen und für die Zukunft zu sorgen." Weiter sagt er dann, daß er es seiner Reputation schuldig sei, dafür zu sorgen, daß man nicht von ihm sage, nachdem er zehn Jahre lang die Welt durchlaufen habe, habe er nicht so viel, als er bei seinem ersten Auftreten hätte haben können; denn das würde die gute Meinung, welche man von ihm haben könnte, verkleinern, da die Welt das Verdienst immer nach der Belohnung bemeße. Das bloße Amt eines Bibliothekars könne ihm auch darum nicht genügen, weil man darin keinerlei Gelegenheit habe, sich Freunde zu erwerben,

das geringste Ansehn zu erlangen, noch sich in irgend einer Beziehung geltend zu machen. Auch sei der, welchem der Herzog die erbetene Gunst erweisen solle, einer Menge verdienstvoller Leute bekannt, welche der Liberalität desselben Beifall zollen würden. Schließlich wage er noch zu sagen, daß er hier für den Herzog selbst und für seine Vergnügungen plaidire, wo diese Liberalität um so mehr am Platze sei, je schöner, solider und eines Fürsten würdiger die Vergnügungen seien, welche er, Leibniz, Sr. Hoheit bereite; denn er wolle für den letzten unter allen Menschen gelten, wenn der Herzog nicht in kurzer Zeit sich überzeuge, daß seine Gnade wohl angelegt sei. Das hieß denn freilich im gefälligen Gewande des Hofmanns auftreten, aus dessen Falten aber Eigennutz und Ehrgeiz hervorschauten. Dennoch sollte Leibniz auch jetzt sein Ziel noch nicht erreichen, und ein Schreiben vom 22. September 1677 erneuerte die Bitte mit der Bemerkung, daß an wirklicher Antretung der Stelle ihn den Sommer über nichts anderes verhindert habe, als die oftmalige Abwesenheit des Herzogs und seiner Minister so wie einige ihm aufgetragene Arbeiten, die er nicht habe unterbrechen wollen. An welchem Tage die wirkliche Einführung Leibnizens in den herzoglichen Hofrath erfolgt sei, läßt sich nicht genau sagen: doch muß sie nicht lange nach dem letzten Gesuch geschehen sein, da Leibniz im December 1677 als wirklicher Hofrath erscheint. Es ist nicht ohne Interesse, die damalige Besoldung eines Hannoverschen Hofraths kennen zu lernen. Sie bestand in folgenden Emolumenten: Geldbesoldung dreihundertfünfundsiebzig Thaler, Hausmiethe funfzig Thaler, Holzgeld vierzig Thaler, Salz ein Malter zu zwei Thaler, Roggen vierundzwanzig Malter zu sechsunddreißig Thaler, Erbsen ein Malter zu drei Thaler, zusammen etwas über fünfhundert Thaler. Da Leibniz es nun durchgesetzt hatte, daß er auch die Einnahme behielt, welche mit dem Amte eines Bibliothekars verbunden war, so stand er sich beßer, als die meisten andern Angestellten seiner Zeit. Er selbst sagt in einem Briefe an den Abbé Galloys: „Außer der Besoldung, welche ich hier habe, und welche eine ganz andre ist, als die, welche man mir zu Paris versprach — denn sie ist jetzt bis auf achthundert Thaler gestiegen — habe ich den Vortheil, oft einem Fürsten nahe zu kommen, der eine

Unterscheidungsgabe hat über alles, was man glauben kann, und der mir viel Güte erweist."

In demselben Briefe an den Abbé Galloys, der etwa ein Jahr nach seiner Ankunft in Hannover geschrieben sein mag, fährt Leibniz dann fort: „Seitdem ich hier bin, mußte ich den größten Theil meiner Zeit verwenden, um ein Land kennen zu lernen, worin ich zuvor nie gewesen war, und mußte es mir angelegen sein laßen, mich des Amtes würdig zu machen, welches mein Herr mir anvertraut hat, besonders seitdem ich in der Eigenschaft eines Hofraths in die Kanzlei eingetreten bin. Aber da ich mein Quartier in der Bibliothek habe und von da die Gelegenheit ergreife, ihn, nämlich den Herzog, oft zu unterhalten, so habe ich ein wenig mehr Freiheit als gewöhnlich." Diese Freiheit benutzte Leibniz denn auch so gut als möglich, um sich mit den neuen Verhältnissen und Personen bekannt zu machen. Er bat den Herzog um Erlaubnis, einen gewissen Herrn Parisius nach dem Harze begleiten zu können, begierig, dieses schöne Gebirge kennen zu lernen, das auf den Mineralogen und den Naturfreund gleich große Anziehungskraft übt. Er machte vom Harze aus einen Ausflug nach Wolfenbüttel, um sich die dortige reiche Bibliothek anzusehen. Er richtete seine Aufmerksamkeit, wie wir aus seinen Selbstberathungen sehen, auf die Geographie des Landes, und machte den Vorschlag, genaue Karten der einzelnen Aemter aufnehmen zu laßen. Er faßte ferner den Plan, eine Sammlung von Naturmerkwürdigkeiten anzulegen. Er beschäftigte sich mit Handelsberichten, mit einem Berichte über Handarbeiten, über den Bergbau, den Ackerbau, das Forstwesen. Er befaßte sich mit statistischen Tabellen über die herzoglichen Lande, mit einer kurzen Geschichte der Ereignisse, seitdem der Herzog die Regierung angetreten. Er unterließ es aber auch nicht, sich Zugang zum Staatsarchive zu verschaffen und sich aus den neuesten Archivalien Auszüge zu machen, um die Fäden der damaligen Politik verfolgen zu können und sich über die damalige politische Lage der Dinge zu orientieren. Denn sein Ehrgeiz hatte es nun einmal auf nichts geringeres abgesehn, als auf die Stellung eines einflußreichen, das Ruder des Staates lenkenden Staatsmannes.

In Hannover ragte damals unter den Hofbeamten Otto

Grote hervor. Er war der einflußreichste Minister des Herzogs und zeichnete sich durch Festigkeit und Strenge im Verfolgen seiner Pläne, durch Vielseitigkeit der Bildung und durch die geschliffenste Feinheit der Sitte aus. Er war der Mittelpunkt des Geh. Rathes und gab bei allen Besprechungen den Ausschlag. Er war es auch, der zwischen der lutherischen und katholischen Geistlichkeit vermittelte, sobald Differenzen entstanden, und der dem Herzoge gegenüber keine, auch die heikelsten Erörterungen nicht scheute, um zu verhindern, daß ein entschiedener Anhänger des Römischen Stuhls in den Gang der Regierung eingreife. Otto Grote war der Hannoversche Boineburg, und schon darum versteht es sich von selbst, daß Leibniz, der so gern mit distinguirten Personen verkehrte, auch mit ihm Verbindungen angeknüpft haben wird. Sind nun aus dieser Zeit auch noch keine Spuren eines Verkehrs zwischen Leibniz und dem Minister Grote vorhanden, so finden sich doch aus einer nicht viel späteren Zeit Schriftstücke, welche zwischen ihnen gewechselt sind.

Wie Otto Grote den ersten Platz unter den weltlichen Beamten des Herzogs einnahm, so stand Gerhard Molanus an der Spitze der lutherischen Geistlichkeit des Landes, und zu ihm scheint Leibniz sehr bald in ein intimeres Verhältnis getreten zu sein. Gerhard Walther van der Mülen oder Molanus war am 22. October 1633 zu Hameln geboren und gehörte der Helmstedter Schule an. Zuerst Professor der Mathematik und dann der Theologie in Rinteln, trat er 1671 als Conventual in das alte Cisterzienserkloster Loccum ein, welches seit dem Ende des vorhergehenden Jahrhunderts der Braunschweig-Lüneburgschen Landeshoheit unterworfen war und sich zur lutherischen Lehre bekannt hatte. Dreizehn Jahre älter als unser Leibniz, wurde er in demselben Jahre zum Abte gewählt, in welchem jener Sitz und Stimme in der herzoglichen Kanzlei erhielt. Seine Einführung geschah nämlich am 10. März 1677 durch den Prior mit den gewöhnlichen Ceremonien. Noch an demselben Tage wurde die Einführung nach Hannover gemeldet, und um gnädige Confirmation von Seiten des Landesherrn gebeten. Am 12. März erschien im Kloster der vom Herzoge abgesandte Geheime Rath Otto Grote und wurde in den sogenannten

Spitzhut, d. h. die über der Abtei befindliche Wohnung geführt. Hier wurde dem neuen Abt das Confirmationsrescript vom 11. März eingehändigt und der Handschlag abgenommen. Nach eingenommener Mahlzeit fuhr der Geh. Rath Grote nach Hannover zurück und nahm eine Verehrung von funfzig Thlr. mit. Seitdem blieb Molanus mit Grote, den er seinen Gönner und Freund nennt, in steter Verbindung. Beide standen an der Spitze der protestantischen Hofleute und griffen überall kräftig in die Entwicklung der politischen und kirchlichen Dinge ein. Als Präsident des Consistoriums residirte Melanus fast immer auf dem Loccumer Hofe in Hannover; doch bekümmerte er sich bis ins Kleinste um die Angelegenheiten seines Klosters und hob dasselbe aus tiefem Verfall zu vorher unbekannter Blüthe. Als er eingeführt werden sollte, fehlten Mitra und Abtsstab und mußten aus dem Kloster Marienrode verschrieben werden. Unter seiner Regierung blühte das Kloster rasch empor, und gegen Ende des Jahrhunderts konnte er dem Convente in einem Verzeichnis von sechzig „guten Werken" vorrechnen, daß er dasselbe um wenigstens zwanzigtausend Thaler bereichert habe. In der That nahm sich Molanus mit großer Sorgfalt der Güterverwaltung an, ließ die verfallenen Klostergebäude wiederherstellen und traf manche heilsame Einrichtung. Sein Hauptverdienst um das ihm anvertraute Kloster bestand darin, daß er die Rechte desselben mit Nachdruck zu schützen verstand in einer Zeit, welche dem Bestande des lutherisch gewordenen Stifts sehr gefährlich zu werden drohte. Sein Hauptgegner war der Vicekanzler Ludolf Hugo, den Molanus seinen und des Klosters geschwornen Feind nennt. Dagegen gehörte außer dem Geh. Rath Grote auch der Premierminister v. Platen zu des Abts Freunden und Gönnern: und es ist ein merkwürdiges Spiel der Geschichte, daß der Mann, der zur Erhaltung des Klosters die Hand bot, bald nachher den Namen der alten Grafen von Hallermund erhielt, die das Kloster gestiftet. Gerhard Molanus stand bei dem Landesherrn*), den Ministern

*) Johann Friedrich schrieb ihm unterm 23. October 1679 von Linsburg aus: „Ich werde gewisslich an nichts ermangeln laßen, in allen möglichen Begebenheiten allezeit in der That zu erweisen, wie hoch ich seine mériten aestimire und seine Person liebe."

und den Landständen in nicht geringem Ansehn. Auch die Kurfürstin Sophie war ihm in späteren Jahren sehr gewogen. Sie schenkte im Jahre 1691 in die Klosterkirche eine von ihr eigenhändig gestickte Altardecke, die noch vorhanden ist, und erwiederte dem Abte Molanus auf sein Dankschreiben: „Ich sehe, daß ich meine Hände niemals beßer angewandt habe, als zu dieser Arbeit, durch welche Ihr mich verewigen möchtet; aber ich fürchte, daß die Würmer, wenn sie mich gefreßen, auch mein Werk nicht verschonen werden. Jedenfalls werdet Ihr mehr für mich thun, als ich für Euch gethan habe, wenn Ihr durch Eure Gebete dazu beitraget, mir unverlierbare Güter zu verschaffen." Die Freundschaft des geistlichen Würdenträgers war so gesucht, daß er sich rühmen konnte, von zwei Grafen, vier Freiherrn und vielen Adligen zu Gevatter gebeten zu sein. Auch Leibniz zählte zu den Lobrednern des „berühmten Abts", wie er selbst ihn nennt, und feierte denselben in einem seiner geschichtlichen Quellenwerke, wo er die von Molanus Hand zusammengestellte Reihe der Loccumer Äbte mittheilt. Ein späterer Geschichtsschreiber des Klosters sagt von ihm: „Er war einer von den außerordentlichen Menschen, die selten geboren werden; aber Ehrgeiz und Herrschsucht waren seine Fehler, und zuletzt scheint ihn statt des Ehrgeizes der Geldgeiz beherrscht zu haben." Außerdem aber war er ein sehr geschmeidiger Diplomat, der in der Wahl seiner Mittel nicht immer die strengste Gewißenhaftigkeit an den Tag legte, und den schon seine Zeitgenoßen der Heuchelei und Doppelzüngigkeit beschuldigten. Damit hieng, wie man fürchten muß, seine Hinneigung zu den Einrichtungen und Ceremonien der katholischen Kirche zusammen. Den Zumuthungen zwar, welche öfter an ihn gestellt wurden und denen auch der Herzog Johann Friedrich nicht fremd gewesen zu sein scheint, zur Römischen Kirche überzutreten, widersetzte er sich standhaft; dagegen suchte er mit Fleiß alles hervor, was sich von altkirchlichen Gebräuchen ohne Verstoß gegen die Grundsätze der evangelischen Kirche wiederherstellen ließ. Molanus war ein Mann der Restauration, deren Ziel Leibniz ohne Zweifel ganz im Sinne seines hochwürdigen Freundes richtig angiebt, wenn er im dritten Theile seiner Scriptores Brunsvicensia illustrantes vom Kloster Loccum sagt: „Dies Cisterzienserkloster steht noch

jetzt in Blüthe, da nicht bloß ein Abt, sondern auch ein Convent vorhanden ist, von denen die alte Cisterzienser-Regel beobachtet wird, soweit sie mit der gereinigten Religion übereinstimmt." In diesem Sinne richtete Molanus auch das Statut auf, daß inskünftige kein Abt oder Conventual erwählt werden solle, er lebe denn im Cölibate, und schwöre einen Eid zu Gott, daß er entweder im Cölibate bleiben, oder, dafern er diesen Stand verändern sollte, alsdann resignieren und das Kloster verlaßen wollte. Dieses Statut entsprach ganz und gar den restauratorischen Neigungen des Abtes, der sich so völlig als noch dem Cisterzienserorden angehörig dachte, daß er mit Römischen Gliedern dieses Ordens Verbindungen anknüpfte, wie ein Exemplar des menologium Cisterciense von Henriquez beweist, das sich noch auf der Klosterbibliothek befindet und das der Abt von Altenberg, Jacob Lohe, dem Abt von Loccum schenkte: „zur Erinnerung brüderlicher Liebe", wie es in der unter dem Wappen des Gebers geschriebenen Widmung heißt, „und zur Fortpflanzung der Privilegien dieses unsers Ordens." Danach wurden denn auch die innern Einrichtungen des Klosters durchgängig reformirt und das Kloster erschien wieder als eine von der Welt abgesonderte Stätte des Gebets und der vita regularis, des Ordenslebens. *)

Was des berühmten Abtes wißenschaftlichen und besonders seinen theologischen Standpunkt betrifft, so war er darin ein Geistesverwandter unsers Leibniz. Er war wie dieser ein Liebhaber der Mathematik, ein tüchtiger Jurist und dabei ein practischer Geschäftsmann. Er hatte eine kostbare Bibliothek, die ganz im Sinne Leibnizens angelegt war und später für die

*) In dem noch vorhandenen Concepte einer Vorstellung des Klosters an die Regierung, um die Herausgabe des ihm einst gewaltsam entrißenen Lauenburgschen Dorfes Kütze zu erlangen, wird gesagt, daß dieses Kloster und Gotteshaus unter des löblichen Hauses Braunschweig-Lüneburg gnädigstem Schutz und Schirm von Anfang der Reformation an bisher mit fleißigem Singen und Beten für des Vaterlandes und dessen hoher Regenten zeitliche und ewige Wohlfahrt, mit Erziehung tüchtiger Theologen, derer nachmals viele nicht nur als Priester, sondern auch als Special- und Generalsuperintendenten der Kirche Gottes dieser Fürstenthümer vorgestanden und noch theils vorstehen, getreulich gebient, auch ohne Ruhm zu sagen mittelst andächtigen Gebets und reichlicher Versorgung der Armut manches Unglück abwenden helfen."

kurfürstliche Bibliothek in Hannover angekauft wurde, und ein vortreffliches Münzkabinet, das die Ueberschrift trug: fructus coelibatus (Frucht der Ehelosigkeit), und von dem Leibniz sagt, daß es außer andern Stücken eine fast vollständige Sammlung Braunschweigscher Münzen enthalten habe. Einer seiner Zeitgenoßen läßt sich über seinen Charakter und seine Neigungen folgendermaßen vernehmen: „Er ist von lustigem humeur, hat ein besonderes Repositorium von lauter lustigen Büchern, und sagt, vom Saufen halte er nichts, äße aber gern etwas gutes. Als wir in der Bibliothek zu den theologischen Büchern kamen, sagte er: Sind nur libri theologici; ist nicht werth, daß mans ansieht.“ Diese Aeußerung charakterisirt den hohen Würdenträger völlig. Er war ein ausgezeichneter Kirchenregent, aber kein Theologe, bei dem das religiöse Herzensbedürfnis obenan stand, sondern ein kirchlicher Diplomat, der zu dem offnen Charakter Luthers und der lutherischen Bekenntnisse im entschiedensten Gegensatze stand, dem es aber leider seitdem in der luth. Kirche nicht an Nachfolgern gefehlt hat; und seine Restauration war keine lebendige Wiedererneuerung des Alten, sondern ein äußerlicher und gemachter Wiederaufputz, der nur zu oft dem Prunke dienstbar gemacht wurde. Ein getreues Abbild seiner geistigen Eigenthümlichkeit ist die Marmorstatue auf seinem Epitaphio in der Loccumer Stiftskirche, welche ihn darstellt, wie er gespreizt in voller Amtstracht dasteht, aus welcher man dennoch die weltliche Französische Tracht jener Tage hervorgucken sieht.

Melanus erreichte ein noch höheres Alter, als sein Freund Leibniz. In den letzten Jahren seines Lebens konnte er nur noch mit Mühe seinen Namen schreiben, und Zimmermann erzählt in seiner Einsamkeit von ihm die, wie mir scheint, unverbürgte Anekdote, er sei zuletzt so kindisch geworden, daß er sich für ein Gerstenkorn gehalten und gefürchtet habe, von den Hühnern gefreßen zu werden. Er starb am 1. September 1722 in Hannover auf dem Loccumer Hofe, 89 Jahr alt. In seinem Testamente hatte er angeordnet, daß seine Leiche auf einem schwarzen Trauerwagen, gezogen von sechs schwarzen Rappen und gelenkt von einem schwarzgekleideten Kutscher, nach Loccum gebracht werden sollte. Bei einbrechender Nacht mußte der

Wagen aus dem Thore der Stadt fahren. Voran ritt ein schwarzgekleideter Vorreiter, an den Seiten giengen in lange schwarze Trauermäntel gehüllte Lakaien. Als der Zug in Loccum anlangte, wurde der Sarg in eine Kapelle gestellt und hier von sechs Hütern bewacht. Tag und Nacht brannten neben dem Sarge sechs schwarze Wachskerzen, zu denen zweiunddreißig Pfund Wachs verwandt waren. Als die Leiche endlich auf dem Chore der Klosterkirche beigesetzt war, wurden nach derselben testamentarischen Verordnung noch drei Monate lang durch vier ältere besoldete Mannspersonen die in der Apologie der Augsburgischen Confession erlaubten Fürbitten über dem Grabe gehalten. Das Testament des Verstorbenen, das mit den Worten anhebt: „Ich, Gerhard, durch die Barmherzigkeit Gottes unwürdiger Abt des kaiserlichen Stifts Loccum", charakterisirt mehr als alles andre den, der es geschrieben. Aus dem Gewande der Demut blickt darin überall die Hoffart hervor, und die Bescheidenheit schlägt immer wieder in ihr Gegentheil um. Zu den vielen Vorzügen, die er zu seiner avantage anführt, gehört auch der, daß er von Jugend auf ein friedfertiges Gemüth und eine starke Neigung gehabt, den Kirchenfrieden nach Möglichkeit zu befördern, wie er denn auch auf Befehl seines Fürsten durch Gottes Beistand einen unmaßgeblichen Vorschlag ausgesonnen, wie man sogar mit der Römischen Kirche, unbeschadet des Gewißens, unbeschadet der Meinung der Kirchenlehrer beider Parteien, endlich unbeschadet der Grundsätze beider Kirchen, sich vergleichen und die ärgerliche Trennung, wenigstens in der abendländischen Kirche, aufheben könne. Was für eine Union es gewesen sein würde, die ein solcher Mann nach solchen Grundsätzen zu Stande gebracht hätte, bedarf keiner langen Erörterung. Uebrigens unterläßt es Molanus nicht, sich als ein guter Lutheraner gegen den Schein zu wahren, als ob er jemals seiner Kirche untreu geworden sei. „Dabei ich gleichwohl nicht leugnen kann", sagt er in seinem Testamente nach Erwähnung seiner Unionsbestrebungen, „daß der Römischen Kirche Praxis in vielen Stücken, namentlich was die fortlaufende Anrufung der Verstorbenen und Heiligen, die seltsame Verehrung der Bilder, die ärgerliche Veneration der consecrirten Hostie, die mehr als barbarische Verfolgung derjenigen Christen,

die in Glaubenssachen mit ihnen nicht allerdings einstimmig, die unehrbare Revocation und Nichthaltung dessen, was man sogenannten Ketzern geschworen oder sonst heilig versprochen hat, was endlich die Tyrannisirung des Gewißens und verschiedene irrige Lehren, besonders vom Gebrauche des h. Abendmahls, anbetrifft, mir lebenslang dermaßen misfallen hat, daß, wenn außer angeregten Misbräuchen und beraubter Lehre vom Abendmahle in der Römischen Kirche nichts zu tadeln vorfiele, ich jedoch jetzterwähnter Dinge halber zu der Römisch-katholischen Religion, wozu ich von hoher Hand, auch durch Offerirung eines Bisthums und andrer überaus großen Nutzbarkeiten, mehrmals sollicitirt worden, mich unmöglich hätte bekennen können."

Das war Molanus, der berühmte, jedenfalls der berühmteste Abt des Klosters Loccum. Ich habe mir erlaubt, diesen Mann so ausführlich zu besprechen, weil er stets neben unserm Leibniz genannt wird und bei dessen Unionsversuchen, auf die wir später kommen werden, eine hervorragende Rolle gespielt hat. Molanus wird gewöhnlich als der freisinnige, gebildete und tolerante Mann von den Tendenzschriftstellern sehr herausgestrichen, und wenn das Bild, das ich Ihnen zu zeichnen versucht habe, weniger Beifall findet, so wird es desto mehr der Wahrheit entsprechen und desto treuer sein.

Es ist begreiflich, daß Leibniz sich zu Molanus trotz mancher Charakterschwächen desselben sehr hingezogen fühlte; denn einerseits mußte er in ihm eine der seinigen verwandte Natur erkennen, und die Bestrebungen beider Männer begegneten sich in mehr als einem Punkte; andrerseits suchte er ja seine Freunde, wie er in seinen Selbstbetrachtungen gesteht, vorzugsweise unter den Mächtigen dieser Erde, und wer konnte da wohl mehr Anziehungskraft auf ihn üben, als der Mann, welcher an der Spitze der Landesgeistlichkeit und zugleich auf der Höhe der damaligen Bildung stand? Leibniz scheint früh mit Molanus angeknüpft zu haben. Wenigstens finden wir, daß er schon um Ostern 1677, also gleich nach Molanus Erhebung zur Abtswürde, auf dem Loccumer Hofe aus- und eingeht. Denn um diese Zeit fand hier ein merkwürdiges Colloquium statt, bei welchem Leibniz einer der Colloquenten war. Molanus hatte einen Freund Namens Arnold Eckhard, welcher Professor der Mathematik

in Rinteln war. Dieser Eckhard, ein eifriger Anhänger des Cartesius, schrieb dem Abt Molanus unterm 29. März 1677, daß er am nächsten Montage nach Hannover kommen werde, und dann auch Molanus neuen Freund, den dieser ihm als einen Gegner des Cartesius geschildert hatte, nämlich unsern Leibniz, kennen zu lernen hoffe. Eckhard stellte sich wirklich am am 5. April 1677 ein, auch Leibniz ward auf den Loccumer Hof geladen, und hier hielten die beiden Gegner vor Molanus und dessen Bruder eine Disputation über den Cartesianischen Beweis vom Dasein Gottes. Keiner siegte, keiner wich. Da man vormittags sich nicht einigen konnte, wurde die Disputation nach Tisch fortgesetzt; aber auch jetzt wurde kein Resultat erzielt. Eckhard reiste über Loccum nach Rinteln zurück und setzte von hier aus seine Vertheidigung fort. Leibniz blieb die Antwort nicht schuldig, und es entspann sich nun ein langer Briefwechsel, wobei Molanus den Mittler machte. Eckhard, der hartnäckige Cartesianer, erkannte die Ueberlegenheit seines Gegners, aber gab sich nicht gefangen. Da verlor er plötzlich, es ist ungewiss durch welches Geschick,*) seine Stelle in Rinteln und wurde nun von Molanus und Leibniz dem Herzoge Johann Friedrich so warm empfohlen, daß dieser ihn zum Superintendenten in Zeinsen ernannte. Der Briefwechsel wurde darauf, immer unter Vermittlung des Abts Molanus, fortgesetzt und auf die Geometrie und Analysis ausgedehnt. Aber auch auf diesem Gebiete wehrte sich Eckhard seiner Haut, und Leibniz hat an ihm nichts anderes auszusetzen, als seine Hartnäckigkeit. Er nennt ihn einen Mann von Geist und Gelehrsamkeit und zollt seinem Scharfsinn alle Anerkennung. Umgekehrt sagt Eckhard seinem berühmten Gegner die ausgesuchtesten Complimente und meint, daß in diesem Manne sich Gelehrsamkeit und Humanität um den Vorrang stritten. Aber eine Verständigung wurde nicht erzielt. Eckhard hielt alle Einwürfe Leibnizens für Scherz (raillerie), und Leibniz konnte nicht begreifen, daß sein Gegner

*) Er selbst redet von einem casus, qui me per aliquot menses afflixit tandemqne de omni pristino statu dejecit, ita nt omnium fortunarum naufragium ante oculos haberem; und in seinem Dankschreiben an den Herzog Johann Friedrich sagt er, daß er fato, seu inimicornm injuria, seu denique errore quodam meo ins Unglück gekommen sei.

sich nicht überzeugen ließ. Endlich erklärte Leibniz, gelernt zu haben, daß sowohl in der Mathematik, als in der Theologie ein Schiedsrichter nöthig sei, und schlug dazu die Academie der Wißenschaften in Paris vor. Vor diesen Gerichtshof sollten die streitigen Fragen gebracht werden. Doch sollte zuvor jeder der beiden Streitenden vierzig oder funfzig Thaler in die Hände des Abts Molanus niederlegen, der dann die Summe demjenigen einzuhändigen hätte, für welchen sich die Academie erklären würde. Der neue Superintendent von Jeinsen mochte doch seiner Sache nicht so gewifs sein, als Leibniz. Er brach den Briefwechsel ab und räumte also seinem Gegner das Feld. Der Briefwechsel, der bis auf achtundzwanzig Nummern anschwoll, wurde anfangs lateinisch geführt, doch wußte Leibniz ihn bald ins Französische hinüberzuspielen; denn er erklärte, daß ihm die Lateinische Darstellung schwerer würde, als die Lösung des fraglichen mathematischen Problems selbst, weil er seine mathematischen Studien vorzugsweise in Paris gemacht habe und die Lateinische Sprache überhaupt für die Mathematik nicht ausgebildet sei.

Aus diesem uns erhaltenen Briefwechsel geht zur Genüge hervor, wie befreundet Leibniz schon damals mit Molanus war. Wie eng sich jener an diesen anschloß, erhellt wohl am deutlichsten aus den merkwürdigen Worten in den schon öfter erwähnten Selbstberathungen: exercitia spiritualia Loccumi *) (geistliche Uebungen zu Loccum); welche zugleich einen Fingerzeig für die Zeit der Abfaßung jener Selbstberathungen enthalten. Nachdem nämlich Molanus am 10. März 1677 zum Abt gewählt war, legte er sich sofort mit ganzem Eifer darauf, das alte Cisterzienserkloster zu restauriren und das innere Leben desselben wieder möglichst nach den alten Ordensregeln einzurichten. Daß dies Bestreben eines lutherischen Abtes Leibnizens Aufmerksamkeit erregte, wird man sehr begreiflich finden. Aber jene Worte „geistliche Uebungen zu Loccum" sind ihrer ganzen Stellung nach mehr, als ein Hinweis auf die Vorgänge im Kloster. Da sie unter der Ueberschrift agenda (was zu thun ist) neben dem Vorsatze, für gewöhnlich die Neustädter Kirche zu besuchen

*) Die gewöhnliche Lateinische Form für Loccum ist Lucca, allein auch in dem Briefwechsel mit Eckhard gebraucht Leibniz das Adjectiv Loccumensis statt Lucensis.

und, so oft eine gehalten wird, die Italienische Predigt zu hören, als eine dritte Art der Theilnahme am Gottesdienste stehen, so ist die Annahme unvermeidlich, daß Leibniz sich selbst an den geistlichen Uebungen in Loccum habe betheiligen wollen. *) Ist es nun auch bei der weiten Entfernung zwischen Hannover und Loccum schwer zu bestimmen, in welcher Weise er dies zu thun beabsichtigte, so steht doch fest, daß er in jener Zeit eine Anwandlung von ascetischer Strenge hatte, welche so weit gieng, daß er zuweilen fastete und zuweilen sich an geistlichen Kloster-Uebungen betheiligte. Jedenfalls hat Leibniz seine Zugehörigkeit zur Kirche in keiner Zeit mehr bethätigt, als in dieser Zeit, wo er sonntäglich, womöglich zweimal, das Gotteshaus besuchte und damit der Herr Hofrath auch von der Gemeinde als regelmäßiger Kirchengänger bemerkt werde, sich sogar einen festen Kirchenstuhl miethete. Vergleichen wir damit die Stellung, welche er gegen Ende seines Lebens zur Kirche einnahm, so können wir uns eines wehmüthigen Eindrucks nicht erwehren.

Damit auch die katholische Kirche am Hofe des katholischen Herzogs ihren Vertreter habe, so war fast gleichzeitig mit Leibniz der apostolische Vicar und Bischof von Titiopolis, Nikolaus Steno, in Hannover eingetroffen. Er stammte aus Jütland, war früher Protestant gewesen, dabei ein ausgezeichneter Arzt, Anatom und Geologe, hatte aber Religion, Stand und Lebensberuf plötzlich vertauscht, weil ihm zu Florenz in demselben Augenblicke, wo er sich dem Nachdenken über die Religion überließ, eine Dame aus dem Fenster zurief: „Gehen sie nicht nach der Seite, mein Herr, gehen Sie nach der andern Seite.“ Er sah darin ein Omen, ähnlich dem des h. Augustin, dem eine Stimme zurief: nimm und lies, und wurde dadurch bestimmt, zur Römischen Kirche überzutreten. Leibniz verkehrte viel mit Steno und rühmt in einem Briefe an Bossuet das Urtheil und die Mäßigung, welche Steno bei den religiösen Controversen an

*) Dagegen läßt sich auch nicht einwenden, daß Leibniz selbst kurz vorher den Grundsatz aufgestellt hat: in der Religion nichts singuläres, apartes; denn auch das Hören der Italienischen Predigt oder die Theilnahme am katholischen Gottesdienste war an sich ebenso auffallend, wie die Theilnahme an den geistlichen Uebungen im Kloster. Aber das Aussehn wurde dadurch gemindert, daß es dort der Fürst und hier der Abt war, der die neue Einrichtung getroffen. Darum mußte einem Leibniz die Theilnahme unbedenklich erscheinen.

den Tag legte. Es ist möglich, ja wahrscheinlich, daß, wo nicht der Herzog selbst, doch Steno und andre aus der Umgebung des Herzogs auch Leibniz, wie seinen Freund Molanus, zur katholischen Kirche hinüberzuziehen versuchten. Gleich bei seiner Ankunft in Hannover brachte Leibniz ein Schreiben von dem berühmten Französischen Theologen Anton Arnaud an einen der Kapuziner mit, welche den Herzog umgaben, worin jener sich über die seltenen Talente und Eigenschaften des Ueberbringers seiner Zeilen aussprach und dann die charakteristischen Worte hinzufügte, daß Leibnizen nichts als die wahre Religion fehle, um in Wahrheit einer der großen Männer des Jahrhunderts zu sein. Leibniz wußte bei der Abgebung des Schreibens nichts von dem Inhalte desselben, sondern hörte erst nachträglich davon durch den Herzog, der es in seinen Händen behalten hatte. Er würde, gestand er später dem Nachfolger des Herzogs, Ernst August, den Brief sonst nicht mitgenommen haben. Erwägt man, was für ein Aufsehn jener Ausspruch des berühmten katholischen Theologen an dem katholischen Hofe des Herzogs machen mochte, so ist es wenigstens höchst wahrscheinlich, daß es an Versuchen, auch Leibniz zu gewinnen, nicht gefehlt haben wird. Dazu wißen wir, daß Leibniz den katholischen Gottesdienst wenigstens alle drei Wochen besuchte, wenn Italienisch gepredigt wurde. Geschah dies nun auch hauptsächlich aus dem Grunde, weil Leibniz sich in der Italienischen Sprache zu vervollkommnen wünschte, so war doch der Hoffnung, ihn ganz für die katholische Kirche zu gewinnen, damit ein Anhaltspunkt gegeben. Auch läßt sich nicht leugnen, daß in Leibnizens ganzer Lage eine starke Versuchung zur Conversion lag. Das Beispiel Boineburgs, Stenos, ja des Herzogs selbst hätte wohl bestimmend auf ihn einwirken können. Dennoch widerstand Leibniz, wie früher in Mainz und Paris, so auch jetzt in Hannover allen Lockungen zum Uebertritte, und seinem Verhältnisse zum Herzoge that dies keinen Eintrag. Denn war dieser auch ein eifriger Katholik, so wurde doch der Unterschied wieder ausgeglichen durch die ganze philosophische Welt- und Lebensansicht Leibnizens und durch die tolerante Denkweise, welche er sich am Kurfürstlichen Hofe angeeignet hatte. Am wenigsten scheint der Verkehr mit dem Bischof Steno für Leibniz gefahrbringend gewesen zu sein.

Denn er sagt von ihm halb spöttisch: „Er war ein großer Anatom und in der Kenntnis der Natur sehr bewandert; doch leider wandte er den Untersuchungen den Rücken, und aus dem großen Naturforscher wurde ein mittelmäßiger Theologe. Seitdem wollte er von den Wundern der Natur nichts hören, und um die Beobachtungen, welche Thevenot von ihm verlangte, von ihm herauszuziehen, hätte es eines ausdrücklichen Befehls des Pabstes in virtute sanctae obedientiae beburft." Leibniz hatte nämlich ernstliche Versuche gemacht, Stenos Abneigung gegen die Naturforschuug zu überwinden und ihn zu seinen frühern Studien zurückzuführen; allein vergeblich. Der katholische Bischof bewies in diesem Punkte, was die weltlichen Wißenschaften betraf, eine größere Strenge, als der lutherische Abt und dessen Freund, der Superintendent von Jeinsen.

Zeigte sich aber der Hofbischof den Naturwißenschaften sehr abhold, so war des Herzogs Wißbegierde und Theilnahme an der aufkeimenden Physik desto größer, und Leibniz sorgte dafür, ihr Nahrung zu verschaffen und sie zum besten der Wißenschaften zu verwenden. So z. B. machte er den Herzog mit einer Deutschen Entdeckung bekannt, welche bald in ganz Europa Aufsehn erregte. Es war dies die Entdeckung des sogenannten Kunkelschen Phosphors, dessen wahrer Erfinder ein Hamburger Namens Brand war. Bemüht, eine flüßige Materie zur Verwandlung des Silbers in Gold zu gewinnen, hatte dieser unvermuthet den Phosphor entdeckt, er hatte darauf dem Kursächsischen Commerzienrathe Kraft briefliche Mittheilungen von seiner Entdeckung gemacht, und dieser hatte den Kammerdiener Kunkel mit ins Geheimnis gezogen. Beide hatten sich nach Hamburg begeben und sich von Brand in der Verfertigung des Phosphors unterrichten laßen. Kunkel, welcher durch eigne Versuche seine noch mangelhaften Keuntnisse ergänzte, hielt sich nun für befugt, sich selbst die Entdeckung des Phosphors öffentlich anzueignen, und es gelang ihm bei dem überraschten Publicum, seinen Namen an die Entdeckung eines andern zu knüpfen. Sein Genoße Kraft unternahm gleichzeitig Reiseu, um das Geheimnis bei den Großen zu verkaufen, und auf seiner Durchreise durch Hannover nach England sprach er 1677 bei Leibniz vor, der von ihm den Namen des wahren Erfinders erfuhr.

Eben in dieser Zeit machte nun Leibniz die vorhin erwähnte Reise nach Hamburg, wo er mit Brand selbst in Verbindung trat. Leibniz erfuhr jetzt aus dem Munde des ersten Erfinders das ganze Geheimnis, das Kraft ihm für große Summen hatte verkaufen wollen. Brand erzählte ihm die Geschichte der Erfindung mit allen Einzelheiten und Leibniz, der in der That glaubte, daß „diese Erfindung eine beträchtliche Menge Gold zur Silbermasse bringen würde," schrieb sofort von Hamburg an den Herzog und fragte, ob er Brand auf der Stelle nach Hannover einladen wolle. Er rieth um so dringender zu, als in Hamburg schon der berühmte Dr. Bocher aus Amsterdam angekommen war, der Brand sein Geheimnis abkaufen wollte.*) Der Herzog, freigebig und edel, wie er war, gab Befehl, Brand sofort nach Hannover kommen zu laßen. Brand kam auch und theilte sein Verfahren so offen und ehrlich mit, daß Leibniz in seinem Laboratorium alles mit seinen Leuten nachbildete. Der Herzog setzte dem Manne bei seiner Rückkehr nach Hamburg eine jährliche Pension aus, die ihm auch ausgezahlt wurde, so lange der Herzog lebte. Es war vielleicht die einzige Belohnung, welche Brand von seinem Phosphor gezogen hat. Leibniz überschickte damals nicht nur Proben von Phosphor an Huygens in Paris, sondern er sandte auch an die königliche Akademie der Wißenschaften einen Bericht über die neue Erfindung, welcher noch in demselben Jahre 1677 in dem Journal des Savans erschien.

Da der Herzog Johann Friedrich auf die Verbeßerung der Bergwerke im Harze große Sorgfalt wandte, so ergriff Leibniz diese Veranlaßung, um sich auch mit dem Berg- und Hüttenwesen bekannt zu machen. Wie er alles, was er anfaßte,

---

*) Dieser geniale und unruhige Kopf, welcher lange für einen Adepten galt, konnte wenigstens für den Repräsentanten der Chemie in Deutschland gelten. Leibniz durchkreuzte in Hamburg seine Pläne mit Brand, indem er diesem gleich zwanzig Thaler schenkte. Auch später trat er ihm in Hannover entgegen, als Dr. Bocher hier auf die Liebe des Herzogs zur Chemie und Alchemie speculirte. Dr. Bocher, der sich in boshaften Ausfällen gegen hervorragende Zeitgenoßen gefiel, rächte sich dadurch, daß er 1683 in seiner scurrilen Schrift „Närrische Weisheit und weise Narrheit" Leibnizens „Postwagen von Hannover nach Amsterdam in sechs Stunden zu fahren" verspottete.

als besondere Wißenschaft bis auf den Grund zu erforschen und sich anzueignen suchte, so erlangte er mit der Zeit auch eine vollkommne Kenntnis der Mineralogie, wie die Kenner sie noch jetzt in seiner Protogäa bewundern. Mit der Mineralogie verband er die eigentliche Bergwerkskunde als eine seiner wichtigsten Professionen, von der er sich für die damals noch in den Windeln liegende höhere Staatswirtschaft und die von ihr abhängige Nationalwohlfahrt die besten Erfolge versprach. „Sie wundern sich vielleicht", schrieb er an einen Freund in Wien, „was ich als Staatsmann mit den Gruben gemein habe. Aber ich bin schon lange der Ansicht, daß die Staatswirtschaft der bei weitem wichtigste Theil der Staatswißenschaft sei und daß Deutschland aus Unwißenheit oder Gleichgültigkeit darüber zu Grunde gehen muß." Leibnizens Bemühungen war es mit zu danken, daß sich die Hannöverschen Bergwerke schon unter Johann Friedrich auf eine Stufe hoben, auf welcher sie allen übrigen Deutschen Bergwerken als Muster dastanden. „Die Gruben", sagt er selbst in dem oben angeführten Briefe, „machen einen großen Theil unsrer Einkünfte aus; diese werden jetzt vortrefflich verwaltet. Denn Johann Friedrich, glorreichen Andenkens, hat unter den übrigen trefflichen Maßregeln seiner Regierung auch dieses Zweiges sich eifrigst angenommen. Als ich bei Gelegenheit diesem Fürsten vorstellte, daß ich auf ein Mittel verfallen sei, um dem Uebel abzuhelfen, das die Gruben durch das Waßer leiden, nahm er meinen Vorschlag mit vielem Beifall auf, berief bald die betreffende Behörde vor sich und setzte mir für den Fall, daß ich das Beabsichtigte ausrichtete und durch den Erfolg auch nur eines Jahres bewährte, eine jährliche Belohnung von zweitausend Thaler aus. Als ich bereits auf dem Punkte war, mein Wort durch die That zu bewähren, unterbrach die traurige Nachricht von dem Ableben des erhabenen Fürsten das Begonnene."

Was wir bisher von Leibnizens Wirksamkeit gehört haben, zeigt uns ihn weniger in seiner amtlichen, als in einer freien, selbst gewählten Thätigkeit. Jetzt müßen wir auch auf jene einen Blick werfen. Denn wenn es ihm auch durch besondere Vergünstigung des Herzogs gestattet war, seinen individuellen Neigungen vielfach nachzugehn, so machte doch auch das Amt

wieder seine Ansprüche geltend. In dieser Beziehung schrieb er 1679 an Conring: „Uebrigens gestehe ich, daß mir, seit ich unter die Hofräthe aufgenommen bin, andere Geschäfte auferlegt sind, daß ich sowohl gerichtliche Acten lesen und nach ihnen über Processe Spruch fällen muß, als auch zuweilen Staatsangelegenheiten auf Befehl des Fürsten zu behandeln habe. Doch will der edle Fürst in seinem Wohlwollen für mich nicht, daß ich meine ganze Zeit den Geschäften der Kanzlei widme, und hat mir daher freigestellt, von den Sitzungen so oft auszubleiben, als es mir in Rücksicht anderweitiger Arbeiten nothwendig erscheint. In der That, da der Fürst zuweilen einige Dienste für sich selbst von mir verlangt, da ich für die Bibliothek Sorge zu tragen habe und häufig mit gelehrten Männern Briefwechsel pflegen und unterhalten soll, so war es einleuchtend, daß ich auf eine etwas liberalere Behandlung Anspruch hätte. Wahrlich ich möchte nicht verurtheilt sein, diesen Sisyphusfelsen der Geschäfte am Gerichtshofe einzig und allein zu wälzen, und wenn mir die größten Schätze und die höchsten Ehren verheißen wären.“ Wir wollen es unserm Leibniz gern glauben, daß ihm der monotone, alle höhern Kräfte verzehrende Büreaudienst unerträglich gewesen sein würde. Ein Geist wie der seine konnte nun einmal ohne wißenschaftliche Beschäftigungen und Bestrebungen nicht leben, wie der Vogel ohne Luft und der Fisch ohne Waßer nicht leben kann. Ebensowenig würde aber auch unsern Leibniz das bloße Studiren, das stille, in sich gekehrte Leben eines Denkers und Gelehrten befriedigt haben. Er war der gelehrteste der Gelehrten, und doch kein bloßer Gelehrter, sondern zugleich ein Mann der Praxis und ein ehrgeiziger Staatsmann, der nach einer glänzenden Wirksamkeit in der Welt und auf die Welt strebte. Er war bemüht, in angenehmer Abwechselung beides zu vereinigen, das Stillleben des Philosophen und die geräuschvollere Wirksamkeit des öffentlichen Beamten. Darum hatte er selbst den Herzog zu wiederholten Malen so lange gebeten, bis er nicht nur in die Bibliothek, sondern auch in die Kanzlei eingeführt war. So war er denn wieder zu derselben Wirksamkeit zurückgekehrt, die er als Revisionsrath in Mainz ausgeübt hatte und der er eine Zeit lang durch seine Mission an den Französischen Hof entzogen war. Nach

der in Hannover eingeführten Regierungsordnung war der Hofrath nicht minder als der Kanzleirath ein wirkliches Mitglied der Kanzlei, d. h. derjenigen Behörde, wo die Justizsachen tractirt wurden, deren Chef zu jener Zeit der Vicekanzler Ludolf Hugo war. Dieser war ein Schüler Conrings, gleich ausgezeichnet als Staatsgelehrter und Publicist, wie als Rechtsgelehrter, und blieb bis zu seinem Tode (1704) Leibnizens höchster Vorgesetzter.

Wie früher in Mainz, so wurde Leibniz nun auch in Hannover in die höhern Staatsangelegenheiten eingeweiht und mußte ihnen einen großen Theil seiner Zeit und seiner Kräfte widmen. Hier freilich zeigte sich nun ein großer Unterschied in den Aufgaben und ihrer Behandlung. Denn ein ganz andrer Geist war es, welcher die Deutsche Politik eines Kurfürsten Johann Philipp von Mainz beseelt hatte, als der, welcher die Kabinetspolitik des Herzogs Johann Friedrich von Hannover bestimmte. Wie wir in der vorigen Vorlesung gehört haben, stützte sich Johann Friedrich auf Ludwig XIV., der ihm als Muster galt und die Richtschnur seiner innern und äußern Politik war. Beim Ausbruche des Krieges gegen Holland (1672) war er mit diesem Feinde des Deutschen Reichs ein Bündnis eingegangen, und während des dann folgenden Reichskrieges stand er gar mit Köln und Münster auf Frankreichs Seite, indessen die übrigen Mitglieder des Welfenhauses die Ehre des Reiches in den Kaiserlichen Reihen tapfer vertheidigten. Und als er endlich von den gegen Schweden verbündeten Reichsständen zu einer Neutralitätserklärung gezwungen wurde, war er untröstlich, nicht mehr in Gemeinschaft mit dem großen Könige handeln zu können. Leibniz, der von Mainz her gewohnt war, die Dinge mit ganz andern, mit Deutschen Augen anzusehn, mochte es schwer werden, sich in diesen Wechsel zu finden, und sein Deutsches Herz mochte durch die undeutsche Politik seines fürstlichen Herrn oft schmerzlich berührt werden. Dennoch mußte er sich, da Johann Friedrich Kaiser in seinem Lande war, in die Umstände schicken, und dies wurde ihm wenigstens dadurch erleichtert, daß Ludwig XIV. zu jener Zeit seiner Feindschaft gegen das Deutsche Reich noch nicht denselben thätigen Ausdruck gab, wie in späterer Zeit. Wir werden sehen, daß

Leibniz nachher, als Ludwig XIV. in den gewaltthätigen Beschädigungen des Deutschen Reiches seine wahre Natur offenbarte, nicht nur aus seiner passiven Stellung heraustrat, sondern auch die Mainzische Vermittelungspolitik aufgab und, indem er offen die Partei der Kaiserlichen Interessen ergriff, gegen den allerchristlichsten König ein Pamphlet schleuderte, das über seine wahre Gesinnung keinen Zweifel ließ.

Zunächst waren es andere Interessen, als die allgemeine Reichssache, für welche Leibniz einzutreten hatte, nämlich die Interessen des welfischen Gesammthauses. Es war die Zeit, wo alle einzelnen Reichsstände nach einer souveränen Macht und Selbstständigkeit trachteten, die ja freilich mit der alten Reichsverfaßung nicht verträglich war, und da konnte und wollte denn auch das Welfenhaus nicht zurückbleiben. Oder sollte allein sein östlicher Nachbar, der Kurfürst von Brandenburg, das Recht haben, in Verfolgung seiner dynastischen Ziele den bekannten rocher de bronze zu stabiliren und, indem er seine Macht und Geltung von Stufe zu Stufe erhöhte, alle seine Nachbarn mit gewissem Untergange zu bedrohen? Wir werden Johann Friedrichs Bestrebungen nur dann recht verstehn, wenn wir einen kurzen Blick auf diesen östlichen Nachbar des Welfenhauses werfen, durch welchen die Politik des letztern so oft beeinflußt, ja zwingend bestimmt und bedingt wurde.

In dem innern Zersetzungsprocesse Deutschlands spielte Kurbrandenburg eine Hauptrolle. Ohne eine feste conservative Politik zu befolgen, war es stets auf Mehrung der eignen Macht bedacht, und die beweglichen politischen Stellungen, welche es bei den großen Krisen jener Zeit einnahm, waren stets seinen dynastischen Zielen untergeordnet. Was Leibniz um 1670 von der Politik des sogenannten großen Kurfürsten sagte: „Als Schweden in Polen in Noth war, marschandirte Brandenburg: wer mir das meiste giebt, dem adhärire ich", das kann man von der Politik der Hohenzollern überhaupt sagen, und der Ruhm und Vortheil, den diese erwarben, wurde stets auf Kosten des Gesammtvaterlandes erworben. Von keinem gilt dies mehr, als von Friedrich Wilhelm, dem sogen. großen Kurfürsten, der fast gleichzeitig mit den vier Söhnen des Herzogs Georg das Ruder des Brandenburgschen Staates führte. Friedrich Wilhelm

hatte bei seinem Regierungsantritte 1640 versprochen, dem Kaiser und dem Reiche treu zu bleiben; allein bald zeigte es sich, daß er aus der allgemeinen Noth nur seinen Vortheil zu ziehen trachtete. Beim Abschluße des Westfälischen Friedens sorgte seine Habgier dafür, daß er nicht zu kurz kam. Gleich anfangs bei den Friedensverhandlungen forderte er die Bisthümer Magdeburg, Halberstadt, Osnabrück und Minden, so wie die Fürstenthümer Glogau, Sagan und Jauer, nach der Meinung seiner Gegner wohl das zwanzigfache dessen, was er aufgab. „Das übertriebene Begehren des Kurfürsten", sagt einer seiner Lobredner, „hemmte so sehr den Lauf der Unterhandlungen mit Schweden, daß ein förmlicher Bruch drohte und nur die Botschafter Frankreichs und der Generalstaaten das gestörte Einverständnis wiederherstellten." Zwar gelang es ihm nicht, trotz aller Bemühungen und Bestechungsversuche, das ganze Pommern für sich zu gewinnen; doch hatte seine Hartnäckigkeit den Erfolg, daß er von allen die reichste Beute davontrug. Man bot ihm den östlichen Theil von Hinterpommern an und zur Entschädigung für die Abtretung Vorpommerns an die Schweden die Bisthümer Magdeburg, Halberstadt und Cammin. Allein auch das genügte ihm nicht, obwohl es nach den Angaben der übrigen Reichsstände schon das drei- bis vierfache des Aufgegebenen betrug. Friedrich Wilhelm forderte noch das Bisthum Minden, und trotz des lebhaften Widerspruchs der dadurch Geschädigten, zu denen namentlich das Welfenhaus gehörte, setzte er seine Forderung durch, nicht ohne eine „reiche Freigebigkeit"; denn auf den Rath des Französischen Gesandten d'Avaux ließ er den Schwedischen Gesandten Salvius und Oxenstierna zwanzigtausend, respective fünfundzwanzigtausend Thaler einhändigen.

Gleich in den ersten Friedensjahren wußte Friedrich Wilhelm sich noch eine neue Erwerbung zu sichern. Er war mit Pfalz-Neuburg in einen Erbstreit wegen der Clevischen Länder gerathen, in welchem er so geschickt zu unterhandeln verstand, daß ihm das Herzogthum Cleve, die Grafschaft Mark und das Ravensbergsche zufielen. Unermüdlich, Bündnisse zu schließen und zu lösen, wußte er seine Stellung durch eine Politik zu befestigen, welche sich über alle Gebote der Moral hinwegsetzte.

Leibniz sagt von ihm ums Jahr 1670: „Seitdem dieser Kurfürst aus den nordischen Unruhen mit Ehre und Gewinn hervorgegangen ist, glaubt der ruhmgierige Mann, er könne sich sicher in die größten europäischen Fragen mischen und die Geschicke lenken, wie es ihm beliebe."

Während der Kurfürst von Brandenburg in der angegebenen Weise seine Hausmacht vergrößert hatte, war das Welfenhaus beinahe ganz leer ausgegangen und um alle seine Hoffnungen betrogen. Des Herzogs Georg jüngster Sohn, Ernst August, war Coadjutor und also künftiger Erzbischof von Magdeburg, während Halberstadt über sechzig Jahre bei dem Braunschweigischen Hause gewesen und durch manches schöne Stück welfischer Erblande bereichert war. Auch Minden, das schon dreißig Jahre ein Lüneburgscher Prinz in Besitz gehabt hatte, war gleich nach dessen Tode von Oxenstierna dem Herzog Georg geschenkt. Es lag die Hoffnung nahe, daß diese reichen Hochstifter dauernd für das Welfenhaus gewonnen werden möchten. Nun floß alles dem Hause der Hohenzollern zu, das sich auf Kosten des Welfenhauses auszudehnen die ersten glücklichen Versuche machte. Ja es wurde sogar der Vorschlag gemacht, daß die Schweden ihre Ansprüche auf Pommern an Brandenburg abtreten und dafür mit den Grafschaften Hoya, Diepholz und Schaumburg, also lauter welfischen Besitzungen, entschädigt werden sollten. Die Brandenburgsche Gesandtschaft bot dem Grafen Trautmannsdorff hohe Summen, wenn er diesem Vorschlage beistimmen wollte. Zwar wurde dieser Schlag durch die Standhaftigkeit des Hannöverschen Prokanzlers Lampadius abgewandt; dagegen unabwendbar war der Verlust von Ratzeburg, das man dem Mecklenburgschen Hause überlassen mußte. Und was wurde dem Welfenhause als Ersatz für diese schweren Opfer geboten? Alles, was es erreichte, war eine alternirende Administration Osnabrücks zwischen einem Prinzen aus dem Welfenhause und einem Bischof von der katholischen Partei.

Das war der Westfälische Friede, der keinem der größern Staaten gleich ungünstige Resultate brachte, als dem Welfenhause. Auf allen Seiten von seinem mächtigeren Nachbar eingeengt, mußte es fürchten, von diesem über kurz oder lang ganz unterdrückt zu werden, wenn es nicht auch seinerseits alles aufbot, um ein richtigeres Gleichgewicht im deutschen Norden

wiederherzustellen. Es war dies eine Pflicht der Selbsterhaltung welche von den vier kräftigen Regenten, die seit dem Westfälischen Frieden die Interessen des Welfenhauses vertraten, von den vier Söhnen des Herzogs Georg, richtig erkannt und geübt wurde. Auch Johann Friedrich begriff die Gefahr, die ihm von Osten her drohte, und deshalb war sein Streben dahin gerichtet, die Hausmacht der Welfen zu erweitern und sie womöglich der des Kurfürsten von Brandenburg, dessen Uebergewicht ihn zu erdrücken drohte, gleichzustellen. Die Entwürfe und Pläne des Herzogs zu höherer Macht und Würde wurden natürlich von Leibniz, dem treuen Diener des Welfenhauses, gebilligt und nach Kräften unterstützt und gefördert, und es ist wahrhaft lächerlich, wenn man namentlich von Preußischer Seite dem Fürsten vorwirft, er habe nur dynastische Ziele verfolgt,*) und seinem Diener, er habe sich nicht zu einer allgemein Deutschen Wirksamkeit erheben können, weil der Schwung seines Geistes durch partikularistische Anschauungen gelähmt sei. Zeit und Verhältnisse brachten es mit sich, daß jener auf Vermehrung seiner Macht ebensowohl als sein östlicher Nachbar bedacht sein mußte, und daß dieser für den Augenblick keinen andern Interessen, als denen seines Landesherrn, dienen konnte.

Eine Gelegenheit dazu bot sich bald nach seinem Amtsantritte in Hannover. Es galt nämlich, bei den zwischen den kriegführenden Mächten eingeleiteten Friedensverhandlungen auch die Interessen der kleineren Reichsfürsten zu vertreten, und Leibniz verfaßte zu dem Ende gleich beim Beginne seiner Laufbahn in Hannover eine berühmte Staatsschrift, welche den gleichartigen Arbeiten aus der Mainzischen Periode würdig zur Seite tritt. Es ist dies die bekannte Abhandlung de jure suprematus ac legationis (über das Hoheits- und Gesandtschaftsrecht), welche Leibniz im Jahre 1677 unter der pseudonymen Bezeichnung Caesarinus Fursteneruis veröffentlichte und welche gleich im ersten Jahre sechs Auflagen erlebte.

Schon seit dem März 1675 war auf Betrieb des Königs

*) Was für Ziele hat denn der Preuße verfolgt und verfolgt sie noch, wenns keine dynastischen gewesen sind?

von England ein Congreſs aller kriegführenden Mächte in Nimwegen zusammengetreten, auf welchem fruchtlos unterhandelt wurde, bis die Fortschritte Ludwigs XIV. und die Anmahnungen des Königs von England zuerst Holland, dann Spanien zur Annahme der von Frankreich angebotenen Bedingungen eines Separatfriedens bestimmten. Die Folge davon war, daß der Kaiser sich genöthigt sah, im nächsten Jahre (5. Febr. 1679) einen für ihn selbst und das Reich schimpflichen Frieden mit Schweden und Frankreich zu schließen. Darauf schloßen auch die Herzoge von Braunschweig-Lüneburg, so gut wie Brandenburg und andere Reichsstände, Separatfrieden mit Frankreich, froh des einzelnen Gewinns, während dem ganzen Reich eine unheilbare Wunde geschlagen wurde. Leibniz blickte klar in die Gefahr, welche für Deutschland in diesem Frieden lag, konnte seinen Schmerz aber nur in Klagen an einen vertrauten Freund ausschütten. Seine nächste öffentliche Aufgabe war es, die Interessen seines Fürstenhauses auf dem Congresse von Nimwegen wahrzunehmen.

Die Welfischen Fürsten nämlich, der Herzog Johann Friedrich von Hannover und sein Bruder Georg Wilhelm von Celle, beanspruchten die Gesandtschaftshoheit, d.h. das Recht, den Congreſs durch Gesandte vom ersten Range mit allen ihnen gebührenden Ehren und Vorrechten in derselben Weise wie die Kurfürsten beschicken zu dürfen. Sie ordneten daher den Geheimen Rath Valentin von Schütz nach Nimwegen ab, welcher dem kaiserlichen Bevollmächtigten erklärte, daß das Haus Braunschweig-Lüneburg zu jedem Opfer für das Reich bereit sei, wenn man darauf eingehe, seine Abgeordneten für hohe Gesandte gelten zu laßen. Doch wurde dieser Antrag sowohl jetzt, als später auf dem Congresse zu Frankfurt (1687), wo der Geh. Rath Otto Grote dieselbe Angelegenheit zu betreiben hatte, zurückgewiesen, und um so lebhafter mußte der Wunsch des Welfenhauses werden, in den Rang der Kurfürstenthümer einzutreten.

In der genannten Abhandlung Caesarini Furstenerii de jure suprematus ac legationis wurde nun von Leibniz die obschwebende Streitfrage in umfaßender und erschöpfender Weise untersucht, in Rücksicht nicht nur auf die besondern Interessen des Hauses Braunschweig-Lüneburg, sondern auf den politischen Zustand des gesammten deutschen Reichs. Es war also viel-

mehr eine Frage des innern öffentlichen Rechts, als der äußern Politik, welcher Leibniz eine der gründlichsten Abhandlungen gewidmet hat, die aus seiner Feder geflossen sind.

Die Sache, um die es sich handelte, war die, ob auch die übrigen Reichsfürsten das Recht haben sollten, welches den Kurfürsten zustand, Gesandte mit repräsentativem Charakter zu schicken. Da nun der repräsentative Charakter der Gesandten darin besteht, daß er die Person seines Souveräns vertritt, so dreht sich der ganze Streit um die Frage, ob die Deutschen Reichsfürsten Souveräne sind. Leibniz bejaht diese Frage und sieht die Souveränität der Fürsten bereits als eine ausgemachte Sache an, die nicht erst des Beweises bedarf. Ich erinnere mich, sagt er, daß eine große Fürstin sich darüber wunderte, daß man die Souveränität der Deutschen Fürsten noch erst beweisen wolle. Wenn man in Frankreich oder anderswo von souveränen Häusern rede, nenne man sofort das Haus Pfalz, Sachsen, Braunschweig, wie das von Mantua, Savoyen oder Florenz. Man hat gegen das Hoheitsrecht der Deutschen Fürsten eingewendet, daß sie dem Kaiser und Reich unterworfen seien. Aber, sagt Leibniz, die Souveränität der einzelnen Fürsten und die kaiserliche Gewalt beeinträchtigen sich gegenseitig nicht, die Unterordnung der Fürsten unter den Kaiser setzt sie keineswegs zu Unterthanen herab, also mit einem Worte, beide Gewalten, die Einheit der kaiserlichen und die Vielheit der fürstlichen, stehen mit einander im schönsten Einklange. Das drückt er symbolisch schon in dem Titel seiner Schrift aus, nämlich durch den angenommenen Namen Caesarinus Furstenerius, durch welchen er sich gleichmäßig als Vertheidiger der Fürstenrechte und als Anhänger des kaiserlichen Ansehns zu erkennen giebt.

Man sieht auch hier wieder, daß Leibniz eben so wenig ein Freund von einem militärischen Einheitsstaate, als von einer Vasallenherrschaft ist, welche alle Souveränitätsrechte geradezu vernichtet. Ein Souverän, sagt er, kann nicht Unterthan sein, dies streitet schon mit der Unverletzlichkeit seiner Person. Wirkliche Souveräne oder Potentaten sind nur diejenigen Fürsten, die außer der Oberhoheit in ihrem Gebiete zugleich eine Armee besitzen, mit der sie Krieg führen können, eine Militärmacht, auf die gestützt sie im Stande sind, Bündnisse

zu schließen und Einfluß auf die Angelegenheiten Europas zu üben. Für Leibniz würde eine Fürstensouveränität wie die heutige ein wesenloser Schatten gewesen sein. Dagegen streitet es nach seiner Auffaßung nicht gegen die Souveränitätsrechte eines Fürsten, daß er sein Land von einem andern zu Lehn empfängt, und ebenso wenig, daß er die Majestät eines Oberhauptes, des Kaisers, anerkennt, vorausgesetzt, daß er Herr in seinem Hause ist und daselbst nur durch Waffengewalt beunruhigt werden kann. Die Majestät ist nach Leibniz das Recht, zu commandiren ohne commandirt zu werden, die Souveränität ist dagegen das anerkannte Recht, seine Unterthanen zwingen zu können und nur durch Krieg von einem andern gezwungen zu werden, welche Verpflichtungen man auch gegen ihn haben und welchen Gehorsam und welche Treue man ihm auch schuldig sein möge. Solche Souveräne oder Potentaten sind nicht nur die Deutschen Kurfürsten, sondern auch die übrigen Deutschen Reichsfürsten. Ihre thatsächliche Macht rechtfertigt schon ihre Souveränität. Auch ist nicht abzusehn, was die Kurfürsten in dieser Beziehung vor den Reichsfürsten voraus haben sollten. Sie sind als Kurfürsten nicht mächtiger, ihr Gebiet und ihre Botmäßigkeit begründet keine Vorrechte, vielmehr es giebt Fürsten, die größere Territorien haben und seit Alters her mächtiger sind, als manche Kurfürsten. Was die Kurfürsten voraushaben, sind nur gewisse Functionen, die ihnen allein zustehen, wie z. B. die Kaiserwahl. Aber die Souveränität kommt auch den andern Reichsfürsten zu und gründet sich nicht bloß auf die thatsächliche Macht, sondern sie ruht auch in der allgemeinen Anerkennung und auf der geschichtlichen Entwicklung des Deutschen Reiches. Diese Fürsten sind keine Emporkömmlinge, sondern sie stammen ab von den alten Deutschen Königsgeschlechtern, sie sind die legitimsten Gewalten und nicht weniger vornehm, als die ersten regierenden Familien der gegenwärtigen Welt, die Habsburger und Capetinger. Wenn nun die Deutschen Fürsten in Rücksicht der Souveränität den Kurfürsten gleichstehen, warum sollen sie in Rücksicht des Gesandtschaftsrechts, welches aus der Souveränität fließt, geringer sein, als diese? Das Gesandtschaftsrecht der Kurfürsten ist auf dem Congresse in Münster festgestellt. Es muß aber folgerichtig aus demselben

Grunde auch den andern Deutschen Reichsfürsten zuerkannt werden.

Leibniz führt sodann für seinen Satz noch eine augenfällige Analogie an, welche merkwürdigerweise auch in unsern Tagen eine eben so augenfällige Analogie zu der Spoliation der Deutschen Fürsten bildet. Er weist nach Italien hin und frägt: wie will man den Deutschen Reichsfürsten verweigern, was man den Italienischen Herzögen einräumt? Diese Italienischen Fürsten sind, mit den Deutschen verglichen, weder souveräner, noch vornehmer. Das Haus Braunschweig-Lüneburg ist das Stammhaus der Familie Este. Mantua und Modena sind Vasallen des Reichs, Florenz ist reichsunmittelbar, Parma ist Vasall des Pabstes. Die Medici, Farnese, Gonzaga sind, mit den Deutschen Fürstengeschlechtern verglichen, neue Familien. Dennoch üben sie das Gesandtschaftsrecht, und es heißt die Deutschen Reichsfürsten unter die Italienischen Herzöge herabwürdigen, wenn man jenen bestreitet, was man diesen zugesteht. Es ist daher eine Ehrenfrage des Reichs, daß dieses Recht auch den Deutschen Fürsten zuerkannt wird und daß diese den Italienischen gleichgeachtet werden.

Es läßt sich nicht leugnen, daß Leibniz in seiner Abhandlung den Souveränitätsbegriff der Deutschen Fürsten auf die Spitze trieb und eine Anwendung davon machte, welche sich mit der alten Reichsverfaßung nicht vertrug und ihr vollends den Todesstoß zu geben drohte. Indessen war er nicht weniger bemüht, alles, was sich historisch im Reiche entwickelt hatte, zu erhalten, und darum konnte er nicht umhin, indem er die Fürsten erhob, die Kurfürsten in ihrem noch höheren Range zu befestigen und ihren noch höhern Ansprüchen Rechnung zu tragen, was die Spitze seines Buches gewissermaßen wieder abstumpfte. Wir wißen von Leibniz selbst, daß der Geh. Rath Otto Grote, ein Staatsmann, welchen Spittler mit Richelieu und Mazarin in eine Linie stellt, sich namentlich gegen einen Punkt in Leibnizens Darstellung erhoben hat. Leibniz hatte nämlich in seinem Buche gesagt, daß die Deutschen Fürsten es nicht misbilligen würden, wenn auswärtige Könige die Kurfürsten als ihresgleichen behandelten. Otto Grote, und die übrigen Minister billigten diese Ansicht nicht; denn nach ihrer Meinung hatte Leibniz hier den

Kurfürsten zu viel eingeräumt. Aber Leibniz stellte dem Herzoge vor, daß man auf diese Weise die Sache eher mildern, als verbittern würde, und daß es ihm nicht leicht möglich sei, diesen Punkt zu ändern, ohne an seinem ganzen Systeme zu rütteln. Der Herzog trat auf seine Seite, und so blieb es bei der ursprünglichen Faßung. Als später das Haus Braunschweig-Lüneburg nach der Kurwürde strebte, fragte Leibniz den Präsidenten des Geh. Raths, denselben Otto Grote, ob es nun nicht beßer sei, das Werk so belaßen zu haben, wie es war. Der Präsident gab sich gefangen und nahm nun keinen Anstand, das gut zu heißen, was früher Bedenken in ihm erregt hatte. Es war nicht die Absicht des Fürstenerius, sagt Leibniz, die Fürsten mit den Kurfürsten in allen Punkten auf gleiche Linie zu stellen, sondern nur, die unbegründeten Ansprüche der Kurfürsten zurückzuweisen und den Fürsten die ihnen gebührenden Rechte zu sichern. Fürstenerius hat für die Kurfürsten geschrieben, nicht gegen dieselben.

Das besprochene Buch machte gleich nach seinem Erscheinen großes Aufsehn und wurde wenigstens von der einen Partei mit dem größten Beifall aufgenommen. Es wurde sofort, sagt Leibniz selbst, zu Nimwegen gelesen und bestand die strengste Censur einer Versammlung sehr berühmter Minister der größten Gewalthaber Europas. Alle Welt stimmte darin überein, daß es in einer geschickten und überzeugenden Weise geschrieben sei, und daß sich etwas edles und erhabenes nicht nur in dem Ausdrucke zeigte, sondern auch in der Anschauung, die sich durch das ganze Buch hindurchzöge. Man vergnügte sich damit, nach dem Verfaßer zu forschen und allerlei Vermuthungen auszusprechen; denn die Vorsichtsmaßregeln, welche man bei der Herausgabe getroffen hatte, verwirrten die Neugierigen. Man fiel von Anfang an auf Personen, welche sich durch amtliche Stellung und außerordentliches Wißen auszeichneten, und der wahre Verfaßer hatte die Genugthuung, zu sehen, daß man ihn wenigstens nicht degradirte.*) Wenn dennoch auch diese

*) „Daher auch jedermann", schreibt Leibniz später an den Herzog Ernst August, „dies gegenwärtige scriptum de jure suprematus nicht mir, sondern weit höhern Leuten, nämlich etliche dem Canzler Schütz in Celle, etliche dem Vice-Canzler Hugo attribuiret und sich eingebildet, es müße nothwendig von einem in Affairen stehenden Manne gemacht sein."

Staatsschrift, wie früher die Denkschrift zur Polnischen Königswahl und der Plan einer Aegyptischen Expedition, ihr eigentliches Ziel verfehlte, so lag das theils in den allgemeinen Verhältnissen, gegen welche Leibniz anzukämpfen hatte, theils mochte auch die Eigenthümlichkeit des Verfaßers schuld daran sein, dem die Einseitigkeit und Parteilichkeit fehlte, welche nöthig ist, um eine rasche, schneidende Wirkung des Augenblicks durchsetzen zu helfen. *)

*) Um den Lateinischen **Caesarinus Furstenerius** auch dem Auslande zugänglich zu machen, verfaßte Leibniz in demselben Jahre, in welchem jener zu Amsterdam erschien, einen Französischen Auszug, der sehr geschickt in die Form eines Gespräches eingekleidet ist, welches von zwei Deutschen Edelleuten über die betreffende Streitfrage geführt wird. Es sind dies die **Entretiens de Philarète et d'Eugène sur le droit d'Ambassade**, welche noch in demselben Jahre 1677 zu Duisburg herauskamen. Leibniz beabsichtigte später eine zweite Ausgabe mit einer Deutschen Uebersetzung. Dieselbe unterblieb, weil die Hauptschrift, der **Caesarinus Furstenerius**, so reißenden Abgang fand, daß eine weitere Behandlung derselben Frage überflüßig zu sein schien.

Achte Vorlesung.

Leibniz als Bekämpfer der Hexenprocesse.

H. V. Erschrecken Sie nicht, wenn ich Ihnen ankündige, daß ich Sie heute auf ein dunkles und grauenerregendes Gebiet zu führen gedenke, nämlich auf das Gebiet der Zauberei und der Hexenprocesse. Wer sich mit Leibniz und seiner Zeit beschäftigt, kann an diesem Gebiete nicht wohl vorübergehn. Denn Leibniz gehörte zu denen, welche auf diesem Gebiete Wandel schafften und dem Unwesen der Hexenprocesse steuern halfen.

Die Hexenprocesse machen mehre Jahrhunderte hindurch einen wichtigen Theil der Culturgeschichte aus und haben noch lange nicht die Beachtung gefunden, welche sie nach ihrer Wichtigkeit verdienen. Es ist zwar unendlich viel über diesen Gegenstand geschrieben, man hat bändereiche Werke zusammengetragen und ganze Zauberbibliotheken zusammengestellt. Aber es sind meist oberflächliche Producte einer oberflächlichen Zeit, welche für ein so schwieriges und dunkles Gebiet wie die Zauberei kein Verständnis hatte. Eine gründliche, auch nur einigermaßen genügende Geschichte der Hexenprocesse fehlt uns noch. Indes dürfen Sie am allerwenigsten von mir erwarten, daß ich in einer einzelnen Vorlesung diesen Gegenstand erschöpfend behandle. Ich sehe mich zwar genöthigt, etwas näher auf die Sache einzugehn, um den Antheil deutlich zu machen, den unser Leibniz daran nahm, muß mich aber schon um der Kürze der Zeit willen auf Andeutungen und Uebersichten beschränken.

Wollen Sie sich ein treues Bild von jenen entsetzlichen Hexenprocessen machen, welche Hunderten und Tausenden von Menschen in unserm Vaterlande das Leben gekostet, so lesen Sie „Maria Schweidler, die Bernsteinhexe, der interessanteste

aller bisher bekannten Hexenprocesse, herausgegeben von W. Meinhold." Der Verfaßer dieses Buches, welcher Doctor der Theologie und lutherischer Pfarrer war, hatte bei Herausgabe desselben zwar nicht die Absicht, das lesende Publicum über Hexen und Zauberer aufzuklären. Vielmehr wollte er mit seiner Schrift der Welt, namentlich der gelehrten Welt, selbst ein wenig Blendwerk vormachen. Er wollte die modernen Kritiker ein wenig foppen, welche über jedes Schriftstück, und wenn es das Buch der Bücher selbst ist, mit anmaßender Unfehlbarkeit aburtheilen und die Echtheit oder Unechtheit desselben zu bestimmen unternehmen. Zu dem Ende gab er vor, daß die von ihm erfundene Geschichte nach einer defecten Handschrift aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges erzählt sei, und als alle Welt dieser seiner Angabe unbedingten Glauben schenkte, trat er mit der Erklärung hervor, daß es mit der alten Handschrift nichts sei, daß die ganze Erzählung einzig und allein auf seiner Erfindung beruhe. Indem es ihm aber gelungen ist, die Sprache und den Geist jener Zeit, in welcher die Geschichte spielt, so täuschend nachzuahmen, daß man an der Echtheit seiner angeblichen Handschrift nicht zweifelte, hat er nicht nur der sich für unfehlbar haltenden Kritik einen Streich gespielt, sondern auch eine Dichtung geliefert, welche in einem knappen Rahmen ein möglichst getreues Bild von einem Hexenprocesse darbietet. Wer also einen Hexenproceß mit all seinen Vorurtheilen, Grausamkeiten und Unmenschlichkeiten kennen lernen will, der lese die Bernsteinhexe, deren Geschichte ums Jahr 1630 auf der Insel Usedom spielt.

Die Hexenprocesse sind aber älter, als der dreißigjährige Krieg, sie reichen bis ins funfzehnte Jahrhundert zurück. Strafen gegen Hexen und Zauberer kommen natürlich weit früher vor. Die Zaubereisünden sind recht eigentlich heidnische Sünden, welche bei allen heidnischen Völkern ohne Ausnahme sich finden, und es versteht sich daher von selbst, daß, wo die christliche Kirche festen Fuß faßte, auch der Kampf gegen die Zauberei wie gegen alle andern heidnischen Sünden und Laster aufgenommen werden mußte. In der ältesten Kirche wurde die Zauberei einfach mit der Excommunication bestraft. Karl der Große fügte in seinen staatlichkirchlichen Gesetzen das Gefängnis hinzu. Aber das gerichtliche Verfahren, welches wir unter dem Aus-

drucke Hexenproceß verstehen, stammt aus späterer Zeit, nämlich aus dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts. Im Anfange dieses Jahrhunderts war es nämlich, als ob das Reich des Teufels seine Pforten von neuem geöffnet hätte, um die Christenheit mit allerlei Teufelsspuk zu erfüllen. Die Furcht vor den Künsten der Finsternis wurde immer beängstigender, die Beschuldigung der Zauberei immer häufiger. So entstand der eigentliche Hexenproceß, bei welchem das gerichtliche Verfahren immer schärfer und bestimmter ausgeprägt wurde. Ulrich Molitor, der sich im funfzehnten Jahrhundert zu Costniz als talentvoller Sachwalter auszeichnete, bekämpfte zwar noch in einem dialogus de lamiis et pythonicis mulieribus (Gespräch über Gespenster und Hexen) die Anschauungen seiner Zeit und bezweifelte, ob es Hexen gäbe und ob die auf der Folter abgenöthigten Geständnisse zuverläßig wären. Aber schon im Jahre 1484 erließ Papst Innocentius VIII. seine berühmte Bulle Summis desiderandis, in welcher der Hexenproceß eine neue mächtige Stütze fand. Da der Papst gehört hatte, daß Hexen und Hexenmeister in Deutschland ihr Wesen trieben, zu großer Beschädigung ihrer Mitmenschen an Leib und Gut, so bestellte er zwei Mönche zu Hexenrichtern, welchen er die Vollmacht ertheilte, das Laster der Zauberei und Hexerei in Deutschland auszuspähen, zu bestrafen und auszurotten. Niemand sollte diese Inquisitoren hindern; niemand sollte sich gegen ihre Richtersprüche durch Appellation an den Römischen Stuhl verwahren können. Verhängnisvoll wurde die päpstliche Bulle erst durch die Auslegung, welche ihr die Hexenrichter gaben, indem sie ein eben so gelehrtes als abergläubiges und unsauberes Handbuch des Hexenprocesses zusammentrugen, den sogenannten Hexenhammer (malleus maleficarum *), welcher wohl seinen Namen daher führt, daß er, wie das Wort Gottes ein Hammer ist, der Felsen zerschmeißt, so ein Instrument zur Zermalmung und Ausrottung der Hexen sein sollte. Der Hexenhammer fand bald überall Eingang, und seitdem lieferte der Volksglaube Hexen zu Tausenden auf den Scheiterhaufen.

*) Er wurde im Jahre 1487 von Henricus institor in Alemannien und Jacob Sprenger in Cöln unter Zuziehung des Constanzer Geistlichen Johann Grempen abgefaßt.

Die Reformation verdrängte zwar nicht den Glauben an Zauberei und dämonische Wunder und noch weniger den Glauben an Teufel und böse Geister. Vielmehr gab Luther diesem Glauben erst die rechte biblische Begründung. Dennoch fielen dem Hexenglauben in der Reformationszeit weniger gerichtliche Opfer, als vorher, weil die Gemüther von der reformatorischen Bewegung so voll waren, daß kein anderes Interesse daneben aufkommen konnte.

Luther, der die Tiefen des Satans kannte, wie wohl keiner nach dem Apostel Paulus *), war nicht bloß ein großer Theologe, sondern ein eben so großer Satanologe; denn die Lehre vom Teufel und seinem Reiche steht ja mit der Lehre von der Erlösung durch Christum und von der Rechtfertigung des Sünders durch die im Glauben ergriffene Gnade Gottes im engsten Zusammenhange. Christus ist gekommen, sagt die Schrift, daß er die Werke des Teufels zerstöre, und wohl keiner ist tiefer in diese und ähnliche Schriftstellen eingedrungen, als Luther. Seine besondere Erkenntnis und Eigenthümlichkeit ist die, daß er das ganze Erlösungswerk Christi als einen Kampf des Weltheilandes mit dem alten bösen Feinde, mit dem Widersacher Gottes und der Menschen, auffaßt. Ich erinnere in dieser Beziehung nur an zwei Zeugnisse Luthers, ein prosaisches und ein poetisches, an jene plastischen Katechismusworte: „der mich verlorenen und verdammten Sünder erlöset hat, erworben, gewonnen von allen Sünden, vom Tode und von der Gewalt des Teufels", und an jenes unvergleichliche Kirchenlied, in welchem die Christen insgemein zur Freude über den theuer erworbenen Gottessieg aufgefordert werden. Der Gedankengang des letzteren ist bekanntlich folgender. Der dem Tode verfallene und von der Sünde beseßene Mensch befindet sich in harter Gefangenschaft. Er ist ein Knecht und Gefangener des Teufels, der durch Sünde und Tod seine Herrschaft ausübt.

Dem Teufel ich gefangen lag,
Im Tod war ich verloren.

Da zieht Christus, der Sohn Gottes, im Gehorsam gegen den himmlischen Vater, aus, um dem Gefangenen zu Hülfe zu

*) „Ich kenne den Satan durch Gottes Gnade ein großes Stück."

kommen und das Heil des Armen zu werden. In armer Menschengestalt erscheint er auf dem Kampfplatze und eröffnet den schwersten, aber auch segensvollsten Krieg, der je geführt ist.

Gar heimlich führt er sein Gewalt,
Er gieng in meiner armen Gestalt,
Den Teufel wollt er fangen.

Christus hat in diesem heißen Kampfe obgesiegt. Er ist als der Stärkere über den Starken gekommen, hat ihm seinen Harnisch genommen und seinen Palast zerbrochen, und theilt nun den Raub aus; denn nicht für sich, sondern für mich, den armen Gefangenen, hat er gesiegt, und wenn ich mich nun an ihn, den Herzog meiner Seligkeit, halte, so können mir Tod und Teufel nicht schaden.

Er sprach zu mir: halt dich an mich,
Es soll dir itzt gelingen;
Ich geb mich selber ganz für dich,
Da will ich für dich ringen.
Denn ich bin dein und du bist mein,
Und wo ich bleib, da sollst du sein:
Uns soll der Feind nicht scheiden.

Mit einem zuvor nicht dagewesenen Tiefblick hat Luther erschaut, nicht nur daß, sondern auch wie Christus die Werke des Teufels zerstört hat. Er steht mit dieser seiner Anschauung ganz und gar auf dem Boden der Schrift. Darum glaubt er denn nicht nur an Teufel und böse Geister, sondern auch an dämonische Einwirkungen und satanische Wunder. Aber er kennt auch den Stärkern, der über den Starken gekommen ist, und die Christenheit braucht des Teufels Kräfte und Wirkungen nicht mehr zu fürchten, seitdem dieser Stärkere bei ihr auf dem Plan ist und seitdem sie singen und sagen kann:

Und ob die Welt voll Teufel wär
Und wollten uns gar verschlingen,
So fürchten wir uns nicht so sehr,
Es soll uns doch gelingen. —
Es streitt für uns der rechte Mann,
Den Gott selbst hat erkoren.
Fragst du, wer er ist?
Er heißt Jesus Christ,
Der Herr Zebaoth,
Und ist kein andrer Gott:
Das Feld muß er behalten.

Die Teufelsfurcht wurde daher durch Luthers gewaltige Predigt, daß der Sohn Gottes im Kampfe wider den Teufel obgesiegt habe, nicht gemehrt, sondern gemindert. Sie verschwand unter dem geistlichen Aufschwunge, den die Reformation hervorrief, fast völlig, und das Feuer der Scheiterhaufen, auf denen man Hexen verbrannte, wurde für ein halbes Jahrhundert durch das neue Glaubensfeuer ersetzt, oder an ihre Stelle traten solche Scheiterhaufen, auf denen die treuen Zeugen der Wahrheit als Ketzer gebraten wurden. Erst am Schluße des sechzehnten Jahrhunderts, als das neue geistliche Leben, das die Reformation erzeugt hatte, allmählich nachließ und immer mehr in eine todte Orthodoxie einschlug, nahmen die Hexenprocesse wieder einen neuen Aufschwung, und zwar in lutherischen Ländern fast noch mehr, als in katholischen. Das siebzehnte Jahrhundert ist recht eigentlich das der Hexenprocesse, und das wird man auch sehr begreiflich finden, wenn man bedenkt, daß einerseits das bis zur Stunde noch tief im Volke steckende Heidenthum, das sich vor der Reformation in seine geheimsten Schlupfwinkel zurückgezogen hatte, sich wieder mit all seinen Sünden, also auch den Zaubereisünden, hervorwagte, und daß andrerseits die todte Orthodoxie, welche an Luthers Teufelslehre eben so fest hielt, als an seiner Heilslehre, je stumpfer die Waffen der geistlichen Ritterschaft geworden waren, desto williger es geschehen ließ, daß der Kampf gegen den alten bösen Feind mit weltlichen Gewaltmitteln geführt wurde. Sehr beachtenswerth ist es in dieser Beziehung, daß das Hinsterben der Hexenprocesse mit dem Wiedererwachen des geistlichen Lebens im deutschen Volke so ziemlich zusammen fällt und daß Spener, der Vater des Pietismus, der erste unter den protestantischen Theologen war, der sich 1696 in einem seiner Bedenken gegen die gerichtliche Verfolgung der Hexen aussprach. In der Zeit vor Spener hatten die Hexenprocesse ihren Höhepunkt erreicht. In der Periode des dreißigjährigen Krieges hatten Schwert, Hunger und Pest Deutschland fast zur Einöde gemacht; aber als ob es an all dem Jammer noch nicht genug wäre, wurden in dem Elende der Zeit Hexen auf Hexen verbrannt. Kein Alter, kein Stand wurde verschont. Man stieg mit der Anklage auf Hexerei und Zauberei sogar bis zu unmündigen Kindern herab.

Keiner war vor der Verfolgung sicher. Von Erich dem Jüngern wurde sogar seine eigene Gemahlin, Sidonia, die Schwester des Kurfürsten von Sachsen, als Zauberin vor das Halsgericht gestellt, und wenn eine Fürstin, wenn Frauen aus den angesehensten Adelsfamilien in diese Untersuchung verwickelt werden konnten, wie hätte die Frau des niedern Standes auf Erbarmen rechnen können? Als Johann Kepler zu Linz im Oesterreichischen das von ihm benannte Naturgesetz entdeckt hatte und vom Kaiser nach Regensburg berufen wurde, um in der Sache der Kalenderverbeßerung sein Gutachten abzugeben, mußte er, kränkelnd wie er war, plötzlich durch die von Krieg erfüllte und unsicher gemachte Gegend nach seinem Vaterlande, dem Würtembergschen, abreisen, um seine arme alte Mutter, die als Hexe eingezogen war, vom Scheiterhaufen zu retten. Der berühmte Rechtslehrer Benedict Carpzow, der 1666 zu Leipzig starb, hatte zwar das Verdienst, durch seine 1635 erschienene Practica nova rerum criminalium auch bei den Hexenprocessen eine größere Strenge in der Beobachtung der rechtlichen Formen und in der Begründung des Thatbestandes herbeigeführt zu haben. Doch erkannte auch er an, daß nicht nur die Zauberei, sondern auch das Bündnis mit dem Teufel an und für sich schwer zu bestrafen sei. Der Glaube an Zauberei und Hexerei war in jener Zeit so allgemein, daß die dagegen erhobenen Zweifel und Bedenken zu den größten Seltenheiten gehörten, und es knüpften sich an diesen Glauben die allerabenteuerlichsten Vorstellungen und Anschauungen, welche man in unsern Tagen eher für die Hirngespinnste eines Verrückten, als für die festen Ueberzeugungen eines vernünftigen, erfahrenen und wißenschaftlich gebildeten Menschen anzusehen geneigt ist. In den Burgen der Ritter, in den Palästen der Großen, in den Bibliotheken der Gelehrten, in den Kirchen, auf den Rathhäusern, in den Viehställen, überall spukt der Teufel, überall sind Hexen und Zauberer im Spiel. Bricht eine Feuersbrunst aus, sofort sind Zeugen da, welche aussagen, sie hätten den Teufel auf dem Dache herumlaufen oder eine bekannte Person in Gestalt einer Hexe in den Schornstein steigen sehn. Entsteht ein Donnerwetter, ein Hagelschlag, so sind der Teufel und die Hexen schuld daran. Ist anhaltende Dürre

oder regnet es zu lange, so sind der Teufel und die Hexen die Urheber der unbequemen Witterung. Wird ein Gesunder krank, so haben der Teufel und die Hexen ihn krank gemacht; fällt ein Pferd, stirbt ein Schwein, so hats der Teufel und die Hexen gethan. Stehend ist die Anschauung, daß die Hexe mit dem Teufel ein Bündnis geschloßen und sich ihm zur Buhlschaft ergeben hat. Als feiner junger Gesell, im grünen oder schwarzen Rock, bisweilen in Jägertracht, auf dem Kopfe den Sammethut mit rother Feder, die Füße spitzig oder in einen Pferdefuß oder den Plattfuß der Gans auslaufend, gewinnt der Teufel, kalt wie Eis oder wenigstens wie Waßer, die Frau zur Buhlschaft. Indem sie sich ihm ergiebt, ist sie gezwungen, die Verleugnung Gottes auszusprechen. Dann folgt sie dem Buhlen im raschen Fluge durch die Luft. Auf einem schwarzen Ross oder auf einem grauen Bock, mitunter auf einer dreibeinigen Ziege, oder auch auf der Ofengabel, dem Besenstiel oder einem derartigen Instrument, das sonst zum Reiten wenig geeignet ist, reitet sie in nächtlicher Zeit zum Tanzplatz. Auf Kreuzwegen, häufig auf Richtstätten, sammelt sich der wilde Spuk. Dort giebt ein Bock den Spielmann ab, um welchen der Tanz „unrecht herum“ beginnt. Dann folgen Schmausereien, bei denen man aber Brot und Salz vermisst, wüste Gelage, wobei der Trank in Rossschädeln kredenzt wird, und der unbegrenzte Wahnsinn eines Hexensabbats. Von ihrem Buhlen lernt die Frau Künste der Nacht. Sie kann Wetter machen, Mismachs über den Acker sprechen, Seuchen und Gebrechen über Menschen und Thiere bringen, und dergleichen.

In der That, man kommt sich wie ein Träumender vor, wenn man durch die Acten der Hexenprocesse, welche zu Hunderten erhalten sind, in jene Zeit zurückversetzt wird, wo der Glaube an Zauberei und Hexerei eben so allgemein als die Furcht davor groß war. Man weiß oft kaum, ob man seinen Sinnen trauen soll, wenn man liest, daß hochangesehene, gebildete und verständige Menschen die gerichtlichen Aussagen von Teufelsbündnissen, von ehelichem Umgange mit bösen Geistern, vom Hinwegfliegen durch die Luft zum Teufelssabbat und dergleichen als Dinge behandeln, die nicht dem mindesten Zweifel

unterliegen; wenn man hört, daß unzählige Unglückliche, nicht selten unter den bittersten Gewißensvorwürfen, sich selbst solcher Verbrechen anklagen, an deren Möglichkeit man jetzt allgemein zweifelt; wenn man Theologen, Rechtsgelehrte, Aerzte, Männer in den verschiedensten Aemtern und Lebensstellungen, alle in dem Glauben übereinstimmen sieht, daß es Hexen giebt.

Und noch höher steigen Staunen und Entsetzen, wenn man das Verfahren kennen lernt, das nach dem Hexenhammer und der Carolina, der mit Blut geschriebenen Halsgerichtsordnung Karls des fünften, gegen die Unglücklichen eingeleitet wurde, welche der Zauberei und Hexerei genugsam bezüchtigt waren. Denn welches war das Loos dieser Unglücklichen? Nachdem sie durch furchtbare Foltern dahin gebracht waren, Geständnisse abzulegen, bei denen sich eine merkwürdige Uebereinstimmung herausstellt, wurden sie zu Hunderten dem zehrenden Feuer übergeben. Manche bestanden auch die Waßerprobe, und mußten sich freuen, wenn sie nicht durch den vermeintlichen Zauber über dem Waßer gehalten wurden. Andre starben während der Folter und gaben unter Betheuerung ihrer Unschuld den Geist auf. Viele erduldeten auch mit Freuden den Tod, weil sie überzeugt waren, ihn verdient zu haben. Die Sage von dem nächtlichen Ritt der Hexen zum Blocksberge, welche heutzutage selbst Kinder belächeln, wurde damals von vielen erwachsenen Leuten, die sich für sehr verständig hielten, ja von berühmten Gelehrten ernsthaft geglaubt. Carpzow sagt in seiner schon vorhin erwähnten Criminalpraxis: „Die Strafe des Feuertodes ist auch denjenigen aufzulegen, welche mit dem Teufel einen Pact schließen, sollten sie auch keinem Menschen geschadet, sondern nur teuflischen Zusammenkünften auf dem Blocksberge angewohnt oder irgend einen Verkehr mit dem Teufel gehabt haben.“ Bei solchen Anschauungen der Richter mußte die Zahl der unglücklichen Opfer immer mehr anschwellen, um so mehr, als der geringste Verdacht genügte, um das Verfahren einzuleiten und das Geständnis durch die Folter zu erzwingen. Wäre man bei ausgezeichneten Fällen stehen geblieben und hätte man ein gewöhnliches Verfahren beobachtet, so würde es bei einzelnen Processen geblieben sein. Nun aber, da man in den Hexen-

leuten den Teufel selbst zu verfolgen glaubte, stellte man den empörenden Grundsatz auf, daß, wenn unter zweihundert Individuen, die verbrannt würden, auch nur eins schuldig wäre, die Aufopferung aller übrigen nicht für zu kostbar geachtet werden könnte, und indem man über jeden Angeklagten, der seine Unschuld betheuerte, ohne weiteres die Folter verhängte, gab man dem Uebel die weiteste Ausdehnung. So ist es denn begreiflich, daß sich das Unwesen der Hexenprocesse wie ein blutsaugender Vampyr über das arme Volk hinlegte und immer mehr zu einem wahren Molochsdienste ausartete, dem Tausende hingeopfert wurden. Gewisse körperliche Fehler und Unschönheiten — ein triefendes Auge, rothes Haar, ein lahmer Fuß — galten für untrügliche Zeichen und Brandmale eines verbotenen Umganges mit dem Fürsten der Hölle, wie das alte gluderäugige Weib in Meinholds Bernsteinhexe dazu ein Beispiel liefert. Aeltere Frauen zumal, wenn sie an solchen Gebrechen litten oder im allgemeinen häßlich waren, aber auch junge, die durch ungewöhnliche Körperschönheit und Anmuth die Männerwelt an sich feßelten, verfielen leicht der Anklage geheimnisvoller Zauberkünste. Auch die, welche sich, wie die Bernsteinhexe selbst, durch Kenntnisse und Einsichten vor dem großen Haufen hervorthaten, erregten sofort den Verdacht, daß sie ihr höheres Wißen dem Teufel verdankten. Die Beschuldigungen bewegen sich größtentheils in den kleinlichsten Verhältnissen des alltäglichen Lebens, und die albernsten Dinge werden von den Richtern zur Grundlage peinlicher Untersuchungen gemacht. Ein schreiendes Kind, ein nicht freßendes Schwein, eine die Milch versagende Kuh, ein heftiges Zahnweh genügt, um einen Procefs hervorzurufen, bei dem es sich um Tod und Leben handelt. Die Mehrzahl der Gerichte war unerbittlich in der Verfolgung der unglücklichen Geschöpfe, welche unter einer solchen Anklage vor sie gebracht wurden. Das leichtfertigste Zeugnis genügte, um eine Person, auch wenn sie sonst noch so unbescholten war, als der Hexerei verdächtig auf die Folterbank und von da auf den Scheiterhaufen zu bringen. Manche dieser Hexenprocesse führten ganze Familien, ja viele Dutzende von Unglücklichen auf einmal in den Feuertod. Berühmt sind die Hexenprocesse zu Eßlingen im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert, in denen

Ströme von Blut und Thränen floßen. Bekannt ist auch der Hexenthurm von Lindheim, welcher dadurch eine traurige Berühmtheit erlangte, daß er Unzählige dieser Unglücklichen aufnahm. Im Würzburgischen gab es 1629 und 1630 alle vierzehn Tage einen Brand zu neun oder zehn Personen, Laien oder Geistliche; auch waren, wenn ich nicht irre, sechsjährige Kinder dabei. Aehnlich gieng es in vielen andern Städten zu, und die Summa der Opfer, welche im Laufe eines Jahrhunderts diesem furchtbaren Aberglauben hingeschlachtet wurden, soll nach der Schätzung neuerer Forscher nahezu die Zahl von hunderttausend erreicht haben.

Ich habe so eben die Hexenprocesse einen furchtbaren Aberglauben genannt. Und in der That begegnen wir hier den allercrassesten Vorstellungen, die man sich nur denken kann und denen die allen Classen gemeinsame Unwißenheit in Betreff des natürlichen Zusammenhangs von Ursachen und Wirkungen nur zu großen Vorschub leistete. Wo irgend ein Unglück geschah, dessen Ursache nicht sogleich zu Tage lag, mußten nothwendigerweise Teufelswerke im Spiele sein. Besonders Krankheiten bei Menschen und Thieren galten nicht bloß der rohen Menge, sondern selbst vielen Gebildeten für die Folge von Behexungen. Wer in seinen Unternehmungen glücklicher war als andre, sah sich sofort beargwöhnt, einen Pact mit dem Teufel geschloßen zu haben, und wer neue Erfindungen gemacht oder tiefere Blicke in die Natur gethan hatte, kam in den Verdacht, mit der Geisterwelt in Verbindung zu stehn. Gewiss, das alles war Aberglaube, aus dem sich manches, ja das meiste erklärt, was man in jener Zeit für satanische Einwirkungen und teuflische Wunder hielt.

Aber ich muß doch fragen, ist damit alles erklärt, und läßt sich daraus die ganze traurige Erscheinung der Hexenprocesse selbst begreifen? Wie war es möglich, daß diese Erscheinung überhaupt auftauchte und eine so furchtbare Gestalt annahm, daß sie ihren schwarzen Schatten durch Jahrhunderte warf, wenn sie überall keinen realen Hintergrund hatte? Wie kam man dazu, natürliche Vorgänge mit dämonischen Wundern zu verwechseln, wenn es überhaupt keine dämonischen Wunder giebt und gegeben hat? Aus nichts wird nichts. Woher sind denn

die Hexenprocesse gekommen, wenn Zauberei und Hexerei lauter leere Einbildung ist? Kräftigen Irrthümern liegt immer irgend eine, wenn auch noch so verzerrte, Wahrheit zu Grunde, und das Unwesen der Hexenprocesse war einer der kräftigsten Irrthümer, von denen die Geschichte zu erzählen weiß. Auch den Hexenprocessen liegt eine Wahrheit zu Grunde, und wenn es uns auch schwer wird, auf diesem dunklen Gebiete das Wahre von dem Falschen, das Reale von der bloßen Einbildung zu scheiden und also der Sache auf den Grund zu sehen, so läßt sich doch von vorn herein nicht annehmen, daß hier der absolute Irrthum seine Triumphe gefeiert habe, und daß es nur die verfolgte Unschuld gewesen sei, der jene Ströme von Blut und Thränen ausgepresst und jene Scheiterhaufen angezündet wurden.

Meinhold, der Verfaßer der Bernsteinhexe, hat auf den Titel seines Buches folgendes Motto gesetzt: „Gemeine Seelen machen in den Hexenprocessen alles zum Werke der Einbildung. Wer aber viele Hexenprocesse gelesen, findet es unmöglich.“ Sie werden sich gewiss wundern, wenn ich Ihnen sage, aus wessen Feder jene Worte geflossen sind. Es war Jean Paul, der jenes scharfe Urtheil über die gewöhnlichen, oberflächlichen Beurtheilungen der Hexenprocesse gefällt hat, also kein Finsterling, kein abergläubiger Dummkopf, sondern ein sehr aufgeklärter, toleranter Mann, der aber gleichwohl erklärt, daß er in den Hexenprocessen nicht alles für ein Werk der Einbildung halte. Ich könnte die Namen vieler tieferblickender Männer anführen, die mit jenem Urtheile Jean Pauls völlig übereinstimmen. Ich will nur einen aus älterer Zeit und zwei aus unsern Tagen nennen. Der erste ist unser Leibniz, welchen wir in der Reihe der Bekämpfer des Hexenprocesses finden. Gleichwohl gesteht er in seiner ersten juristischen Schrift, in jener berühmten Methodus nova jurisprudentiae, die wir in der zweiten Vorlesung kennen gelernt haben, daß es nicht nur eine infusio divina, sondern auch diabolica, d. h. nicht nur eine übernatürliche göttliche, sondern auch teuflische Einwirkung gebe. Als Beispiel göttlichen Einflußes führt er die aus der Apostelgeschichte und den Paulinischen Briefen bekannte Sprachengabe, das sogenannte Zungenreden, an. Dem gegenüber stellt er dann das Hexen- und Zauberwesen, indem er hinzusetzt: Nostris temporibus infusionis

diabolicae in mancipia sua exempla non desunt, d. h. zu unsern Zeiten fehlt es nicht an Beispielen von übernatürlicher Einwirkung des Teufels auf seine Sclaven (Luther würde sagen: auf sein Gesinde.) Unter den Männern der Gegenwart nenne ich Ihnen zunächst einen gründlichen Juristen, Dr. Trummer, welcher in seinen Vorträgen über Hamburgsche Rechtsgeschichte sagt, man sollte endlich aufhören, diese Erscheinungen als leere Nachtstücke abzufertigen. Neben den Juristen stelle ich einen eben so gründlichen Theologen, der zugleich auf dem Gebiete der Geschichte und Literatur, wie wenige, zu Hause ist und sich eingehend mit dem dunklen Gebiete, um das es sich hier handelt, beschäftigt hat. Ich meine den der Wißenschaft und dem Vaterlande zu früh entrißenen Professor und Consistorialrath Vilmar, den Verfaßer der Geschichte der Nationalliteratur. Dieser gründliche Geschichtsforscher, welcher nicht nur die einschlägige Literatur genau studirt, sondern hunderte von Procesacten im Originale gelesen hat, fällt über die Hexenprocesse folgendes Urtheil: „Gewiss ist eine sehr große Anzahl von Hexen unschuldig verbrannt worden; aber eine nicht geringe Zahl war schuldig, bei weitem freilich nicht alle des Zaubers, wohl aber der Ableugnung (des Abschwörens) Gottes und Christi und der Addiction an den Teufel, und es fehlt nicht an Beispielen, daß einzelne lediglich um dieser Abschwörung willen — denn Zauber war weder eingestanden, noch bewiesen — zum Tode verurtheilt sind. Die Abschwörung erfolgte nach Formeln, welche im Anfange des sechzehnten und am Ende des siebzehnten Jahrhunderts vollkommen gleich lauteten. Daß der Addiction an den Teufel ein Factum zu Grunde liegen muß, beweist der schon längst bekannte und auch durch die Acten bestätigte Umstand, daß die Hexen meinten, da sie sich nun einmal dem Teufel ergeben hätten, könnten sie nun nicht mehr zurück. Daß hin und wieder auch wirklicher Zauber stattgefunden habe, wird nur der ableugnen können, welcher die Realität des Zaubers überhaupt leugnet. Die unverwerflichsten Zeugnisse aus den Acten sprechen dafür." Zu den geschichtlich beglaubigten Arten des Zaubers rechnet Vilmar besonders den leiblichen Schadenzauber, der die wesentliche Natur des Giftes hat. Aus manchen Procesacten, gesteht Vilmar, sei man geneigt die Vermuthung zu entnehmen, daß der angebliche

Zauber eben nichts als Giftmischerei gewesen sei. Auch müßen wohl, nach den Umständen zu urtheilen, manche im Besitz von Giftmitteln gewesen sein, welche sonst völlig unbekannt waren. Doch sagen die confessi und confessae regelmäßig und mit größter Bestimmtheit unter den verschiedensten Verhältnissen und in den verschiedensten Lagen, bald rühmend, bald trotzend, bald auf der Tortur, bald in der Urgicht, es habe sie „Derjenige" das Gift bereiten gelehrt. Ich will nur an einen sehr bekannten Fall erinnern: an den Vergifter in der Schlesischen Stadt Guhrau, welcher im Jahre 1659 bekannte, daß er viele Einwohner der Stadt, besonders Weiber, nur durch ein in die Straßen und Wege gestreutes Pulver, welches ihm der Teufel gegeben, vergiftet habe. Die Procesßacten sind bis zur Einäscherung der Stadt Guhrau im Jahre 1759 oft gelesen und haben nach dem Zeugnisse unverdächtiger Personen, namentlich auch solcher, welche gegen die Realität der Zauberei eingenommen waren, den Eindruck größter Sorgfältigkeit und Gründlichkeit der Untersuchung gemacht. *) Unter denjenigen Arten des Schadenzaubers, welche am allgemeinsten bekannt und am sichersten beglaubigt sind, so daß es schwer ist, die Realität derselben anzuzweifeln, ragen hervor das Nestelknöpfen, das Bannen, das Festmachen, das Krankmachen oder Verschwinden der Säuglinge u. dergl. „Vieles andre", sagt Vilmar, „das zum Schadenzauber gerechnet wurde, kann nach den vorhandenen Urkunden nicht in gleichem Grade, wie die oben genannten Dinge, für unbedingt beglaubigt angenommen werden. Dies gilt sogar vom Bezaubern der Milch, von welchem mir nur ein Fall vorgekommen ist, in welchem diese Art von Zauber vom Gerichte als evident erwiesen angenommen wurde." Dagegen hält Vilmar durch vollkommen glaubhafte Zeugnisse die Wirkung des Liebeszaubers für erwiesen, welcher im Herbeibringen des Buhlen aus fremdem Lande besteht und nach allgemeinem Eingeständnisse nur im Namen des

*) Berüchtigt ist dieses Ereignis durch die entsetzliche Grausamkeit, mit welcher dieser Todtengräber hingerichtet wurde: es wurden ihm aus dem Rücken Riemen geschnitten; darauf wurde er mit glühenden Zangen am ganzen Leibe gezwickt und dann von unten auf gerädert. Jene Riemen wurden auf dem Rathhause aufbewahrt, und waren bis zum Jahre 1759 auch noch vorhanden.

Teufels, durch Anrufung desselben geschehen kann. Das erste Erforderniß dazu ist, daß mit einem neuen irdenen Topfe das dazu nöthige Waßer gegen den Stromlauf in des Teufels Namen geschöpft und während des Kochens der Teufel fortwährend genannt wird. Endlich rechnet Vilmar zu dem wirksamen Zauber noch die Mittel, durch welche ein Dieb zum Wiederbringen gestohlener Sachen gezwungen wird. Diese Mittel, ein Glied eines Todten, ein Stück eines Todtenkleides, oder auch nur eine Hand voll Erde von einem Grabe, werden sehr oft angewandt, und Vilmar sagt, es seien ihm mehrfache Fälle bekannt, wo sie mit Erfolg angewandt worden.

Da haben Sie das Urtheil eines Mannes, den ich nicht anstehe auf diesem Gebiete für einen sehr competenten Richter zu halten, und ich dächte, die Aussprüche dieses wie anderer scharfblickender Männer müßten uns wenigstens zur Vorsicht mahnen und uns warnen, nicht eher über diese Sache abzuurtheilen, bis wir sie einer gründlichen und vorurtheilsfreien Prüfung unterzogen haben. Laßen Sie mich denn, ehe wir zu den Bekämpfern der Hexenprocesse übergehn, einige Warnungszeichen ausstellen, und einige Grenzpfähle stecken, innerhalb deren eine nüchterne Betrachtung sich zu halten haben dürfte, wenn sie nicht nach rechts oder links auf Abwege gerathen soll.

Ganz albern ist die Auffaßung derer, welche nicht müde werden, die ganze blutige Erscheinung der Hexenprocesse bloß aus Luthers Teufelsglauben herzuleiten und sie als einen Hauptvorwurf hinzustellen, welcher der lutherischen Orthodoxie gemacht werden müße. Als ob es nicht Hexenprocesse vor der Reformation wie nach derselben gegeben hätte; als ob nicht auf katholischem Boden eben so gut Hexen verbrannt wären, wie auf lutherischem; und als ob es die orthodoxen Theologen gewesen wären, welche auch nur vorzugsweise diesen Brand geschürt hätten, als ob nicht Theologen, Juristen, Mediciner, ja alle Zeitgenoßen darin übereingestimmt hätten, daß es Hexen gäbe und daß solche des Todes schuldig wären. Will man einen Stand vor den andern anklagen, zur Aufrechterhaltung des Uebels beigetragen zu haben, so hat es wenigstens einen Schein der Wahrheit, wenn man den Juristenstand beschuldigt; denn da der Hexenproceß gesetzmäßig und verfaßungsmäßig geworden war, so wurde er

besonders durch die Rechtsgelehrten und Richter aufrecht erhalten. Man könnte daher auf ihn das Göthische Wort anwenden:

Es erben sich Gesetz und Rechte
Wie eine ewge Krankheit fort,
Sie schleppen von Geschlecht sich zum Geschlechte
Und rücken sacht von Ort zu Ort.

Aber womit will man beweisen, daß die lutherische Orthodoxie es gewesen ist, welche den Brand der Scheiterhaufen geschürt habe? Etwa damit, daß sie die Lehre vom Teufel und den bösen Geistern schriftgemäß entwickelt und gepredigt hat? Sie thut das zum Verdruß der modernen Aufklärung noch heutiges Tages, und doch werden keine Hexen mehr verbrannt. Luther wußte sehr gut, daß der Teufel sich vor der Polizei nicht fürchtet. Er bewies daher auch eine große Weitherzigkeit in Betreff der Bestrafung der Sünden gegen die erste Tafel, und wie er keine Ketzer verbrannt hat, so hat er auch keine Scheiterhaufen für Hexen*) angezündet, sondern höchstens für päpstliche Bannbullen. Nie hat Luther, wie man den Unkundigen gern weismachen möchte, einen Kreuzzug gegen die Hexen gepredigt, und Brenz, Luthers berühmter Zeitgenoße, der Reformator von Süddeutschland, ist sogar als Bekämpfer der Hexenprocesse aufgetreten. Wie kommt man denn nun dazu, den Geist der Reformation, den Geist Luthers und seiner Nachfolger für die Grausamkeiten und Misbräuche der Hexenprocesse verantwortlich zu machen? Wahrlich, es müßen „gemeine Seelen" sein, um mit Jean Paul zu reden, welche aller geschichtlichen Zeugnisse ungeachtet die Hexenprocesse wieder und immer wieder für eine Erfindung einer herrschsüchtigen Priesterschaft ausgeben und dieser vorwerfen, sie habe absichtlich die Menschen nur deshalb mit furchtbaren Vorstellungen von bösen Geistern und ihren verderbenbringenden Einflüßen geschreckt, um sie desto geneigter zu machen, sich der Kirche mit ihren Gnadenmitteln und den Verwaltern derselben, den Priestern, in die Arme zu

*) Das Wort Hexe ist aus Luthers Feder nur ein einziges Mal geflossen, nämlich bei Erklärung der Stelle 5. Mose 18, 10 u. 11, wo er aus der Anschauung seiner Zeit heraus erklärt, was für Personen unter Zauberern oder Hexen zu verstehen seien.

werfen. Es müßen „gemeine Seelen" sein, die gegen einen ganzen achtbaren Stand die unerwiesene Behauptung schleudern, derselbe habe durch die Hexenprocesse das Volk in Unmündigkeit und Abhängigkeit zu erhalten gesucht, um daraus für seine selbstsüchtigen Zwecke Vortheile zu ziehen. Zugleich verräth es sehr wenig Einsicht in den Zusammenhang und die Entwicklung der Geschichte, wenn man von der Voraussetzung ausgeht, eine Erscheinung wie die Hexenprocesse könne willkürlich erdacht, erfunden und so zu sagen dem Volke wider seinen Willen aufoctroyirt werden. Was aus dem innersten Volksleben hervorgewachsen ist und mit allen Fibern und Fasern des Volkslebens und mit dem Geiste der Zeit, deren Product es ist, aufs innigste zusammenhängt, das soll ein absichtlicher Betrug sein, den das Standesinteresse einzelner Menschen ganzen Geschlechtern und ganzen Jahrhunderten gespielt hat! Wer so beschränkten Geistes ist, das für möglich zu halten, mit dem werden wir uns nicht verständigen können.

Eben so wenig denken wir mit denen zu rechten, welche unter Aberglauben, wie es seit Kants Tagen üblich wurde, vorzugsweise die geoffenbarten Wahrheiten der Bibel verstehn. Als Christen stehen wir auf dem Boden der Offenbarung und halten es durchaus nicht für Aberglauben, sondern für eine ganz ausgemachte Sache, daß es Teufel oder böse Geister giebt, und daß dieselben einen sehr tiefgehenden Einfluß auf Leib und Seele des Menschen auszuüben im Stande sind. Wer uns also sagt, die Hexenprocesse beruhen eben sowohl auf bloßer Einbildung, als die evangelischen Geschichten von den Beseßenen, dem müßen wir mit allem Nachdruck widersprechen. Wir kehren den Speer um und sagen: die evangelischen Geschichten von den Beseßenen zeigen uns wenigstens die Möglichkeit, daß auch die Hexenprocesse einen sehr realen, wenn auch dunklen Hintergrund haben können. Der große Kirchenvater Augustin sagt: Habet deus suas horas et moras, d. h. Gott hat seine Zeiten und Zeitläufte. Dasselbe gilt auch von dem Teufel, den derselbe Augustin einen Affen Gottes nennt. Anders offenbart sich das Reich der Finsternis in den Zeiten Christi, wo es Dämonische und Beseßene gab, anders im sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderte, wo Zauberer und Hexen ihr Unwesen hatten, und anders wieder

in unserm aufgeklärten Jahrhunderte, wo der Teufel sich von der Bühne der Welt zurückgezogen hat, um hinter den Coulissen versteckt desto wirksamer und kräftiger für seine Zwecke zu arbeiten. Es ist wahr, man hat früher von vielen natürlichen Dingen gemeint, sie seien übernatürliche und darum zauberhafte, z. B. das Bauchreden, die Kartenkunststücke, das Vorausverkündigen des Wetters und dergleichen. Aber später, zur Zeit der Aufklärung verfiel man in den umgekehrten Fehler: man gab alles für pure Einbildung und bloßen Aberglauben aus, was dem gemeinen Menschenverstande und dem jeweiligen Culturstande nicht sofort annehmbar erschien. Dahin gehört sogar eine große Menge der allernatürlichsten Dinge, welche einfach geleugnet wurden, weil man kein Verständnis dafür hatte. Z. B. daß es Wesen gegeben, welche Drachen genannt wurden, wurde als Pöbelwahn verlacht. Als der Plesiosaurus und Pterodactylus entdeckt wurden, wurde diese Entdeckung von sehr einsichtigen Männern als „Betrug" gebrandmarkt, der nur dazu dienen solle, den alten Aberglauben wieder einzuführen und die Menschen dumm zu machen. Ebenso verhielt es sich mit dem thierischen Magnetismus, mit der Abhängigkeit vieler Dinge und Zustände und Verrichtungen vom Monde u. s. w. Was man nicht erklären konnte, hielt man für übernatürlich, und alles übernatürliche gab man von vornherein für Aberglauben aus. Allein es giebt im Himmel und auf Erden viele Dinge, die nun einmal nicht zu erklären sind, und gewiss eben so viele, von denen wir uns nichts träumen laßen. Es giebt geheime Kräfte, die dem gewöhnlichen Menschen verborgen sind, und außerordentliche, meist krankhafte Zustände, von denen der gesunde Mensch keine Ahnung hat. In diese Kategorie gehört z. B. das ganze Gebiet der natürlichen Divination, das von den Anbetern einer vernünftigen Weltanschauung als dem alten Aberglauben angehörig einfach verworfen zu werden pflegt. Und doch giebt es Menschen, welche inmitten der geistigen Atmosphäre ihrer Zeit mit ganz demselben geistigen Instinct stehen, wie die Thiere innerhalb der physischen Atmosphäre.*) Nicht selten sind

*) Diese letzteren empfinden mit ihrem ganzen Sein den Gesammtzustand der Atmosphäre, also den wahren Zustand, während wir nur einen Theil desselben empfinden. Folglich erkennen jene auch die sich in der physischen At-

Personen, die in einem eng begrenzten Kreise leben, mit einem solchen Instinct für größere, ja die weitesten politischen Kreise begabt, wie sich denn eine ganze Reihe von Voraussagungen anführen ließe, die vielen unglaublich, ja lächerlich vorkamen und dennoch genau eintrafen. Ich will nur ein Beispiel anführen, das in unsern Tagen von doppeltem Interesse sein dürfte. Allgemein bekannt sind in Kurhessen die Propheten von Altenburschla, einem Dorfe an der Werra. Es waren dies zwei ganz gewöhnliche Bauersleute, welche im Jahre 1805 voraussagten, in Jahresfrist werde der Kurfürst vertrieben werden. Sie büßten diese Voraussagung mit Gefängnis, in welchem sie sich noch befanden, als ihre Voraussagung eintraf. Als die Franzosen sie 1806 aus dem Gefängnis befreit hatten, sagten sie voraus: „in sieben Jahren wird der Kurfürst zurückkommen." Jetzt wurden sie abermals von der Französischen Gewaltherrschaft gefangen gesetzt, und beide sind im Gefängnis gestorben, ohne die Erfüllung ihrer Vorhersagung erlebt zu haben; aber erfüllt hat sie sich pünktlich. Es wäre thöricht, wollte man die erzählte, von den zuverläßigsten Personen beglaubigte Thatsache leugnen, weil man sie nicht begreifen kann. Eben so thöricht wäre es freilich andererseits, in dieser Art natürlicher Divination Wahrsagerei und Teufelskunst zu erblicken. Giebt es aber schon auf dem rein natürlichen Gebiete viel unbegreifliches, wie viel mehr müßen wir gefaßt sein, auf die unbegreiflichsten und unerklärlichsten Zustände und Wirkungen zu stoßen, sobald wir es mit der unsichtbaren Geisterwelt zu thun haben, welche nicht selten in einer allerdings wunderbaren, aber unleugbaren Weise in die sichtbare Welt hereinragt und ihre Einflüße darin geltend macht! Und nun wundern Sie sich nicht, wenn ich Ihnen bekenne, daß ich von der Realität der Zauberei fest überzeugt bin und glaube, es ist nicht nur in frühern Jahrhunderten Zauberei getrieben, sondern sie wird noch getrieben. Noch immer gilt leider das alte Reimwort:

---

mosphäre vorbereitenden Veränderungen mit vollster Sicherheit, von denen wir nichts gewahr werden. So erkennen auch Menschen, welche mit einem geistigen Instinct begabt sind, die Veränderungen, welche sich in der geistigen Atmosphäre vorbereiten, mit völligster Bestimmtheit; sie erkennen die Zukunft und sind zwar nicht göttliche, aber doch weltliche Propheten.

Es giebt keinen Flecken, kein Dorf so klein,
Ein Hexenmeister muß drinnen sein.

Und auch unter der städtischen Bevölkerung ist die Zauberei leider nicht unbekannt, und man könnte viele Belege beibringen, wie scheußlich an den Hauptorten der modernen Cultur dies Unwesen bald in feiner, bald in grober Gestalt — ich erinnere nur an die vielen Arten der Sympathie und das Tischrücken — sich als dunkler Schlagschatten der gepriesenen Lichtseite vorfindet. Was nun in der Zeit der Aufklärung noch vorkommt, sollte das nicht in einer vielfach roheren, aber für das Uebernatürliche unleugbar empfänglicheren Zeit in erhöhtem Maße und mit erhöhten Wirkungen vorgekommen sein?*) Es ist Thatsache, daß in der Zeit der Hexenprocesse Erscheinungen vorkamen, welche sich aus gewöhnlichen natürlichen Ursachen nicht erklären laßen. Und eben so steht es fest, daß es unzählige Menschen gab, welche sich der Zauberei befleißigten und sich selbst für eingeweiht in die Künste der Hölle und mit dem Teufel im Bunde stehend hielten. Das Laster der Zauberei war eine Zeitkrankheit geworden. Nicht um Gutes, sondern um Böses zu stiften, legten sich unzählige Menschen auf den Schadenzauber, und wenn die Wirkungen des Zaubers in einzelnen Fällen unleugbar waren, so war es auch kein Unsinn und keine Ungerechtigkeit, Strafen dafür festzusetzen. Es kann mir natürlich nicht einfallen, alles für wahr und wirklich zu halten, was die dichtende Phantasie des Volkes den Hexen zugeschrieben hat. Und noch weniger ist das gerichtliche Verfahren zu billigen, das bei diesen Processen eingeschlagen wurde. Aber daß die Hexenprocesse eine solche weltgeschichtliche Bedeutung erlangen konnten,

*) Es giebt Zeiten, in denen sich das concentrirt, was in andern Zeiten nur sporadisch vorkommt. Die Besessenheiten z. B., die jetzt seltener sind, waren in Christi Zeiten sehr allgemein. Indessen müßen wir es ablehnen, noch jetzt zu bestimmen, was von dem für Zauberei Ausgegebenen wahr ist und was nicht, was einen realen Hintergrund hat und was auf bloßer Einbildung und Täuschung beruht. Nicht einmal dazu können wir uns verstehen, einen Kreis zu ziehen, außerhalb dessen die Möglichkeit der Zauberei aufhört. Denn einmal ist uns das Maß der Macht, welche Gott dem alten bösen Feinde einräumt, unbekannt. Und sodann giebt es natürliche Gebiete, welche mit dem Gebiete der Zauberei so viel Aehnlichkeit haben, daß die Grenzen schwer zu ziehen sind.

wie geschehen ist, würde ewig unbegreiflich sein, läge der Zauberei und Hexerei nicht eine Realität zu Grunde. Nur unter der Voraussetzung, daß es wirkliche Hexen gegeben, ist der Misbrauch zu begreifen, der in den Hexenprocessen vor unsern schaudernden Blicken da liegt. Dieser Misbrauch besteht weniger in den Processen selbst, welche zur Bekämpfung des Hexen- und Zauberwesens dienen sollten, als in den Mitteln, deren man sich dabei bediente, und in der Rohheit und blinden Willkür der damaligen Rechtspraxis.

Dabei darf man aber, will man gerecht sein, dreierlei nicht vergeßen. Zunächst muß man festhalten, daß damals alle Criminalprocesse denselben Charakter trugen, der uns die Hexenprocesse so furchtbar erscheinen läßt. Ueberall dasselbe rohe, willkürliche Verfahren, überall Folter, Feuer und Schwert. Man hat daher sehr unrecht gethan, in diesem Charakter etwas den Hexenprocessen eigenthümliches zu sehen. Sodann darf man zweitens nicht vergeßen, daß die Hexenprocesse eine Reaction waren gegen das heimlich im Volke fortlebende und in der Zauberei sich am deutlichsten manifestirende Heidenthum. Seit Jacob Grimms gründlichen Untersuchungen steht es fest, daß das Hexenwesen an sich auf den alten Volksversammlungen und dem dabei von den Weibern vollzogenen Salzkochen beruht, woher namentlich die Hexenplätze und der Hexensabbat stammen. Allmählich wurde das Hexenwesen der Inbegriff aller Reste des alten Heidenthums, welche neben dem Christenthum, in der Hauptsache oft unbewußt, fortdauerten. Das Volk der niedern Schichten blieb lange heidnisch, wenigstens mit Vorneigung für das altnationale Heidenthum behaftet; erst als das niedere Volk selbstbewußt christlich wurde, kam der Abfall an die höhern Stände, welche bisher, eben mit durch die Hexenprocesse, das Christenthum gegen die niedern Stände vertreten hatten. Dieser Umschwung wurde durch den dreißigjährigen Krieg vollzogen; denn nach Beendigung desselben war Deutschland, wie Leibniz sagt, nur noch von einer unmündigen Jugend bevölkert. Das alte Geschlecht, welches die Reste des Heidenthums sorgfältig conservirt hatte, war so zu sagen mit Stumpf und Stiel ausgerottet, und so trafen nach dem dreißigjährigen Kriege mehre Bedingungen zusammen, welche das Aufhören wie des Hexen-

wesens selbst, so auch der Hexenprocesse ermöglichten und beschleunigten. Endlich darf man nicht vergeßen, daß der Feuertod nach dem damaligen Maße, wie die Strafe zugemeßen wurde, durchaus keine unangemeßene Strafe war. Ergab sich jemand wirklich dem Teufel, um dem Nächsten zu schaden, so war er selbst für den Fall, daß er diesen Schaden nicht ausgeübt hatte, des Todes schuldig. Denn die Addiction an den Teufel war eine thatsächliche Verleugnung des lebendigen Gottes und folglich eine flagrante Uebertretung des ersten Gebotes und folglich eben so gut wie die Gotteslästerung mit dem Tode zu bestrafen; denn der mittelalterliche Staat bestrafte nicht nur die Sünden gegen die zweite, sondern auch die gegen die erste Tafel. Die Römische Kirche stellt zwar den Grundsatz auf: ecclesia non sitit sanguinem; aber sie fordert von dem Staate, daß er auch die Uebertretungen der ersten Tafel strafe. Principiell ist diese Forderung durch die Reformation nicht aufgehoben. Die Obrigkeit wird als custos utriusque tabulae hingestellt und in einem rein christlichen Staate kann sie kaum eine andre Stellung einnehmen. Ganz anders ist die Stellung, die sie in unsern Tagen einnimmt, wo sie nicht mehr als eine mit dem gesammten Staatswesen auf christlichen Anschauungen beruhende angesehn werden kann. Wir dürfen also die damalige Bestrafung der Zauberei nicht von dem modernen Standpuncte aus beurtheilen; denn die ganze Lage ist eine andere geworden. Daß der jetzige entchristlichte, ja religionslose Staat die Gotteslästerer und Meineidigen überhaupt noch bestraft, ist eine heilsame Inconsequenz, hervorgegangen aus der Erwägung, daß ohne den Glauben an Gott und ohne Heilighaltung des Eides überhaupt keine Rechtspflege möglich ist, aber doch eine Inconsequenz, denn der moderne Staat hat keinen Gott und enthält sich der Strafen gegen alles, was sonst gegen diesen Gott gerichtet ist. Er würde entsetzt sein, wenn er auch die Religionsspötter und Sacramentsverächter bestrafen sollte. Ganz anders stand in dieser Beziehung der frühere Staat, welcher auch die Sünden gegen die erste Tafel als solche strafte. Nicht die Beschädigungen, welche die Hexen dem Nächsten zufügen, sondern die Hexerei als solche will Carpzow bestraft wißen, weil sie Teufelswerk und folglich Verleugnung des lebendigen Gottes ist. Daher erklären sich denn

auch die Bestimmungen der alten Gesetzbücher. Um auf die Strafe des Scheiterhaufens erkennen zu können, war erforderlich, 1) daß der Verbrecher sich zum Christenthume bekannte und also in der Taufe dem Teufel und all seinem Werk und Wesen abgesagt hatte; 2) daß er ungläubig war; und 3) daß der Unglaube nicht in der innerlichen Gesinnung bestand, sondern durch Zauberei oder Giftmischerei oder durch ein Teufelsbündnis zu Tage getreten war. Halten wir die angedeuteten Gesichtspuncte fest, so werden wir milder über eine Zeit urtheilen lernen, über die aus Unkenntnis und Oberflächlichkeit oft so hart und ungerecht abgeurtheilt wird. Stellen wir uns auf den Standpunct des christlichen Staates, so war die Thatsache der Zauberei vorausgesetzt, die ernstliche Bestrafung dieser Sünde nicht nur statthaft, sondern wegen 2. Mose 22, 18 sogar geboten. Aber auch auf diesem Standpuncte giebt es bei den Hexenprocessen eine ganze Reihe von Verirrungen, welche in keiner Weise gerechtfertigt werden könnten. Es gehört dahin das ganze System des Hexenhammers, in das man durch die Tortur die einzelnen Fälle hineinzwängte. Mit vorgefaßten Meinungen trat man nach diesem Systeme an jeden Unglücklichen heran, welcher unter der Anklage der Zauberei stand, und verfuhr dann mit unglaublicher Blindheit und Willkürlichkeit. Die Untersuchung über teuflische Wunder wurde ebenso geführt, wie die über Raub, Mord, Diebstahl, indem man Natur und Uebernatur, Thatsachen und Phantome in einen Topf warf und über Dinge, die zum größten Theil in das Gebiet des Unsichtbaren gehörten, ein richterliches Urtheil zu fällen unternahm. Das war eine arge Kurzsichtigkeit, und die Folter, welche man dabei anwandte, war eine Grausamkeit, gegen welche sich mit Recht das Gefühl unser feineren Zeit sträubt und empört.

Frühzeitig hat es daher auch Männer gegeben, welche gegen das Unwesen der Hexenprocesse auftraten, und die Abschaffung derselben ist einer der schönsten Siege, welche mit den Waffen des Geistes errungen sind. Von Aerzten und Theologen war das erste Licht zu erwarten, und sie haben denn auch am meisten zur Beseitigung dieser Calamität gethan. In der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts lebte in Basel ein Arzt Namens Thomas Ernst († 1583), der eine ehrenvolle Ausnahme von

dem allgemeinen Wahne der Zeit machte und dem Unwesen der Hexenprocesse zu steuern suchte. Ein Arzt war auch Johann Wieren († 1588), nämlich Leibarzt des Herzogs von Cleve, welcher anfangs als ärgster Kenner des Teufelswesens verschrieen war und sich dann durch freisinnige Ansichten auszeichnete. Und allerdings hatte er früher in einer Schrift de praestigiis daemonum die Beschwörung der Geister gelehrt und die ganze Hölle mit den Namen und Zunamen ihrer fünfhundertzweiundsiebzig Teufelsfürsten beschrieben. Seine späteren Schriften enthielten dagegen freimüthige Belehrungen über alle Arten von Teufelskünsten und kamen während seines Lebens sechsmal heraus. Im Jahre 1565 richtete Wieren auch eine Zuschrift an Johann Brenz, den Reformator von Süddeutschland, worin er den Satz durchführte, wenn die Hexen sich auch dem Teufel ergeben hätten, so wären sie darum nicht zu verbrennen, sondern zu belehren und zu bekehren. Brenz lobte in seiner Antwort Wierens Eifer, die Unschuldigen zu vertheidigen. Das sei ein gottwohlgefälliges Beginnen. Denn wie einst, als die Heiden noch gegen die Christen wütheten, das Volk, sobald jemand des Glaubens an Christum angeklagt sei, geschrieen habe: vor die Löwen! so pflege man jetzt, wenn eine noch so ehrbare Frau der Hexerei angeklagt werde, zu schreien: auf den Scheiterhaufen! Wenn daher jemand hervortrete und die Obrigkeit zur Vorsicht ermahne, so sei der offenbar von Gott angeregt. Mit großem Ernst sei dahin zu trachten, daß Personen, welche der Zauberei angeklagt wären, recht beurtheilt würden. „Ich wollte lieber", schreibt Brenz, „daß zehn Schuldige ungestraft blieben, als daß ein Unschuldiger ungerecht litte. Es ist eine ausgezeichnete Art der Frömmigkeit, sich der Elenden anzunehmen. Deshalb ist es ein gutes Werk, wenn du jene betrübten Weiber lieber zu deiner, des Arztes, oder zu meiner, des Theologen Sorge, als zu Feuer und Schwert des Henkers remittiren willst." Man sieht, Brenz lehnte sich nicht gegen das Princip, sondern gegen die Praxis der Hexenverfolgung auf. Bald nach Brenz wagte es ein katholischer Theologe, Cornelius Loos, Priester zu Mainz († 1596), die Ungerechtigkeit der Hexenprocesse darzuthun. Er wurde dafür gefangen gesetzt und mußte widerrufen. Ein andrer katholischer Theologe, der den Versuch

machte, dem Unwesen zu steuern, war der Jesuit Adam Tanner, († 1632). Er wollte den Richtern geringere Gewalt eingeräumt wißen und ermahnte sie zu größerer Vorsicht, wofür er selbst der Zauberei verdächtig gehalten wurde.

Mehr als alle andern wirkte der Jesuit Friedrich Spee, der bekannte Liederdichter, welcher sich durch edle Menschlichkeit, seltenen Muth und hohe Weisheit auszeichnete. Er hatte in Würzburg, wo in den Jahren 1627 bis 1629 gegen zweihundert Hexen verbrannt wurden, das Elend mit angesehn und als Beichtvater viele nach seiner Ueberzeugung Unschuldige zum Richtplatz begleitet. Da schrieb er seine berühmte cautio criminalis, ein Buch, durch welches er die Obrigkeiten, Richter und Beichtväter aus dem Schlafe zu wecken und sie aus eigner Erfahrung über die Unvernunft und Grausamkeit jener peinlichen Gerichte zu belehren suchte. In dieser gründlichen Schrift, welche 1631 anonym in Rinteln herauskam und bald mehre Auflagen erlebte, tritt Spee, ähnlich wie Brenz, nicht als principieller Gegner der Hexenprocesse auf, wohl aber bekämpft er mit aller Entschiedenheit die Willkürlichkeit und Blindheit des damaligen Gerichtsverfahrens. Das deutet er schon durch das Motto an, das aus dem Prediger Salomo 3, 16 entlehnt ist: „Ich sah unter der Sonne Stätte des Gerichts, da war ein gottloses Wesen, und Stätte der Gerechtigkeit, da waren Gottlose.“ Man kann das Buch des frommen katholischen Liederdichters nicht durchblättern, ohne ihn lieb zu gewinnen. Mit ruhiger Besonnenheit, in maßvoller, fast wehmüthiger Sprache, weder vorlaut noch überlaut, führt er darin die Sache der Menschlichkeit. Spee starb schon 1635 mitten in den Stürmen des dreißigjährigen Krieges, und er würde als Verfaßer der cautio criminalis unbekannt geblieben sein, hätte nicht Leibniz von Johann Philipp von Schönborn, dem Kurfürsten von Mainz, seinen Namen erfahren. Jenem hatte Spee sich als Verfaßer der cautio criminalis entdeckt und hinzugefügt, das graue Haar, das er schon im blühenden Alter trage, verdanke er den vielen Schlachtopfern, die er zum Scheiterhaufen begleitet habe, und dem tiefen sein Leben verzehrenden Kummer über die Bekenntnisse, die ihm von so vielen Unglücklichen gemacht wären.

An den katholischen Theologen Friedrich Spee reiht sich würdig der protestantische Philipp Jacob Spener, der

Freund unsers Leibniz, der, wie Brenz und Spee, nicht das Princip, sondern die Praxis der Hexenprocesse angriff. In einem Bedenken, das er gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts (1696) abfaßte, sagt er: „Betreffend die der Zauberei wegen Verdächtigen, so halte ich mehr Vorsichtigkeit in solcher Sache, als wegen eines andern Lasters, nöthig zu sein, nachdem ich allerdings glaube, daß der Zauberer viel weniger sind, als man insgemein dafür hält, auch wohl vielleicht manche unter solchem Namen hingerichtet werden, die unschuldig sind: daher auch, wo ich ein Jurist wäre, in einer so dunklen und deswegen meistens zweifelhaftigen Sache mich schwerlich würde haben gebrauchen laßen: so vielmehr hat ein Prediger sehr bedachtsam darin zu verfahren, nicht etwa unschuldige Personen mit Verdacht zu beschweren oder unzeitig zu betrüben."

Mitten zwischen Spee und Spener steht nun unser Leibniz, der als Jurist das Unwesen der Hexenprocesse nicht weniger verabscheute, als die beiden Theologen. Als Leibniz nach Hannover kam, stand hier der Hexenproceß noch in voller Blüthe. Denn unter den Relationen in Proceßsachen, die Leibniz in seiner amtlichen Stellung als Mitglied des Hofraths ausarbeitete, kommt auch eine vor, die einen Zauberproceß gegen eine Frau und deren einjährigen Sohn betrifft. Die Relation ist vom 12. December 1677, also aus dem ersten Jahre seiner Wirksamkeit als Hofrath. Desgleichen findet sich noch ein Bruchstück einer andern nicht datirten derartigen Relation. Die Protocolle über Hexenprocesse in den Braunschweig-Lüneburgschen Landen liefern den Beweis, daß hier diesem Moloch nicht weniger Opfer gebracht sind, als anderswo. Im Lechelnholze vor Wolfenbüttel, der üblichen Richtstätte, wurden an einem Tage oft mehr als zwölf Hexen verbrannt und man sah stellenweise nur verkohlte Baumstämme. Beim Jahre 1578 finden wir bei den Ausgaben der Stadt Goslar die Angabe: dem Scharfrichter Meister Lorenz, zwei Stübchen Wein und einen Gulden sechzehn Groschen, daß er zwei Frauen von Gottes Wegen examinirt und mit dem Feuer vom Leben zum Tode gebracht. Im Jahre 1599 sind ebenfalls die Kosten „für zwei verbrannte Zaubersche" eingetragen. Auf gleiche Weise endeten in einem Jahre neun Frauen auf dem Lichtenberge, zehn zu Salzgitter, zwölf zu Loccum,

in Osnabrück sogar in einem Jahre, 1589, nicht weniger als einhundertdreiunddreißig. In Hildesheim wurden 1604 mehre Schüler als Zauberer und Mäusemacher aus der Stadt verwiesen. Ebendaselbst wurde ein Junge, weil er den Leib einer Katze anzunehmen, und ein Mädchen, weil es sich unsichtbar zu machen verstand, zum Feuertode verurtheilt. Leibniz kam mit aufgeklärteren Ansichten nach Hannover. Er war Rath am Revisionscollegium in Mainz gewesen, wo der treffliche Kurfürst Johann Philipp die Hexenprocesse längst abgeschafft hatte. Johann Philipp hatte in Folge der cautio criminalis von Spee als der erste Fürst in Deutschland das Beispiel der Abschaffung des Hexenprocesses gegeben und das Beispiel des Einen hatte Gewicht für die andern. Leibniz sagt uns, daß diejenigen, welche zuerst dem Beispiele des Kurfürsten Johann Philipp folgten, die Herzöge von Braunschweig-Lüneburg waren. Man darf annehmen, daß Leibniz selber, wiewohl er sich nicht nennt, der Träger und Vermittler der Ideen Spees und Johann Philipps bei den Herzögen, zunächst bei Johann Friedrich, gewesen ist. Man ist zu dieser Annahme deswegen berechtigt, weil Leibniz bei verschiedenen weit aus einander liegenden Anläßen das Lob Friedrich Spees in den stärksten Ausdrücken verkündet. Schon aus dem Jahre 1677 findet sich ein kleiner Aufsatz von Leibniz über das „güldene Tugendbuch“ Spees, welches Leibniz dort liber plane divinus (ein ganz göttliches Buch) nennt. Er hat später die Einleitung dieses Buches für die Kurfürstin Sophie ins Französische übersetzt, und wie Kenner versichern, ist die Arbeit mit einer solchen Liebe ausgerichtet, daß die Uebersetzung hinter dem Originale nicht zurücksteht. Ganz besonders hat aber Leibniz in seiner Theodicee, welche 1710 gedruckt wurde, mit warmer Begeisterung von Spee gesprochen. Die Stelle der Theodicee, auf welche sich unsre Kenntnis des Namens des Verfaßers der cautio criminalis gründet, lautet folgendermaßen: „Das Andenken dieses vortrefflichen Mannes muß auch deswegen gelehrten und verständigen Leuten lieb und werth sein, weil er der Urheber des Buches ist, das den Titel führt cautio criminalis circa processus contra sagas, welches nicht wenig Aufsehn gemacht hat und in viele Sprachen übersetzt ist. Ich habe von dem großen Kurfürsten von Mainz, Johann Philipp von Schönborn, vernommen,

dieser Pater habe sich damals im Frankenlande befunden, als man daselbst auf die Verbrennung der vermeinten Hexen ganz unsinnig war, und als er viele zum Scheiterhaufen begleitet, habe er sie insgesammt aus der Beichte und andern Fragen, die er deswegen an sie gethan, für unschuldig erkannt. Dadurch sei er dergestalt gerührt geworden, daß ohngeachtet der damaligen Gefahr, die Wahrheit zu sagen, er sich entschloßen, die angezogene Schrift zu verfertigen, jedoch ohne sich zu nennen, die einen großen Nutzen geschafft. Selbst dieser Kurfürst, der damals nur noch ein bloßer Domherr war, hernach Bischof in Würzburg und endlich Erzbischof von Mainz geworden, ward in diesem Stücke auf andere Gedanken gebracht, hat auch, sobald er zur Regierung gekommen, dieses Verbrennen abgeschafft, worin ihm hernach die Herzoge von Braunschweig und endlich die meisten andern Fürsten und Stände von Deutschland nachgefolgt sind. Diese Abschweifung hat mir nicht unzeitig geschienen, weil dieser Schriftsteller verdient, bekannter zu sein."

Wie Leibniz gern die Gelegenheit ergreift, um Spees Schriften zu empfehlen, so hat er auch Speners Lob verkündet ungefähr zu derselben Zeit, in welcher dieser das vorhin mitgetheilte Bedenken gegen die Hexenprocesse verfaßt. „Ich schätze unendlich die Klugheit", schreibt er an die Kurfürstin Sophie Charlotte von Preußen, „welche Herr Spener bisher in diesen Dingen an den Tag gelegt hat, und wenn die übrigen ihm glichen, würde man sich nur um die Ehre streiten, wohl zu handeln." Bezieht sich der Ausdruck „in diesen Dingen" zunächst auch nicht auf die Hexenprocesse, so wißen wir doch, daß Spener darin nicht anders dachte, als Spee; und Spee, Leibniz und Spener sind drei Männer, welchen vor andern das Verdienst gebührt, zur Abschaffung einer der schlimmsten Plagen des Deutschen Volkes mitgewirkt zu haben.*)

*) Was späterhin Thomasius gethan, dem man gewöhnlich das ganze Verdienst der Abschaffung der Hexenprocesse allein zuschreibt, ist, wenn auch quantitativ, doch qualitativ nicht mit dem zu vergleichen, was die oben genannten Männer geleistet haben.

Neunte Vorlesung.

Der Regierungswechsel in Hannover und Leibnizens Persönlichkeit.

H. V. Leibniz hatte das Glück gehabt, in dem Herzoge Johann Friedrich einen Herrn zu finden, wie er ihn sich nicht beßer wünschen konnte. Aber das Unglück wollte es, daß das intime Verhältnis, in das er besonders im letzten Jahre zu seinem fürstlichen Freunde und Gönner getreten war, durch dessen plötzlichen Tod allzu früh aufgelöst wurde und daß in Hannover ein Regierungswechsel eintrat, der für Leibnizens Zukunft leicht verhängnisvoll hätte werden können.

Gegen Ende des Jahres 1679 hatte Johann Friedrich seine fünfte Reise nach Italien angetreten. Er sollte das Land seiner Sehnsucht nicht mehr erreichen. Schon in Augsburg wurde er von einer heftigen Krankheit befallen, der er am 18. December 1679 erlag. Seine Leiche wurde nach Hannover gebracht und hier mit großer Pracht bestattet. Leibniz schilderte das Leichenbegängnis in einem Berichte, der für ein öffentliches Blatt bestimmt gewesen zu sein scheint, aber erst in unsern Tagen ans Licht gezogen ist. Er war es auch, der die Personalien des verstorbenen Herzogs niederschrieb, welche nach der von einem Kapuziner gehaltenen Leichenpredigt in Anwesenheit des Herzogs Ernst August, der Herzogin Sophie, des Hofes und des gesammten Leichengefolges in der Kirche verlesen wurden. Sie füllen nicht weniger als dreißig Seiten in Großoctav und enthalten eine sehr ausführliche Characteristik des verstorbenen Herrn, der man es anmerkt, daß die Liebe hier die Feder geführt hat. „Ihrer Durchlaucht Person etwas genauer zu betrachten“, heißt es da, „so ist selbige eines annehmlichen Gesichts, von Leibe ziemlich corpulent, aber

dabei von einer starken Natur und keiner Krankheit sonderlich unterworfen gewesen. Was die geistigen Eigenthümlichkeiten betrifft, so kann man mit Wahrheit sagen, daß wenig Personen zu finden sind, so die Natur mit höhern Gemüthsgaben ausgeziert hat. In Gefahr sind sie tapfer und unerschrocken gewesen, haben in ihren Rathschlägen nicht hin und her geschwankt, sondern sind bei den vernünftig gemachten Schlüßen beständig geblieben. Im Glück haben sie sich niemals überhoben und bei guten Tagen nicht den Wollüsten nachgehänget, sondern ein recht exemplarisches Leben geführt. Ein Versprechungswort von ihm herauszubringen war zwar schwer, aber wer es gehabt, hat darauf bauen können." Schon diese wenigen Worte, welche wir der Schilderung unsers Leibniz entnehmen, genügen, um zu zeigen, daß Johann Friedrich ein ausgezeichneter Fürst und ein ganzer Mann war. Aber Leibniz hat seinem fürstlichen Freunde, mit dem er zehn Jahre lang theils brieflich, theils durch persönlichen Verkehr in engster Verbindung gestanden, noch drei andre Ehrendenkmäler gesetzt. Unter Leibnizens Nachlaße hat sich eine Schrift von fast hundert Seiten gefunden, welche die Ueberschrift führt: „Das Bild des Fürsten, gezogen aus den Eigenschaften und den heroischen Tugenden Sr. Durchlaucht des Herzogs Johann Friedrich von Lüneburg." Es ist wahrscheinlich, daß Leibniz diese Arbeit während der letzten Reise des Herzogs verfaßte, um sie ihm nach der Wiederkehr zu überreichen. Johann Friedrich kehrte aber nicht wieder, und der Aufsatz blieb Entwurf, bis er nach zweihundert Jahren als ein Denkmal der Liebe und Pietät an die Oeffentlichkeit trat. Es ist ein Panegyrikus auf Johann Friedrich, der aber unter der Form des Lobes auch viel ermahnendes enthält. Auch der Italiener Nicolo Machiavelli widmete seine Schrift il principe einem Fürsten zur Lehre und Mahnung, und eine Vergleichung des in seiner Art patriotischen Italieners mit dem in seiner Art patriotischen Deutschen wird es einem jeden Leser leicht machen, zu entscheiden, wem von beiden der Vorzug gebührt. Sodann haben wir aus Leibnizens Feder noch eine Besprechung des von dem Oberhofprediger Barkhausen auf Befehl des Herzogs Ernst August im Jahre 1685 herausgegebenen „glorwürdigen Ehrengedächtnisses" Johann Friedrichs, welche für Leibniz eine

Veranlaßung zu erneuertem Lobe seines sel. Herrn wurde. Endlich hat Leibniz uns noch ein Epicedium oder Leichengedicht auf Johann Friedrich hinterlaßen, von welchem Fontanelle in seiner Lobrede auf Leibniz sagt: „Er machte auf den Tod des Fürsten ein lateinisches Gedicht, welches verdient, unter die schönsten Stücke der neuen Poesie gezählt zu werden."

Der unerwartete Tod des Herzogs Johann Friedrich hatte viele Hoffnungen zerstört, berechtigte und unberechtigte. Zu diesen gehörte die Erwartung der katholischen Hofpartei, daß Johann Friedrich durch seine Französische Politik eine starke Herrschaft gründen und dem Katholicismus im Norden Bahn brechen würde. Der an sich treffliche Fürst, an den sich leider so undeutsche und unevangelische Hoffnungen knüpfen konnten, stand am Ende seiner Laufbahn, ohne einen Erben seiner Politik und seines Glaubens zu hinterlaßen. Sein Nachfolger Ernst August war einer der eifrigsten Anhänger des Kaisers, und die Ceremonien, welche das Leichenbegängnis seines Bruders verherrlichten, bildeten so ziemlich den letzten Act des von diesem wieder eingeführten Katholicismus. Noch ein halbes Jahr gönnte Ernst August den Kapuzinern die Schloßkirche für ihre Gottesdienste; dann mußten sie diese räumen, um bald darauf auch von der Stadt für immer Abschied zu nehmen.

Zu den berechtigten Hoffnungen, welche durch Johann Friedrichs Tod zerstört wurden, gehörte die zuversichtliche Erwartung unsers Leibniz, daß der gelehrte und für alles Große und Edle empfängliche Herzog ihn bei allen seinen hohen Plänen und Entwürfen für die Wißenschaft und die Wohlfahrt der Menschheit fördern und thatkräftig unterstützen werde. Diese Hoffnung war nun dahin, und Leibniz sah sich aufs neue vor eine ungewisse Zukunft gestellt.

Zwar auch der Nachfolger Johann Friedrichs, Ernst August, war ein Fürst, zu dem das Land voll Hoffnung aufblicken konnte. Er war der jüngste der vier Brüder, welche nach einander die Regierung führten, und ohne Zweifel der bedeutendste und begabteste. Ihm zur Seite stand die Herzogin Sophie, eine Fürstin, welche durch körperliche Anmuth und geistigen Adel sich vor den meisten ihres Geschlechtes und Standes weit

hervorthat. Zu einem solchen Herrscherpaare konnte auch Leibniz Vertrauen haben. Da er indessen dem neuen Herzoge, der noch immer in Osnabrück residirte, persönlich noch nicht näher getreten war, so war seine Zukunft um so ungewisser, als der Verbleib der bisherigen Angestellten in ihren Aemtern keineswegs eine Sache war, die nur der formellen Bestätigung bedurfte. Ernst August räumte stark unter den Fremden auf, die sein Bruder nach Hannover berufen hatte, und besonders von den Italienern und Franzosen erhielten die meisten einen Laufpaß. Zu ihnen gehörte auch der Hofgärtner, von welchem folgende Anecdote erzählt wird. Als der Französische Gartenkünstler eines Tages in einer glänzenden Carosse daher fuhr, begegnete ihm der neue Herzog und fragte neugierig nach seinem Namen und Stande. „Ich bin Seiner Hochfürstlichen Durchlaucht Gärtner", erwiederte der Franzose; worauf der Herzog ihm den Bescheid ertheilte: „Es stünde dir beßer an, einen Spaten auf den Nacken zu nehmen, als in einer Carosse zu fahren." Darauf, so wird weiter erzählt, habe der Herzog ihm ein Paar Schuhe reichen laßen und dann den vorigen deutschen Gärtner, welchen der Franzmann „ausgebißen", wieder in seine Stelle eingesetzt.

Wenn nun auch der neue Herzog unserm Leibniz kein Paar Schuhe reichen ließ, so wurde doch der Regierungswechsel für ihn die Veranlaßung, sich nach einer neuen Stelle umzusehn, und Hannover war einen Augenblick in Gefahr, den größten Geist zu verlieren, den es jemals beseßen hat. Leibnizens Blicke richteten sich nach Wien, wo durch den Tod des Lambeccius die Stelle eines kaiserlichen Bibliothekars erledigt war, und schon vor dem Tode Johann Friedrichs scheint Leibniz eine Berufung an des Lambeccius Stelle nach Wien ins Auge gefaßt zu haben. Wir werden das begreiflich finden, wenn wir uns erinnern, daß der Triersche Rath Johann Linker schon im Jahre 1673, als Leibniz in Paris weilte, den Wunsch ausgesprochen hatte, Leibniz in der Stellung eines kaiserlichen Historiographen in Wien zu sehn. Seitdem hatte sich Johann Linker bleibend in Wien niedergelaßen, Leibniz correspondirte fleißig mit ihm, und in einem Schreiben Linkers an Leibniz vom 28. Juli 1678 kommen schon Aeußerungen vor, welche beweisen,

daß jener Wunsch in beiden wieder aufgelebt war. Seitdem war nicht nur Leibnizens fürstlicher Gönner in Hannover, sondern auch der kaiserliche Bibliothekar in Wien mit Tode abgegangen, und so waren alle Bedingungen vorhanden, welche eine Uebersiedelung Leibnizens von Hannover nach Wien räthlich und thunlich machten. In der That wurde nun dieser Lieblingsplan von Linker und Leibniz mit allem Ernst betrieben. Denn Linker hätte seinen gelehrten Freund gar zu gern in seiner Nähe gehabt, und für Leibniz hatte die große Kaiserstadt an der Donau doch größere Anziehungskraft als die kleine herzogliche Residenz an der Leine. Doch stellte er bei den darüber gepflogenen Verhandlungen Bedingungen, bei denen es darauf abgesehen war, daß sein Ehrgeiz nicht zu kurz komme. „Sie entnehmen leicht", schrieb er an den Wiener Staatsmann, welcher sein Gesuch bei dem kaiserlichen Kanzler, Grafen von Stratmann, vermitteln sollte, „daß ich, der ich in der That im Rathe meines Fürsten sitze, von dieser Stufe nicht gern herabsteigen würde; dies würde aber stattfinden, wenn ich das bloße Amt eines Bibliothekars und Historiographen übernähme und so auf diese Art von dem Glanze der Geschäfte in das Dunkel zurückträte." Es versteht sich von selbst, daß Johann Linker alles aufbot, was zur Erreichung des eifrig erstrebten Zieles dienlich sein konnte. Am 12. August 1680 schrieb er an Leibniz: „O glückliches Wien, wenn es sich entschlöße, unter den übrigen Zierden auch Dich für sich zu gewinnen." Bald darauf theilte er Leibniz einen Brief von Guden mit, aus welchem hervorgeht, daß man in Wien die ernstliche Absicht hatte, auf Leibnizens Wünsche einzugehn. Obwohl die Stelle des Lambeccius schon besetzt sei*), berichtet Guden unterm 17. August 1680, so habe der Hofkanzler Hocher doch gesagt, er wolle mit Sr. Majestät davon reden und er suche Gelegenheit, auch den Fürsten von Schwarzenberg zu sondiren, wie man Leibniz einen Platz im kaiserlichen Hofrathe verschaffen könnte; denn obgleich die Zahl der Hofräthe voll sei, so fänden doch Leibnizens Eigenschaften überall Platz. So dachte der Kanzler Hocher; allein andre mußten anders denken. Die Verhandlungen zerschlugen sich und Leibniz blieb in Han-

*) Nesselius war inzwischen Nachfolger des Lambeccius geworden.

nover. Doch beweist ein Brief von Leibniz an Linker vom Jahre 1681, daß Leibniz auch damals die Aussicht auf Wien noch nicht ganz aufgegeben hatte.

Inzwischen mußte sich Leibniz immer mehr überzeugen, daß, wenn Wien für ihn keinen Platz hatte, sich nicht leicht ein angenehmerer und passenderer Wirkungskreis für ihn finden würde, als der, den er in Hannover hatte. Denn was irgend einem Lande mäßigen Umfangs Bedeutung geben kann, hervorragende Persönlichkeiten in der fürstlichen Familie, glückliches und behagliches Gedeihen im Lande, Aufblühen der Kunst und Wißenschaft, wirkliches Eingreifen in die großen Begebenheiten der Weltgeschichte, das alles hatte sich um diese Zeit in Hannover vereinigt. Besonders war es die vielversprechende Person des neuen Regenten selbst, über welche ein Leibniz sich nicht täuschen konnte. Bald nach dem Tode des Herzogs Johann Friedrich sagte er von diesem in einem Briefe an dem Oberhofmarschall Baron von Platen: „er war in Wirklichkeit ein großer Fürst, dessen Verlust uns untröstlich machen würde, wenn er uns nicht einen Nachfolger hinterließe, welcher nicht bloß seine Macht, sondern auch seine großen Tugenden geerbt hat. Denn der Edelmuth und die großen Einsichten des neuen Herrschers sind überall bekannt, und es scheint, daß sie im Welfenhause erblich sind." Bald darauf bittet Leibniz denselben Oberhofmarschall von Platen in einem zweiten Briefe um seine Protection bei dem neuen Fürsten, dessen allbekannter Edelmuth und Einsichten den Grund seiner Hoffnung bildeten. „Ich habe es um so nöthiger, mich nach Gunst umzusehn, als ich noch nicht bekannt bin, weil das geringe Vertrauen, das ich in meine geringen Verdienste setze, Schuld daran ist, daß ich mich nur zögernd bekannt mache." Trotz dieser bescheidenen Redewendung verstand es Leibniz, wie wenige, sich in ein möglichst günstiges Licht zu stellen, und bald fand er auch Gelegenheit, dem neuen Herzoge Ernst August seine Talente und seine Leistungsfähigkeit anzupreisen. In seinem Nachlaße hat sich der Entwurf eines Schreibens an den Herzog ohne Datum gefunden, worin er demselben für die annoch ganz unverdiente Gnade dankt, daß er ihn in seinen frühern Bedienungen, sowohl bei der Canzlei als Bibliothek, bestätigt habe, und worin er weiter verspricht, daß er es sich äußerst angelegen sein laßen werde, seine Treue

und seinen Eifer zu dessen Diensten bei allen vorfallenden Gelegenheiten, soweit sich seine Kräfte erstrecken, zu bezeigen. Dann unterläßt er es aber auch nicht, dem Herzoge Ernst August in ähnlicher Weise wie in dem Briefe an Johann Friedrich vom Jahre 1671 seine Lebensgeschichte, seine Gaben, Neigungen und Wünsche in kurzen Zügen vorzuführen. „Denn weil ich bisher das Glück nicht gehabt, in Euer Hochfürstl. Durchlaucht Diensten zu stehn, gleichwohl aber nichts mehr von Herzen wünsche, als Mittel zu finden, dadurch ich mich Ew. Hochfürstl. Durchlaucht nützlich machen könne, so werde ich gleichsam gezwungen, von mir selbst und demjenigen, was ich etwa prästiren könnte, zu reden, wiewohl solches sonst meiner Natur nicht gemäß und ich mehr retiré, als daß ich mich selbst produciren könnte.“ Seine Leistungen schildert er mit folgenden Worten: „Und ob ich zwar weder die apparenz und extérieur noch éloquenz und promptitude habe, so kann ich mir doch dieses zum wenigsten attribuiren, daß ich auch in considerablen Materien, von was Art sie sein wollen, die Sachen distincte überlegen, klar, deutlich und kräftig vorstellen kann, also daß diejenigen, so meine Aufsätze gesehen, oftmals bekennen müßen, sie wären durchdringend und sans replique (unwiderleglich).“ Er berichtet dann mit Berufung auf den Kammerdiener Kahm, daß der hochselige Herzog Johann Friedrich ihm habe sagen laßen, er solle sich an ihn, den Herzog allein und nicht an dessen Minister halten. Auch habe Seine Durchlaucht ihn ganz für sich in einigen wichtigen Dingen gebraucht, davon er umständliche Relation thun wolle, wenn der Herzog es für gut befinde. „Kann ich nun die Gnade haben,“ setzt er dann hinzu, „bei Ew. Hochfürstl. Durchlaucht zu der admission interieure zu kommen, die ich bei dem höchstseligen Herrn gehabt, so schätze ich mich für einen der glückseligsten Menschen in der Welt.“*) So sucht Leibniz sich von

*) Es sind noch mehre ähnliche Briefe von Leibniz an Ernst August in Deutscher und Französischer Sprache auf uns gekommen, die zum Theil Entwürfe geblieben sein mögen, die uns aber zeigen, wie eifrig Leibniz bemüht war, sich in der Gunst des neuen Herrschers festzusetzen. In einem derselben kommt die Stelle vor: „Alle meine Esperanzen gehen dahin, daß Ew. Hochfürstliche Durchlaucht mir erstlich die Vorrechte, so mir der hochselige Antecessor bewilligt, gnädigst belaßen wollen; vors andre, daß Sie gnädigst belieben, etwa Wagen, Pferde und Diener hinzuzufügen. Ein mehre habe

Anfang an zu dem neuen Herzoge in ein persönliches Verhältnis zu setzen. Aber er hatte auch andere Wünsche. Im April 1680 schreibt er an den Herzog: „Der selige Abt Denike ist zugleich Klosterrath gewesen. Ob nun Ew. Durchlaucht zwar dessen Abtei, nämlich Bursfelde, so der hochselige Herr mir versprochen gehabt, vergeben und ich mit Dero gnädigster Erklärung deswegen wohl zufrieden, so weiß ich doch nicht, ob Ew. Durchlaucht einen andern Klosterrath verordnet. Auf den Fall es nicht geschehn und noch zu thun wäre, so würde es sich wohl für mich fügen." In einem andern Briefe aus demselben Jahre spricht Leibniz die Hoffnung aus, daß der Herzog die Güte haben werde, ihm „das Kostgeld" zu bewilligen, in der Weise, wie der selige Herr es ihm für immer bewilligt hätte, möge er nun anwesend oder abwesend sein. „Ich schmeichle mir mit der Hoffnung, fährt er fort, daß Ew. Durchlaucht mir dieselbe Gnade erweisen werden. Auch haben Sie mir darauf in einer Weise geantwortet, welche meine Hoffnung nicht zerstört hat, so wenig als in Betreff des Futters der Pferde und eines Bedienten, welchen Ew. Durchlaucht so vielen andern bewilligen und welchen ich nicht wohl entbehren könnte. Ew. Durchlaucht wird vielleicht meine Dankbarkeit aus meinem wirklichen Eifer erkennen, und die Personen in fremden Ländern, von denen ich die Ehre habe gekannt zu werden, werden vielleicht die Generosität Ew. Durchlaucht in Betreff meiner gut angewandt finden. Aber ich werde mich bemühen, zu bewirken, daß Ew. Durchlaucht selbst dieser Ansicht sind. Was das Kostgeld anbetrifft, so ist es vorzugsweise die Rücksicht auf meine Gesundheit, welche mich dazu verpflichtet (nämlich Kostgeld zu fordern und nicht am Hofe zu eßen), da sie große Stöße empfängt von dieser Art am Hofe zu leben, an die ich nicht gewöhnt bin. Und was die Pferde anbetrifft, so glaube ich um so mehr Ansprüche darauf

ich nicht zu begehren. Sollte ich aber dermaleins einige wichtige Dinge zu Ew. Durchlaucht Nutzen ausführen, so stände dahin, was Ew. D. ferner darauf für Reflexion machen würden." In einem andern Französischen Schreiben erzählt er, daß Johann Friedrich ihm eine gewisse Anwartschaft gegeben unter der Bedingung, niemand etwas davon zu sagen. Er, Leibniz, habe darüber auch gewißenhaft tiefstes Schweigen beobachtet, selbst auf die Gefahr hin, nach des Herzogs Tode die Frucht davon zu verlieren, wenn der Edelmuth des Nachfolgers ihm den Vortheil nicht erhalten wollte.



zu haben, als ich mir Rechnung machte auf die Verwirklichung der Anwartschaft, welche der hochselige Herzog mir zugesagt hatte. Es ist wahr, daß Ew. Durchlaucht allen Grund gehabt haben, anders darüber zu bestimmen; aber Ihr Edelmuth läßt mich hoffen, daß Sie in einer andern Weise darauf Rücksicht nehmen werden." Man sieht aus diesen und ähnlichen Aeußerungen, daß Leibniz es verstand, sich bei dem neuen Herrn in Gunst zu setzen und zugleich seine persönlichen Interessen zu wahren. Und Ernst August trat wenigstens insofern in die Fußtapfen seines verstorbenen Bruders, als er einen Mann wie Leibniz zu würdigen und zu halten verstand. So hatte denn der Regierungswechsel an Leibnizens Stellung zum Hannöverschen Hofe wenig oder gar nichts geändert, und der große Mann blieb dem Lande und dem Herrscherhause für immer erhalten.

Ehe wir aber Leibnizens Wirksamkeit am Hannöverschen Hofe weiter verfolgen, laßen Sie uns den Versuch machen, uns ein möglichst genaues Bild von seiner äußern Erscheinung und seiner geistigen Eigenthümlichkeit zu entwerfen. Denn Leibniz hat sich jetzt nicht nur eine dauernde Stellung errungen, sondern er ist auch in das Alter getreten, wo das Gepräge der einzelnen Charaktere nicht mehr zu verkennen ist, und wir haben ihn lange genug auf seinem Lebenswege begleitet, um für eine allgemeine Charakteristik die nöthigen Beobachtungen gemacht zu haben. Sollten wir dabei der Darstellung seines spätern Lebens auch ein wenig vorgreifen müßen, so wird das Verständnis desselben dadurch nur erleichtert werden.

Leibniz war unansehnlich von Person, und wer ihn zum ersten Male sah, ahnte nicht, was für ein Geist in dieser unscheinbaren Hülle wohnte. Durch seine Jahre lang gepflogene Verbindung mit dem Hause Boineburg-Schönborn in Mainz war ihm reiche Gelegenheit gegeben, sich die Bildung der höhern Gesellschaft anzueignen. Auch hernach in Paris hatte er so viel mit hohen und vornehmen Personen verkehrt, daß er mit den Formen nicht unbekannt war, deren Kenntnis und Beobachtung an einem fürstlichen Hofe unerläßlich ist. Doch war Leibniz in seinem Auftreten keineswegs ein vollendeter Hofmann, und trotz aller Geschmeidigkeit seines Charakters hatte er dennoch

etwas steifes in seiner Haltung. Er gesteht dies selbst, wenn er von Paris aus im April 1673 an Habbeus von Lichtenstern schreibt: „Ich bekenne, daß ich an einem Fehler leide, der in der Welt für bedeutend gilt, nämlich es oft an den Ceremonien fehlen zu laßen und im ersten Augenblicke keine zu gute Meinung von mir einzuflößen.“ Wie wenig Leibnizens äußere Persönlichkeit für Unkundige eine Empfehlung war, zeigt ein Vorfall in Paris, den er selbst für so bemerkenswerth hielt, daß er ihn sich aufschrieb. Hören wir denn seine eigenen Worte. „Das Ansehn der Person“, sagt er, „gilt oft mehr als Gründe. Ich kam zu Paris in einen Buchladen, wo die Critique de la recherche de la verité verlegt war. Ich fing an ohngefähr von dieser Materie zu reden; aber da war dem Buchführer und der daselbst befindlichen Gesellschaft nichts recht. Ja, der Buchführer lachte mich aus, als ich sagte, es sei eine materia metaphysica, und ein andrer, der dabei stand, fragte, ob ich denn so gar den Unterschied zwischen Logik und Metaphysik nicht wüßte. Ich mußte selbst mit lachen, weil ich bei mir stillschweigend bedachte, wie lächerlich die Menschen ratiociniren (schließen) und wie sie auf nichtige Außendinge gehen, die ihnen das Gemüth einnehmen und selbst die Vernunft anstecken. Indem wir nun also reden, kommt der Verfaßer des obgedachten Buches in den Laden. Der kannte mich schon lange, machte mir ein großmächtig Compliment, nannte mich einen illustre (einen berühmten Mann) und sagte in einem Athem so viele Dinge von meinen Qualitäten, daß der Buchführer mit den Beistehenden Maul und Nase aufsperrten. Da hätte man sehen sollen, was sie mir alle für Complimente schnitten. Was ich sagte, war recht und fand Beifall. Noch niemals habe ich so sichtbar gemerkt, was bei den Menschen die vorgefaßte Meinung und das Ansehn vermögen.“

Diese Pariser Geschichte ist wohl geeignet, uns den unscheinbaren Gelehrten zu veranschaulichen, der von jedem, der ihn nicht genauer kennt, übersehen wird. Doch sind wir so glücklich, uns ein noch viel genaueres Bild nicht nur von Leibnizens äußerer Gestalt, sondern auch von seinen geistigen Eigenthümlichkeiten und Charaktereigenschaften entwerfen zu können, da er selbst uns eine sehr ausführliche Schilderung



seiner Persönlichkeit hinterlaßen hat. Diese Schilderung, die sich auf zwei Blättern in Lateinischer und Deutscher Sprache befindet und von Leibniz wahrscheinlich im Jahre 1696 zum Zwecke der Consultation eines auswärtigen Arztes niedergeschrieben ist, lautet, aus beiden Blättern zusammengeworben, im wesentlichen folgendermaßen:

Er ist hager, von mittelmäßiger Statur, hat ein blasses Gesicht und meistentheils kalte Hände. Seine Füße sind lang, seine Finger sehr dürr, seine Hände von unzähligen Linien durchfurcht. Sein Haar ist schlicht und dunkelblond. Seine Augen sind von Jugend auf blöde gewesen, was aber nicht von den Studien, sondern von natürlicher Constitution herkommt. Er kann nicht gut in die Ferne sehen; dagegen ist sein Gesicht in der Nähe desto schärfer; denn da wird es ihm nicht schwer, auch das Subtilste genau zu erkennen, weshalb es seinem Gesichte angenehmer ist, mittlere, als grobe Schrift zu lesen. Seine Stimme ist schwach, aber hoch, und mehr hell, als stark; auch ist sie biegsam, aber nicht mannigfaltig genug. Die Kehllaute und besonders den Buchstaben K kann er nicht gut aussprechen. Er geht spät zu Bett und zieht das Nachtsitzen dem Arbeiten am frühen Morgen vor. Doch ist sein Schlaf ruhig, und wenn er lange zu Nacht sitzt, so steht er auch spät wieder auf. Schon seit seinem Knabenalter hat er eine sitzende Lebensart geführt und sich wenig Bewegung gemacht; denn von Jugend auf hat er viel gelesen und wollte immer jedes Ding tiefer, als man sonst pflegt, durchdringen und neues erfinden. Auch jetzt macht er sich nicht viel Bewegung, doch fährt er bisweilen aus der Stadt. Auch kann er einen guten Weg ohne Müdigkeit und Mattigkeit zurücklegen und hat einen starken Gang. Sein Hang zu Gesprächen ist nicht so groß, als der zur Meditation und zum einsamen Lesen. Ist er aber einmal in ein Gespräch verwickelt, so setzt er es ziemlich angenehm fort, indem er an scherzhaften und angenehmen Reden mehr Vergnügen findet, als an Spiel oder körperlichen Bewegungen. Wegen seines schwachen Gesichts hat er keine lebhafte Einbildungskraft, wegen seines schwachen Gedächtnisses geht ihm ein geringer gegenwärtiger Verlust näher, als der größte aus der Vergangenheit. Er braust zwar leicht auf und kann sich bisweilen mit Reden und Gedanken

kaum mäßigen, aber wie sein Zorn rasch aufsteigt, geht er auch rasch vorüber. Man wird ihn niemals weder ausschweifend fröhlich noch übermäßig traurig sehn. Schmerz und Freude empfindet er nur mäßig. Das Lachen verändert oft nur seine Miene, ohne seine innern Theile zu erschüttern. Er ist schüchtern, wenn er eine Sache anfängt, aber voll Kühnheit und Ausdauer bei der Fortsetzung. Er hat nur ein schwaches Gedächtnis, ist aber mit ausgezeichnetem Urtheils- und Erfindungsgeiste begabt, und es wird ihm nicht schwer, verschiedenes auszusinnen, zu lesen, zu schreiben, aus dem Stegreif zu reden und irgend einen geistigen Gegenstand, wenn es nöthig ist, gründlich zu durchdenken und erschöpfend zu durchforschen. Sein Temperament ist nicht einfach; doch scheint das gallige Temperament vorzuwiegen, und er ist mehr Phlegmatiker als Sanguiniker. Er liebt angenehme Gerüche und sagt, daß sie viel dazu beitrügen, die Geister zu erfrischen und zu stärken. Nicht minder liebt er Süßigkeiten und pflegt darum den Wein mit Zucker zu mischen. Er hat guten Appetit, wenig Durst, niest selten und wird nie von Husten belästigt. Er hat nur schwache Lungen; seine Leber scheint trocken und warm zu sein, worauf die Feinheit der Glieder hinweist. Ich fürchte daher, daß er einmal plötzlich durch eine hitzige Krankheit fortgerißen wird. Auch sollte ich meinen, daß er sich vor der Schwindsucht zu fürchten hätte.

Zu dieser Selbstschilderung Leibnizens, der man den medicinischen Zweck anmerkt, erlaube ich mir noch zwei Bemerkungen zu machen.

Leibniz sagt von seinem Haare das eine Mal, es sei dunkelblond, das andere Mal, es sei dunkelbraun. Jedenfalls ist es also dunkel gewesen, sein Gehülfe Eckhard nennt es sogar schwarz. Sodann erfahren wir, daß es ihm wie dem großen Staatsmanne unserer Tage ergieng: er hatte nur dünnes Haar, das ihm frühzeitig ausgieng. Deshalb trug er seit seinem 21. Jahre eine Perücke und machte so aus Bedürfnis eine Mode mit, die damals erst anfieng, sich einzubürgern, und von den Geistlichen noch als sehr bedenklich angefochten wurde. In dieser Frisur erscheint er auf den Bildern, die wir von ihm haben, und auch seine Statue, welche seit dem Beginn dieser Vorlesungen an der



Fronte des hiesigen Museums aufgestellt ist, zeigt uns den unverkennbaren Perückenkopf.

Die zweite Bemerkung bezieht sich auf sein Gedächtnis, von welchem er ausdrücklich sagt, es sei mäßig und schwach. Das Gegentheil behauptet sein Gehülfe und nachheriger Nachfolger Eckhard, welcher sagt, er habe ein so ausgezeichnetes Gedächtnis gehabt, daß er noch im hohen Alter fast alle Kirchenlieder und ganze Stellen aus dem Virgil aus dem Gedächtnis habe hersagen können. Dabei erinnern wir uns jenes von Leibniz selbst erzählten Zuges, der wahrlich keine Probe eines schwachen Gedächtnisses ist, daß er ein früher verfertigtes Gedicht von 100 Hexametern nach langen Jahren aus dem Gedächtnisse niederschrieb, um es nicht wieder zu vergeßen. Auch wißen wir von ihm selbst, daß er seine Methodus nova jurisprudentiae unterwegs in den Wirtshäusern ohne alle weitere Hülfsmittel geschrieben hat. Der scheinbare Widerspruch, der in diesen Angaben über sein Gedächtnis liegt, löst sich wohl dadurch, daß Leibniz in jüngeren Jahren alles rasch erfaßte und bis ins Alter behielt, daß aber später sein Gedächtnis schwächer wurde und nachließ.

Um die Schilderung seines Charakters zu vollenden, wollen wir gleich noch einige andere Züge desselben hervorheben, wobei wir so glücklich sind, meist seine eigenen Worte gebrauchen zu können.

Leibniz war sehr empfindlich; doch trug er nicht nach und hatte keine Rachsucht, sobald ihm die Ehre wieder hergestellt war. Er ward sowohl durch kleine, als durch große Beleidigungen scharf getroffen, aber seine Empfindlichkeit war wie ein Strohfeuer, das schnell herunterbrennt, während der, welcher eine starke Einbildungskraft hat, bei Beleidigungen unterscheidet und eine große Beleidigung schwer vergeßen kann. Er war mitleidig, d. h. er wurde gerührt, sobald er einen andern in denjenigen Zustand versetzt sah, der ihm für seine Person peinlich gewesen sein würde.

Nicht minder zeichnete er sich durch große Treue und Anhänglichkeit an die Personen aus, zu denen er einmal in ein näheres Verhältnis getreten war. Er selbst schreibt darüber im April 1673 an Habbeus von Lichtenstern: „Was mich anbetrifft, so protestire ich gegen die Beilegung aller der Eigenschaften, womit Sie mich schmücken, mit einziger Ausnahme der Treue.

Sie allein ist es, deren ich mich zu rühmen wage, und alle, mit denen ich zu thun gehabt habe, sind davon so sehr überzeugt gewesen, daß sie mir die Gunst erwiesen haben, mir ihre größten Heimlichkeiten anzuvertrauen, ohne es je bedauert zu haben.“ Es ist kein eitles Selbstlob, das Leibniz sich hier ausstellt. Seine Verschwiegenheit bestand die glänzendsten Proben, nicht nur bei dem Plane der Aegyptischen Expedition, sondern auch bei andern ähnlichen Gelegenheiten*), und seine Redlichkeit und Zuverläßigkeit fand die größte Anerkennung. Boineburg schenkte ihm ein Vertrauen, das geradezu unbegrenzt genannt werden kann. Er gab seinem jungen Freunde Blankete, von ihm unterzeichnet, mit der Vollmacht, hineinzuschreiben, was Leibniz für gut halte. Ein solcher thatsächlicher Beweis ist noch stärker, als die Worte Boineburgs in seinen Briefen, obwohl diese ausdrücklicher kaum gedacht werden können.

Ganz besonders war Leibniz eine sehr friedliche Natur und gieng gern allen Händeln aus dem Wege. Im allgemeinen, sagt er selbst, ist es sehr gerathen, daß man sich von aller Welt außer Schußweite halte, vorausgesetzt, daß die Wahrheit nicht darunter leide. Beim Lesen der Autoren suchte er nicht das, was zu tadeln war, sondern was gebilligt zu werden verdient und wovon man lernen kann. Da er wußte, wie verschieden die Dinge genommen werden, so stieg ihm beim Lesen meistentheils etwas auf, daß die Schriftsteller rechtfertigt oder entschuldigt. Sein Tadel war jederzeit überaus maßvoll. Niemals lautete sein Urtheil unbedingt verdammend, und auch wo er am schärfsten richtete, war gewöhnlich ein Lob vorangestellt, um die nachfolgende Rüge zu mildern. Dazu kam, daß er sich stets an die Sache hielt und die Persönlichkeit dessen, den er tadelte, stets aus dem Spiele ließ. Nur gegen Verleumder trat er als scharfer

*) Als Leibniz seine erste Reise nach Wien antrat, 1687, machte er von Marburg aus einen Abstecher nach Rheinfels zu seinem fürstlichen Freunde, dem Landgrafen Ernst, der ihm ein warmes Empfehlungsschreiben an den Kurfürsten von der Pfalz, Philipp Wilhelm, mitgab, welcher nach dem Aussterben der Simmernschen Linie im Jahre 1684 die Kurwürde geerbt hatte und seitdem in Düsseldorf residirte. Es war derselbe, für welchen Leibniz als junger Mann die anonyme Schrift Specimen demonstrationum politicarum geschrieben hatte. Allein Leibniz bewahrte auch jetzt sein Geheimnis, ohne seine Autorschaft zu seinem Vortheile geltend zu machen.

Polemiker auf. „Ich meinerseits", sagt er einmal, „obwohl ich offenbare Laster, wo es Noth thut, nicht verschweigen möchte, gestehe jedoch, daß ich geneigter bin zu Apologieen als zu Vorwürfen, und mich fast nur gegen diejenigen zu sprechen entschließen kann, von welchen andere verleumdet sind, weil Unschuldige auf keine andere Weise vertheidigt werden können." Es war diese rücksichtsvolle Mäßigung unsers Leibniz allerdings gar oft auch in der Klugheit mitbegründet. Aber nicht aus bloßer Klugheit, sondern weit mehr noch aus Gerechtigkeit und Wahrheitsliebe ist seine nachsichtige Beurtheilung zu erklären. „Geschichtliche Gerechtigkeit gegen alle fremden Leistungen," sagt ein gründlicher Kenner unsers Leibniz, „Berücksichtigung der Zeitverhältnisse, unter deren beherrschenden Einfluße dieselben entstanden sind, gewißenhafte Abwägung der bleibenden Verdienste und der zu entfernenden Mängel, mit einem Worte die wahre wißenschaftliche Demut ist eine der hervorragendsten Eigenschaften des wißenschaftlichen Charakters von Leibniz. Wenn Demut und Gerechtigkeit christliche Tugenden sind, dann ist Leibniz einer der größten christlichen Heiligen. Soviel ist wahr, daß Leibniz, wiewohl er der größte Polyhistor war, der je gelebt hat, sich nie mit seinem Wißen blähte, und daß er seine Gaben und Kenntnisse nie misbrauchte, um im Dienste einer Partei Andersdenkende zu erdrücken. An niemand kann man schlagender beweisen, daß die echte Wißenschaft nicht hochmüthig, sondern demütig und bescheiden macht, als an Leibniz. Er hat ein starkes Selbstbewußtsein und ist ehrgeizig, aber er kennt keinen Wißensdünkel. Er wußte zuviel, um sich nicht zu sagen, daß alles menschliche Wißen Stückwerk sei. Darum stieß er sich auch nicht an die Mängel und Fehler anderer, sondern lernte von ihnen. Er besaß einen so vorurtheilsfreien Blick und einen so großen Gerechtigkeitssinn, wie er kaum jemals im höhern Grade irgend einem Gelehrten eigen gewesen ist. In seinem Nekrologe wurde öffentlich anerkannt, daß er nie von einem andern geringschätzig gesprochen, vielmehr alles zum besten gekehrt habe. „Er sprach," sagt auch sein Secretär Eckhard, „von jedermann gutes und schonte sogar seine Feinde, denen er bei gnädigster Herrschaft oft eins hätte versetzen können." Und einer seiner ältesten und besten Biographen, Ludovici, fällt über ihn folgendes Urtheil:

„Nichts verabscheute er mehr, als die Ruhmredigkeit. Ohnerachtet er alle Wißenschaften erweitert und mit seinen Schriften bei der gelehrten Welt ein solches Aufsehen gemacht, daß alle kleinen Werke, die Leibniz zum Vater hatten, ohne Unterschied höher geachtet wurden, als die größten Werke anderer, ungeachtet er sowohl von einheimischen als auswärtigen Gelehrten zum Richter und Schiedsmann ihrer obwaltenden Streitigkeiten öffentlich ernannt wurde, so findet man doch nirgends nur die geringste Spur, daß er sich über jemand erhoben oder seine seltenen Verdienste mit vielen (ungebührlichen) Lobeserhebungen herausgestrichen habe.“ Wir werden in dieses und ähnliche Urtheile so weit einstimmen müßen, daß wir Leibnizens mildem, bescheidenem und allezeit maßvollem Auftreten unsere volle Anerkennung zollen. Leibniz war ein Jünger der Wahrheit, kein Parteimann. Er war bemüht, allen Parteien gerecht zu werden, ohne die Wahrheit zu verleugnen.

Mit seiner Abneigung gegen die Polemik hängt, wenn man es so nennen will, sein Mangel an kritischem Talent zusammen. Er ist zu lernbegierig, zu sehr mit den eigenen Ideen beschäftigt, zu erfinderisch in die Sachen vertieft, um kritisch gegen andere sein zu können. Seine Geistesfülle macht ihn gleichgültig gegen fremde Mängel, und wenn er sie bemerkt, so urtheilt er schonend, wie der überlegene Geist über den befangenen, wie der Große über den Kleinen, der trotz seiner Schwächen und Mängel dennoch seinen Platz ausfüllt. Diese Milde des Urtheils bildet in seinem Charakter einen hervorstechenden Zug, der ihn von Lessing unterscheidet und mit Göthe vergleichen läßt. Er selbst sagt in seinen Selbstbekenntnissen: „Ich verachte fast nichts und niemand ist weniger kritisch als ich. Es klingt wunderbar: ich billige fast alles, was ich lese; denn ich weiß wohl, wie verschieden die Dinge gefaßt werden können, und so begegnet mir, während ich lese, vieles, was den Schriftsteller in Schutz nimmt oder vertheidigt. Daher geschieht es selten, daß mir bei der Lectüre etwas misfällt, obwohl mir das eine mehr, das andere weniger zusagt. Meine Gemüthsstimmung ist von Natur so, daß ich in den Schriften anderer lieber den eigenen Nutzen, als die fremden Mängel aufsuche. Es ist meine Sache wenig, Streitschriften zu suchen und zu lesen.“

Aus der Friedfertigkeit seines Naturells geht dann weiter seine religiöse Toleranz und seine Abneigung gegen alles Sectenwesen hervor. Mild gegen fremde Fehler, ist er duldsam gegen fremde Meinungen. Diese Toleranz ist aber bei ihm nicht ein Gesetz, dem er sich pflichtmäßig unterwirft, was sie später in der Schule der Aufklärung wurde, auch nicht, was sie bei vielen ist, eine Gleichgültigkeit, die dem Kampfe der Meinungen aus dem Wege geht, sondern eine Eigenthümlichkeit seines Naturells und darum fast unbedingt. Nur der beschränkte Parteigeist ist ihm zuwider. Es giebt nichts, das ihm, dem alles erfaßenden und in sich verarbeitenden Universalgenie, dem vermittelnden Denker, dem toleranten Philosophen, mehr widerstrebt, als die Secte, die sich gegen jede Entwicklung sträubt und über die willkürlich gewählte Grenze nicht hinausgeht.

Mit dieser seiner Toleranz hängt seine kirchliche Stellung zusammen, welche wir später bei seinen Unionsbestrebungen näher werden kennen lernen. Auch in kirchlicher Beziehung ist er kein einseitiger Parteimann, und sein Bestreben, allen Confessionen gerecht zu werden und in allen die Wahrheit, die sie besitzen, anzuerkennen, geht so weit, daß er nicht selten den Schein des Indifferentismus auf sich lädt. Dennoch verleugnet er seine lutherische Herkunft nicht. Luther ist ihm jener berühmte Sachse, dem man die Emancipation der Menschheit aus der Sclaverei verdankt, *) und mit Zorn erfüllt ihn die Arglist und Ränkesucht, die heuchlerische Frömmigkeit und Verfälschung des echten religiösen Bewußtseins im Interesse der Herrschbegier durch die Päpste und ihre Hierarchie. Seine Ehrfurcht vor dem Göttlichen bleibt sich unter allen Umständen gleich, und überall dringt er auf ein practisches Christenthum, welches sein Absehn auf die Ehre Gottes und das Wohl der Menschheit gerichtet hat. „Gewiss“, schreibt er am 3. Oct. 1683 an Seckendorf, „gewiss, wenn wir in Wahrheit Christen sein wollen, so müßen wir dies nicht nur in der Kirche, sondern auch am Hofe, im öffentlichen Leben, auf dem Schlachtfelde sein, und jede Berufs-

*) „On doit à un homme de la Saxe d'avoir mis le genre humain hors de page“, schreibt er an Madame Brinon (ohne Datum).

art, *) welche die Gesetze des Christenthums von sich weist, muß verabscheut werden."

Leibniz war ein großer Mann, den Gott mit ganz besondern Gaben und Vorzügen ausgestattet hatte. Aber auch große Männer haben ihre Schwächen und Fehler, und gerade bei charaktervollen Persönlichkeiten pflegen die hervorragenden Tugenden stets von den verwandten Schwächen begleitet zu sein. Auch an Leibniz zeigen sich Schattenseiten, die wir nicht übersehen dürfen und wollen. Mit der Universalität seines Geistes hieng eine Unbestimmtheit und Zerfloßenheit zusammen, die nicht selten in Charakterlosigkeit auszuarten drohte, und seine Friedfertigkeit war mit einer diplomatischen Geschmeidigkeit gepaart, die im Nachgeben und Sichbequemen nicht selten weiter gieng, als es sich mit der Wahrhaftigkeit und Festigkeit eines männlichen Charakters verträgt. Bei seinem ausgedehnten Briefwechsel vergegenwärtigt er sich stets aufs genaueste die Personen, an welche er schreibt, und nimmt auf ihren Charakter, ihren Stand, ihre Ansichten und Anschauungen sorgfältig Rücksicht; nicht selten hat man das Gefühl, daß seine brieflichen Aeußerungen mehr das Product kluger Berechnung, als der unmittelbare Erguß wahrer Herzensmeinung sind. Es ist wahr, seine Fähigkeit, auf die Vorstellungsweise eines jeden Andersdenkenden einzugehen, ist von seinen streitfertigen Zeitgenoßen oft verkannt, und man hat ihn mit Unrecht des Indifferentismus oder gar der Heuchelei beschuldigt. Allein der Vorwurf der Charakterschwäche, der ihm gleichfalls gemacht ist, dürfte doch nicht ganz aus der Luft gegriffen sein. Es läßt sich nicht leugnen, dieser in Bezug auf Erkenntnis und Willensrichtung wahrhaft große und edle Mann macht trotz der unverkennbaren Güte seines Herzens und trotz der hohen Bildung seines Geistes in seinem

*) Ob Leibniz wohl die Berufsart der Politiker und Diplomaten, die seine eigene war, ausgenommen wißen wollte? Dieses Kunststück blieb unsrer verlogenen Zeit vorbehalten. „Zur Durchbringung der Annexionen", sagt Herr von Gauvain, ein Preußischer Edelmann, „erfand die publicistische Gelehrsamkeit der officiösen Blätter den köstlichen Witz in das Antlitz Deutschlands hinein, daß die Sittlichkeit nicht hinanreiche an die oberste Gestaltung, in welcher sich das sittliche Leben der Menschen ausdrückt, also an den Staat, dessen eigentliches Princip vielmehr die Selbstsucht sei."



Handeln doch selten den Eindruck der Stärke und Entschloßenheit. Mit einer Milde und Toleranz, die an Hoheit grenzt, verbindet sich eine leicht zu reizende Empfindlichkeit und ein kleinlicher Eigensinn, der des großen Mannes unwürdig ist. Aus derselben Quelle, aus der die schonende Nachsicht mit den Fehlern anderer fließt, entspringt auch das lebhafte und reizbare Gefühl für kleine Verletzungen und der Anspruch auf unbedingte Geltendmachung seines Willens. Es ist dasselbe ausgeprägte Selbstgefühl, das sich dort in seiner Ueberlegenheit und Kraft, hier in seiner Schwäche offenbart. Dieses Selbstgefühl läßt ihn auch nicht selten über sich selbst in einer Weise reden, die bei allen daneben stehenden Ausdrücken der Bescheidenheit einen peinlichen Eindruck macht. Leibniz weiß, daß er ein großer Mann ist, und wird nicht müde, seine Gaben und Vorzüge besonders in den Augen der Fürsten zur Anerkennung zu bringen. Jeder strebsame und tüchtige Mensch muß ein Selbstbewußtsein haben, und wollte Gott, daß dies bei keinem Menschen in größerem Misverhältnisse zu seinen wirklichen Verdiensten stände, als das bei Leibniz der Fall war, der, was Talent und Gelehrsamkeit anbetraf, sich mit den ersten Männern seiner Zeit meßen durfte. Allein wenn man an das edle, von Unbescheidenheit wie von höfischer Selbsterniedrigung gleich weit entfernte Selbstgefühl denkt, womit andre große Männer von sich geredet haben, wenn man sich z. B. Luthers Demut und kühnes Selbstvertrauen vergegenwärtigt, so wird man einräumen müßen, daß der Vergleich nicht zu Leibnizens Gunsten ausfällt. Leibniz benutzt jede Gelegenheit, sich selbst zu empfehlen. In den kurzen biographischen Aufzeichnungen wie in den Briefen an Fürsten und Gelehrte, in denen er von sich selber redet, weiß er seine Verdienste und Vorzüge stets in ein solches Licht zu stellen, daß sie wie von selbst hervorspringen. Darin zeigt sich eine verborgene Eitelkeit, welche ihn auch der Schmeichelei zugänglich macht und ihn persönlichen Widerspruch schwer ertragen läßt.

Leibniz liebt die Gunst der Großen und empfindet es schmerzlich, wenn er sie einbüßt. Sein Ehrgeiz bewirbt sich um Stellen, die seiner Person mehr äußern Glanz gewähren, als sie seinem Geiste angemeßen sind. Aus derselben Quelle fließt auch das Geltendmachen des persönlichen Interesses, welches bisweilen an

Eigennutz und Habsucht streift. Zwar giebt er sich selbst in einem Briefe an Habbeus folgendes Zeugnis: „Sie kennen meinen Sinn, welcher nicht darauf ausgeht, Geld aufzuhäufen, noch mich dem gewöhnlichen Vergnügen zu überlaßen, sondern meinen Geist zu befriedigen, welches geschieht, wenn ich etwas Gediegenes und Nützliches für das Allgemeine hervorbringen kann." Auch unterläßt er nie, wenn er mit den Fürsten über seine Besoldung verhandelt, hervorzuheben, daß er alles, was er nicht zu seiner Nothdurft gebrauche, zu wißenschaftlichen Zwecken, also ad bonum publicum verwende, und gewiss war das kein bloßer Vorwand. Man denke nur daran, daß allein seine Rechenmaschine ihm die Summe von elftausend Thalern gekostet hat. Dennoch läßt sich nicht in Abrede stellen, daß er die materiellen Vortheile und fürstlichen Pensionen oft mehr suchte, als er nöthig hatte. Es fehlt in Leibnizens Leben nicht an Zügen von Freigebigkeit und Opferwilligkeit. So z. B. ist auf der hiesigen Bibliothek ein Brief des Buchbinders Gimpel erhalten, worin er bezeugt, daß er von Leibniz zwanzig Thaler geliehen habe und diese Summe sobald als möglich zurückgeben wolle. Leibniz hat eigenhändig darunter geschrieben: „Bekommen 0 Thaler anstatt der 20." Leibniz konnte also auch da leihen, wo er keine Sicherheit hatte, und machte schließlich lieber einen Strich durch die Schuld, als daß er die Hülfe der Gerichte angerufen hätte. Auch der Schottische Ritter Ker von Kerland, welcher mit Leibniz im lebhaften Briefwechsel stand, legt für dessen Freigebigkeit ein ehrenvolles Zeugnis ab. „Ich werde", schreibt er, „hier nicht den Charakter dieses unvergleichlichen Mannes abmalen, weil schon andere Federn, als die meinige, sein Lob verkündigt haben und weil sein Renommée so lange dauern wird, als die Wißenschaften und die Welt existiren werden. Ich werde nichts sagen sur son sujet als dies, daß er so gerührt wurde durch die Mishandlung, welche ich erdulbet, daß er ohne mein Wißen eine Schuld von zweihundertdreißig Pfund Sterling von seinem eigenen Gelde bezahlte, welche ich mich genöthigt gesehen hatte in Deutschland zu contrahiren." Daß Leibniz bei dem allen auf das Geld mehr sah, als nöthig war, und es zusammenzuhalten verstand,

geht zur Genüge daraus hervor, daß er bei seinem Tode eine Summe von zwölftausend Thalern hinterließ.*)

Doch wenden wir uns von den Schattenseiten seines Charakters wieder zu den Lichtseiten, welche die bei weitem überwiegenden sind. Bewunderungswürdig ist sein rastloser Forschungstrieb und die zähe Ausdauer, mit der er seine wißenschaftlichen Pläne verfolgte. Es hat wohl nie einen Menschen gegeben, der größeren Heißhunger und brennenderen Durst nach Erweiterung seiner Kenntnisse gezeigt hätte als Leibniz. Mit diesem unersättlichen Wißensdurste, den das Kleine und das Große, das Nahe und das Ferne, das Geistliche und das Weltliche in gleicher Weise interessirt, verbindet Leibniz einen durchdringenden Verstand, der leicht und schnell die schwierigsten Aufgaben erfaßt und sich klar macht. Was er von außen empfängt, wird sogleich von ihm selbst durchdacht und so von ihm selbst erworben und in wirkliches Eigenthum verwandelt. So ist er zugleich Polyhistor (Vielwißer) und Autodidact (sein eigner Lehrer). Die Bildungsstoffe, die er mit Bienenfleiß einsammelt, werden in seinem Geiste fruchtbare Keime neuer Ideen, die er mit der erfinderischen Kraft des Selbstdenkens entwickelt. Zu untersuchen und zu erfinden ist sein Bedürfnis und sein Talent. Dies Bedürfnis zu befriedigen ist ihm ebenso leicht, als nothwendig. Ihm macht sein Naturell unmöglich, was den meisten am leichtesten und bequemsten wird: zu lernen, ohne zu untersuchen. Er sagt von sich selbst: „Wenige sind meiner Art; alles leichte wird mir schwer, alles schwere dagegen leicht.“ Bei dem unermeßlichen Umfange der Gegenstände, mit denen Leibniz sich beschäftigt, sind seine ungeheuren wißenschaftlichen Erfolge nur aus der concretesten Aufmerksamkeit zu erklären, mit der

*) M. Friedrich Simon Löffler, der Sohn seiner Schwester, welcher Pfarrer zu Probstheyda bei Leipzig war, wurde der einzige Erbe des Leibnizischen Vermögens, das ihm keinen Segen brachte. Denn seine Frau wurde von dem Anblicke des ererbten Geldes so alterirt, daß sie eines plötzlichen Todes starb, und Löffler selbst gieng es nicht viel beßer. Er wußte sein Geld nicht zu gebrauchen und gestand offen, es sei nun mit seiner Ruhe aus; denn er müße nun in steter Furcht und Sorge schweben, daß er um das Geld betrogen oder gar ermordet würde. Zugleich war der unwürdige Erbe des großen Mannes so undankbar, daß er jenem nicht einmal ein Begräbnismonument aufrichtete.

er jedes einzelne betrachtete. Er besaß die Fähigkeit, in jeder Sache energisch den Punkt zu treffen, worauf es ankam. Dazu kam die rasche Erzeugungskraft seiner Phantasie, die ihm sofort die durch die Sonde des Verstandes untersuchten Einzelheiten in einem umfaßenden Gesammtgemälde zeigte, und ein Gedächtnis, das namentlich in jüngeren Jahren ans Wunderbare grenzte. Auch dadurch zeichnet sich Leibniz vor andern großen Männern aus, daß er bis zum letzten Lebensjahre voll frischer Lust am Forschen, Bilden und Schaffen seine Lebensaufgabe verfolgte und trotz eines nicht starken Körpers ungebrochenen Geistes blieb und noch im hohen Alter dieselbe Schwungkraft, dieselbe frische Thatkraft zeigte, wie in seiner Jugend.

Zu den Grundzügen seines Wesens gehörte eine strenge Methodik, und zwar nach allen Seiten hin. Er gab sich selber Rechenschaft über alles, was er that und ließ, bis auf die geringsten Dinge hinab, nicht nur bei besondern Anläßen, sondern im täglichen Leben, und zwar schriftlich. Stand ihm eine Audienz bei einer fürstlichen Person oder sonst eine wichtige Begegnung bevor, so schrieb er im voraus alles nieder, was er zu sagen gedachte, und ruhte nicht, bis ein klares Bild davon vor seinem Geiste stand. Nicht selten machte er sich einen schriftlichen Plan für die Anwendung eines einzelnen Tages. Aber er unterließ es auch nicht, sich eine schriftliche Lebensordnung zu entwerfen, welche sein ganzes Leben regeln sollte, wie die früher besprochenen Selbstberathungen, welche er bei seiner Ankunft in Hannover niederschrieb, uns eine Probe davon geliefert haben. Aus allem, was er las, machte er ungeheure Excerpte, die er aber nie wieder ansah, weil er sich ganz auf sein Gedächtnis verlaßen konnte. Von seinen Denkschriften, zum Theil auch von seinen Briefen, entwarf er fast immer mehrere Brouillons, was bei dem riesenhaften Umfange seiner Correspondenz*) nur dadurch ermöglicht wurde, daß er ein Gelehrter aus der alten Zeit war mit eisernem Eingeweide. Vom 3. August 1696 an führte er auch ein

*) Seine Correspondenz, sagt Eckhard, war sehr groß und benahm ihm die meiste Zeit. Alle vornehmen Gelehrten in Europa warteten ihm mit Briefen auf, und wenn auch geringere Leute an ihn schrieben, antwortete er ihnen allezeit und gab ihnen Auskunft.

Tagebuch, von welchem Dr. Grotefend in seinem Leibnizalbum ein Bruchstück veröffentlicht hat, das bis zum 21. April 1697 reicht. Es fängt mit den Worten an: „Heute habe ich ein Tagebuch angefangen, um Rechnung von meiner noch übrigen Zeit zu halten.“ In diesem Tagebuch verzeichnet er nicht nur wichtige Erlebnisse, wie z. B. daß kurfürstliche Durchlaucht ihn zum Justizrath ernannt oder daß die Kurfürstin ihm einen Brief von der Herzogin von Orleans zu lesen gegeben; nicht nur die Verhandlungen, die er mit zwei Holländern wegen der Waßerkünste in Herrenhausen gehabt; nicht nur die mathematischen Fragen, über die er morgens im Bett oder unterwegs auf der Reise speculirt hat und die er in der Eile pro memoria aufs Papier bringt, um das Resultat seines Nachdenkens nicht wieder zu vergeßen; nicht nur die Reisen, die er macht, und die Todesnachrichten, die er empfängt; nicht nur die zahlreichen Correspondenzen, die er mit Gelehrten in Deutschland, Italien, Frankreich, England, Holland und Schweden führt; nicht nur die Gedichte und Epigramme, die er absendet, und die Bücher, Manuscripte und Münzen, die er empfängt; nicht nur seine Gedanken vom geschwinden Fortkommen auf Schuhfedern, von einem Wagen auf allezeit glattem Boden, vom Braten und Kochen mit eisernem Kasten, von Drucken mit dem Fuße, von Spinnen mit beiden Händen, von Goldschlagen und Wachsbleichen und dergleichen: sondern er berührt auch die täglichen Lebensbedürfnisse, die kleinen Haushaltungssorgen, die geleisteten Geldzahlungen, und wir erfahren z. B. daß er am 15. September 1696 Thee, Kaffee, Chocolade, Feuerzeug und Wachsstock mitzunehmen hat und daß er am 19. September vier Fuder Heu, drei zu zwei und einem halben Thaler und eins zu zwei Thaler, und zweiundzwanzig Scheffel Gerste zu zweiundzwanzig Groschen gekauft hat und eine Laterne zu kaufen beabsichtigt. Und zu solchen, selbst das Kleinste, man möchte sagen, selbst das Kleinliche umfaßenden Aufzeichnungen fand der Mann Zeit, der sich gleichzeitig mit den großartigsten Plänen, mit den umfaßendsten Entwürfen trug, dessen Kopf die Geburtsstätte der tiefsinnigsten Ideen war und dessen Geist den höchsten Gedanken nachhing. Da muß man gestehn, bei aller seiner Vielgeschäftigkeit war dennoch Methodik in allem, was er that, und überall bethätigte

er die Regel, welche der neuste Herausgeber seiner Werke als Motto auf deren Titel gesetzt hat, welche man aber auch als Ueberschrift über seine ganze Wirksamkeit setzen könnte: „In Worten die Klarheit, in Sachen den Nutzen."

Zu den Eigenthümlichkeiten Leibnizens, die mit seiner Universalität zusammenhängen, gehört auch seine Vielgeschäftigkeit. In der Selbstbeschränkung, die ihm Couring einst so dringend anrieth und deren Räthlichkeit oft von ihm schmerzlich empfunden wurde, hat er es nie weit gebracht. Vielmehr war er, weil in allen Sätteln gerecht, auch einem Jäger zu vergleichen, der auf jedes edle Wild, das ihm begegnete, sofort Jagd machte. Wußte er mit seinem Universalgenie alles in rastloser und mannigfaltiger Thätigkeit zu vereinigen, so konnte er dabei nur wenig vollenden. „Angelegt und angefangen", sagt er selbst, „ist vieles, ausgeführt und zur Vollkommenheit gebracht freilich nichts." Das gilt namentlich von seinen philosophischen Arbeiten. Es ist ihm während eines langen Lebens nicht gelungen, den reichen Inhalt seiner Philosophie in die durchgeführte Form eines Systems zu bringen. So bleiben seine philosophischen Schriften Skizzen, Entwürfe, unvollendete Bruchstücke, in Aufsätzen und Briefen zerstreut. Nur wenige Theile sind gründlich ausgeführt, und fast alle seine philosophischen Werke sind wie die Göthischen Poesien eine Art von Gelegenheitsschriften. Die Königin von Preußen redet mit ihm über Bayles Zweifel in Betreff der Uebereinstimmung zwischen Glauben und Vernunft: bei dieser Gelegenheit entsteht die Theodicee. Der Prinz Eugen von Savoyen wünscht von Leibniz die Grundsätze kennen zu lernen, auf denen die Theodicee beruht: bei dieser Gelegenheit entwirft er die Monadologie. Neben diesen philosophischen Entwürfen, welche bestimmt sind, die Aufgabe und Beschäftigung eines Jahrhunderts zu werden, beschäftigen ihn tausend andere Dinge. Er selbst schreibt einem Freunde: „Es geht ins Fabelhafte, wie zerstreut nach allen Seiten meine Arbeiten sind. Ich durchwühle Archive, untersuche alte Handschriften, sammle ungedruckte Manuscripte. Ich möchte daraus Licht für die Geschichte Braunschweigs schöpfen. Dabei empfange und schreibe ich eine Unzahl von Briefen. Ich habe so viel neues in der Mathematik, so viele Gedanken in der Philosophie, so viele an-

dere literarische Beobachtungen, die ich nicht gern umkommen ließe, daß ich bei der Masse der Aufgaben oft nicht weiß, wo ich anfangen soll, und mit Ovid ausrufen möchte: Der Reichthum macht mich arm. Ich möchte gern eine Beschreibung meiner Rechenmaschine geben, aber die Zeit fehlt mir dazu. Vor allem möchte ich meine Dynamik vollenden, in welcher ich endlich die wahren Gesetze der materiellen Natur gefunden zu haben glaube, kraft deren ich hinsichtlich der Körper Aufgaben lösen kann, wofür die bisher bekannten Regeln nicht ausreichen. Meine Freunde treiben mich, meine Wißenschaft des Unendlichen herauszugeben, welche die Grundlagen meiner neuen Analysis enthält. Dazu kommt eine neue Charakteristik, an welcher ich arbeite, und noch viele allgemeinere Dinge über die Erfindungskunst. Aber diese Arbeiten alle, die historischen ausgenommen, geschehen wie verstohlen. Denn an den Höfen sucht und erwartet man ganz andere Dinge; daher habe ich auch von Zeit zu Zeit Fragen aus dem Völkerrechte und aus dem Rechte der Reichsfürsten, besonders meines Herrn zu behandeln. So viel habe ich jedoch erlangt, daß ich mich nach Ermeßen der Privatprocesse enthalten kann. Ich werde dafür sorgen, daß Sie meine auf Befehl geschriebenen Versuche über das Reichsbanner erhalten. Inzwischen habe ich oft mit den Bischöfen von Neustadt und Meaux, mit Pelisson und andern über Religionsstreitigkeiten verhandeln müßen." Zu gleicher Zeit beschäftigen ihn die verschiedenartigsten Gegenstände; zu gleicher Zeit trägt er sich mit dem Plane der Theodicee und mit einer Reform des Römischen Gesetzbuches. So war es unmöglich, daß Leibniz sein System in einer vollendeten, durchgearbeiteten Form ausführte. Die meisten Schriften sind gleichsam jede wieder ein neuer Versuch des Systems unter einem neuen Gesichtspunkte. Er nimmt immer neue Anläufe, aber er kommt nie zum Ziele. So bieten seine Schriften des anregenden viel, aber nie etwas vollendetes.

Doch selbst in dieser fragmentarischen Form hätte Leibniz unmöglich so unermeßliches leisten können, wäre nicht sein Genie unterstützt von einem unbeugsamen Fleiße. Leibniz bemerkt selbst, er habe die Eigenheit, daß er einen Gegenstand nicht gern anrühre, wenn er nicht hoffe, etwas ungemeines zu

leisten. Hatte er sich aber einmal einer Sache hingegeben, so ließ er sie nicht wieder los. Er kam trotz aller Störungen und Hindernisse immer wieder auf seine Lieblingspläne zurück und verfolgte sie mit einer bewunderungswürdigen Zähigkeit und Ausdauer. „Ich maße mir weder Talent noch Gelehrsamkeit an," sagt er an einer andern Stelle, „das Lob des Fleißes aber müßen billige Richter mir zuerkennen." Er gönnte sich nie Ruhe, er war immer in angespannter geistiger Thätigkeit, selbst auf Reisen, selbst in den Wirtshäusern, wie seine Reisenotizen davon manche Probe enthalten. In den Wirtshäusern schrieb er seine Methodus nova jurisprudentiae; in den Wirtshäusern machte er Verse, in den Wirtshäusern verzeichnet er die neuen Ideen und Erfindungen, die er sich unterwegs ausgedacht.*) In dieser seiner rastlosen und angestrengten Thätigkeit läßt er sich durch nichts stören, durch nichts abhalten. Die Bedürfnisse der Natur, Krankheiten und die peinlichsten Schmerzen können seinen unermüdlichen Geist nicht besiegen. Er vergrößert das körperliche Leiden, indem er seine Schmerzen durch gewaltsame Mittel unterdrückt, um sie im Augenblicke, wo er arbeitet, erträglicher zu machen. Diese dem Schmerz überlegene Gewalt des Geistes, die Leibniz aufbieten konnte, erinnert an Kant, der das heftigste Zahnweh durch die bloße Energie des Willens vertrieb oder mindestens vergaß. Zu dem rastlosen Fleiße und der heroischen Ausdauer kam eine ebenso große Leichtigkeit im Arbeiten. Es ist unglaublich, mit welchem geringen Aufwande von Kunst und Mühe Leibniz seine tiefsinnigsten Ideen entwirft. Oft scheint es, als ob er sie erzähle, wie ein Erlebnis. Schwer wird ihm nur die Unthätigkeit, und die angestrengteste Arbeit scheint ihm nur ein Spiel zu sein.

*) So z. B. verzeichnet er am 17. August 1696 in sein Tagebuch: „Bin verreiset und abends nach Peine gekommen. Unterwegs habe ich dem Vectur-Werk nachgedacht, und ist mir ein ganz neuer Modus beigefallen, daß die Last nur hänge an einem Punkt eines Mastbaums, etwa 20 Schuh hoch, und dann nur einmal schwinge. Zwei Mastbäume auf zwei Karren, deren einer steht, der andre geht und vorläuft. Der stehende trägt die schwingende Last und übergiebt sie dem gehenden, der alsdann stehen bleibt, und geht der fort, welcher gestanden. Pferde ziehen die Last in einem sort; Mastbäume allezeit perpendicular u. s. w.

Dennoch hat sein Leben in mehr als einer Beziehung etwas unbefriedigendes. Schon beim Beginne seiner Laufbahn mußte er die Erfahrung machen, daß seine besten Bemühungen des Erfolges ermangelten, und je länger je mehr stieß er mit seinen großartigen Entwürfen auf Schwierigkeiten und Widersprüche. Er wandte sich, um ihnen die Ausführung zu sichern, an die Fürsten und hatte das Glück, sehr geistreichen und wohlwollenden Personen darunter zu begegnen. Aber indem er sie für seine hohen Ideen zu gewinnen suchte, mußte er sich nicht selten ihren Interessen dienstbar machen, und erreichte meist nur so viel, daß sie ihn anhörten, auch wohl mit ihm schwärmten. In der Wirklichkeit gestaltete sich das Verhältnis so, daß er mit seinen Talenten ihnen diente, während seine Ideen in das Gebiet der schönen Träume verwiesen wurden. So blieben Leibnizens Leistungen weit hinter seinen Absichten und oft auch hinter seinen Versprechungen zurück. Wie mancher schöne Versuch wurde gemacht, der misglückte durch Ungunst der Verhältnisse, wie mancher Plan kam nicht zur Ausführung, wie manches angefangene Werk blieb unvollendet! Man würde aber irren, wenn man meinte, daß Leibniz sich dadurch hätte niederdrücken laßen, und daß ein Gefühl des Ungenügens oder gar der Bitterkeit sein Leben vergällt hätte. Im Gegentheil war er eine durchaus heitere Natur, und wenn er die Welt als die beste erwies, so trug dazu die Grundstimmung seines Gemüthes eben so viel bei, als seine Logik. Nur gegen Ende seines Lebens ist an ihm eine gewisse Unrast und Unbefriedigtheit wahrzunehmen, welche ihren Grund theils in der Veränderung seiner nächsten Umgebung und theils in dem wiederholten Mislingen seiner höchsten Ideen und liebsten Pläne hatte.

Zum Schluße sei es mir gestattet, noch mit einigen Zügen das äußere Leben unsers Leibniz zu schildern, wie uns dasselbe aus den Aufzeichnungen seines Gehülfen Eckhard und anderer Zeitgenoßen entgegentritt. Leibniz war und blieb unverheiratet. Zum Heiraten hatte er einmal in seinem fünfzigsten Jahre Lust. Als aber die Person, auf die er seine Blicke gerichtet hatte, sich erst bedenken wollte, zog er sich wieder zurück. Hernach pflegte er zu sagen, er habe immer gedacht, daß er zum Heiraten noch Zeit genug habe, und nun sehe er, daß es zu spät sei. So

kam es denn, daß er nie eine eigne menage hatte, sondern beständig eine Junggesellenwirtschaft führte. Das Eßen ließ er sich aus den Wirtshäusern auf die Stube bringen und aß stets allein, wie er denn auch keine gewisse Stunde einhielt, sondern sich die Zeit dazu nahm, wie es seine Studien litten. Er war im Eßen nicht delicat, aß aber sehr stark. Dagegen trank er, wo er nicht genöthigt wurde, nur wenig und allezeit Waßer unter dem Wein, wenn er auswärts speiste, weil er sonst am Sobbrennen litt. Zu Hause trank er ein wenig Bier und hatte immer süßen und sauern Wein beisammen; diesen mischte er und that dann noch Waßer und mit Zucker gekochten Kirschsaft hinzu. Als er vom Podagra zu stark belästigt wurde, fieng er an, des Mittags nichts. als ein wenig Milch zu eßen. Dagegen that er abends eine starke Mahlzeit und schlief gleich darauf ein. Er scherzte dabei, so könne er die Zeit beßer gebrauchen, speise à la Romaine, und der Magen verdaue im Schlafe beßer, als wenn er wache. Krankheiten hat er nicht sonderlich ausgestanden, außer daß er vom Schwindel bisweilen incommodirt wurde. Sein Schlaf war stark und ohne Unterbrechung. Er gieng gewöhnlich erst um ein oder zwei Uhr zu Bett. Oft schlief er auch nur im Stuhle, und um sechs oder sieben Uhr war er wieder munter und gieng wieder an seiner Arbeit. Er studirte dann in einem fort und kam oft in mehreren Wochen nicht vom Seßel. Als er noch gesunder war, gieng er zuweilen spazieren. Um neun Uhr vormittags pflegte er in späteren Jahren der Kurfürstin Sophie die Aufwartung zu machen. Ein Zeitgenoße, der ihn persönlich kannte, erzählt von ihm: „Alle Morgen fuhr er vor meiner Eltern Hause vorbei nach Hofe, da mir denn jederzeit seine große und pechschwarze perruque in die Augen stach. Er wohnte in meiner Nachbarschaft auf der Schmiedestraße bei einem Patricier, Namens von der Lühe, zur Miethe. Seinen Garten, der vor dem Aegydienthore lag und mit Maulbeerbäumen angefüllt war, habe ich einige Male besucht, um die Seidenwürmer entstehen, freßen und spinnen zu sehen."

Leibniz speiste oft bei Hofe und war gewiss eine Zierde der fürstlichen Tafel. Der Kurfürst Ludwig Georg pflegte ihn immer sein lebendiges Dictionär zu nennen, weil nichts vorkam, worüber er nicht gründlich discurirte. Er redete mit Soldaten, Hof- und

Staatsleuten, Künstlern und dergleichen, als wenn er von ihrer Profession gewesen wäre, weswegen er bei jedermann wohlgelitten war, ausgenommen bei denen nicht, die dergleichen nicht verstanden. Er war bei dem Frauenzimmer sehr beliebt und achtete keine Zeit, wenn er sich mit selbigem unterhalten konnte. Ja, er wußte sich so mit ihm zu unterreden, daß man ihn für gar keinen Philosophen hätte halten sollen. Damen vom höchsten Range schätzten seinen Umgang. Jedermann, der ihn kannte, mußte sein leutseliges und munteres Wesen, seine Gutherzigkeit und Menschenliebe rühmen und verehren. Er sah gern Fremde bei sich und machte ihnen Gegenvisiten. In seinem Alter empfing er wegen seiner Gichtschmerzen die Fremden, welche ihn besuchten, in einem mit Pelz gefütterten Schlafrocke, wobei er seine lange schwarze Perücke trug und statt der Pantoffeln große Socken von grauem Filze anhatte.

Seine Bildnisse, deren ein Sammler über zwölf besaß, sollen alle nicht ähnlich sein. Im Jahre 1703 ließ die Kurfürstin Sophie sein Bildnis ohne sein Wißen in Berlin anfertigen. Leibniz bezeigte in einem Billet an die Kurfürstin seine Unzufriedenheit zwar nur über die darunter gesetzten bombastischen Verse und bat um eine Abänderung derselben. Doch die Kurfürstin antwortete: „Das ganze Bild taugt nichts. Der Maler hat Ihnen die Nase eines Trunkenbolds gegeben, und alles ist zu massiv.“ Der einzige gelungene Kupferstich von Leibniz soll derjenige sein, welchen im Jahre 1711 die Königin von Preußen Sophie Louise, die dritte Gemahlin des Königs Friedrich I., hat anfertigen laßen. Der Maler ist unbekannt, der Kupferstecher heißt laut der Unterschrift Bernigerath. Unter dem Bildnisse stehen folgende lateinische Verse, die von Hortensio Mauro verfaßt sind:

Hoc duce in immensi penetravimus intima veri,
Nec probat autorem meus magis ulla deum.*)

In demselben Jahre 1711 ließ Leibniz sich auf die Bitte seines Freundes Johann Bernouilli in Hannover von dem Hofmaler Andreas Scheitz malen; allein er selbst gestand, daß er gar nicht getroffen sei.

*) „Unter seiner Leitung drangen wir in das Innerste der unendlichen Wahrheit, und kein Geist zeigt mehr als der seine den Gott, der ihn erschaffen.“



War es schon nicht leicht, Leibnizens leibliches Bildnis richtig wiederzugeben, so möchte es noch schwerer sein, sein geistiges Portrait zu treffen, und wenn ich versucht habe, neben das Bild des Fürsten, das der Philosoph uns gezeichnet hat, das Bild des letzteren selbst zu stellen, so ist das eben ein Versuch, der auf Unfehlbarkeit keinen Anspruch macht.

Zehnte Vorlesung.

Leibnizens Leben und Wirken unter Ernst August.

H. V. Ernst August hatte als der jüngste der vier Söhne des Herzogs Georg kaum die Hoffnung gehabt, zur Regierung berufen zu werden. Dennoch war er von Stufe zu Stufe gestiegen und wurde zuletzt der Repräsentant des ganzen Welfenhauses und der Vollender des vom Vater begonnenen Werkes. „Von sämmtlichen vier Brüdern", sagt Leibniz, „kann man, wiewohl auf unterschiedliche Weise, sagen, daß sie sowohl auf Reisen und Zügen in und außer Deutschland, als zu Hause von jedermann als ein Ausbund und Zierde der deutschen Fürsten an innerlichem Lichte und äußerlichem Glanze, an Verstand, Aufrichtigkeit, Großmuth, Annehmlichkeit und tapferm Wesen angesehn worden." Von keinem galt das Gesagte mehr, als von Ernst August, der mit mancherlei leiblichen und geistigen Vorzügen ausgerüstet war. Ernst August war eine sehr scharf ausgeprägte Persönlichkeit. Allgemein galt er als einer der schönsten Männer seiner Zeit. Aber auch seine geistigen Gaben waren reich und vortrefflich ausgebildet. Studirt hatte er 1644 und 45 in Marburg und dann die Europäische Tour im größten Umfange gemacht: er sah Holland, England, Frankreich, Spanien, Italien, Sicilien und Malta. Anfangs auf die Verwaltung eines schmalen Einkommens beschränkt, rang er mit Ausdauer nach der Erweiterung seiner Kenntnisse und Einsichten und trug die mancherlei Widerwärtigkeiten seiner Lage mit Muth und Standhaftigkeit. Als im Jahre 1662 der Bischofsstuhl von Osnabrück erledigt wurde, siedelte Ernst August mit seiner jungen Gemahlin, der erst kürzlich von ihm heimgeführten Sophie von der Pfalz, nach Iburg über. Hier residirte er,

bis der Tod seines Bruders Johann Friedrich ihm den Weg zur Regierung in Hannover bahnte.

Doch hielt Ernst August nicht sofort nach Johann Friedrichs Tode seinen Einzug in Hannover. Von Osnabrück aus ordnete er mit Bedacht die Regierung und ehrte das Andenken des Bruders durch gewißenhafte Berücksichtigung seiner Wünsche. Dann machte er mit seiner Gemahlin einen Besuch bei seiner Schwester, der Königin von Dänemark, in Niköping. Erst nach der Heimkehr siedelte er nach Hannover über und überließ sich nun ganz den Geschäften der Regierung.

Ernst August war in jeder Beziehung ein tüchtiger Herrscher, deutschgesinnt, männlich, kenntnisreich und duldsam. Das Ansehn, dessen er sich schon längst erfreute, beruhte bis dahin, da seine Macht gering war, fast ganz auf seiner Persönlichkeit. Als König Karl XI. von Schweden sich dem Tode nahe glaubte, bezeichnete er Ernst August als den Fürsten, der am geeignetsten sei, die Würde der Schwedischen Krone aufrecht zu erhalten. Was Ernst August für Schweden nicht thun konnte, das that er für Hannover. Mit ihm gieng der Stern des Welfischen Hauses im neuen Glanze auf; durch ihn sollte dasselbe einer Kräftigung entgegen geführt werden, wie sie nur die Zeit des großen Ahnherrn, Heinrichs des Löwen, gekannt hatte. Seine Gemahlin Sophie, ihm ebenbürtig an Geiste, stand ihm hülfreich zur Seite als Genoßin seiner Pläne und Theilnehmerin seiner Bestrebungen. Der Geist, welcher unter der Regierung des neuen Herzogs das Leben und Streben des Hannöverschen Hofes beseelte und der Bürge einer glorreichen Zukunft war, strömte zunächst von den Persönlichkeiten des neuen Herrscherpaares aus, die beide zu den nicht gewöhnlichen Menschen zählten. „Durch die verschiedenen Schicksale der frühern und spätern Jahre", sagt Spittler, „bildeten sich in diesem erhabenen Paare jene himmlisch-schönen Züge veredelter Menschlichkeit, davon ihre Geschichte so voll ist; jene deutsche, gründliche, überfürstliche Aufklärung, die sie zu Leibnizens Freunden machte; jene planmäßige Festigkeit, die so auszeichnend in ihrer Regierung war, und jene überall umhersehende Duldsamkeit, die man durch Trübsale jüngerer Jahre so leicht lernt und durch glücklich gewonnene Tage nachfolgender Jahre so leicht wieder vergißt."

Im Innern machte das Land unter Ernst August große Fortschritte. Unter ihm fieng zuerst eine planmäßige Beförderung der Cultur an. Bergbau und Forstwesen kamen in Aufnahme, Lizent und Münzwesen*) fanden sorgsame Beachtung, und die ganze neue Regierungsmaschine war trefflich eingerichtet. Im Jahre 1680 nahm Ernst August das Lauenburgsche Erbe in Besitz und erweiterte dadurch seine Hausmacht. Dies reizte den Unwillen Kursachsens, das nähere Erbansprüche zu haben meinte, und des Kaisers. Allein der letztere wurde durch den Französischen Krieg und den Türkenkrieg zur Nachgiebigkeit bewogen. England gratulirte zur Besitzergreifung Lauenburgs, stellte auch den erblichen Besitz Osnabrücks in Aussicht und brachte die Erwerbung der Kurwürde in Anregung. Später wurde mit dem Hause Cirksena ein Erbverbrüderungsvertrag geschloßen, welcher auch die Erwerbung Ostfrieslands in Aussicht stellte. Endlich brachte Graf Grote im Jahre 1692 eine ewige Union zwischen Oesterreich und Hannover zu Stande, welche mehr als alles andre den Beweis lieferte, was für eines Ansehns sich das Welfenhaus im Deutschen Reiche erfreute.

Daß Ernst Augusts Stern immer glänzender emporstieg, dazu trug vor allem die politische Haltung bei, die er von Anfang an beobachtet hatte. Während Johann Friedrich sich auf Frankreichs Seite stellte und sich dadurch in manche schiefe und verwickelte Lage brachte, hielt Ernst August mit den übrigen Fürsten seines Hauses treu zu Kaiser und Reich. Sobald das Reich den Krieg an Frankreich erklärt hatte, führten Ernst August, damals noch Bischof von Osnabrück, und Rudolf August von Wolfenbüttel ihre Truppen an den Oberrhein. Das starke

*) Leibniz rühmt in einem Briefe an Thomas Burnet, daß die Silbermünzen des Hauses Braunschweig, welche im Harze geschlagen würden, schlechterdings die besten von ganz Europa wären, beßer selbst als die Englischen. Denn man gieng in Hannover von dem Grundsatze aus — den Leibniz gegenüber der damaligen täglich zunehmenden Unordnung und Verwirrung im Münzwesen allen Staatsmännern immer aufs neue empfahl — ein reines, so wenig als möglich legirtes Silber zu den Münzen zu nehmen und diesen einen innern, unzerstörbaren und alle Wandelungen in den Waarenverhältnissen überwindenden Werth zu geben: ein Grundsatz, den Leibniz durch sein von Jahr zu Jahr steigendes Ansehn aufrecht erhalten hat. Die feinen Harzgulden, welche jetzt Seltenheiten geworden sind, gehören zu den gesuchtesten Münzen.

Contingent, welches weit über die Zahl hinausgieng, zu der die Reichsgesetze verpflichteten, überschritt bei Straßburg den Rhein, um in Gemeinschaft mit dem kaiserlichen Heere sich auf den Feind zu stürzen. Auch Georg Wilhelm von Celle brach nach dem Kriegsschauplatze auf und traf hier zur rechten Stunde ein, um in der Schlacht bei Ensisheim (am 2. October 1674) die Seinen persönlich gegen den Feind zu führen. So feierten denn die drei Welfischen Herzöge einen der schönsten Triumphe, indem die Regimenter von Celle, Wolfenbüttel und Osnabrück die einzigen waren, welche mit Erfolg dem ersten Feldherrn Frankreichs, Türenne, die Spitze boten. Etwas später schloß Ernst August mit dem Kaiser ein Defensivbündnis auf zehn Jahre, kraft deßen er sich zur Stellung von fünf- bis sechstausend Mann verpflichtete, welche zur Aufrechterhaltung der Ruhe in den Nachbarlanden verwandt werden sollten. Bald ergieng ein dringender Ruf des Kaisers an die Welfischen Fürsten, mit ihren Streitkräften an den Mittelrhein aufzubrechen, um den aus seiner Residenz vertriebenen Kurfürsten von Trier zurückzuführen. Sofort brach Georg Wilhelm mit achttausend und Ernst August mit dreitausend Mann auf, um sich mit den kaiserlichen Truppen zu vereinigen. Am 4. August 1675 langte das vereinigte Heer vor Trier an, und als der Marschall Crequi zum Entsatz herannahte, waren es wieder die Braunschweig-Lüneburgschen Regimenter, welche unter persönlicher Leitung der tapfern Herzöge den vollständigsten Sieg davon trugen. Sechstausend Franzosen bedeckten das Schlachtfeld. Zwei Bataillons der Französischen Haustruppen waren durch das Osnabrücksche Garderegiment, in dessen erster Linie der vierzehnjährige Sohn Ernst Augusts, Georg Ludwig, mitfocht, völlig vernichtet. Der Marschall Crequi erreichte mit nur wenigen Officieren fliehend die Thore von Trier, das nicht lange darauf in die Hände der Verbündeten fiel. Vergebens versuchte der tapfere Französische Marschall sich im Dome, zuletzt sogar vom Thurme aus, zu vertheidigen. Ein Lüneburgscher Hauptmann bemächtigte sich des Tollkühnen und nahm ihn gefangen. Die Nachricht von dem glänzenden Siege bei der Conzer Brücke erregte in der Heimat großen Jubel. Der Kaiser sprach den Herzögen Georg Wilhelm und Ernst August brieflich seinen

Dank aus für die dem Reiche bewiesene Treue und Tapferkeit, und das Volk feierte den Sieg über den Erbfeind in Liedern, welche von dem derben Humor der Niedersachsen Zeugnis geben.

Dieselbe Haltung beobachtete Ernst August, nachdem er zur Regierung in Hannover gelangt war. „Unsre Fürsten aus dem Hause Braunschweig," schrieb Leibniz 1687 an Linker, „sind so gesinnt, daß sie nicht nur der öffentlichen Nothwendigkeit, sondern auch ihrer Ehre wegen dem Kaiser beistehn und stets ein schlagfertiges Heer haben werden." Gelegenheit zur Bethätigung dieser Gesinnung fand sich bald. Die zahlreichen Verstöße des Königs von Frankreich wider die Friedensschlüße von Münster und Nimwegen, vor allen Dingen die Errichtung der Reunionskammern von Breisach und Metz, bewogen den Kaiser, zur Sicherheit des Reiches der Versammlung der Stände desselben in Regensburg nachdrückliche Vorschläge zu machen. Man beschloß eine Reichsarmee von vierzigtausend Mann zu errichten. Zuvor aber wurden Verhandlungen zwischen dem Kaiser und dem Könige von Frankreich zugelegt und zum Orte der Verhandlungen wurde die alte Kaiserstadt Frankfurt bestimmt. Der König gab die Erklärung ab, daß von dem ersten Tage dieses Friedenscongresses an bei den beiden Reunionskammern von Breisach und Metz alles im bisherigen Stande verbleiben sollte. Dies Erbieten ward von dem Reichstage in Regensburg angenommen. Der Congreß in Frankfurt war eröffnet, die Verhandlungen hatten begonnen. Während aber der Friede beredet wurde, wurde der Krieg geübt. Gegen das gegebene Versprechen erfolgte der schmähliche Raub Straßburgs.

Zum Congresse nach Frankfurt schickte der Herzog Ernst August seinen Minister Otto Grote. Ihm sollte unser Leibniz beigeordnet werden. Um zu verstehen, wie ungelegen ihm dieser Auftrag kommen mußte, gehen wir etwas genauer auf die Pläne und Arbeiten ein, welche ihn damals beschäftigten.

Leibniz hatte es verstanden, sich schnell bei dem neuen Herrscher in Gunst zu setzen, und entfaltete eine bewunderungswürdige Thätigkeit, welche sowohl den treuen Diener des Welfenhauses, als den Mann der Wißenschaft und den praktischen Realisten kennzeichnet. Zu Ernst August war er fast schneller noch, als zu Johann Friedrich, in ein persönliches Verhältnis

getreten. Gleich nach Ernst Augusts Uebersiedelung nach Hannover machte er ihm schriftlich eine Reihe von Vorschlägen, die auf eine Erleichterung der Regierungsgeschäfte abzielten. So z. B. schlug er vor, eine Sammlung von Ordonnanzen, Gesetzen, Statuten, Gebräuchen, Edicten, Patenten u. s. w., die von den regierenden Herzögen publicirt, zusammenzutragen und zu veröffentlichen, welches corpus dann Ernesto-Augustinum genannt werden könnte. Ferner proponirte er, daß eine Visitation und Generalrevue der Archive und öffentlichen Schriften, die sich in Hannover, Braunschweig, Osterode, Calenberg und sonst hin und her in den Städten und Aemtern befänden, gehalten und alles in Rubriken und Inventarien gebracht werden möchte. Wenn er dabei die Errichtung eines Ober-Archivariats vorschlägt, so kann kaum zweifelhaft sein, wem er diese Charge zugedacht hat. Sodann macht er auch den Vorschlag, ein Manual oder Handbüchlein für den Fürsten auszuarbeiten, in welchem die wichtigsten Sachen der Art kurz zusammengefaßt wären, daß der Fürst sich selbst jeden Augenblick über die Hauptsachen in den laufenden Geschäften unterrichten könnte. Ein solches Manual würde um so nützlicher sein, wenn eine Topographie des Landes hinzukäme. Alle diese Vorschläge habe er schon dem Herzoge Johann Friedrich gemacht. Er begnügte sich aber nicht damit, sie dem neuen Herzoge zu wiederholen, sondern er erweiterte sie in einer neuen Eingabe, welche auch die Vermehrung der Bibliothek, den Ankauf von Kupferstichen und anderen Abbildungen, die Anlegung einer herzoglichen Druckerei, einer fürstlichen Kunstkammer für Maschinen und Modelle, einer mineralogischen Sammlung, eines Laboratoriums und eines damit verbundenen Apparats von raren Vasen, von Gläsern und Oefen proponirte. Er beantragte ferner die Anstellung geschickter Arbeiter im Arsenale, als da sind gute Schmiede, Schloßer, Uhrmacher, Gießer, Zimmerleute, Dreher und dergleichen, die Berufung geschickter Architecten, Maler, Bildhauer, Brunnenmeister, Tischler, Maurer, Landmeßer, Brückenmeister und solcher Leute, die sich auf Deiche und Schleusen verstehn, Canäle anlegen, Ströme reinigen, Moräste austrocknen und andere nützliche Dinge unternehmen können. „Item auf dem Harze sind diejenigen, so den Bergbau treiben, auf Gruben und Stollen zu sehen haben, die Künste und Ma-

schinen beobachten, Markscheider, Schmelzer, Probirer, Münzmeister und sehr viele andere Leute, so dazu gehören. Hierzu sind auch Glas- und Eisenhütten sammt andern Kunstwerken zu rechnen. Es wäre nöthig, daß man nicht nur eine Liste derselben hätte, sondern sie auch an die Kunstkammer und Bibliothek also wiese, daß sie auf Erfordern des Directors erscheinen und ihm alle Nachricht sowohl schriftlich als mündlich geben, auch Abriße und Modelle ihrer unter Händen habenden Dinge einschicken müßten."

Man sieht aus solchen Vorschlägen, wie dieser universelle Geist das Größte wie das Kleinste ins Auge faßte und indem er stets die Praxis und die Wißenschaft zugleich beachtete, die eine der andern dienstbar zu machen suchte. „So wäre auch vonnöthen," urtheilt er weiter, „daß eine kurze, aber gründliche Geschichte des fürstlichen Hauses abgefaßt würde, welche überall mit genugsamen Documenten bestärkt werden müßte." Auch bei diesem Vorschlage kehrt der Gedanke eines Oberarchivars wieder, der nicht nur die Bibliothek, die Kunstkammer, das Laboratorium, die Typographie, die Büchercensur unter seiner Direction hätte, sondern dem auch die Klostersachen anzuvertrauen wären, weil die Klosterintraden zur Besoldung der Geistlichen, Professoren und Schuldiener, zu Stipendien und andern piis causis verwendet würden, solche aber mit den Studien zusammenhingen und gemeiniglich zu deren Förderung gerichtet wären. Schon im April 1680 begegnet uns eine dritte Reihe von Vorschlägen, darunter auch der, daß er selbst, Leibniz, beordert werden möchte, die versiegelten Schriften des seligen Herrn durchzugehn; denn es befänden sich darunter viele curiose und nützliche Dinge, unter andern rare in die fürstliche Bibliothek gehörige Manuscripte, curiose Berichte, Geheimnisse und dergleichen, und er, Leibniz, sei mit den Umständen zum Theil bekannt, da er oft mit dem seligen Herrn darüber geredet habe. Daran schließt sich ein anderer Plan. Bei Abfaßung der Personalien des sel. Herzogs Johann Friedrich habe er aus dem Archive so viele Details gesammelt, daß dadurch der Grund zu einem größern Werke über Johann Friedrichs Regierung gelegt sei. Indem nun Leibniz anfrägt, ob er dies Werk ausführen solle, beantragt er jetzt ganz offen, daß ihm die Inspection sämmtlicher

Archive oder das Oberarchivariat übertragen werde, weil er zu jener Arbeit sich vielfach des Archives werde bedienen müßen. Denn obgleich ein Archivsecretär angestellt sei, so pflege doch einer der Räthe die Specialaufsicht zu führen, was füglich wohl von keinem andern als von ihm geschehen könne. Leibniz findet dann weiter, daß sich zu der Aufsicht der Archive nicht nur die der Bibliothek, sondern auch die der Universitäten und Klöster sehr wohl schicke und gleichsam ein besonderes Amt damit bilde, wozu auch die Büchercensur gezogen werden könnte. Endlich macht er noch den Vorschlag, nach dem Beispiele der neuerrichteten Academie in Turin auch in den herzoglichen Landen eine Academie zu gründen. Bei dem vorigen Regenten sei dieser Vorschlag inopportun gewesen, weil er keine Descendenten hatte. Jetzt aber wären junge Prinzen vorhanden, welche ohnedem größtentheils der Leute vonnöthen hätten, die in eine solche Academie gehörten. Gründete man eine solche Academie im eignen Lande, so brauchte man sich nicht in Frankreich oder Italien unnütz aufzuhalten, sondern es würde sich die Deutsche Noblesse aus den herzoglichen und benachbarten Ländern auf der einheimischen Academie aufhalten. Leibniz bemerkt dann, daß er für die zu gründende Academie schon einen Director auserseheu habe, den er aber nicht namhaft macht. Dagegen nennt er den Ort, welchen er für die Academie am passendsten hält. Es ist Göttingen, und wenn der preußische Cultusminister diesen erst kürzlich ans Licht gezogenen Vorschlag im Auge gehabt haben sollte, als er Leibniz den Begründer der Universität Göttingen nannte, so haben wir alle Ursache, ihm Abbitte zu thun. Denn Leibniz hat zuerst auf Göttingen als auf die Stadt hingewiesen, die sich am besten für eine Academie eigne. Hannover, sagt er, floriret sonst schon wegen der Hofhaltung, und wäre beßer, daß die avantagen getheilt würden.

Alle diese Entwürfe, welche Leibniz beschäftigen, laufen auf ein wißenschaftliches Interesse hinaus. Doch weiß der practische Diplomat dem Herzoge jedesmal sonnenklar vorzudemonstriren, was für pecuniäre Vortheile mit der Ausführung seiner Entwürfe verbunden sind. Die anzulegende herzogliche Druckerei soll z. B. nicht nur Canzleiformulare, Kirchenordnungen, Gesetzsammlungen und dergleichen liefern, sondern sie soll auch andre

nützliche Schriften verlegen und sich dadurch nicht nur selbst bezahlt machen, sondern auch einen solchen Ueberschuß geben, daß man dafür viele Bücher durch Tausch in die fürstliche Bibliothek bekommen könnte.

Es ist klar, daß das rasche Aufsprudeln dieser Vorschläge in solcher Zahl schon an sich ein Hindernis gegen die Ausführung sein mußte. Andererseits beweisen diese wiederholten Vorschläge, wie bald das Vertrauen des Herzogs zu Leibniz sich bewurzelt hatte und wie Leibniz seinerseits geneigt war, den Herzog auch in seine tieferen philosophischen Ideen einzuweihen. In dieser Beziehung verdient ein Schreiben Leibnizens an den Herzog besonders hervorgehoben zu werden, in welchem er ihm Mittheilung über seine Pasigraphie oder Weltschrift macht. „Diese Schrift oder Sprache", heißt es da, „könnte bald in der ganzen Welt eingeführt sein, weil sie in wenigen Wochen begriffen sein könnte. Sie würde ein Mittel der allgemeinen Communication abgeben, was von großem Nutzen sein würde, auch für die Ausbreitung des christlichen Glaubens und für die Unterweisung entfernter Völker.*) Aber dies würde der geringste Vortheil sein; denn diese Schrift würde eine Art allgemeiner Algebra bilden und ein Mittel sein, zu räsonniren, indem man calculirt (d. h. mit Begriffen wie mit Zahlen zu rechnen), der Art, daß man anstatt zu disputiren, sagen könnte: wohlan, laßt uns rechnen. Und so würde es geschehn, daß die Irrthümer des Räsonnements nur Irrthümer des Calculs sein würden, welche man, wie in der Arithmetik, durch die Probe entdecken könnte. Die Menschen würden dadurch einen wahrhaft infalliblen Richter ihrer Controversen finden." Leibniz verhehlt sich nun zwar nicht, daß sich auf diesem Wege nicht jede Frage lösen laße; doch könne man immer bestimmen, was das wahrscheinlichste sei, und für alle Fälle sei es wichtig, wenigstens zu wißen, daß das, was man sucht, durch die Mittel, welche wir haben, nicht zu finden ist. Man sieht, zu welcher Höhe sich die Träume dieses Mannes versteigen, für dessen

*) Ich bemerke hier, daß Leibniz einen ähnlichen Gedanken ausspricht, als er sich von Peter dem Großen Sprachproben von allen Russischen und benachbarten Völkerschaften erbittet.

Entwürfe die Welt zu enge zu sein scheint. Dennoch hält Leibniz seine allgemeine Charakteristik oder Pasigraphie für mehr, als einen Traum; er hält sie für eben so ausführbar, als seine Differentialrechnung, und er schreibt an den Herzog, daß er sich an die Ausführung machen wolle, wenn er die Geschichte des Welfenhauses beendigt habe. Die Arbeit koste zwar viel Nachdenken, werde aber rasch von statten gehn, wenn er nur ein wenig Hülfe dabei habe.

Einige andere Schriftstücke Leibnizens aus dieser Zeit sind wieder in anderer Beziehung interessant, weil sie nämlich den Antheil ins Licht stellen, mit welchem man damals chemische Versuche aller Art betrachtete. Hatte Johann Friedrich diesen Versuchen seine volle Aufmerksamkeit geschenkt und zum Beispiel den Dr. Brand von Hamburg kommen laßen, um von ihm die Bereitung des Kunkelschen Phosphors zu erlernen, so war sein Nachfolger Ernst August nicht weniger curieux, ein Französischer Ausdruck, der sich mit einem Worte nicht übersetzen läßt, der aber die aus Neugierde und wißenschaftlichem Interesse gemischte Theilnahme für alle neuen Erfindungen und Entdeckungen, namentlich auf dem Gebiete der Naturwißenschaften, bezeichnet. Die Studien, sagt Leibniz einmal selbst, theile ich ab in belles lettres und curiosités. Belles lettres begreifen meines Erachtens alles, was etwa merkwürdig ist in Historicis und Politicis. Curiositäten sind hingegen Philosophica, Mathematica, Physica und Medica. Auch Ernst August war ein Liebhaber von Curiositäten, und Leibniz ergriff jede Gelegenheit, um diese Liebhaberei zu befriedigen und zu nähren. Dabei kommen die wunderlichsten Dinge vor, welche zeigen, daß die Curiosität oder Wißbegierde — denn auch als Eigenschaftsbegriff wird das Wort gebraucht — oft in eine wahre Sucht nach merkwürdigen Neuigkeiten ausartete. Besonders war es die Kunst des Goldmachens, welche noch immer die Gemüther beschäftigte, und es fehlte nicht an alchymistischen Betrügern, welche unter dem Vorgeben dieser oder einer andern Kunst nur ihren Vortheil suchten. Auch am Hannöverschen Hofe kamen davon Beispiele vor. Mag man aber über die Einzelheiten solcher Versuche und Bestrebungen denken, wie man will; im allgemeinen beweisen sie, wie bemüht man war, die mancherlei neuen Ent-

deckungen der Naturwißenschaft dem Staatswohle dienstbar zu machen und durch allerlei staatswirtschaftliche Erfindungen und Verbeßerungen den allgemeinen Wohlstand wie die fürstlichen Einnahmen zu heben.

Um das Gesagte zu veranschaulichen, mögen aus Leibnizens Schriften einige concrete Fälle mitgetheilt werden. In einem Schreiben an den Herzog ohne Datum meldet Leibniz diesem, daß in England eine Person sei, welche ein Kochgefäß anbiete, worin das Fleisch derart gekocht werden könnte, daß auch die Knochen eßbar würden. Diese Person sei bereit, ihre Kochmaschine dem herzoglichen Agenten, Herrn Glorin, einzuhändigen; aber sie fordre dafür vier bis fünf Pfund Sterling. Indem nun Leibniz anfrägt, ob Glorin diese Summe auslegen solle, bemerkt er: „Ich glaube, daß man nicht weniger thun kann, um sich einer so curiosen Sache, wie diese, zu versichern." Wie sehr ihn diese neue Erfindung beschäftigte, geht daraus hervor, daß er dem Herzoge eine humoristische Bittschrift der Hunde überreichte, welche er an den Staatssecretär der Köche von Frankreich adressirt hatte; „denn es wird gerathen sein", wie er vorsichtig hinzusetzte, „jedes andre Land eher zu nennen, als England, damit die andern nicht auch eben so bald dahinter kommen, als wir." In der Bittschrift beklagen sich die unterzeichneten Doggen, Jagdhunde, Windhunde, Leithunde, Hofhunde, Bologneserhunde und andre große und kleine Hunde über eine wichtige Beeinträchtigung ihres Geschlechts. Schon der große Diogenes, wegen seiner Vorliebe für die Hunde der Kyniker genannt, habe gesagt, es gebe zuweilen einen größern Unterschied zwischen Hund und Hund, als zwischen Mensch und Mensch. Allein trotz aller Verschiedenheit der Hunde, welche sie gleichsam als besondere Racen erscheinen laße, habe sich das ganze Corps derselben vereinigt, um eins ihrer schönsten Rechte aufrecht zu erhalten, das man ihnen rauben wolle. Durch ihre Correspondenten hätten sie nämlich gehört, daß ein gewisser quidam behaupte, die Knochen weich und für die Menschen eßbar machen zu können, und daß dieser quidam sogar seinen Topf nach Hannover schicken wolle. Dem glaubten alle Hunde zu rechter Zeit sich widersetzen zu müßen. Denn obgleich es ihnen schwer werde, der Sache Glauben zu schenken, und obgleich sie dieselbe nur

für eine Träumerei halten zu müßen glaubten, so könnte doch ein feindlicher Dämon des Hunde- und Menschengeschlechts, welcher das gute Einverständnis, das bisher zwischen Hunden und Menschen geherrscht, stören wollte, dies Geheimnis jenem Menschen eingeflößt haben, wie z. B. ein andrer Dämon einem Mönche das Geheimnis des Schießpulvers eingeflößt habe. Seit unvordenklichen Zeiten gehörten die Knochen den Hunden. Homer und die andern Schriftsteller des Alterthums redeten davon in den bestimmtesten Ausdrücken, und wenn die Schrift sage: es ist nicht fein, daß man das Brod den Kindern nehme und werfe es vor die Hunde, so sage sie nicht dasselbe von den Knochen, wohl wißend, daß diese seit der Sündflut, d. h. seit die Menschen angefangen, Fleisch zu eßen, den Hunden gehörten. Hätten diese aus lauter Friedensliebe das Fleisch den Menschen abgetreten, so hätten sie das nur gethan, um sich desto beßer ihr Anrecht auf die Knochen zu sichern. Nun gehe die Begehrlichkeit der Menschen so weit, daß sie zu dem Fleische auch die Knochen für sich haben wollten. Aber die Schutzgötter des Hundegeschlechts würden diese Lüsternheit strafen, und der große Sirius, der himmlische Hund, der einen Platz unter den Sternen verdient habe, würde die Sache seines Geschlechts vor Jupiter führen. Ja, Sirius selbst würde die Hunde an den Menschen rächen, indem er die Hitze der Hundstage verdoppelte. Die bösen Folgen des Rechtsbruches würden sich auch sonst auf mancherlei Weise zeigen. Die Menschen, welche so schon zur Unverschämtheit neigten, würden immer hündischer, cynischer werden. Die Hunde aber würden ihre Schuldigkeit nicht mehr thun, wenn man ihnen den besten Theil ihres Salars vorenthielte. Die Jagdhunde würden keine Thiere mehr verfolgen, die andern Hunde würden die Häuser den Spitzbuben und die Schafe den Wölfen überlaßen. Auch würde die Kunst des Vorschneidens überflüßig werden, wenn man durch Fleisch und Knochen wie durch Butter schneiden könne. Deswegen beantragten die Hunde, den Neuerer mit seinem ganzen Apparate fortzuschicken und ihm den Zutritt zu den Küchen Hannovers zu verbieten. Unterzeichnet für die Jagdhunde: Lelaps, für die Hofhunde: Mops, für die Bologneser: Amarillo.

Der Hofmarschall v. Malortie hat diese Bittschrift in seinem

Buche über den Hof des Kurfürsten Ernst August mitgetheilt. Aber er irrt, wenn er meint, dieselbe sei hervorgerufen durch einen aus weiser Sparsamkeit erlaßenen Befehl, die Knochen zu verkaufen. Der erwähnte Brief von Leibniz an den Herzog läßt über die Entstehung der Bittschrift keinen Zweifel zu. Sie war eine rein humoristische Studie, welche uns zeigt, daß Leibniz seine Gaben auch zur Unterhaltung des Hofes zu verwenden verstand.

Auch den Grundsatz „immer etwas neues" vergaß er nicht. Bald nach Ueberreichung jener Bittschrift meldete er dem Herzoge, der Italiener, der das rauchende Waßer besitze, sei abgereist. Indes habe er seinem Cameraden Vollmacht gegeben, es mitzutheilen, aber für nicht weniger als hundert Thaler. „Was mich anbetrifft", setzt Leibniz hinzu, „so gestehe ich, daß die Sache von Wichtigkeit ist und ganz neu. Auch zweifle ich nicht, daß man sie noch weiter treiben kann. Der Erfinder sagt, daß das, was neulich in der Flasche war, einen Ducaten kostete. Nichtsdestoweniger glaube ich, in Anbetracht, daß die Sache gelegentlich eine große Wirkung haben kann, daß sie nicht zu theuer bezahlt ist. Auch glaube ich, daß es sich billiger herstellen läßt, wenn man erst den Grund davon weiß. Wie es aber auch darum stehen mag, so bin ich der Meinung, daß dies eine Sache ist, die man sich nicht entwischen laßen darf."

Eine neue Merkwürdigkeit, welche Leibniz zu melden hat, bezieht sich auf die Goldmacherkunst. Ein auswärtiger Correspondent, dessen Namen und Wohnort er verschweigt, hat ihm geschrieben: „Es ist hier ein Cavalleriehauptmann Namens Vierort, der ein gewisses rothbraunes Pulver hat, vermittelst dessen er Blei in Gold verwandelt hat, in Gegenwart mehrer Personen, die mir zugeschworen haben, daß sie es selbst gesehen hätten. Sie versichern, daß ein Körnlein dieses Pulvers von der Größe eines Nadelknopfes hinreiche, um drei oder vier Unzen Blei zu färben." Leibniz theilt nun diese Curiosität sofort dem Herzoge mit und gesteht, daß er ungläubig sei. Indessen habe der Kurfürst von Mainz ihm erzählt, daß ein gewisser Baron von Chaos vermittelst eines Pulvers Quecksilber in Gold verwandelt habe. Er selbst, der Kurfürst, habe einige silberne Medaillen hineingeworfen, während alles auf dem Feuer

gewesen sei. Auch der Bruder des Kurfürsten, der selige Baron v. Schönborn, der ein großer curieux gewesen, habe der Sache beigewohnt und ihm dieselbe bestätigt. Auch erzähle man, daß erst kürzlich ein gewisser Wenzel dieselbe Operation vor dem Kaiser gemacht und dafür zum Generaldirector des Münzwesens in Böhmen ernannt sei. Leibniz schlägt nun vor, den Hauptmann Vierort nach Hannover oder Pyrmont kommen zu laßen, damit er hier in Gegenwart des Herzogs sein Kunststück producire. Er selbst wünscht zugegen zu sein, und verspricht, alle Vorsichtsmaßregeln zu treffen, um die Thatsache festzustellen und sie dann in den gelehrten Zeitschriften von Paris, London und Rom zu veröffentlichen. Leibniz erwartet die Befehle des Herzogs und fügt die bezeichnende Nachschrift hinzu: „Ich weiß, daß es in gewisser Weise schimpflich ist, von Alchemie zu reden. Deswegen wage ich nur zu Ew. Durchlaucht selbst davon zu reden.“

In der That erzählt uns Leibniz denn auch von einem alchemistischen Abenteurer, der am Hannöverschen Hofe glänzend Fiasco machte. Es war ein Engländer, Namens Brottridge, welcher sich unter anderm erbot, aus Bleischlacken Zinnober zu machen. Man ließ ihn aus Holland kommen, von wo aus er seine Geheimnisse angeboten hatte, und führte ihn in das herzogliche Laboratorium. Hier gab man ihm alle Materialien, die er forderte. Allein er kam nicht weiter, und nachdem er mehre Tage gearbeitet hatte, zeigte sich kein Resultat. Der Herzog befahl nun, von ihm eine bestimmte Antwort zu fordern, wann er seinen Versuch beendet haben würde. Er wurde dadurch so verwirrt, daß die Anwesenden versicherten, sie hätten nie einen so armen Teufel gesehn, als diesen. Es wären ihnen unter denen, die sich unterstanden, einem Fürsten Vorschläge zu machen, wohl Schelme vorgekommen, aber nie ein ähnlicher Dummkopf. Dennoch suchte er Ausflüchte. Er wollte sein Experiment in Amsterdam machen, forderte aber vorher zehntausend Pfund, die er dazu nöthig hätte. Diese Ausflüchte waren so dumm, daß man ihn wie einen Stupiden oder überführten Betrüger stehn ließ. Der Herzog, sagt Leibniz, hätte wohl Grund gehabt, ihn für seine Unverschämtheit zu züchtigen; aber edelmüthig, wie er war, befahl er, ihn ehrenvoll zu verabschieden,

und gieng in seiner Güte so weit, daß er ihm hundert Thaler für die Kosten seiner Reise und zweihundert Thaler für seine Mühe verabreichen ließ; denn er wollte lieber das ansehn, was eines Fürsten würdig wäre, als das, was dieser Mensch verdient hätte.

Unter den vielen Vorschlägen, welche Leibniz dem Herzoge machte, trat zunächst einer hervor, dessen Ausführung sofort in Angriff genommen wurde und den Leibniz um so eifriger verfolgte, je mehr er selbst dabei interessirt war und je weitgreifender die Wünsche und Pläne waren, die sich daran knüpften. Es war dies die Verbeßerung der Harzbergwerke, über welche er an Linker schrieb: „Ich bekenne Dir, daß die ganze Sache nach der ersten Bestimmung meines Geistes dem Kaiser gewidmet ist. Denn wenn Du den katholischen König ausnimmst, so ist niemand in ganz Europa, dem mehr daran liegen muß, daß die Gruben gefördert werden, als der Kaiser. Aber da ich schon früher solche Gedanken hatte, beschloß ich doch, den Versuch an einem weniger erhabenen Orte zu machen. Denn wie ich meine, ist man der kaiserlichen Würde die Ehrfurcht schuldig, daß man ihr nur bewiesenes und bewährtes darbietet. Da hast Du den Grund meines Planes mit den Gruben, welcher Dir um so einleuchtender sein wird, je mehr Du meine Gesinnung gegen das geheiligte Oberhaupt des Reiches kennst, die schon seit vielen Jahren die festesten Wurzeln bei mir geschlagen hat."

Schon unter Johann Friedrich hatte Leibniz seine Harzarbeiten begonnen und der Herzog hatte ihm im Falle des Gelingens (wie wir früher gehört haben) „eine fast zu beneidende" Belohnung versprochen, nämlich eine Jahresrente von zweitausend Thaler, welche durch förmlichen Contract festgestellt war. Sobald nun Ernst August die Regierung angetreten hatte, ersuchte ihn Leibniz, jenen Contract zu bestätigen. Der Herzog versprach, daß diese wichtige Angelegenheit eine der ersten sein sollte, welche erledigt würden. Sobald der Herzog in Hannover angekommen war, erneuerte Leibniz sein Gesuch, und wir erfahren aus den betreffenden Schriftstücken ganz genau, um was es sich handelte, nämlich um Entfernung des sogenannten wilden Waßers aus den Gruben durch neue Künste. Leibniz sagt: „es beruht alles darin, daß wir in der Natur zwei große motores

oder Bewegungskräfte haben, nämlich den Wind und das Waßer, bisher aber auf den Bergwerken uns allein des Waßers zur Treibung der Pumpen und andrer Kunstwerke bedient haben. Des Windes hat man sich nicht bedient, weil man sich nicht getraute, die damit verbundenen Schwierigkeiten zu überwinden." Leibniz versprach nun, durch seine Mühlenkünste auch den Wind als motor zu verwenden und dadurch die Bewegungskräfte zu verdoppeln. Er erbot sich, auf seine Kosten, unbeschadet der bisherigen Kunstwerke, die Sache einzurichten und die Zweckmäßigkeit durch den Erfolg darzuthun. Wenn das Unternehmen gelang, so war der Vortheil zweifellos. Viele reiche Gruben, welche, weil die Kräfte zur Ausschöpfung des Waßers fehlten, nicht bebaut werden konnten, mußten wieder in Gang kommen und der Werth der Kuxe mußte auf das Doppelte steigen. Johann Friedrich hatte die Sache mit großer Sorgfalt untersucht und Leibnizens Entwürfe für ausführbar gehalten, und Ernst August dachte nicht anders. Schon im April 1680 bedankte sich Leibniz wegen gnädigster Bestätigung des Eventual-Privilegiums und fügte hinzu, er werde ehestens hinaufreisen und alle nöthigen Anstalten machen, um seinen Plan zur Ausführung zu bringen. Seitdem brachte er mehre Jahre lang die Sommermonate im Harze zu und setzte alles daran, um sein Versprechen zu lösen. „Ich mußte die Sache von neuem beginnen", schreibt er an einen Freund, „und hatte dabei viel zu kämpfen mit neidischen, in dergleichen Dingen unwißenden Menschen, aber der durchlauchtigste Nachfolger selbst, nachdem er das Unternehmen einer genauen Prüfung unterworfen und mich lange und ausführlich angehört hatte, hat das Beneficium seines Bruders bestätigt. Ich bin jetzt eben bei dem Werke unter dem Beifall der Kenner, welche sich von dem guten Fortgang selbst überzeugen, und zwar hoffe ich in wenigen Monaten damit zu Stande zu kommen." Diese Hoffnung, um das gleich hier zu bemerken, sollte leider nicht in Erfüllung gehen. Die von den Menschen mehr, als von den Dingen, immer neu geschaffenen Schwierigkeiten zogen die Sache in die Länge. Ein in dieser Beziehung vollgültiger Richter, der Oberberghauptmann v. Trebern in Freiburg, hat in seiner Bergbaukunde sein Urtheil dahin abgegeben, daß Leibniz sein größtes Hindernis darin

gefunden, daß er mit den Praktikern im Bergbau schlechterdings zu keiner Verständigung kommen konnte. Mehre Jahre vergiengen, während welcher Leibniz sich Monate lang im Harze, meist in Zellerfeld aufhielt, und als er endlich selbst darum bat, von seiner vergeblichen Arbeit erlöst zu werden, bestand der Hof noch längere Zeit auf Fortsetzung derselben. Zu Neujahr 1684 bat Leibniz seine hohe Gönnerin, die Herzogin Sophie, um ihre Verwendung, indem er schrieb: „Ich habe augenscheinlich Dinge dargestellt, die man für unmöglich hielt, und hoffe, verdient zu haben, daß ich nun dies Geschäft mit Ehren niederlegen darf."

Als Leibniz im Jahre 1681 mit dem Minister O. Grote zum Congresse nach Frankfurt gesandt werden sollte, war er gerade im Begriffe, eine neue Harzreise anzutreten. Er konnte sich nicht entschließen, dieselbe aufzugeben, und verabredete mit dem Minister Grote, daß dieser allein voran reisen sollte. Leibniz wollte erst nach dem Harze gehn, um seine Mühlenkünste zu fördern, und dann, wenn die Verhandlungen sich in die Länge ziehen sollten, nachkommen. Als Grote schon abgereist war und Leibniz noch in Hannover weilte, begegnete er von ungefähr dem Herzoge, der sich sehr wunderte, ihn noch hier zu sehn. Leibniz mußte sich entschuldigen und reiste dann auch ab, aber nicht nach Frankfurt, sondern nach dem Harze. Hier erhielt er die Nachricht von dem Raube der Stadt, welche mit Recht der Schlüßel Deutschlands genannt wurde, von dem Raube Straßburgs. Wie sehr ihn dieselbe erregte, beweisen Deutsche und Lateinische Gedichte, Jamben und Hexameter, und eine ganze Reihe von Anagrammen, welche er dort in der abgelegenen Gebirgswelt verfaßte. Er schrieb sogar ein Epitaphium Argentinae, eine Grabschrift Straßburgs, worin er seinen bittern Spott über Ludwig XIV. ausgießt, der, ein neumodiger Alcide, des Jupiter würdig, ja selbst ein zweiter Jupiter, auf eine Wiederholung des Raubes der Europa sinnt und dann plötzlich von Liebe zu der schönen bis dahin unberührten Argentina ergriffen wird; ferner Stimmen, die am Völkercongresse abgegeben, ein Französisches Schriftstück, worin er ausspricht, wie er sich denkt, daß die Mächte Frankreich gegenüber reden müßten.

Leibniz gieng nicht nach Frankfurt, sondern er blieb im

Harze; allein von hier aus verfolgte er den Gang der Dinge mit dem lebhaftesten Interesse, und theilte dem Minister Grote brieflich seine Gedanken mit. Grote erhob in Frankfurt, dem Grundzuge des Welfenhauses gemäß, seine Stimme mit Nachdruck für die Wahrung des Reiches und Rechtes. Leibniz empfand darüber eine lebhafte Freude und sprach dieselbe brieflich gegen den Minister Grote aus. Er wünschte selbst in Frankfurt anwesend zu sein, um Zeuge von der ehrenvollen Haltung des Hannöverschen Ministers sein zu können, welche ihm den Beifall der ganzen Welt einbrächte. Otto Grote handelte ganz im Einverständnisse mit seinem Herrn, dem Herzoge Ernst August, welcher ihm unterm 16. October 1681 schrieb: „Es wird dem Reiche vor der ganzen Welt schimpflich und gegen die Posterität unverantwortlich sein, wenn nicht vor allen Dingen die Restitution der Stadt Straßburg begehrt werden sollte. Der Französische Vorschlag, zur Satisfaction für Straßburg eine andere Stadt rasiren und restituiren zu wollen, gereicht dem Reiche zum größten Nachtheile."

Ganz anders war die Haltung, welche der Kurfürst von Brandenburg in dieser wichtigen Reichsangelegenheit beobachtete. Herr von Hörnigk, Mitglied der kaiserlichen Gesandtschaft in Berlin, schrieb von hier an Leibniz unterm 1. December 1681: „Man bleibt allhier leider noch bei den alten Resolutionen, die dem allgemeinen Besten nicht viel vortragen mögen. Gott gebe bald etwas erfreuliches von Frankfurt. Sed non erunt solatio nisi fortia (Aber nur entschiedenes Auftreten wird Trost bringen.)" Vier Wochen später, am 4. Januar 1682, schreibt derselbe: „Es sind aller Wohlintentionirten Augen allhier mit eifrigster Sehnsucht auf die Anherokunft der beiden hochfürstlichen Durchlauchten von Celle und Hannover gerichtet, hoffend, daß solche alles, was nur noch möglich pro bono publico, über ihre kurfürstliche Durchlaucht gewinnen werden. Es bemüht sich aber auch die Gegenpartei auf das heftigste, ihre Sache also anzuschicken, ne deinceps possit regressus dari (daß kein Rückzug mehr möglich sei.)" Wieder vier Wochen später, am 8. Februar 1682, schreibt derselbe Herr von Hörnigk von Berlin aus an Leibniz: „Mein hochgeehrter Herr hat vorlängst wohl geschrieben, daß es gut wäre, wenn man anderwärts so gute Intentionen als in Han-

nover führte. Solche aber haben sich hier nicht gefunden. Aber wie die entgegengesetzten Dinge, wenn sie neben einander stehen, sich um so mehr erleuchten, also hat auch Ihrer hochfürstlichen Durchlaucht Beständigkeit, mit der sie sich weder zur Rechten noch zur Linken wollen verleiten laßen, einen ungemein großen Ruhm hinterlaßen. Ich zweifle nicht, es werde sich auch noch im Reiche ein guter Glaube finden, der getreulich mit anspanne, obgleich solcher dermal im Brandenburgschen Israel sich nicht hat wollen finden laßen." Wie ein erquickender Luftzug in der Schwüle sind dagegen die Aeußerungen des Hannöverschen Hofes. Am 25. März 1682 läßt Ernst August an seinen Minister Grote schreiben: „Sie finden es eben so unverantwortlich als der Würde des Reiches zuwider, in dergleichen nach eigner Willkür und Gutdünken von ausländischer Macht vorgeschriebene Gesetze so schlechterdings zu geheblen und soviel bedrängte Städte im Stich zu laßen und gleichsam mit beiden Händen wegzugeben und zu verschenken, noch ehe sie einmal mit ihren Beschwerden recht gehört, viel weniger das Geringste zu ihrer Sublevation geschehen, noch geschieht." Ferner am 1. April 1682: „Sie laßen es bei obigem nochmals dahin bewenden, daß wenn Sie ja dermalen zur Rettung der Reputation des Reiches und zur Sublevation so vieler bedrängter Städte etwas furchtbarliches zu schaffen behindert würden, Sie dennoch an dergleichen der Restitution des Reiches ganz entgegenlaufenden Voreilung eines schimpflichen und schädlichen Friedens ganz keinen Theil zu nehmen gedächten, noch künftig den Namen haben oder die Blame auf sich lenken wollten, als ob Sie in dergleichen Dismembrirung und Abandonnirung so vieler getreuen Reichsglieder und Angehörigen ihres Theils mit gehehlet hätten." Dagegen berichtet wieder Hörnigk am 8. April 1682 von Berlin aus an Leibniz: „Allhier stehen die Sachen noch im vorigen Stande. Das männliche Votum des Geh. Raths Grote zu Frankfurt macht hier bei Wohlgesinnten consolation, rumpantur ut ilia Gallis (daß die Franzosen — vor Aerger — bersten möchten). Aus den hiesigen Werbungen wird schwerlich etwas. Möchte ich ein falscher Prophet sein." Herr von Hörnigk war leider kein falscher Prophet. Das Votum, welches der sogenannte große Kurfürst als Herzog von Magdeburg am 6. Mai im Reichsfürstenrathe vortragen ließ, drängt

sich zusammen in folgende Worte: „Was soll man machen? Man muß sich in die Zeit schicken und sich nach den Abspecten, Circumstanzien und Conjuncturen richten, welche sich nach unserm Willen nicht reguliren. Es muß sich einer dann und wann bücken und biegen, damit er nicht gar zerbreche; die spiritus generosi magis quam utiles (die mehr edelmüthigen als nützlichen Gefühle) sind eine Zeit lang zu comprimiren. Die Menschen laßen sich, um ihren Leib beim Leben zu erhalten, Finger, Füße und Hände ablösen und thun recht daran, denn sie bleiben in substantia, was sie gewesen, und können an Verstand, Reputation und Vermögen wachsen und mehr als vorhin ausrichten."

Ein solches Votum konnte bei allen Patrioten nur Schmerz und Unwillen hervorrufen. Der Kaiser Leopold gab der allgemeinen Stimmung im Fürstenrathe Ausdruck, indem er hervorhob, daß ein solches Votum, welches den Schutz der mit Gewalt dem Reiche entrißenen Theile nicht zu einer Reichssache machen, sondern dieselben gänzlich aufopfern wollte, den Franzosen die Worte in den Mund legen heiße. Das, was Brandenburg gerathen, ließen die Fundamentalsatzungen des Reiches eben so wenig zu, als dessen Dignität, Ehre und Sicherheit, wie auch die Freiheit der deutschen Nation sich nicht damit vertrüge. Der Knechtschaft und Schande sei alles andere vorzuziehn. Am Schluße sprach der Kaiser die Hoffnung aus, Brandenburg werde die Mitstände nicht verlaßen, den gemachten Frieden von Nimwegen behaupten und sich und das Reich gegen ungerechte Gewalt schützen.

Es ist bekannt, daß Brandenburg diesen wohlberechtigten Hoffnungen nicht entsprochen hat.

Leibniz gehörte zu den Patrioten, welche die traurige Rolle, die Brandenburg spielte, tief beklagten. Seinem Unwillen darüber verlieh er auch kräftigen Ausdruck. Als Vorwand für das so höchst unpatriotische Benehmen des Kurfürsten von Brandenburg mußten die Klagen dienen, die er wegen des Nimweger Friedensschlußes gegen den Kaiser erhob. Leibniz beleuchtete diese ad nauseam usque (bis zum Ueberdruß) wiederholten Klagen in einem besondern Schriftstücke, welches dieselben in einem eigenthümlichen Lichte erscheinen läßt. „Man hört überall," heißt es da, „daß seine kurfürstliche Durchlaucht sich laut beklagt über den Kaiser

und das Reich zur großen Befriedigung der Franzosen, als wenn der Kaiser aus niedrigem Neid oder Eifersucht oder aus Herzenslust ihn verlaßen hätte, um ihn zu zwingen, Pommern, seine alte Domäne, welche ihm so viel Blut und Geld gekostet, zurück zu geben. Aber wenn seine kurfürstliche Hoheit sich nur ein wenig mäßigen wollten, würden sie selbst erkennen, 1) daß Pommern nach dem Frieden von Münster nicht mehr sein patrimonium ist, weil er dafür vier schöne Bisthümer empfangen hat; 2) daß er nicht bloß auf seine Kosten agirte, sondern große Subsidien, gute Winterquartiere und gute Hülfstruppen gehabt hat; 3) daß man zur Quelle zurückgehn und mehr die Unbeständigkeit der Holländer, als des Kaisers anklagen muß; 4) daß der Kaiser gegen seinen Willen zum Frieden gezwungen wurde und sogar seine Schwester, die Königin von Polen, und seinen Schwager, den Herzog von Lothringen, verlaßen mußte; 5) daß das ganze Reich laut nach Frieden schrie; 6) daß keiner der Verbündeten den Krieg fortsetzen konnte. Will also der Kurfürst klagen, fährt Leibniz fort, so muß er sich an die Holländer wenden. Aber auch gesetzt den Fall, daß der Kaiser Unrecht gethan hätte — ist es darum recht, daß der Kurfürst, welcher der Achilles der Deutschen Nation sein will, sich hintergehn läßt durch die Schmeicheleien der Franzosen, daß er die Gewaltthaten und schändlichen Chicanen einer Nation begünstigt, welche sich über ihn und uns lustig macht, und daß er durch sein Magdeburgsches Votum und so viele andere Unterhandlungen alle kräftigen Entschlüße hindert? Gewiss, wenn dieser Kurfürst mit seinem Degen so viel mitgewirkt hätte, als der selige Kurfürst von der Pfalz mit der Feder, so würden sich die Dinge in einem ganz andern Stande befinden. Und wenn der Kaiser nicht durch das Haus Braunschweig, den Bischof von Würzburg und Bamberg, den Landgrafen von Hessen-Cassel und andre unterstützt wäre, so würde Frankreich noch ganz andre Fortschritte gemacht haben."

Unterdessen zogen die Wolken des Türkischen Kriegswetters herauf, und es gieng nun in Erfüllung, was Leibniz einst in Mainz, als er seine Schrift de securitate publica abfaßte, fürchtend voraussah. Von beiden Seiten wurde Deutschland bedroht, von Osten und von Westen.

Leibniz arbeitete noch immer im Harze. Allein gleichen Schritt mit der Sorge für seine eigne Angelegenheit hielt die um das Wohl des Gesammtvaterlandes. Wir haben aus dieser Zeit verschiedene Schriftstücke, in denen er sich seine Ansichten über den Gang der Dinge klar zu machen suchte. Ein kleines Lateinisches Schriftstück, Antiturcica, ist eine Anthologie, worin er Sprüche und Weißagungen gegen die Türken zusammenstellt. Ein anderes Französisches Schriftstück enthält einige Betrachtungen über den Ungarischen Krieg. Es beginnt mit dem Gedanken, daß die Menge immer nach dem Erfolge urtheilt und daß immer die Unrecht haben, welche im Kampfe unterliegen. Dann geißelt Leibniz die Leichtgläubigkeit der Widersacher des Kaisers. Sie bilden sich lächerlicherweise ein, daß die Jesuiten in Wien allmächtig sind und daß der Kaiser ein einfältiger Fürst ist, gegängelt von den Mönchen, die ihm weismachen können, was sie wollen, da man doch weiß, daß es in aller Welt keinen beßer unterrichteten und fleißigern Fürsten giebt, als der Kaiser ist. Dennoch ist die Dummheit oder Bosheit einiger so weit gegangen, daß sie veröffentlicht haben, der Kaiser sei in den Jesuitenorden getreten, jedoch mit dem Dispense, in der Ehe zu bleiben und seine Charge zu gardiren, und nehme Befehle vom Pabste und vom Jesuitengenerale an, Dinge, welche nur von einem Narren oder Einfaltspinsel geglaubt werden können. Diese Widersacher des Kaisers sollten ihre Animosität gegen Frankreich kehren, welches die Verbündeten mit der äußersten Anmaßung behandelt hat und so weit gegangen ist, sie zu zwingen, daß sie, den Stecken in der Hand, alle ihre Eroberungen herausgeben müßen, und welches die Protestanten mit einer Härte bedrückt, die alles übertrifft, was der Kaiser in seinen Erblanden gethan hat, ohngeachtet des Edicts von Nantes, über das man sich öffentlich lustig macht. Dann bekämpft Leibniz die närrischen Leute, welche, indem sie in den Siegen der Franzosen ein Gottesgericht sehen, die Unverschämtheit haben, Gott ihre eignen Gedanken unterzuschieben. Doch wünscht auch er, daß man den Ungarn gerechter werde und den Jesuiten nicht zu viel Spielraum laße. Die Ungarn fiengen an, zu glauben, daß der Kaiser eine Aversion gegen sie hätte, und der Graf Adam Forgach hätte ganz recht gehabt, als er gesagt, der Kaiser brauche

nur drei Worte zu sprechen, um die Nation zufrieden zu stellen, die drei Worte: Ego amo Hungaros (ich liebe Ungarn).

In einem Deutschen Bedenken wegen der unglücklichen Retirade der kaiserlichen Hauptarmee in Ungarn im Jahre 1683 spricht Leibniz seinen Schmerz und sein Erstaunen über das Unglück der kaiserlichen Waffen aus, das ihm anfangs ganz unglaublich vorgekommen ist. Einige sagen, die Türken stünden schon vor Wien, und die Stadt, welche keine genügende Besatzung habe, sei für verloren zu achten. Andere sagen, sie sei schon verloren. „Dies ist es, was ich bisher davon an diesem abgelegenen Orte habe erfahren können." So viel, meint Leibniz, sei gewiss, daß die Gefahr groß sei. Doch giebt er die Hoffnung nicht auf, daß die christlichen Waffen den Türken Widerstand leisten werden. Am 1. August 1683 richtet Leibniz dann aus seiner Harzeinsamkeit an den Minister Grote, dem er über den Fortgang seiner Arbeiten berichtet, zugleich allerlei politische Fragen, welche zeigen, wie ihm das Wohl des Vaterlandes am Herzen liegt. Wird Wien sich halten? Welche Hülfe ist von Sachsen, Braunschweig-Lüneburg, Brandenburg zu erwarten? Wird der allerchristlichste König wenigstens den Positiv seines Namens rechtfertigen?

Leibniz hoffte auf den Sieg der christlichen Waffen, und diese Hoffnung sollte ihn nicht betrügen. In einem andern Deutschen Schriftstücke konnte er bald den Entsatz von Wien constatiren. Der Aufsatz, der ein selbständiger Auszug aus den Berichten des Hannöverschen Gesandten Falkenhayn ist, enthält eine genaue Beschreibung der Affaire vor Wien und widerlegt einen Irrthum, der sich schon damals erhob und, später von Französischen und Französischgesinnten Schriftstellern verbreitet, sich bis auf diesen Tag festgesetzt hat, den Irrthum nämlich, als hätten die Polen bei dem Entsatze von Wien das meiste gethan. Auch berichtet Leibniz den Antheil, den die Hannoveraner an dem Kampfe zur Befreiung der Kaiserstadt genommen. Die beiden Hannöverschen Prinzen, sagt er, nachdem sie hin und her geritten, um alles zu sehn, haben sich endlich bei dem kaiserlichen Regiment des Grafen Rabbata attachirt, weil man aus vielen Umständen wahrgenommen, daß gegenüber der Großvezir selbst gestanden, wie es denn auch an selbigem Orte ziemlich scharf hergegangen ist, allwo sich die Prinzen mit ihrer Suite, welche alle rothe charnirte Röcke gehabt, wohl distinguirt und

von dem Grafen Rabbata hernach sehr gerühmt worden. Es ist aber der Oberst Palant, Commandant der Hannöverschen Fußgarde, welcher dem ältesten Prinzen beigegeben, an des Prinzen Seite durch die rechte Brust geschoßen und am andern Tage im Kloster Neuburg gestorben.

Der Unwille über die Geschichtsfälschung, welche damals ähnlich wie in unsern Tagen im Schwange gieng, gab Leibniz bald darauf die Feder in die Hand zu seinen kritischen Anmerkungen über einen Discurs, der 1683 kurz nach der Entsetzung Wiens unter dem Titel „Curioser Staats-Mercurius" heraus gekommen war.

Es kämen, sagt Leibniz in diesen Anmerkungen, viele fliegende Tractätlein heraus, von den Holländern blaue Böckchen genannt, über die man lachen oder sich ärgern müße. Lachen müße man, wenn man die gar ungereimten Grillen betrachte, welche sich diese vermeintlichen Staatsmänner beim Bierglase oder bei der Tabackspfeife machten. Zugleich aber müße man sich ärgern, daß eben diese Leute Frankreich und andern Feinden des Vaterlandes große Dienste leisteten und durch ihre ungereimten Einbildungen bei dem gemeinen Manne nur einen Haß und Verbitterung gegen das Oberhaupt des Reiches und andre Reichsmitglieder erweckten und unterhielten. Dahin gehöre z. B. die Behauptung, daß das Haus Oesterreich mit Frankreich gegen die Protestanten unter einer Decke liege, was Leibniz für so närrisch und unglaublich erklärt, als nur irgend ein Traum sein könne, der aus Morpheus Magazin gekommen. Wenn etwa ein Dorfschulmeister oder Bauervogt in dergleichen wunderliche Gedanken geriethe, so wäre das nicht zu verwundern, daß aber dieser Autor, der ein gelehrter und sonst vernünftiger Mann zu sein scheine, sich damit schleppe, könne er nur für einen großen Pedantismus oder für eine sonderbare Bosheit halten, jenes, wenn es sein Ernst wäre, dieses, wenn er wider beßeres Wißen den gemeinen Mann verführen und das Haus Oesterreich verhaßt machen wollte.

Der Angriff des östlichen Erbfeindes war mit Anstrengung aller Kräfte abgeschlagen; aber schon erhob sich ein neuer Sturm von Westen her. Im April 1684 rückte der Französische Marschall Crequi gegen Luxemburg vor, um unter dem Beistande

Vaubans diese Vestung zu belagern. Und noch weiter giengen die ehrgeizigen Pläne des Französischen Eroberers. Ludwig XIV. faßte die Absicht, aus dem Kölnischen Gebiete noch einmal gegen Holland und alsdann gegen Hannover vorzubringen. Denn die Welfischen Herzoge, die entschiedensten Vorkämpfer der deutschen Sache gegen Französischen Uebermuth, mußten vor allen andern gezüchtigt werden. Der Zeitpunkt schien günstig, und schon unterhandelte Ludwig XIV. mit Brandenburg und Dänemark über den Beginn der Kriegshandlungen.

Man könnte hier die Frage aufwerfen, warum der sogenannte große Kurfürst sich nicht schon damals als Aequivalent für die von ihm geforderten Dienste die Welfischen Lande ausbedang, wie sie später sein Enkel aus der Hand eines andern Französischen Eroberers hinnahm. Sein Grundsatz: „Wer mir das meiste bietet, dem adhärire ich,“ stand jedenfalls einer solchen Abmachung nicht im Wege. Auch die Heirat zwischen dem Brandenburgischen Kurprinzen und der Prinzessin Sophie Charlotte von Hannover, welche eben damals zu Stande gebracht war, würde, wie die Folgezeit beweist, kein absolutes Hindernis für die Hohenzollernsche Politik gewesen sein. Allein ein ganzes Herzogthum war doch nicht so leicht zu rauben, wie eine einzelne Grenzstadt. Der Kurfürst warnte den Französischen König, eine Unternehmung gegen das Haus Hannover sich nicht so leicht zu denken, denn dieses sei unter allen deutschen Häusern fast im besten Zustande und keineswegs machtlos. In wiederholten Anschreiben erinnerte er an die Nothwendigkeit des Friedens und drang in ihn, seine Forderungen zu mäßigen. So kam es am 15. August 1684 zu einem zwanzigjährigen Waffenstillstande und der Kurfürst hatte wenigstens das Verdienst, Hannover nicht in gleicher Weise, wie Straßburg, preisgegeben zu haben.*)

*) In dieser schlimmen Zeit, sagt Leibniz, hat Ernst August nicht weniger Beständigkeit und unerschrockenen Muth, als großen Verstand erwiesen, und sich so wenig durch Offerten als durch Drohungen bewegen laßen, von dem rechten Wege abzuweichen. Und so hat man es ihm und seinem Hause wenigstens zu verdanken, daß man die Hände nicht gar hat sinken, noch so viele Reichsstände und Lande, wie es fast darauf gestanden, gänzlich hat dismembriren laßen, sondern zu einiger Redintegration des Entrißenen die Zeit gewonnen. Zu dem im Monate Juni 1684 im Haag beschloßenen und im August zu Regensburg angenommenen zwanzigjährigen Waffenstillstand, dadurch

Wir haben Ludwigs XIV. Eroberungspolitik so weit verfolgt, bis sie ihren Höhepunkt erreicht hat. Die Herrschaft des gewaltthätigen Unrechts steht in dem Französischen Eroberer verkörpert vor uns. Eine Sophistik, deren Dreistigkeit mit jedem Schritte wächst, geht damit Hand in Hand und ist geschäftig, das schreiendste Unrecht in Recht zu verkehren. Und da zuletzt auch der leere Schein der Gründe nicht mehr vorhanden ist, so wird mit frivoler Rücksichtslosigkeit dem offenbarsten Unrecht bloß noch der Name und Stempel des Rechts aufgedrückt. Eine solche Vertheidigung ist von der groben Ironie nicht mehr zu unterscheiden. Man braucht die Politik Ludwigs XIV. nur im Stil ihrer Parteigänger zu vertheidigen, um sie aufs stärkste zu treffen.*) Ein solches ironisches Pamphlet schreibt Leibniz in dem Zeitpunkte, wo die Gefahren von Osten, die er einst durch Ludwig XIV. hatte vernichten wollen, durch die Politik eben dieses Königs schlimmer als je gegen das Reich heraufbeschworen sind. Der Raub Straßburgs ist geschehen, die Türken stehen vor Wien und eine offene Allianz zwischen ihnen und Frankreich scheint das Werk Ludwigs XIV. krönen zu müßen. Darum nennt Leibniz sein Pamphlet „Mars christianissimus" (der allerchristlichste Kriegsgott) oder „Vertheidigung der Waffen des allerchristlichsten Königs gegen die Christen." Es ist eine Gesinnungsschrift, bei der die Diplomatie nicht mitredet, und die darum in ihrer Art einzig ist unter den politischen Schriften unsers Leibniz. Der Verfaßer nimmt keine Rücksicht, kennt keine Schonung. Er will mit seinem Gegenstande kein schriftstellerisches Spiel treiben, sondern seinem im tiefsten Grunde empörten Rechtsgefühle Luft machen. Darum sind die grellsten Farben der Ironie so stark aufgetragen, daß sich niemand täuschen kann.

---

dem Gegentheil alles in Händen geblieben, hat er nicht rathen wollen. Dagegen sagt Wilhelm v. Oranien in einem Bedenken: „Es stehet fast bloß bei dem Kurfürsten von Brandenburg, die Sache zu einem erwünschten Ende zu bringen. Denn die Hartnäckigkeit des Königs in Frankreich gründet sich jetzo mehr auf die faveur des Königs von Dänemark und des Kurfürsten von Brandenburg, als auf seine eigne Macht."

*) Ich erinnere an ein ähnliches „ironisches Pamphlet" unsrer Tage, das die herrschende Politik so trefflich charakterisirte, daß es von vielen für Ernst genommen wurde.

Leibniz nimmt die Maske eines der Deutschen Parteigänger Ludwigs XIV. vor, die man im Reiche „Gallo-Grecs“ nannte und und denen das letzte vaterländische Gefühl käuflich war für fremden Sold. So trifft er mit einem Schlage zugleich die Politik Ludwigs XIV., die Sophistik ihrer Vertheidiger, die Verrätherei ihrer deutschen Anhänger. Wir faßen einiges aus dem Mars christianissimus kurz zusammen.

„Früher hat man in Frankreich mit dem Westfälischen Frieden schön gethan. Die neufranzösische Politik will den König von allen jenen Verpflichtungen freisprechen. Nichts ist dieser Politik widerwärtiger, als daß es in jenem Friedensschluße geheißen hat: „teneatur rex christianissimus“ d. h. der allerchristlichste König sei gehalten, sei verpflichtet. Dieser Formel gehen die modernen Französischen Diplomaten aus dem Wege, „wie der Teufel dem Weihwaßer.“ Denn der allerchristlichste König von Frankreich wird durch nichts gehalten und handelt weder nach Rechten noch nach Staatsgründen, sondern nach seinem „bon plaisir.“ Die Rücksichten auf die Rechte der Kirche und des Staates sind Scrupel, die gut sind für gewöhnliche Sterbliche, aber nicht für einen Mann, wie Ludwig XIV., der zu den Auserwählten gehört und vom Himmel selbst die Macht empfangen hat in allen zeitlichen Dingen. Ich will, sagt der Verfaßer unsrer Schrift, den König von allen Scrupeln der Art befreien durch eine neue Rechtslehre. Freilich werde ich alle wirklichen Rechtslehrer gegen mich haben, die Legisten und Canonisten: aber die Casuisten sind auf meiner Seite und besonders die Jesuiten, die jetzt von dem Französischen Königthume mehr zu hoffen haben, als von dem Spanischen. Die Grundlage dieser neuen für Ludwig XIV. gemachten Rechtstheorie ist höchst einfach. Gott ist der Inhaber des höchsten Rechts, und der König von Frankreich ist in Rücksicht auf alle zeitlichen Dinge Gottes Statthalter auf Erden. Er besitzt jene göttliche Machtvollkommenheit, kraft deren Moses den Juden befohlen, die goldenen und silbernen Gefäße der Aegypter zu fordern, kraft deren das Volk Israel die Güter Canaans für sich in Anspruch nahm, kraft deren der Pabst Alexander VI. die Länder der neuen Welt zwischen Spanien und Portugal theilte. Als der Bevollmächtigte Gottes ist Ludwig nothwendig ein ge-

rechter Mann, und der Gerechte ist sich selbst das Gesetz, wie Paulus sagt. Er ist zugleich unter allen Monarchen der mächtigste, und was dem mächtigsten nützlich ist, das ist gerecht, wie Plato den Thrasymachus erklären läßt.

Cardinal Bellarmin hat die mittelbare Macht des Papstes in zeitlichen Dingen bewiesen. Dieselben Gründe beweisen ungleich beßer die unmittelbare Macht des Königs von Frankreich. Was von dem Reiche Christi auf Erden gesagt ist, das muß man von dem Reiche des allerchristlichsten Königs verstehn. Weshalb wäre auch sonst das heilige Fläschchen mit dem Salböle vom Himmel gefallen? Weshalb hätte der König von Frankreich die Gabe empfangen, Wunder zu thun und Kranke zu heilen? Christus und die Propheten haben immer die Könige von Frankreich im Auge gehabt. Kein Königreich der Welt kann sein Grundgesetz so gut aus der Bibel beweisen, als das neufränkische.

Hat der Messias sein Recht aus den Propheten bewiesen, warum soll es nicht auch sein Statthalter thun? Wenn Christus sagt: „Sehet die Lilien auf dem Felde, sie spinnen nicht," so liegt in diesen tiefsinnigen Worten eine verborgene Weißagung. Die Lilien bedeuten die Könige von Frankreich, deren Wappenbild sie sind. Das Spinnen ist eine weibische Arbeit. Das biblische Wort will sagen, daß der Herrscherstab dem kriegerischen Volke der Franzosen gebühre.*) In Frankreich soll das große und letzte Weltreich gegründet werden, welches bestehen wird bis ans Ende der Tage.

Und nicht bloß die Weißagungen der Schrift, auch die Wunder Gottes stehen ihm zur Seite. Ist es kein Wunder,

---

*) Die neuere Hoftheologie ist hinter dieser Leibnizischen Exegese so wenig zurückgeblieben, daß sie dieselbe noch überboten hat. „Ungerechtes", sagt Herr von Gauvain, „ward dem Volke mit dem dem Heiligen geweihten Oele in Hochgerechtes umgesalbt, und obschon die Thatsachen klarliegen als Thatsachen, als Document, als offenes Eingeständnis, so haben dennoch heilige Hände aus der Lüge Nimbuswolken gebildet zur Verhüllung und zu einer Umwandelung in das Hehre." Es ist ein alter Erfahrungsatz, daß, wenn des Teufels Unordnung sich für Gottes Ordnung ausgiebt, es nie an Priestern fehlt, welche ihr Kirchensiegel darunter drücken.



daß dieser König fortwährend Kriege führt und doch immer Geld hat? Manche meinen, er besitze den Stein der Weisen. Andre glauben gar, er habe einen Hauskobold in seinem Dienste. Wie lächerlich nicht nur, sondern auch lästerlich ist eine Meinung, die dem Teufel zuschreibt, was offenbar Gottes Werk ist! Als ob, wie die Juden sagten, Christus durch Beelzebub Wunder thäte! Und wie vollbringt der König seine Großthaten? Er ist eigentlich nur beschäftigt, sich zu amüsiren. Die großen Dinge geschehen zu seinem Plaisir, ohne alle Anstrengung, ohne allen Kraftaufwand. Daran erkennt man den Liebling Gottes, denn, wie das Sprüchwort sagt, Gott giebt es den Seinen im Schlafe. Der Himmel ist sichtlich mit diesem Könige. Wehe daher allen, die gegen ihn sind! Diese Verblendeten, die seine Mission nicht anerkennen, trotzen dem Himmel und löken wider den Stachel.*) Gottes Gerichte werden nicht ausbleiben.

So ist durch Weißagungen und Wunder die göttliche Sendung Ludwigs XIV. bewiesen. Alle Könige und Fürsten müßen ihm sich beugen, müßen ihn anerkennen als den Schiedsrichter ihrer Streitigkeiten, als den Lenker der gesammten christlichen Welt. Vor allem sollen die Deutschen Katholiken ihm huldigen als dem Beschützer ihrer Kirche. Denn der König kämpft überall nur zur Ehre Gottes und für das Heil der Kirche. Seine Gesandten in Nimwegen haben ausdrücklich die freie Religionsübung für die Katholiken in den Niederlanden gefordert. Sie trachten zuerst immer nach dem Reiche Gottes, und wißen, daß ihnen dann die andern Dinge von selbst zufallen. Freilich hat der König auch die Rebellen in Ungarn unterstützt, obgleich es Protestanten waren; er hat sie unterstützt im Interesse der Türken, obgleich diese Ungläubige sind. Aber er hat beides nur gethan, um Oesterreich zu vernichten und nach dessen Vernichtung der alleinige Schirmherr der Kirche zu sein, die er dann erlösen wird von aller Ketzerei. Im Grunde thut der König alles um der Kirche willen. Darum zählt er denn auch

*) Dagegen sagt Herr v. Gauvain: „Die Deutsche Nation weist mit Abscheu die verruchte Lehre zurück, daß Gott und der Erfolg identisch seien, und die Wahrheit Gottes wird ihr mehr sein, als ein zur Stützung von Weltbegebenheiten erfundener Kram.“

eine Menge Anhänger, nicht nur in Italien, sondern auch in Deutschland, wo es viele Verehrer des großen Königs giebt. Der Pöbel nennt sie Verräther, aber in Wirklichkeit sind sie kluge Leute, welche wißen, was dem Deutschen Reiche noth thut. Dieses Reich ist so monströs und verdorben, daß es umgestaltet werden muß und einen Herrn braucht. Die Deutschen Frösche, welche zügellos springen und quaken, müßen einen Storch haben. Dieser Storch ist der König von Frankreich, dem man es dankwißen muß, daß er das elende Reich der Frösche vernichtet. Einige von den „Gallo-Grecs“ machen sich im stillen Scrupel und können die Vaterlandsliebe noch nicht ganz loswerden. Aber ihre Zahl ist gering und ihre Thorheit lächerlich. Es sind die Dummen unter den Klugen, welche man damit beruhigen muß, daß das Vaterland am Ende nichts ist, als ein leerer Name, womit man dem dummen Gewißen Angst macht, eine Vogelscheuche der Idioten (épouvantail des idiotes). Freilich wird unter dem Französischen Joche der Zustand Deutschlands der elendeste sein. Aber die Zeit der Unterdrückung und des Unglücks ist eine Prüfung, und jede Prüfung ist gut; denn sie dient zur Läuterung. Wir werden elend sein vor der Welt und um so glücklicher vor Gott. Wir werden in einem politischen Jammerthale leben; aber um so lieber werden wir es verlaßen und zum Himmel eingehn.

Was fehlt noch, um unser Elend zu vollenden, nach der gewaltsamen Wegnahme Lothringens, nach dem Kriege gegen Holland, der ohne einen Schein des Grundes begonnen wurde, nach so vielen Gewaltthaten gegen Deutsche Städte, so vielen Feindseligkeiten in der Pfalz, nach der Berufung der Reunionskammern, endlich nach dem Raube Straßburgs, diesem Meisterstreich einer spitzbübischen, tückischen Politik, einem Raube mitten im Frieden, ohne jeden Vorwand, gegen alle gegebenen Versicherungen? Nichts ist unverschämter und lächerlicher, als die Vertheidigung der vermeintlichen Rechtsansprüche, die der König von Frankreich auf Deutsche Gebiete erhebt. Um Grund für jene Forderung zu finden, müßen die Advocaten der neufranzösischen Politik untertauchen bis auf die Zeiten Dagoberts und Karls des Großen.

Ebenso gut könnte es den modernen Galliern einfallen, in Rom jenes Geld zu fordern, welches dort einst den alten Galliern unter Brennus versprochen wurde!

Wozu braucht auch der König von Frankreich Rechtsgründe für seine Ansprüche und Handlungen? Ist er doch der Generalvicar Gottes und als solcher an keine Gründe und Rechenschaften gebunden! Freilich ist diese tiefe Einsicht in die Mission des Königs nicht jedermanns Sache. Die zahllosen Opfer seines Ehrgeizes rufen den Himmel um Rache an für das frevelhaft vergoßene Blut. Um dem Ruhmeskitzel einer Nation zu schmeicheln, hat man so viel Felder mit Blut überschwemmt. So viele Tausende sind hingeopfert durch das Schwert, durch Hunger und Elend, nur damit man auf die Thore von Paris mit goldnen Buchstaben die Worte „Ludwig der Große" schreiben könnte. Indessen alle diese Klagen, sowie alle Versuche, nach dem Maßstabe des gemeinen Rechts den König von Frankreich zu verdammen oder zu rechtfertigen, fallen machtlos zu Boden vor der göttlichen Mission Ludwigs XIV. Er ist berufen zum Regenerator der christlichen Welt. Diese bedarf eines Oberhauptes, welches bisher der Römische Kaiser sein wollte. In der Erfüllung seiner Mission steht dem Könige das Haus Oesterreich im Wege. Um sein Ziel zu erreichen, muß er Oesterreich stürzen; daher fällt er in dem Augenblicke, wo die von ihm selbst heraufbeschworne Türkengefahr dem Reiche am furchtbarsten droht, über Deutschland her, damit die Leute einsehn, wie sie nur zu wählen haben zwischen Mahomet und Ludwig XIV.

Man sollte meinen, daß der allerchristlichste König, in Zukunft das alleinige Oberhaupt der christlichen Welt, vor allem die Türken angreifen werde, diesen Erbfeind der Christenheit. Im Gegentheil, er hält es mit den Türken und bekämpft zuerst die Holländer und die Deutschen. Der Grund ist klar. Deutschland und die Niederlande sind nahe, die Türkei aber ist weit. Er wird die Türken besiegen, nachdem er die christlichen Völker, die ihm näher sind, besiegt hat. Die Methode seiner christlichen Welteroberung wetteifert mit der Methode der christlichen Weltbekehrung: „erst die Juden, dann die Heiden!"

Das war eine Deutsche Antwort auf die Französischen Anmaßungen, wie der „allerchristlichste König" sie verdient hatte. Möchten ähnliche Anmaßungen zu allen Zeiten mit ähnlicher Entschiedenheit von allen Deutschen Patrioten zurückgewiesen werden.

Elfte Vorlesung.

Leibniz als Diener und Geschichtsschreiber des Welfenhauses und als Biograph des Kurfürsten Ernst August.

H. V. Man hat Ernst August, und nicht mit Unrecht, den zweiten Begründer des Welfenhauses genannt; denn im innigsten Anschluße an den ältesten Bruder, Georg Wilhelm, der noch immer in Celle residirte, verfolgte er mit Consequenz und rastlosem Eifer das hohe Ziel, die welfischen Länder, deren Wiedervereinigung unter nur zwei Fürsten in Aussicht stand, auf eine Stufe der Macht zu heben, wie sie nur wenige Stände des Reiches einnahmen. Die Wege, welche zu diesem Ziele führten, waren nicht die krummen Wege der Lüge und der Gewalt, sondern die geraden Wege der Offenheit und Ehrlichkeit, verbunden mit entschiedenem Geltendmachen gerechter Ansprüche und mit kluger Benutzung der Zeitumstände. Was für ein Ansehn sich Ernst August durch seinen Deutschen Patriotismus erwarb und wie er durch die Festigkeit und Entschiedenheit, mit der er für Kaiser und Reich eintrat, die Bewunderung seiner Zeitgenoßen erregte, haben wir in der vorigen Vorlesung gehört. Seiner äußern Politik entsprachen völlig die Bestrebungen, durch welche er die Macht seines Hauses nach innen zu consolidiren und zu stärken bemüht war. Zwei Aufgaben waren es, welche Ernst August auf dem Gebiete der innern Politik zu lösen hatte und bei denen Leibniz als treuer Diener des Welfenhauses seinem fürstlichen Herrn rathend und helfend zur Seite stand: Die Feststellung der Successionsordnung und die Erwerbung der neunten Kur für das Haus Hannover. Beide Ziele hiengen aufs engste zusammen; denn die Kurwürde war die Besiegelung und Sanctionirung der Primogenitur, welche

durch die goldne Bulle ausdrücklich für die Kurhäuser festgesetzt war. Ernst August begann sachgemäß mit Feststellung der Primogenitur; als er dabei auf allerlei Schwierigkeiten stieß, kam die Bewerbung um die Kurwürde hinzu, und seitdem giengen beide Bestrebungen, einander ergänzend und unterstützend, nebeneinander her und wurden mit Umsicht und Energie so lange fortgesetzt, bis das hohe Ziel erreicht und Ernst August in der That der zweite Begründer des Welfenhauses geworden war.

Die Macht des Welfenhauses war durch reichsgesetzwidrige Theilungen sehr verringert. Es würde indes Unrecht sein, aus dem seit der ersten Theilung (1267) befolgten Principe gerade diesem Fürstenhause einen besonderen Vorwurf zu machen. Das Erbübel der Theilung zieht sich durch alle Deutschen Fürstengeschlechter ohne Ausnahme und ist im politischen Leben der gesammten Nation bis gegen das Ende des siebzehnten und den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts ein Factor, der nicht genug in Anschlag gebracht werden kann. Selbst bei den drei minder mächtigen weltlichen Kurfürstenthümern kam es bald dahin, daß die Primogenitur mit der ihr anhaftenden Kurstimme sich beschränkte auf die drei verhältnismäßig kleinen Länder Kurpfalz, Kurkreis und Kurmark. Im übrigen wird getheilt, hier mehr, dort weniger, je nach Umständen. Was z. B. Kurbrandenburg anbetrifft, so gieng der sogenannte große Kurfürst gerade damals, als Ernst August von Hannover die getrennten Welfenländer wieder zusammenzubringen ernstlich bemüht war, mit dem Plane um, zu gunsten seiner Söhne aus zweiter Ehe eine Theilung vorzunehmen. Gereizt wurde er dazu durch seine zweite Gemahlin Dorothea von Holstein-Glücksburg, die „böse Stiefmutter", „die Giftmischerin", wie das Volk sie nannte,*)

*) Dem Volke war die Kurfürstin aus zwei Gründen verhaßt, wegen ihres Uebertritts zum Katholicismus und noch mehr wegen ihres Geizes. Sie suchte reich zu werden und nahm ihre Zuflucht zu Mitteln, welche gekrönte Häupter sonst zu verschmähen pflegen. So z. B. legte sie auf einem ihrer Vorwerke vor dem Spandauer Thore einen ausgedehnten Wein- und Bierschank an und ließ daselbst die Hamburger Fuhrleute beherbergen, woraus sie ansehnlichen Gewinn zog. Vergeblich beschwerten sich darüber die in ihrer städtischen Nahrung gekränkten Berliner Bürger: die Kurfürstin wurde in ihrem Privilegio geschützt. Ja, sie wurde sogar beschuldigt, zu dem nachtheiligen Frieden

die „Brandenburgsche Agrippina", wie sie von den Geschichtschreibern genannt wurde.*) Sie war eine sehr energische Frau, welche den Kurfürsten auf allen seinen Kriegszügen begleitete und je schwächer er wurde, desto mehr die Herrschaft über ihn gewann, in dem Maße, daß der „große" König über den „großen" Kurfürsten schreibt: „Er hatte zwei Schwächen, den Wein und seine Gemahlin." Den Intriguen dieser ränkesüchtigen Frau gelang es, den schwachgewordenen „großen" Mann zu bewegen, daß er nicht nur ein Testament machte, worin er den Kurprinzen auf Preußen und das Kurland beschränkte und über das andre, namentlich die neuerworbenen Provinzen, zu Gunsten der Kinder aus zweiter Ehe verfügte, sondern daß er auch Frankreich und Dänemark zu Executoren dieses Testamentes ernennen wollte.**) Aber der Kurprinz Friedrich fand Schutz beim kaiserlichen Hofe, und als sein Vater gestorben war, wurde das ganze Testament von ihm cassirt.

Den entgegengesetzten Weg schlug Ernst August von Hannover ein. Er verfolgte mit Energie und Consequenz den Gedanken der Wiedervereinigung der zersplitterten Welfenländer, und trotz der Hindernisse, welche sich nicht nur im fürstlichen

---

von St. Germain mitgewirkt zu haben, weil sie von Ludwig XIV. hunderttausend Thaler und einen Schmuck von Diamanten erhalten habe.

*) Die schwerste Beschuldigung, welche die unbeliebte Kurfürstin traf, gieng dahin, daß sie die Kinder des Kurfürsten aus erster Ehe durch Gift aus dem Wege zu räumen suche, um ihren eigenen Kindern den Weg zum Throne zu bahnen. Schon während des Französischen Feldzuges 1674 starb der neunzehnjährige hoffnungsvolle Kurprinz Karl Emil zu Straßburg an einem hitzigen Fieber. Die Kurfürstin weinte große Thränen, ward aber von den Soldaten im Lager mit Schmähungen überhäuft. Als darauf der Kurprinz Friedrich, der schwächlich und verwachsen war, sich dennoch im Jahre 1679 verheiratete, ward er ein Jahr nach der Hochzeit von seiner Stiefmuttter zu einem Gastmahle geladen. Unmittelbar nach dem Genuße einer Tasse Kaffee ward er von einer so heftigen Kolik befallen, daß man ihn für todt in sein Zimmer trug. In demselben Jahre starb auch der Prinz Ludwig am Tage nach einem Balle bei der Kurfürstin. Man sprach laut von Vergiftung. Der Kurfürst ernannte auch eine Commission zur Untersuchung; aber die Sache wurde niedergeschlagen.

**) Wenigstens schreibt Leibniz: „On dit aussi, que l'Empereur en a refusé la confirmation et que l'Electeur veut faire les Rois de France et de Dannemarck exécuteurs de son testament."



Hause selbst erhoben, erreichte er das erstrebte Ziel, soweit es sich damals erreichen ließ.

Ernst August begann sofort nach seinem Regierungsantritte in Hannover sich mit dieser hochwichtigen Angelegenheit zu beschäftigen. Zunächst wurde das Erbfolgeverhältnis zu seinem älteren Bruder Georg Wilhelm geordnet, und zum Verständnis dieser Angelegenheit ist es unerläßlich, daß wir einen kurzen Blick in dessen Häuslichkeit nach Celle werfen. Georg Wilhelm hatte dem jüngeren Bruder Ernst August nicht nur die königliche Braut überlaßen, sondern er hatte zu dessen Gunsten auch das Versprechen der Ehelosigkeit gegeben. Später gieng er mit Wißen seines Bruders ein Verhältnis ein, für dessen Verwerflichkeit das Zeitalter Ludwigs XIV. kein Verständnis hatte. Auf einer seiner Reisen nach Italien hatte er in Holland das Fräulein Eleonore d'Olbreuse kennen lernen, deren Schönheit und liebenswürdige Bescheidenheit ihn so feßelte, daß kaum der Tod seines älteren Bruders Christian Ludwig in Celle und die ihm daraus erwachsenden Regentenpflichten ihn loszureißen vermochten. Als er nun gleich darauf mit seinem Bruder Ernst August und seiner Schwägerin Sophie auf dem Schloße Ohsen zusammentraf, redete er mit einer solchen Begeisterung von der jungen Französin, daß leicht zu errathen war, was in seinem Herzen vorgegangen. Bald auch ließ er das Französische Fräulein von Herzogenbusch, wo sie sich damals aufhielt, nach Iburg holen, und Sophie nahm die Fremde, der Anweisung ihres Gemahls gemäß, mit einer Freundlichkeit auf, die sie sonst ungern an Frauen des niederen Adels verschwendete. Sie selbst gesteht in ihren Memoiren, daß sie in Eleonore nicht die leichtsinnig tändelnde Französin, als welche sie ihr vorher geschildert sei, sondern ein ernstes, feingebildetes Mädchen gefunden habe, zurückhaltend, karg in Worten, hochgewachsen und von auffallender Schönheit. Als sie gleich darauf zur Bestattung Christian Ludwigs nach Celle reiste, mußte auch Eleonore ihr dorthin folgen. Hier in Celle war es nun, wo Georg Wilhelm die schöne Eleonore als das Weib seiner Wahl für immer an sich zu feßeln wußte. Da ihm aber das Versprechen der Ehelosigkeit, das er seinem Bruder gegeben, nicht gestattete, Eleonore zum Altare zu führen, so bewog er dieselbe, nicht ohne langes

Widerstreben von ihrer Seite, zu dem Gelübbe, ihm angehören zu wollen, ohne Stand und Namen der Gattin zu beanspruchen. Seitdem lebte Eleonore am Celler Hofe unter dem Namen einer Gräfin von Harburg. Durch die ehrerbietige Bescheidenheit, mit welcher sie auftrat, durch die ungezwungene Anspruchslosigkeit, in welcher sie die Schranken ihrer Stellung innehielt, gewann Eleonore bald die Achtung ihrer Umgebung, und selbst eine Sophie schien ihr anfangs ihr Wohlwollen nicht versagen zu können. Je mehr aber Eleonorens Anmut den Herzog feßelte, desto mehr begegnete ihr Sophie mit jener verletzenden Kälte, welche die Tochter des Französischen Marquis fühlen ließ, wie tief sie unter der Enkelin eines Königs und der Gemahlin eines Herzogs stand. Sophie mochte ahnen, daß die Fremde im Bewußtsein ihrer Geltung nach Begründung eines Verhältnisses strebte, das den Interessen des Hauses nicht günstig schien. Vielleicht sah sie auch nicht ohne Erregung, daß derselbe Mann, der einst um ihre Liebe geworben und sie dann verschmäht hatte, jetzt einer andern angehörte, deren Besitz ihn glücklich machte. Kurz, das Verhältnis zwischen den beiden Frauen wurde je länger je mehr ein Misverhältnis. Eleonorens Stellung am Celler Hofe war zu unwürdig, um nicht je länger desto drückender zu werden. Georg Wilhelm fühlte um so mehr die Verpflichtung, die er gegen ein geliebtes Wesen hatte, das sich ihm vertrauensvoll hingegeben, als Eleonore ihm im Herbst des Jahres 1666 eine Tochter gebar, welche in der Taufe die Namen Sophie Dorothea erhielt: er beschloß daher, das Verhältnis zu gunsten der Mutter seines Kindes umzugestalten. Er wollte seiner Tochter die volle Ehre vor der Welt und seiner Geliebten die fürstliche Begegnung von Seiten seiner Standesgenoßen sichern; und stand diesem Plane auch das Versprechen der Ehelosigkeit entgegen, das er einst seinem Bruder gegeben, so wußte er ihn doch zu verwirklichen und schrittweise durchzuführen. Zunächst bewirkte er beim Kaiser, daß Eleonore zur Reichsgräfin erhoben und daß ihrer Tochter für den Fall, daß sie sich in ein altes fürstliches Haus vermählte, Titel und Wappen einer geborenen Herzogin von Braunschweig zuerkannt wurde. Dann ließ er seinem Bruder eröffnen, daß er aus hochbewegenden Ursachen sich entschloßen habe, sein Verhältnis zur

Gräfin von Harburg durch priesterliche Einsegnung bestätigen zu laßen, und erbat sich dessen Zustimmung. Ernst August willigte unter der Bedingung ein, daß die Verehelichung des Bruders auf den früher eingegangenen Successionsreceß keinerlei Einfluß haben sollte, und feierlich verzichtete Georg Wilhelm auf jede Erbfolge selbst für den Fall, daß ihm von seiner geliebten Eleonore noch Söhne geboren werden sollten. Nachdem diese Erklärung auch von den Ständen des Fürstenthums wiederholt war, erfolgte im April 1676 die Vermählung, welche die Geliebte des Herzogs zur Gemahlin des Landesherrn erhob. Es handelte sich nur noch darum, von Ernst August die Anerkennung Eleonorens als Herzogin von Braunschweig-Lüneburg zu erlangen. Auch dieses Ziel wurde erreicht, indem der Receß vom 14. Juli 1680 die vieljährigen Verhandlungen über Vermählung und Beerbung Georg Wilhelms zum Abschluß brachte.

Die erst zehnjährige Sophie Dorothea, die einzige Tochter Georg Wilhelms, war mit August Friedrich, dem ältesten Sohne Anton Ulrichs, verlobt worden. Als dieser im August 1676 in Folge einer bei Philippsburg empfangenen Wunde gestorben war, suchte Anton Ulrich die Hand der reichen Erbtochter für seinen zweiten Prinzen, August Wilhelm, zu gewinnen, ohne Zweifel in der Hoffnung, dadurch eine Handhabe zur Durchführung von Ansprüchen auf eine wenigstens theilweise Nachfolge im Fürstenthum Lüneburg zu gewinnen. Dem glaubte Ernst August zuvorkommen zu müßen. Es sollte das Cellische Erbe nicht auf das Haus Wolfenbüttel übergehen, und diesem sollte nicht einmal der Schein einer Berechtigung gelaßen werden, sich dereinst in den Anfall des Fürstenthums einzumischen. Die Herzogin Sophie übernahm es, das Interesse des eigenen Hauses gegen den Wolfenbüttelschen Vetter wahrzunehmen. Im September 1682 traf sie plötzlich in Celle ein und im raschen Gespräche vermochte sie Georg Wilhelm dazu, daß er die Hand seiner Tochter ihrem erstgeborenen Sohne Georg Ludwig zusagte. Noch in demselben Herbst, am 21. November 1682, fand im Schloße zu Celle die Vermählung des jungen Paares statt, durch welche der Anfall des Lüneburgschen Fürstenthums an die Hannöversche Linie unwiderruflich gesichert wurde. Mit Ballet, Feuerwerk und üblichen Hochzeitsgedichten wurde das

hohe Freudenfest gefeiert, und auch unser Leibniz besang diesen Tag in zierlichen Französischen Reimen, in denen er diese Heirat als das himmlische Pfand einer gesegneten Union pries.

Bei dieser Vermählung Georg Ludwigs mit Sophie Dorothea ward nun auch zuerst das Primogeniturstatut ausgesprochen, das Ernst August am 21. October 1682 mit Beistimmung seines Bruders Georg Wilhelm errichtet hatte. Das Gesetz erhielt die kaiserliche Bestätigung am 1. Juli 1683, wurde indes erst durch das Testament des Kurfürsten Ernst August vom Jahre 1696 als ewiges Landesgesetz zum vollen Abschluße gebracht.

Es mag dem Herzoge Ernst August nicht leicht geworden sein, ein Statut aufzurichten, durch welches fünf vielversprechende Söhne der Aussicht auf eine selbständige fürstliche Stellung beraubt wurden. Indessen, sollte nicht der Glanz des Hauses, in kleinen machtlosen Herrschaften untergehn, so war es unerläßlich, das ganze Erbe mit der Aussicht auf reichen Zuwachs dem Erstgeborenen zuzuweisen. In Ernst August überwogen die höheren Pflichten gegen sein Haus, und bestimmten ihn, jede weichliche Rücksicht gegen die nachgeborenen Söhne zu unterdrücken. Er sah auf das Beispiel der kurfürstlichen Höfe, denen er beigezählt zu werden wünschte, und die Vergangenheit lehrte ihn, die Uebel zu meiden, die seinen Vorgängern so manche schmerzliche Wunde geschlagen.

Mit andern Augen betrachtete die Herzogin Sophie das neue Hausstatut. In ihr regte sich die Mutter, die alle ihre Kinder mit gleicher Liebe umfaßte, und ihr Gefühl widerstrebte der Bevorzugung eines derselben auf Kosten der andern. Das wußte der zweitgeborene Prinz Friedrich August, und die Anschauung der Mutter bestärkte ihn nicht wenig in dem Entschluße, die von ihm verlangte eidliche Anerkennung des neuen Familienstatuts zu verweigern. Kriegsmuthig, hochstrebend, voll jugendlicher Pläne und Entwürfe, war er nicht gewillt, auf seine vermeintlichen Rechte zu verzichten; und außer seiner Mutter fand er einen zweiten Bundesgenoßen in dem Herzoge Anton Ulrich von Wolfenbüttel. Bei einem Besuche in Wolfenbüttel klagte Friedrich August über die ihm widerfahrene Kränkung, und Anton Ulrich, nicht weniger ehrgeizig, als Ernst August,

und von gleichem Verlangen nach Vergrößerung seiner Hausmacht getrieben, lieh den Klagen des Sohnes gegen den Vater ein nur zu williges Ohr. Dazu wurde er von Sophie unter der Hand aufgefordert, sich ihrer nachgeborenen Prinzen, namentlich des wegen der Eidesverweigeruug von seinem Vater scharf bedrohten Friedrich August, anzunehmen. In einem Schreiben vom December 1685 klagte sie ihm: „Arm Gustchen wird ganz verstoßen, sein Herr Vater will ihm gar keinen Unterhalt mehr geben. Ich schreie die ganze Nacht hierüber, denn ein Kind ist mir eben so lieb, als das andere. Ich habe sie alle unter dem Herzen getragen, und die unglücklich sind, jammern mich am meisten." Anton Ulrich hielt sich nun für verpflichtet, den Prinzen Friedrich August in seinem Widerspruche zu bestärken, und erklärte, daß die nachgeborenen Söhne zu der geforderten Verzichtleistung nicht verpflichtet wären. Eine in diesem Sinne abgefaßte Auseinandersetzung überreichte er am 28. Juli 1685 der Herzogin Sophie, welche die Schrift ihrem sich derzeit in Venedig aufhaltenden Gemahle nachsandte.

Ernst August ließ sich durch die Einmischung eines dritten in die Angelegenheiten seines Hauses nicht beirren, sondern verfolgte mit großer Consequenz einen Plan, der mit eben so großem Ernst unter Berücksichtigung aller Verhältnisse festgestellt war. Hier ist nun der Zeitpunkt, wo auch unser Leibniz als treuer Diener des Welfenhauses thätig in eine Angelegenheit eingreift, welche eine Lebensfrage für dasselbe geworden war.

Man weiß, wie nahe Leibniz der Herzogin Sophie stand und wie er schon damals der Vertraute ihrer Seele war, dem sie am liebsten ihre Gedanken erschloß, ihre Hoffnungen und Befürchtungen mittheilte. Wie leicht wäre es da möglich gewesen, daß Sophie ihrem vertrauten Freunde nicht nur jenen Kummer geklagt, der sie um ihre nächtliche Ruhe brachte, sondern ihn auch auf ihre Seite herübergezogen, für ihre Anschauungen und Pläne gewonnen hätte. Ja, wie leicht hätte Leibniz sich aus Rücksicht auf seine hohe Freundin verleiten laßen können, eine ähnliche Rolle zu spielen, wie sie später der Oberjägermeister von Moltke sich zuweisen ließ. Allein von dem allen ist nicht die leiseste Spur wahrzunehmen. Der vertraute Briefwechsel zwischen Sophie und Leibniz enthält nicht die ge-

ringste Andeutung, daß dieser den Verirrungen der gekränkten Mutterliebe auch nur den geringsten Vorschub geleistet habe. Dagegen zeigen uns mehre Schriftstücke aus Leibnizens Feder, daß er ein eifriger Fürsprecher und Vertheidiger des neuen Hausgesetzes war. Zwar die Hauptschrift über die Primogenitur ist nicht von Leibniz, sondern von dem Vicekanzler Ludolf Hugo. Aber aus Leibnizens Feder stammt eine kurze Deduction in puncto primogeniturae, in welcher allerlei Einwände gegen das Primogeniturstatut widerlegt werden, und der Beweis erbracht wird, daß die Theilung der fürstlichen Lande, als wären es Privaterbschaften, dem Rechte der natürlichen Vernunft zuwider, in den alten Reichsgesetzen verboten, in unglücklichen Zeiten eingerißen, zum Verderb der Lande und der fürstlichen Familien wie zum Nachtheile des Reiches ausgeschlagen, und deshalb an verschiedenen Orten wieder abgeschafft sei. Außerdem haben wir noch ein zweites Actenstück, welches zeigt, wie Leibniz unmittelbar bei der Lösung dieser so wichtigen Frage betheiligt war. Es ist eine „Unterredung mit dem Herzog Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel über die Sache der Primogenitur 1685." Es ist höchst wahrscheinlich, daß Leibniz von seinem abwesenden Herrn zu dieser Unterredung, welche am 13. August stattfand, in Folge jener schriftlichen Auseinandersetzung veranlaßt wurde, welche Anton Ulrich am 28. Juli in Sophiens Hände niedergelegt hatte. Nach seinem Berichte, der einen amtlichen Charakter zu tragen scheint, führte Leibniz dem Herzoge unter anderm zu Gemüthe, daß kein Edict so beständig sei, daß es nicht von den Nachfolgern derer, die es gemacht, wieder umgestoßen werden könne, ferner, daß es kein Exempel gebe, daß ein junger Prinz sich der Disposition seines Vaters dergestalt widersetzt habe, ferner, es sei nicht zu vermuthen, daß der Herr Vater würde das Dementi haben und einem jungen Prinzen würde weichen wollen. Dagegen sei es wahrscheinlich, daß der Herzog solche Maßregeln ergreife, die der Prinz nicht würde umstoßen können. Der Widerstand würde also dem Prinzen so wenig nützen, daß nur zu besorgen sei, er dürfte noch schlechtere Bedingungen bekommen. Sollten aber fremde Potentaten sich darein legen, so wäre leicht zu erachten, was für Unglück daraus entstehen würde. Demnach wäre zu bedenken, daß der Prinz

schuldig, sich zu accommodiren und dem Unglücke vorzubeugen. Solche Vorstellungen blieben nicht erfolglos, und Anton Ulrich gab am 15. März 1686 die Erklärung ab, daß er sich in der Vettern häusliche Angelegenheit ferner nicht mischen wolle. Indes ließ der Prinz Friedrich August auch jetzt von seinem Widerspruche so wenig ab, daß er eine Deduction seiner Rechte ausarbeiten ließ, die er dem höchsten Gerichtshofe vorlegen wollte. Da machte 1690 eine Türkenkugel seinem Leben ein Ende.

Alsbald nahm der dritte Sohn, Maximilian Wilhelm, die Stellung des verstorbenen Bruders zum Vater ein, und selbst der kaum zum Jünglinge herangewachsene jüngste Prinz, Christian, verweigerte den Eid auf das neue Familienstatut. Und dabei blieb es nicht. Hatte sich früher der Widerstand auf Proteste beschränkt, so steigerte er sich jetzt zum Complott. Man wollte durch Einwirkung fremder Mächte, vielleicht sogar durch einen Gewaltact in der Residenz, seinen Zweck erreichen Man knüpfte zu dem Ende Verbindungen mit dem Dänischen Hofe an und suchte auch Kurbrandenburg ins Interesse zu ziehen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Anton Ulrich trotz der früher von ihm abgegebenen schriftlichen Erklärung die geheime Leitung aller dieser Umtriebe in seiner Hand hielt. Als vornehmste Werkzeuge seiner selbstsüchtigen Absichten benutzte er den Oberjägermeister von Moltke und dessen Vetter, den Oberstlieutenant von Moltke, der dem Prinzen Maximilian Wilhelm als Cavalier beigegeben und diesem sonderlich vereidet war. Außerdem diente als geheimer Agent ein Secretär Namens Blume, welcher in Berlin die Bitte um eine nachdrückliche Unterstützung der Einrede gegen die Primogenitur vortrug. Auf diesen Antrag wurde mit Bereitwilligkeit eingegangen. Man empfahl den nachgebornen Prinzen, mit Nachdruck bei dem Proteste zu verharren, und sagte seine thätige Mitwirkung zu. Mit diesem Bescheide kehrte der Secretär Blume von Berlin über Braunschweig nach Hannover zurück, um hier nach Angabe der Gebrüder von Moltke einen Protest zu entwerfen, der für den kaiserlichen Hof und die Reichsstände bestimmt war. Sofort nach Uebergabe desselben gedachte Maximilian die Heimat zu verlaßen, um ungefährdet seinem Vater als Kläger entgegentreten zu können. Da sollte die Entdeckung dieser Umtriebe von der Seite her

erfolgen, von welcher die meiste Gefahr drohte, nämlich von Berlin aus. In gleichem Grade, als der Kurfürst Friedrich von Brandenburg der raschen Entwicklung der Macht des Hannöverschen Hauses mismuthig zusah und gern seine Beihülfe bot, wenn es galt, derselben in den Weg zu treten, in gleichem Grade hieng dessen Gemahlin Sophie Charlotte, Ernst Augusts einzige Tochter, an ihren Blutsverwandten. Der Minister Dankelmann, der Günstling des Kurfürsten, kannte die Stimmung der Kurfürstin; deshalb suchte er alle das Hannöversche Haus betreffenden Angelegenheiten vor ihr geheim zu halten. Es gelang nicht immer, und in den ersten Tagen des Decembers 1691 wurde Ernst August durch seine Tochter, die Kurfürstin, von den Umtrieben seiner Gegner in Kenntnis gesetzt.

Es war am Abend des 5. Dec. 1691, als der Oberjägermeister von Moltke aus den Gemächern der fürstlichen Residenz unmittelbar von der Seite des Herzogs abberufen wurde. Auf der Schloßtreppe trat ihm der Generalmajor von Weyhe entgegen, und forderte ihm den Degen ab. Dann geleitete er ihn nach einem über der Schloßkirche gelegenen festen Gemache, von wo der Gefangene später nach dem Clever Thore abgeführt wurde. Gleichzeitig wurden der Prinz Maximilian Wilhelm und sein Adjudant, der Oberstlieutenant von Moltke, verhaftet. Die Untersuchung begann. Beide Moltke hielten mit ihren Geständnissen nicht zurück. Der Oberjägermeister behauptete, schon längst Reue empfunden und die Absicht gehabt zu haben, das Geheimnis zu offenbaren. Daß man „einige Thätigkeit, Krieg und Blutvergießen" beabsichtigt habe, ward entschieden in Abrede gestellt. Indes man schenkte dem Hauptangeklagten keinen Glauben, und in der That sind Indicien vorhanden, daß Plan und Thätigkeit der Verschwornen weit über den Inhalt ihres Geständnisses hinausgiengen. Das am 8. Juli 1692 über den Oberjägermeister gefällte Urtheil lautete auf Tod und wurde nach einem vergeblichen Fluchtversuche*), und nachdem die Geist-

*) Moltke bekam von seinem Diener Buchholz, der ihm im Gefängnis aufwarten durfte, eine Phiole mit Scheidewaßer, wodurch er eine Stange des Gitterwerks am Fenster durchätzte. In der Nacht vor dem Osterfeste geschah die Flucht. Auf seinem Tische hinterließ er ein Schreiben an den Kurfürsten, worin er demselben mit höhnender Verachtung seinen Dank für das bisherige

lichkeit vergeblich versucht hatte, ihm die Begnadigung des Herzogs zu erwirken, durch den Scharfrichter vollzogen. Dem Verbrechen des Oberstlieutenants wurde eine minder scharfe Auffaßung zu Theil, weil er dem Landesherrn nicht unmittelbar durch Eide verwandt war, sondern im Dienste Maximilian Wilhelms stand, und sodann weil sein Gewißen ihn getrieben hatte, durch die Andeutung, daß der Prinz etwas wichtiges vorhabe, den Minister Grote und den Obermarschall Görtz auf die bevorstehende Gefahr aufmerksam zu machen. Ersterer hatte die Warnung verachtet, letzterer sich mit der Bemerkung begnügt, daß um des Prinzen willen niemand ein Pferd satteln werde. Der Oberstlieutenant von Moltke wurde Landes verwiesen. Der Prinz Maximilian Wilhelm wurde erst dann wieder in Freiheit

Logis abstattete. Die Aufschrift lautete: „Christ ist erstanden, Moltke ist entgangen; das thu ich meinem Herrn zu wißen.“ Nach Abfaßung dieses Schreibens ließ er sich von Buchholz an einem Seile aus einem Fenster hinunterlaßen, das über der Leine lag. Unten angelangt, wollte er nach einem gegenüber liegenden Garten durchschwimmen, wo ein andrer Diener mit zwei Pferden seiner wartete. Allein das Seil zerriß und Moltke fiel mit Geräusch hinunter. Dadurch aufmerksam geworden, kam der nahe Militärposten herbei und ergriff den Flüchtling. Umsonst bat Moltke: „Laßt mich laufen, ich schenke euch hundert Thaler!“ Der Soldat schrie: „Wache heraus!“ und Moltke wurde in seinen Kerker zurückgeführt. Da er beim Eintritte in denselben hastig nach dem zurückgelaßenen Schreiben griff, so wurde ihm dasselbe vom wachthabenden Unterofficier entrißen und höheren Orts abgeliefert. Das Volk freute sich über die Vereitelung des Fluchtversuches und citirte die Aufschrift des Briefes mit folgender Veränderung: „Christ ist erstanden, Moltke ist entgangen, aber wieder gefangen.“ Am 15. Juni erfolgte die Hinrichtung. Der Richtplatz war mit einer vierfachen Militärlinie umschloßen. Vormittags zehn Uhr fuhr Moltke in seiner eignen schwarzbehangenen Staatskutsche dorthin. Zwei schwarze Rappen zogen den stark bewachten Wagen. Neben dem Verurtheilten saß der Oberhofprediger Barkhausen, ihm gegenüber der Hofprediger Erythropel. Zu beiden Seiten des Wagens giengen in schwarzen Trauermänteln des Grafen Diener. Unweit der Bastion stieg der Verurtheilte aus. Ein langer Trauermantel floß von seinen Schultern, von seinem Hute hieng ein Flor bis zur Erde herab, in der Hand trug er ein Gebetbuch. Nachdem Moltke mit entblößtem Haupte das Urtheil angehört hatte, setzte er seinen Hut wieder auf und gieng dann zwischen seinen beiden Seelsorgern in den innern Kreis die Bastion hinauf zum Richtplatz. Hier entledigte er sich seines Oberkleides und sang dann mit lauter Stimme: „Vor Gericht, Herr Jesu, steh ich hier.“ Darauf kniete er nieder, ließ sich von einem Unterofficier die Augen verbinden und empfieng den Todesstreich.

gesetzt und mit einer reichlichen Apanage versehn, als er auf jedes Successionsrecht verzichtet und das Primogeniturgesetz vollkommen anerkannt hatte.

Seinem irregeleiteten Sohne zürnte Ernst August hart. Daß er dennoch die Milde walten ließ, verdankte der gefangene Prinz der Fürsprache seines Oheims Georg Wilhelm, der bei dem ersten Gerüchte von dem Geschehenen nach Hannover geeilt war. Auf dem Schloße zu Celle verzichtete Maximilian Wilhelm am 27. Februar 1692 für immer auf die Nachfolge, es sei denn, daß die männliche Nachkommenschaft seines älteren Bruders erlösche. Die Finger auf das Evangelium legend, sprach er die von Platen ihm vorgelesene Eidesformel nach. Wenn wir ihn gleichwohl noch zehn Jahre später, nachdem er in kaiserliche Dienste getreten, Verhandlungen anknüpfen sehen, um sein verlornes Erbrecht wieder zu gewinnen, so blieben auch diese neuen Anstrengungen erfolglos. Indes haben wir vielleicht darin den Grund zu suchen, weshalb Leibniz eben um diese Zeit einen längeren Französischen Aufsatz schrieb, welcher die Ueberschrift führt: „Das Recht der Erstgeburt in dem Hause Braunschweig-Lüneburg."

So war denn das Gesetz der Primogenitur und der Untheilbarkeit der Lande im Welfenhause eingeführt, und je größere Hindernisse dabei zu überwinden gewesen waren, desto größerer Dank und Nachruhm gebührt dem Fürsten, dem es gelang, mit Energie und Consequenz einen Gedanken durchzuführen, der allein im Stande war, das Welfenhaus einer neuen Kräftigung und Machtentfaltung entgegenzuführen. Indes war mit der Einführung der Primogeniturordnung das Werk nur halb vollbracht. Gekrönt wurde es durch die Erwerbung des Kurhutes, durch welche das neue Hausgesetz erst seine volle Bedeutung gewann.

Kein Fürstenhaus Europas verdiente mehr, in das Collegium der Kurfürsten aufgenommen zu werden, als das Haus Hannover; denn es war so alt und berühmt, daß kein zweites in Europa ihm gleichgestellt werden konnte, und seine Verdienste um Kaiser und Reich fanden allgemeine Anerkennung. Daß dieses Fürstengeschlecht Mitglieder zählt, welche zur Kaiserwürde berufen wurden, ist eine Ehre, welche dasselbe mit anderen

Familien gemein hat. Aber die Herzöge von Braunschweig-Lüneburg haben einst ihre Herrschaft weiter ausgebreitet, als irgend ein anderes Fürstengeschlecht. Sie besaßen nicht nur die Herzogthümer Bayern und Sachsen, sondern sie waren auch die souveränen Herrn eines Gebietes, das vom Tyrrhenischen Meere bis zur Ostsee reichte. Neid, Eifersucht und Furcht vor ihrer wachsenden Größe hatten ihnen ihre Besitzthümer zum großen Theile entrißen; aber ihre Ansprüche auf die Führerschaft im Deutschen Norden waren damit nicht erloschen, und die Zeit schien gekommen, in welcher frühere Ungerechtigkeit und Unbill wieder gut gemacht werden sollte.

Man hat die Fabel verbreitet und bis in unsre Tage aufrecht erhalten, als sei der Sturz Heinrichs des Löwen Folge einer Felonie gewesen. Die bekannte Urkunde, durch welche der Kaiser Barbarossa das Herzogthum Sachsen theilt oder richtiger zersplittert, zählt die Gründe der Entsetzung des besiegten Löwen auf. Von einer Felonie durch Verweigerung des Zuges nach Italien sagt sie kein Wort. Die Urkunde läßt vielmehr ebenso wie die andern Handlungen des Kaisers das Ziel seiner Politik deutlich erkennen: er will die großen stürzen, um über die kleinen desto leichter zu herrschen.

Nun hatte sich das Welfenhaus wieder emporgearbeitet, und mit der zunehmenden Macht erwachte auch das Andenken an die einstige Führerschaft des niedersächsischen Stammes und an die berechtigten Ansprüche, welche durch Ungerechtigkeit und Gewalt beseitigt waren. Kein anderes Deutsches Fürstenhaus trug in sich so große Erinnerungen an einstige Macht und Größe, als dieses. Damals, als der Hohenstaufe Konrad III. nach seiner erschlichenen Wahl zum Deutschen König den heillosen Kampf gegen das Welfenhaus begann, und später noch, als es Friedrich Barbarossa gelang, durch die Entfeßelung des Particularismus der kleinen Machthaber den weithin herrschenden Herzog, den Vorkämpfer des Christenthums und Deutschthums im Norden und Nordosten, zu stürzen, sein Stammesherzogthum zu zersplittern und dadurch den Volksstamm zugleich mit dem Herrscherhause für lange Zeit zu lähmen: — damals waren viele der später hochragenden Deutschen Fürstengeschlechter noch erst Grafen des Reichs; und jetzt standen die Nachkommen des

gefallenen Löwen wenn auch nicht eben so mächtig, doch eben, so ruhmgekrönt da, als ihr berühmter Ahnherr.

Welfische Fürsten hatten auf vielen Schlachtfeldern geblutet, und die Welfischen Waffen hatten im Kampfe gegen den Erbfeind im Osten wie im Westen neuen Ruhm erworben. Seitdem der östliche Erbfeind im Jahre 1683 mit Anstrengung aller Kräfte von den Mauern Wiens zurückgeschlagen war, erschienen die Welfischen Streitkräfte zum Schutze des bedrohten Reiches überall, wo Hülfe noth war, bald in Ungarn oder Morea, bald am Oberrhein oder in den Niederlanden die Schlachtfelder mit ihrem Blute röthend, an ihrer Spitze das fürstliche Brüderpaar Georg Wilhelm und Ernst August, oder die Prinzen des Hannöverschen Hauses. Beide Herzöge traten der zu Linz zwischen Oesterreich, Venedig und Polen getroffenen Einigung bei, welche die Bekämpfung des Erbfeindes im Osten zum Gegenstande hatte. In Folge dessen fanden sich 1685 der Erbprinz Georg Ludwig und der Cellische General Chauvet mit zehntausend Mann beim Heere Karls von Lothringen ein, und Prinz Friedrich August trat mit tausend Pferden in des Kaisers Sold; die muthigen Männer trafen eben zur guten Stunde ein, um an dem Sturm auf Neuhäusel Theil nehmen zu können und außer der Ehre des Tages reiche Beute davonzutragen.*) Als in den Tagen der bittersten Noth die Sache des Reiches verloren zu sein schien, gelang es Ernst August auf einer im October 1688 zu Magdeburg gehaltenen Zusammenkunft, die Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen und den Landgrafen von Hessen-Cassel zu gemeinsamem Handeln gegen den westlichen Erbfeind zu bewegen.**) Dann begab er sich an den Mittelrhein, rettete Frankfurt, half die Uebergabe von Mainz erzwingen, machte der Beschießung von Coblenz ein Ende und brach nach dem Niederrhein auf, wo die entscheidenden Kämpfe ausgefochten werden sollten. Seitdem sahen Elbe, Rhein und Donau abwechselnd jene stattlichen Regimenter, von denen ein Italienischer

*) Das Goldzelt des feindlichen Heerführers, das Georg Ludwig bei dieser Gelegenheit erbeutete, gab später bei mehr als einem Lustlager vor Hannover den Gegenstand der Neugierde ab.

**) „Serenissimi Domini nostri se revera duces ostendunt", schrieb Leibniz im September 1688 von Wien aus an Philipp Jacob Spener.

Berichterstatter sagt: „La gente de Brunsvich era universalmente bella" (die Braunschweiger sind durchweg ein schöner Menschenschlag). Solche Opferwilligkeit und solcher Heldenmuth hatten sich längst allgemeine Anerkennung erworben. „Es ist Thatsache," schrieb einer von Leibnizens Freunden, „daß mehrere Jahrhunderte hindurch in den Umwälzungen und dem allmählichen Verfall des Reiches die Braunschweigschen Fürsten stets sehr mächtige und edelmüthige Vertheidiger der deutschen Freiheit gewesen sind. Man findet in der Geschichte eine große Anzahl ruhmvoller und unbestreitbarer Belege für diese Wahrheit; aber von denjenigen Herzogen, welche aus diesem erhabenen Hause seit dem Westfälischen Frieden zur Regentschaft gelangt sind, kann man ohne Schmeichelei behaupten, daß sie Europa mit ihrem großen Namen und ihrem Ruhme erfüllt haben."

Unter allen ragte Ernst August hervor, von welchem Leibniz sagt, es sei gewiss, daß er einer der vollkommensten Herrn seiner Zeit gewesen und daß das Haus Braunschweig-Lüneburg ihn allezeit unter diejenigen Regenten setzen werde, mit denen es am meisten zu prangen Ursache habe. So treu und entschloßen, wie er, war kein anderer Reichsfürst für den Kaiser eingetreten. Um seine dem Kaiser gegebenen Zusagen zu halten, machte er Anstrengungen, welche fast über seine Kräfte giengen. Doch können wir die Opfer, welche Ernst August brachte, nicht nach der Zahl seiner Gerüsteten abwägen, die er nach dem Rheine, der Maas und der Theiß sandte. Er setzte das Leben seiner Kinder daran, uud zwei blühende Söhne verbluteten in den Türkenkriegen. Drum wars nicht unbillig, daß er als Dank den Kurhut begehrte. Für eine solche Würde war das Land nicht zu eng, und der Herr desselben, auch bevor noch das Herzogthum Lauenburg dem welfischen Hause als Erbgut zufiel, war mächtig genug, um im Collegium der Kurfürsten mit Ehren den neunten Sitz einzunehmen.

Wir erwarten es nicht anders, als daß Ernst August bei seineu Bewerbungen und Bestrebungen um die Kurwürde auch den treuesten und begabtesten Diener seines Hauses, unsern Leibniz, aufbot und daß dieser die Sache seines Herrn mit Eifer und Geschick zu führen verstand. Außer anderen Schriftstücken, welche Leibniz zu diesem Zwecke verfaßt hat, befindet sich auf

der hiesigen Bibliothek auch ein Französisches exposé, welches die Ueberschrift führt: De la grandeur de la Sérénissime Maison de Bronsvic-Lunebourg.

Mit seiner umfaßenden und bis ins einzelnste gehenden Geschichtskenntnis entwickelt Leibniz hier die Gründe, welche für eine Verleihung des Kurhutes an Hannover sprechen. „Man kann," sagt er, „über die Größe eines bewährten Hauses urtheilen, indem man seinen Ursprung, seine Macht und die Würden, welche auf dasselbe übergegangen sind, ins Auge faßt; denn auf diese drei Gesichtspuncte laßen sich die meisten übrigen Erwägungen zurückführen. Das Durchlauchtige Haus Braunschweig-Lüneburg kann in Rücksicht aller dieser Puncte den Vergleich mit den größten Familien Europas aushalten." Indem er dann den Ursprung des Welfenhauses bis auf den Italienischen Markgrafen Azzo zurückverfolgt, sagt er: „Man kann versichern, daß die Genealogie dieser Fürsten vom Jahre 1060 bis zur Gegenwart eben so ausgemacht (liquide) ist, als es nur irgend ein Beleg sein kann, den man im Capitel irgend einer Cathedralkirche vorgezeigt hat, und der jüngste dieses Hauses kann sich einer unbestreitbaren Reihenfolge von zwanzig fürstlichen Geschlechtern rühmen, die seine Ahnen sind." Zur Macht des Hauses übergehend, sagt Leibniz, dieselbe habe gleichen Schritt gehalten mit der Macht der angesehensten Häuser. Besonders hebt er die Machtentwicklung des Löwen hervor: „Man konnte damals sagen von diesem Hause, daß es herrschte von Meer zu Meer, vom Deutschen Ocean bis zum mittelländischen Meer Italiens, und wenn man Heinrich dem Löwen die bekannten Verse in den Mund legt:

Von der Elbe bis zum Rhein,
Vom Harz bis an die See war mein!

so sagen dieselben nicht die Hälfte von dem, was sich sagen läßt. Aber eben seine große Macht erweckte dem Löwen Neider und endlich Feinde, welche ihn durch ihre große Zahl unterdrückten, und die andern Fürsten bereicherten sich nun durch die Spolien dieses Hauses." Zu den Würden, welche auf das Haus Braunschweig-Lüneburg übergegangen sind, gehört auch die höchste weltliche Würde, welche es in der Christenheit giebt: zwei Mitglieder des Welfenhauses sind zum Kaiser gewählt, Otto IV.,

der Sohn des Löwen, und Friedrich III., der 1400 vor der Krönung getödtet wurde. Eine Braunschweigsche Prinzessin, Irene, bestieg als Gemahlin des Kaisers Andronikus II. den Thron zu Constantinopel, und ein Prinz von der Grubenhagenschen Linie, Namens Otto, heiratete die Königin Johanne und wurde dadurch König von Neapel. Was die Kurwürde anbetrifft, so weist Leibniz darauf hin, daß dieselbe in den ältesten Zeiten mit den Stammesherzogthümern verbunden war, oder daß diese wenigstens die Stelle der Kurfürstenthümer vertraten. Da nun die beiden Herzogthümer Bayern und Sachsen im Besitze des Welfenhauses waren, so waren ohne Zweifel Heinrich der Schwarze, Heinrich der Stolze und Heinrich der Löwe Kurfürsten, oder sie bekleideten, wenn der Name dieser Würde damals noch nicht entstanden war, factisch eine der kurfürstlichen ähnliche Würde.*) Obwohl nun später das Haus Braunschweig-Lüneburg das Unglück hatte, die Länder zu verlieren, in denen später die Kurwürde errichtet wurde, so hat das Welfenhaus trotz dieses Unsterns stets und ohne Widerspruch den ersten Rang nach den Familien der Kurfürsten eingenommen. Um nun die Ansprüche dieses Hauses an die Kurwürde zu begründen, weist Leibniz auf die Opfer hin, die es gebracht, und auf die Verluste, die es erlitten hat. In letzter Beziehung hebt er das hervor, was wir bereits in der Vorlesung über die unbillige Behandlung gehört haben, die sich das Welfenhaus beim Westfälischen Friedensschluße mußte gefallen laßen. Dabei er-

*) Auf einem Blättchen von der Größe einer Hand, das ich in einem Handschriften-Fascikel (Nr. 172) auf der hiesigen Bibliothek fand, findet sich von Leibnizens Hand sehr sauber folgende Zusammenstellung: „Aus dem hochfürstlichen Hause Braunschweig-Lüneburg sind entsproßen:

1. zween Kayser.
2. ein König zu Neapel.
3. zwey, ja mehr weltliche Kurfürsten.
4. fünf Erzbischöfe.
5. vierzehn Bischöfe.
6. ein Hoch- und Teutschmeister.
7. eine Römische Königin.
8. eine Königin von Dänemark.
9. eine Königin von Schweden.

(NB. adde eine Orientalische Kayserin, Andronici junioris Gemahlin.)“

wähnt er die „unverschämten Forderungen anderer," und wen er dabei vorzugsweise im Auge gehabt hat, würde auch dann nicht zweifelhaft sein können, wenn der Name „Brandenburg," der ursprünglich im Contexte gestanden, nicht wieder ausgestrichen und in „andere" verallgemeinert wäre. Was die Opfer und Leistungen des Welfenhauses betrifft, so erwähnt Leibniz, daß fast allein die Söhne des Herzogs Georg dem Erbfeinde gezeigt hätten, was Deutschland könnte, wenn man ihrem Beispiele folgte. Darum gebe es kein Fürstengeschlecht in ganz Deutschland, welches durch die dem Reiche geleisteten Dienste mehr verdient habe, daß man es zufrieden stelle, als das Welfenhaus. Denn außer daß es seine Staaten und das Leben seiner Fürsten aufs Spiel gesetzt habe, habe dieses Haus fast allein den Ruhm des Germanischen Namens gegen Fremde aufrecht erhalten, die, von ihren Fortschritten aufgeblasen, Deutschland mit dem Untergange bedrohten. Gott habe die Pläne desselben autorisirt durch außerordentliche Erfolge, welche der Gerechtigkeit seiner Waffen und der Generosität seiner Rathschläge entsprächen. Auf dem Reichstage zu Regensburg und dem Congresse zu Frankfurt habe sein Eifer für das Wohl des Vaterlandes vor den meisten andern Reichsständen geglänzt. Dabei habe es stets gewißenhaft die Gerechtigkeit bewahrt, und man werde finden, daß andre mehr widerrechtliche Eingriffe in die Rechte dieses Hauses, als dieses Haus in die Rechte andrer gethan habe.*) Endlich habe das Welfenhaus die wenigste Anhänglichkeit an die Fremden, und das Reich könne sich seiner mindestens eben so viel versichert halten, als irgend eines andern Fürstenhauses. Damit ist denn der Punkt gegeben, wo es sich zeigt, daß Leibniz nicht bloß als Diener des Welfenhauses dessen dynastische Interessen ver-

*) Elle a gardé réligieusement la justice, et il se trouvera, qu'on a plustôt usurpé sur elle, qu'elle n'ait usurpé sur d'autres.

Mit Recht sagt auch Spittler in seiner Geschichte des Fürstenthums Hannover: „Welch ein schöner Blick ists nun von Münden bis nach Ratzeburg hinab, aus dem engen Thale, wo sich Werra und Fulda zur Weser vereinigen, bis hinab nach Stade, bis hinab zur schönen, schiffreichen Elbe! Und von diesem ganzen schönen Lande, das sich so wunderbar allmählich unter einem Herrn vereinigte, ist nichts gewaltthätig einem Nachbar abgedrängt, nichts ei-

folgt, sondern daß ihm das Wohl des Ganzen, das Wohl des Deutschen Reiches am Herzen liegt. Vier Kurfürstenthümern, sagt er, sind die Hände gebunden, weil sie an den Grenzen Frankreichs liegen. Von den geistlichen Kurfürsten ist außerdem nichts zu hoffen, weil sie nur auf die gegenwärtigen Vortheile ihrer Person und ihrer Familie, nicht aber auf das Wohl ihres Landes und des Reiches sehen. So kommt es, daß Frankreich im Kurfürstencollegium herrscht, wovon die letzten Jahre den traurigen Beweis geliefert haben. Soll also eine neunte Kur errichtet werden — und das ist auch um deswillen durchaus nöthig, weil nach dem Aussterben der Pfalz-Simmernschen Linie das katholische Element im Kurfürstencollegium ganz und gar die Ueberhand gewinnen würde — soll also eine neue Kur errichtet werden, so muß man ein Fürstenhaus nehmen, das fern vom Rheine liegt, und das mächtig genug ist, um diese Würde mit Erfolg zu behaupten und im Kurfürstencollegio Frankreich das Gleichgewicht zu halten. Dazu eignet sich nur Hannover, das man ohne Ungerechtigkeit nicht übergehen könnte. Hannover ist unter allen fürstlichen Familien am meisten geeignet, einen Platz im Kurfürstencollegio auszufüllen. Es hat die bestbegründeten Ansprüche und muß dem Kaiser am willkommensten sein. Weder so schwach, daß es ohnmächtig wäre, noch so groß, daß es dem Kaiser und Reiche gefährlich werden könnte, kann Hannover am besten dazu dienen, diejenigen in ihren Grenzen zu halten, welche dieselben zu überschreiten mehr als jenes geneigt sind.

Damit war alles gesagt, was im Interesse des Welfenhauses, das mit dem Reichsinteresse zusammenfiel, gesagt werden konnte, und es ist bekannt, daß diesmal Leibnizens Bestrebungen von glänzendem Erfolge gekrönt wurden.

---

nem schwächern halbrechtlich entrißen, nichts durch blindes Heiratsglück gewonnen; es ist lauter gerechtes Gut, altes Stammgut, neugekauftes Land — wie viele Acquisitionstabellen großer Fürsten können sich so schließen? Und wo ist vollends noch das Teutsche Land, das nach starken Anstrengungen, die es noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts litt, gerade in dem Zeitalter, da alles nach despotischer Gewalt ringt, da alles unter despotischer Gewalt immer tiefer versinkt, seine mildesten Regierungen genoß, seine ausgebildetste Freiheit unbeschränkt behauptete?"

Jedoch fehlte es im Kurfürstencollegio nicht an Opposition gegen den neuen Bewerber um den Kurhut, und besonders war es der östliche Nachbar, welcher ihm den Eintritt in das Kurfürstencollegium zu wehren suchte.

Zwar war es dem gewandten Minister Grote gelungen, zwischen der Hannöverschen Prinzessin Sophie Charlotte und dem Kurfürsten Friedrich III. von Brandenburg 1684 eine Heirat zu Stande zu bringen, welche die widerstrebenden Interessen beider Häuser versöhnen sollte. Sophie Charlotte, späterhin die erste Königin von Preußen, ist dadurch die Stammmutter des Preußischen Königshauses geworden. Allein nur zu bald sollte es sich zeigen, daß man in Berlin keine Verwandtschaft respectire, sobald das eigne dynastische Interesse in Frage stand, und daß jede verwandtschaftliche Regung durch eine selbstsüchtige Politik unterdrückt wurde. Anfangs scheinbar günstig gestimmt, nahm Brandenburg nach dem Lauenburgschen Erbanfall plötzlich eine andere Haltung an und zeigte sich den Hannöverschen Bestrebungen ungünstig, ja feindlich. Es sah zu argwöhnisch auf die rasche Entwicklung der Welfischen Macht, die ihm das Principat in Norddeutschland streitig zu machen drohte, als daß es selbst die Hand zur Erhebung des Rivalen hätte bieten sollen. Allein Ernst August war nicht der Mann danach, um vor dem Widerspruche seiner Neider und Widersacher zurückzuschrecken. Er machte um so dringender beim Kaiser seine Ansprüche geltend, und als der Kaiser zögerte, erinnerte ihn Ernst August nachdrücklich daran, daß dem Reiche die Hülfe des Welfenhauses unentbehrlich war. Er drohte in Gemeinschaft mit Sachsen eine dritte neutrale Macht zwischen Oesterreich und Frankreich zu bilden und da er durch seine zwanzigjährigen Hülfeleistungen sich keinen Anspruch auf die Dankbarkeit des Kaisers habe erwerben können, es nunmehr auf einem andern Wege zu versuchen. Das half, und am 22. März 1692 stellte der Kaiser Leopold I., nachdem er mit Hannover eine ewige Union geschloßen, die Urkunde über Ertheilung der Kurwürde an dies Fürstenhaus aus, ohne auf der Forderung zu bestehen, daß der Herzog Ernst August zum katholischen Glauben überträte.*)

*) Besonders der bekannte Gourville beschäftigte sich mit dem Plane, den

Die Belehnung erfolgte am 4/19. December 1692 in dem Rittersaale der Hofburg zu Wien. Mit den Insignien des Kaiserthums angethan, saß Leopold I. auf dem Throne. Vor ihm knieten die Hannöverschen Gesandten zu dreien Malen; dann trat Grote vor, sprach den Huldigungseid, empfing für seinen Herrn den Kurhut und wurde nach dreimaliger Kniebeugung verabschiedet.*)

Was das mit jeder Kur verbundene Reichs-Erzamt anlangt, so wurde für Hannover das Amt des Reichsbannerherrn beliebt, und bei dieser Gelegenheit bekam Leibniz ein unerwartetes Thema zu einer historischen Untersuchung. Gegen das neue Erzamt protestirte nämlich der Herzog von Würtenberg, der seit 1336 das Recht auf die Reichssturmfahne besaß und sich darin durch die Ernennung des neuen Kurfürsten zum Reichsbannerherrn beeinträchtigt sah. Noch vor Ausgang des Jahres 1692 bereitete Leibniz seine Denkschrift vor „über den Unterschied des Reichsbanners von der Sturmfahne," und als zwei Jahre später von Seiten Würtenbergs eine Deduction für seine Ansprüche herausgegeben wurde, setzte Leibniz derselben eine neue, jedoch nicht mit seinem Namen versehene Schrift entgegen. Dieselbe führt den Titel: „Die hochfürstliche Würtenbergsche Deduction

---

Nachfolger Johann Friedrichs zur Annahme des Römischen Glaubensbekenntnisses zu bewegen, und stellte die Erlangung der Kurwürde als Preis des Glaubenswechsels hin. Allein Ernst August erklärte, er sei zu alt, um seinen Glauben ändern zu können. Er wollte auf ehrlichem Wege und ohne Beschwerung des Gewißens zum Ziele gelangen, und verharrte bei der Erklärung, in seinem Glauben sterben zu wollen.

*) Grote war ein großer, starker und schon vom Alter gebeugter Mann, weshalb ihm das Niederknien und Aufstehn so schwer wurde, daß ein Edelmann aus seinem Gefolge ihn unterstützen mußte. Es troff dem alten würdigen Herrn der Schweiß von den Wangen, und als er aus der Audienz in den Rittersaal zurückgekehrt war, erklärte er Luft schöpfend, daß er des Todes sein müßte, wenn er gleich noch einmal dran sollte. Er nahm den empfangenen Kurhut in seiner Kutsche auf dem Kissen mit nach seiner Herberge und brachte ihn seinem Herrn nach Hannover. Schon im Jahre darauf, 1693, starb er.

Bald nachdem Hannover die Kurwürde erreicht hatte, wurde Brandenburg zum Königthume proclamirt. Aber die Königswürde war ihm nicht im Reiche, sondern in Preußen verliehen. Innerhalb des Reiches stand Hannover jetzt Brandenburg gleich.

sammt der Beantwortung, auch dazu gehörenden Beilagen und Kupfern." Leibniz wies auf Grund heraldisch-genealogischer Untersuchungen und Beweise die Ansprüche Würtenbergs zurück. Er zeigte, daß das Reichsbanner „niemand bisher erblich zugestanden, sondern bei wichtigen Begebenheiten einem dazu erwählten zeitlichen Reichsbannerherrn nach Gelegenheit aufgetragen worden, wiewohl dergleichen innerhalb zweihundert Jahren, seit dem Zuge Kaiser Friedrichs gegen Herzog Karl von Burgund, nicht geschehen." Es war für einen Geist wie Leibniz kein geringes, sich dieser trocknen und an sich ziemlich gleichgültigen Frage zu widmen; allein überzeugt von dem guten Rechte seines kurfürstlichen Herrn unterzog sich Leibniz mit Liebe und Fleiß auch dieser mühevollen Arbeit und drückte ihr den Stempel seines Geistes auf sowohl durch die Gründlichkeit, womit er seinen Gegenstand behandelte, als auch durch den urbanen Ton, den er in seiner Widerlegung anschlug. Dennoch blieben seine Bemühungen fruchtlos; Würtenberg behielt den Sieg, und die neunte Kur blieb ohne Erzamt, bis im Jahre 1710 das Amt eines Erz-Schatzmeisters damit verbunden wurde.

Bei allen diesen Bestrebungen, welche sich auf die Feststellung der Primogenitur und auf die Erwerbung des Kurhutes bezogen, haben wir Leibniz vielfach das Gebiet der Geschichte betreten sehen, und auf diesem Gebiete sollte ihm noch eine schwierige und mühevolle Aufgabe gestellt werden, welche je länger je mehr seine ganze Kraft in Anspruch nahm. Leibniz, der treue Diener des Welfenhauses, sollte auch dessen Geschichtsschreiber werden, und keiner war dazu tüchtiger und geschickter, als er; denn mit den umfaßendsten Geschichtskenntnissen verband er einen Scharfsinn, welcher die verwickeltsten geschichtlichen Fragen zu entwirren und zu lösen verstand, und eine Eleganz der Darstellung, welche den Leser feßelt und befriedigt.

Es ist schon in der vorigen Vorlesung erwähnt, daß unter den vielen Vorschlägen, welche Leibniz dem nunmehrigen Kurfürsten Ernst August machte, auch der war, eine „gründliche Historie des fürstlichen Hauses" abzufaßen. Dieser Vorschlag entsprach zu sehr den Bestrebungen Ernst Augusts für die Machtentwicklung seines Hauses, als daß er nicht mit ganzer Seele darauf eingegangen sein sollte. Ernst August wünschte

vor allem, daß die Genealogie seiner Familie von Leibniz untersucht und dargethan werde. Genealogie der Fürsten galt im Zeitalter Ludwigs XIV. und schon einige Zeit vorher als der wichtigste und belohnendste Zweig historischer Forschung und Darstellung. Ebendeshalb war aber auch gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts kein Gebiet der Geschichte so unsicher, so voll von Willkür, Uebertreibung und gewißenloser Schmeichelei der Gelehrten. Denn die meisten Fürsten sahen es gern, ihren Ursprung, wenn nicht von Karl dem Großen, so doch aus Italien, dem Lande des Ruhms und der Wiege der Kultur, zu haben, und es fehlte nicht an Geschichtsschreibern, welche allen Scharfsinn und alle Gelehrsamkeit aufboten, um die berühmtesten Patricierfamilien Roms zu Ahnen Deutscher Fürstenhäuser zu stempeln. So leitete Peter Lambeccius das Haus Habsburg von den Anicii, andere von den Scipionen und Fabiern ab. So galt es auch im Zeitalter des Herzogs Johann Friedrich für ausgemacht, daß der Stammvater des Welfischen Hauses, der Italienische Markgraf Azzo, von der Römischen Familie der Accii abstamme. Die Gelehrten beeiferten sich um die Wette, ihre gelehrten Deductionen in zierlichen Handschriften den Fürsten zu überreichen und sich dafür reichlich belohnen zu laßen. So hatte auch ein Holländischer Edelmann namens Theodor Damaidenus dem Herzoge Ernst August, als er sich 1685 in Venedig aufhielt, eine handschriftliche Genealogie überreicht, worin er sich nichts geringeres vermaß, als den Ursprung des Welfenhauses vom Kaiser Octavianus Augustus herzuleiten, dessen Stammbaum er dann weiter hinauf bis zum ersten Jahre der Erbauung Roms verfolgte. Das Werk, das noch in der schön geschriebenen Handschrift existirt, geschmückt mit Wappen, Münzen und Abbildungen aller Art, verfolgt also die Herkunft der Welfen mit chronologischen und heraldischen Beweisen in ununterbrochener Reihenfolge durch einen Zeitraum von zweitausendsechshundertsechsundvierzig Jahren. Diese Arbeit konnte dem scharfen Blicke des Herzogs Ernst August unmöglich zusagen. Doch gab sie dem Herzoge einen neuen Anstoß, den Auftrag, welchen Leibniz bereits erhalten hatte, die Ursprünge des Welfenhauses wißenschaftlich zu erforschen, mit erneutem Eifer zu betreiben. Leibniz, dessen hoher Sinn jede Gunstbuh-

lerei nach Art der bisherigen Geschichtsschreiber verachtete, knüpfte sofort nach der Rückkehr des Herzogs aus Italien einen Briefwechsel mit dem gelehrten Anton Magliabecchi, dem Bibliothekar des Großherzogs von Toscana, an, um Aufschlüße über gewisse Markgrafen Oberitaliens aus dem elften Jahrhundert, namentlich die Este, zu erhalten. Doch überzeugte sich Leibniz bald, daß schriftliche Untersuchungen aus der Ferne nicht zum Ziele führten. Sollte etwas gründliches geleistet werden, so mußten die schwierigen Fragen an Ort und Stelle untersucht werden, und so erwirkte sich Leibniz den Auftrag, die Wiege des Welfenhauses in Oberdeutschland und Italien zu besuchen, um dort die noch vorhandenen Spuren ihrer Geschichte zu sammeln. Er sah dadurch den schon vor zehn Jahren in Paris gehegten, aber damals wieder aufgegebenen Wunsch, Italien, das Vaterland Galileis, zu bereisen, in Erfüllung gehn.

Im October 1687 verließ Leibniz, mit Empfehlungen des Herzogs versehen, Hannover und besuchte zunächst das mittlere und südliche Deutschland. Nachdem er einige Zeit in Hessen, am Mittelrhein, in Franken, Bayern und Böhmen verweilt und nicht nur überall in den Bibliotheken, Archiven und Grabdenkmälern Nachforschungen angestellt, sondern auch „keine Gelegenheit versäumt hatte, allerhand Berg-, Salz-, Hütten-, Blech- und Hämmer-Werke, die nicht allzu abgelegen waren“, auf seiner Reise zu besichtigen, und sich mit dem Münzwesen, der Perlenfischerei, der Stuckatur-Arbeit in Gips und Alabaster, der Seiden- und Woll-Manufactur in jenen Gegenden bekannt zu machen, wandte er sich, immer sein Hauptziel im Auge behaltend, nach Wien, wo er im Mai 1688 aulangte und sich neun Monate lang aufhielt. Hier knüpfte er sofort Verbindungen mit dem kaiserlichen Bibliothekar Nesselius an, um seine geschichtlichen Quellenstudien fortzusetzen. Doch auch mit Spinola, dem Bischof von Wienerisch Neustadt, trat er in Verkehr, um die Wiedervereinigung der Katholiken und Protestanten zu betreiben. Außerdem beschäftigten ihn die großen politischen Fragen der Gegenwart, welche ihn mitten in dem Getriebe der Kaiserstadt noch viel mehr in Anspruch nahmen, als einst in der Einsamkeit des Harzgebirges. Besonders waren es zwei für das Haus Hannover bedeutungsvolle Begebenheiten, welche

Leibniz in Wien erlebte, der Ausbruch des Reichskrieges mit Ludwig XIV. und die Englische Revolution, die dem Hause Hannover die erste Aussicht auf die Englische Thronfolge eröffnete. Der neueste Herausgeber seiner Werke hat eine ganze Reihe von Briefen und Aufsätzen ans Licht gezogen, welche Leibniz während seines Wiener Aufenthaltes ohne Beziehung auf seine dienstliche Stellung als Deutscher Patriot im allgemeinen Reichsinteresse abfaßte. Es geht daraus hervor, daß er in Wien mit den ersten Oesterreichischen Staatsmännern verkehrte und selbst Zutritt zum Kaiser erlangte.

Nachdem Leibniz von Wien aus noch einen Ausflug nach den reichen Goldbergwerken in Ungarn gemacht, um hier seine bergmännischen Kenntnisse zu erweitern, machte er sich im Januar 1689 auf den Weg nach Italien. Hier machte er zum Mittelpunkte seiner Arbeiten nicht Rom, sondern, wie es der Zweck seiner Reise forderte, Modena, wo er von dem Herzoge die Erlaubnis erhielt, alles zu erforschen, was zur Beleuchtung der Abstammung des Hauses Braunschweig diente. Noch im Herbst desselben Jahres besuchte er Venedig, Rom und Neapel, um sich dann über Florenz und Bologna wieder nach Modena zurückzuwenden. Von Venedig aus machte er einen Ausflug nach den kaiserlichen Quecksilbergruben in Istrien. Als er bei dieser Gelegenheit in einer kleinen Barke an der Küste hinfuhr, bestand er ein sehr bedenkliches Reiseabenteuer, dessen Erzählung Eckhard oft aus seinem Munde gehört haben will. Da nämlich die Reisegesellschaft von einem Sturme überfallen wurde, so faßten die Schiffer den Plan, mit dem Ketzer — denn dafür hielten sie den Reisenden — ähnlich zu verfahren, wie einst jene morgenländischen Schiffer mit Jonas verfuhren. Da sie aber in der Ueberzeugung, daß er ihre Sprache nicht verstehe, in seiner Gegenwart sich über ihren Plan berathschlagten, so durchschaute Leibniz denselben und erkannte mit Schrecken, was für eine Gefahr ihn bedrohte. Doch behielt er seine Geistesgegenwart und verfiel sofort auf ein allerdings nicht nachahmungswürdiges Mittel, das ihn rettete. Ohne sich etwas merken zu laßen, zog er einen Rosenkranz hervor, den er bei sich führte, und fieng an, so eifrig zu beten, als ob er der rechtgläubigste Katholik wäre. Als die Schiffer dies bemerkten, erklärte alsbald

einer derselben, da es sich heraus stelle, daß dieser Mann kein Ketzer sei, so könne er auch nicht zugeben, daß er ins Meer geworfen würde. So stieg Leibniz ungefährdet ans Land und zog dann, an allen Orten forschend und beobachtend, nach Rom, wo er kaum länger als einen Monat verweilte. Da ihm sein Ruf vorhergegangen war, so kamen die einheimischen und fremden Gelehrten, mit denen er zum Theil schon in Briefwechsel gestanden hatte, ihm mit Verehrung und Dienstfertigkeit entgegen. Ueberall mit Zuvorkommenheit aufgenommen, erhielt er nicht nur Zugang zu den reichen Schätzen der Wißenschaft und Kunst, sondern es war auch keine Gesellschaft von Gelehrten in Rom, von der er nicht als Gast oder Mitglied aufgenommen wurde. Ja, er erregte die Bewunderung und Liebe der Römer in einem solchen Grade, daß ihm der Antrag gemacht wurde, die Stelle eines Custode der Vaticanischen Bibliothek anzunehmen. Da jedoch diese hohe Ehre an die Bedingung geknüpft wurde, daß er die katholische Religion annähme, so war das für Leibniz Grund genug, den Antrag abzulehnen. Nachdem Leibniz innerhalb eines Monats alle Merkwürdigkeiten Roms besichtigt, die Katakomben besucht und dabei das Blut der Märtyrer, das er in Flaschen auf ihren Gräbern fand, untersucht, sich mit der Chinesischen Mission bekannt gemacht und mit dem Pater Grimaldi, welcher sich eben damals anschickte, dem Rufe des gelehrten Kaisers Cham-Hi zu folgen, eine interessante Bekanntschaft angeknüpft hatte, welche sich hernach in einem lebhaften Briefwechsel von und nach China fortsetzte, verließ er die ewige Stadt, um nach einem kurzen Ausfluge nach Neapel sich nach Florenz zu begeben, wo er bei seinem Freunde, dem Bibliothekar Magliabecchi, die zuvorkommendste Aufnahme fand und von demselben bei seinen historischen Nachforschungen eifrig unterstützt wurde. Mit vielen Empfehlungsschreiben von Magliabecchi an die Gelehrten Oberitaliens versehen, begab sich Leibniz von Florenz nach Bologna, von wo er gegen Ende des Jahres 1689 wieder in Modena eintraf. Hier verweilte er nun noch einige Monate und fand in den Archiven und Bibliotheken von Modena, was er suchte, nämlich die historischen Beweise für den Familienzusammenhang der Häuser Braunschweig und Este; und diese Entdeckung wurde bestätigt durch die Grabschriften der

alten Markgrafen von Este und ihres Stammvaters Azzo, die Leibniz in einer Carmeliterabtei an der Etsch auffand. Vor allem berichtete Leibniz den gemachten Fund seinem Herrn, dem Herzoge Ernst August, und seiner hohen Gönnerin, der Herzogin Sophie, der er zum neuen Jahre seine Wünsche für das Heil und die Größe des Welfenhauses sandte, nicht ohne bestimmte Beziehung zu einem Plane, der mit seinem Aufenthalte in Modena zusammenhing. Es war nämlich im Werke, eine Vermählung zwischen dem Herzoge von Modena und einer Hannöverschen Prinzessin, einer der Töchter des Herzogs Johann Friedrich, zu Stande zu bringen, und Leibniz scheint nicht wenig zur Verwirklichung dieses Planes beigetragen zu haben. Aus der Antwort der Herzogin geht wenigstens zur Genüge hervor, daß ihm die Förderung jenes Planes eben so wohl oblag, als die Feststellung der Genealogie des Welfenhauses. Die geistreiche Fürstin schrieb dem gelehrten Forscher: „Sie geben den guten Wünschen, welche Sie mir zu diesem neuen Jahre darboten, eine so angenehme und verbindliche Wendung, daß ich sie deshalb denjenigen vorziehe, welche ich von den Königen und Fürsten erhalten habe. Das Schicksal wird ihren Ausgang anordnen; und in dieser Hinsicht sind die der größten Monarchen und die Ihrigen gleich für mich. Ich wünsche Ihnen meine Erkenntlichkeit durch die That zu beweisen und Ihnen zu zeigen, wie hoch ich Ihre Freundschaft schätze. Könnten Sie dem Herzoge von Modena die eine unsrer Prinzessinnen zum Neujahrsgeschenke geben, so würden Sie dieses Haus sehr erfreuen; was ich sehr wünsche, so wie, Sie diesen Frühling in guter Gesundheit wieder zu sehn, damit Sie mir, während der Herzog bei der Armee ist, Gesellschaft leisten können. Ihre Bibliothek hat sich in ein Theater verwandelt, wo man die schönsten Opern von der Welt aufführt. Sgr. Hortensio macht den Text und Sgr. Steffani, welcher im Dienste des Herrn Kurfürsten von Bayern war, die Musik. Sie sehen daraus, daß die Franzosen unsre Staaten noch nicht (wie die Pfalz) verbrannt haben."

Sophiens Wünsche sollten in Erfüllung gehn. Im Februar und März 1690 war Leibniz wieder in Venedig, von wo er noch einen Ausflug nach den Bergwerken Illyriens machte, um dann über Padua und Wien nach Hannover zurückzukehren.

Im Juni 1690 traf er hier nach fast anderthalbjähriger Abwesenheit wieder ein, um fünf Jahre später, im Herbst 1695, Zeuge der Vermählung des Herzogs von Modena mit der Prinzessin Charlotte von Braunschweig zu sein. Auch benutzte er bald darauf seine genealogischen Entdeckungen, welche den Glanz des Welfenhauses erhöhten, bei den Unterhandlungen, welche er mit seinem frühern Zöglinge, jetzigem Kammerherrn des Kaisers, dem Baron von Boineburg führte, um eine Verbindung des Römischen Königs Joseph mit einer andern Tochter des Herzogs Johann Friedrich, Wilhelmine Amalie, zu Stande zu bringen, und auch diese Bemühungen wurden, wie bekannt, mit dem glücklichsten Erfolge gekrönt.

Die Nachforschungen Leibnizens in Italien hatten unwiderruflich ergeben, daß das Braunschweig-Lüneburgsche Fürstenhaus durch die Este und die älteren Welfen rückwärts bis in die Zeiten Karls des Großen verfolgt werden konnte. Leibniz brachte von seiner Reise ein reiches Geschichtsmaterial mit. Aber die Hauptaufgabe war noch ungelöst. Sie bestand darin, auf Grund der angestellten Nachforschungen nun ein Geschichtswerk zu schaffen, worin die Herkunft der Welfen, ihre Thaten und Schicksale, ihre Verdienste, sowie ihre Rechte und Ansprüche von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart herab dargestellt werden sollten. An dieser Aufgabe hat Leibniz dreißig Jahre lang gearbeitet und die letzten Jahre seines Lebens hat er seiner Geschichtsarbeit fast ausschließlich gewidmet. Dabei war er durchdrungen von dem Pflichtgefühle eines wahren Historikers, nur das aufzunehmen, was vor dem Richterstuhle einer gründlichen Kritik bestehen konnte. Gleich im Anfange seiner Reise schrieb er von Nürnberg aus an den Baron von Blum, das, was Pigna, Bucelinus und ähnliche mehr gedichtet, als entdeckt hätten, genüge ihm nicht; denn er habe gelernt, daß man sich in der Mathematik auf das Denken, in der Natur auf die Erfahrung, in menschlichen und göttlichen Gesetzen auf das Ansehn, in der Geschichte aber auf Zeugnisse gründen müße.*) Bei der Aus-

*) „Didici, in mathematicis ingenio, in natura experimentis, in legibus divinis humanisque auctoritate, in historia testimoniis nitendum esse."

führung seines Werkes gieng Leibniz von dem Gedanken aus, die Annalen des Deutschen Reichs mit steter Berücksichtigung des Braunschweigischen Hauses und Landes bis auf seine Zeit herabzuführen. In der neuesten Zeit dachte er sein Werk noch mehr zu erweitern und es zu einer allgemeinen Geschichte auszudehnen. Später jedoch zog er den Plan in engere Grenzen und beschränkte die Ausdehnung des Werkes auf die fünf Jahrhunderte von Karl dem Großen bis zum Tode des Welfischen Kaisers Otto IV. (768—1218). Die Sprache eines solchen gelehrten Werks konnte nach dem ganzen Bildungsgange der Zeit kaum eine andre als die Lateinische sein.

Hand in Hand mit seinem großartigen Geschichtswerke giengen zwei andre Unternehmungen, die hier nur kurz berührt werden können. Das eine ist seine Protogäa, welche er im ersten Jahre nach seiner Rückkehr aus Italien, 1691, verfaßte, wiewohl dieselbe erst nach seinem Tode im Druck erschienen ist. Dies Werk, worin er die vulcanische und neptunische Periode der Erdbildung zu entwickeln suchte, gedachte er seinem Geschichtswerke gewissermaßen als geologische Einleitung vorauszuschicken. Veranlaßt war dasselbe durch die geologischen Beobachtungen und Untersuchungen, wozu ihm sein wiederholter Aufenthalt im Harze so reiche Gelegenheit geboten hatte. Leibniz war in Deutschland der erste, welcher vaterländische Gestaltungen und Bildungen der Erdoberfläche zum Ausgangspunkte einer allgemeinen Theorie über die Entstehung der Erde nahm. Die im Harze vorzugsweise gewonnenen Kenntnisse über Fossilien und Versteinerungen dienten ihm dabei als Leitfaden und machten eben so das charakteristische seines Systems aus, wie späterhin die Alpen und andre Gebirge die Grundlage für andre geologische Arbeiten hergegeben haben. Indem Leibniz nun seine Beobachtungen aus dem Harze mit denen verknüpfte, welche er auf seiner Italienischen Reise gemacht hatte, erweiterte und generalisirte er die vereinzelten Forschungen und erhob sie zu einem wißenschaftlichen System, das er in seiner Protogäa niederlegte.

Wie Leibniz an dem localen Bergwerk die Geschichte der Erde studirte, so waren auch die archivalischen Untersuchungen, die er in Anlaß der Genealogie des Welfenhauses anstellte, um-

faßender, als das nächste Ziel, das er dabei im Auge hatte, und die Früchte, die er aus seinen Materialien gewann, beschränkten sich nicht auf die Geschichte Braunschweig-Lüneburgs. Aus einer Menge mittelalterlicher Urkunden, die sich auf völkerrechtliche Verhältnisse bezogen, gab er eine Auswahl seltener und größtentheils ungedruckter Actenstücke heraus, wobei er besonders den Interessen des Deutschen Reiches nachgieng, dessen Geltung und Ansprüchen dieses Gesetzbuch des Völkerrechts zur Bekräftigung dienen sollte. Das ganze Werk war auf drei Bände berechnet, von denen aber nur der erste Band 1693 erschien, unter dem Titel codex juris gentium diplomaticus; später kam unter dem Titel mantissa noch ein Nachtrag hinzu.

Seinem Geschichtswerke selbst schickte Leibniz eine umfaßende Quellensammlung voraus, die eine Menge neuer und seltener Schriften ans Licht brachte und nicht bloß die Grundlage für die Specialgeschichte Braunschweigs enthielt, sondern eine werthvolle Fundgrube für die Geschichte des Mittelalters überhaupt eröffnete. Im Jahre 1698 erschienen in zwei Bänden die accessiones historicae, welche aber nur die Vorläufer der eigentlichen Sammlung waren, die später unter dem Titel scriptores historiae rerum Brunsvicensium inservientes herauskamen.

In demselben Jahre, in welchem Leibniz seine accessiones historicae herausgab, starb Ernst August, der erste Kurfürst von Hannover, und dadurch wurde jenem die Pflicht aufgelegt, in den Personalien seines verehrten Herrn das Ende seines beabsichtigten Geschichtswerkes zu schreiben, ehe noch dessen Anfang gemacht war. Wie Leibniz bei Johann Friedrichs Tode einen kurzen Ueberblick über dessen Leben und Wirken gegeben hatte, so verfaßte er auch eine biographische Skizze von Ernst August, welche die nämliche kirchliche Bestimmung erfüllte, wie die Personalien des Herzogs Johann Friedrich. In einfacher, edler Schreibart stellte er kurz die Hauptzüge aus dem thatenreichen Leben seines hingeschiedenen Herrn zusammen und schloß daran einen Bericht von seiner letzten Krankheit und von seinem seligen Ende. Ernst August hatte sich einer so starken Gesundheit erfreut, daß er in dreißig Jahren fast niemals bettlägrig gewesen war und anstrengende Reisen, Kriegsexpeditionen und andre Fatiguen ohne Beschwerung ertragen hatte. In den letzten drei

Jahren aber hatten die Kräfte merklich abgenommen, und im October 1697 war dem Kurfürsten nachts 12 Uhr ein schwerer Zufall zugestoßen, von dem er sich nicht wieder erholte. „Bei dieser langwierigen und beschwerlichen Krankheit des Kurfürsten hat seine Durchlauchtigste Gemahlin, die Kurfürstin Sophie, fast Tag und Nacht bis zuletzt mit großem Fleiß und mit Hintansetzung ihrer eigenen Ruhe und Gesundheit Beistand geleistet und darin ein so löbliches Exempel ehelicher Treue gegeben, als nur immer gefunden werden kann. Nicht lange vor seinem Ende hat der höchstselige Kurfürst das h. Abendmahl verlangt, sich mit dem himmlischen Viatico des wahren Leibes und Blutes Christi zu versehen, welches Sie auch von dem Beichtvater nach evangelischem Gebrauch unter eifrigem Gebet, mit wahrer Contrition (Reue) und mit innerlicher Erhebung des Herzens zu der Liebe Gottes Ihres Heilandes andächtigst empfangen. Darauf hat es sich am 23. Januar begeben, daß Seine Kurfürstliche Durchlaucht, während Sie nach eingenommener Mittagsmahlzeit im Stuhle geschlafen, einen Anstoß vom Schlag empfunden, also daß Sie, aus dem Schlafe kommend, ohne Bewegung gewesen, nur daß das Herz und die Adern noch gar schwach geschlagen. Herzog Georg Wilhelm, der Tags zuvor nach Herrenhausen gekommen, ist bei diesem traurigen Zustande seines herzgeliebten Bruders mit zugegen gewesen und hat demselben alle mögliche Assistenz leisten helfen. Allein mit innigster Betrübnis hat er sehen müßen, daß die bewährtesten Mittel nichts verfangen haben. Es hat deshalb alles Gott heimgestellt werden müßen, zu dem man sich mit inbrünstigem Gebete gewendet hat und dem auch der höchstselige Kurfürst seine mit Christi Blut erkaufte Seele anbefohlen hat. Als er deswegen von seinem Beichtvater befragt worden, hat er mit einem merklichen Ja geantwortet. Letzlich, da der Odem ausgeblieben, hat auch die Bewegung des Geblütes aufgehört, da denn Seine Kurfürstliche Durchlaucht unter der Umstehenden Gebet nachts gleich vor 12 Uhr ohne alle Ungeberde sanft und selig in dem Herrn entschlafen ist, in dem Alter von achtundsechzig Jahren, zwei Monaten und drei Tagen.“

Nachdem Leibniz in dieser anschaulichen Weise uns die letzten Augenblicke des ausgezeichneten Fürsten vorgeführt hat,

giebt er noch in wenigen, aber lichtvollen und sprechenden Zügen eine Characteristik desselben, aus der wir erkennen, was der Herr dem Diener und der Diener dem Herrn gewesen sein mag. Auch in dieser Characteristik tritt uns wieder der treue und anhängliche Diener des Welfenhauses entgegen, der dem Kurfürsten Ernst August ein ähnliches Denkmal der Liebe setzt, wie er es neunzehn Jahre vorher dem Herzog Johann Friedrich gesetzt hat. Ich kann mir daher auch nicht versagen, Ihnen zum Schluß meiner heutigen Vorlesung noch die betreffenden Worte Leibnizens mitzutheilen, welche also lauten:

„Nun sollte man von Seiner Kurfürstlichen Durchlaucht vortrefflichen Leibes- und Gemüthsbeschaffenheit, heroischen Tugenden und andern denkwürdigen Umständen noch ausführliche Meldung thun; maßen gewiss und bekannt, daß er einer der vollkommensten Herrn seiner Zeit gewesen; man will sich aber damit nicht viel aufhalten, sondern sich theils auf die vorhergehende Erzählung, theils auf das gemeine Urtheil berufen."

„Doch ein und anders noch zu erwähnen, so ist es ein Herr gewesen, stark von Gliedmaßen, ansehnlicher und ganz wohl proportionirter Statur, und so angenehmen Gesichts, daß man ihm mit allem Recht eine schöne Gestalt zuschreiben können, so jedem, der ihn gesehen, theils Liebe theils Respect und Veneration inspiriret."

„Die innerlichen Talente des Gemüths, damit Gott Seine Kurfürstliche Durchlaucht ausgerüstet gehabt, etwas großes zu thun, sind gewisslich nicht geringer gewesen, also daß durch deren Zusammenstimmung mit dem, so in die Augen gefallen, etwas unvergleichliches entstanden, womit Sie sowohl bei Versammlungen als bei besondern Unterredungen Ihren Glanz blicken laßen, und die Gemüther der Leute, von was Stande sie auch sein möchten, gewinnen und lenken können; dergestalt daß ihre Entrevuen mit deren Ministris wohl ehe die Wirkung gehabt, so sonst kaum eine langwierige Negotiation erreicht haben würde."

„Was Seiner Kurfürstlichen Durchlaucht Verstand betrifft, so sind Sie zwar mit einem herrlichen Gedächtnis begabt gewesen, also daß Sie vieler längst verwichener Dinge sich zu rechter Zeit wohl erinnern können; viel mehr aber war Dero scharffinniger Geist hoch zu schätzen, indem man weiß, daß Sie

zum öfteren bei wichtigen Begebenheiten sonderbare expedientia ausgefunden, so niemand sonst beigefallen. Ihr gesundes Urtheil aber war über alles, inmaßen Sie sofort in das Innerste der Dinge, so man Ihnen vorgetragen, eingesehen, die Schwachheit der Scheingründe entdeckt, und das Beste, gleichsam als durch ein sonderliches Eingeben, erwählet, darüber diejenigen, so sich Dero consiliis zu nähern die Ehre gehabt, ihre Verwunderung vielfältig bezeiget. Sie haben auch ein sonderbares Talent gehabt, in die zukünftigen Begebenheiten weit hinaus zu sehen, und zu ermeßen, was in großen Dingen geschehen oder nicht geschehen möge, wie sichs hernach zum öfteren erwiesen."

„Aus diesen Vortrefflichkeiten des Verstandes ist eine natürliche Eloquenz hergeflossen, die einem großen Fürsten recht anständig; indem die ungezwungenen Worte so annehmlich als kräftig, auch wohl oft apophthegmatisch, gefallen und ohne Weitschweifigkeit die Sachen gleichsam vor Augen geleget, also daß Ihren rationibus zu begegnen oder Ihren persuasionibus zu widerstehen nicht leicht gewesen."

„Ihre eigenen selbst abgefaßeten Handbriefe hat man nicht wohl verbeßern können; als in welchen, nebst der ungesuchten Wahl der Worte und auserlesenen Gedanken, ein besonderer Charakter zu spüren gewesen, so ohne Absehen auf den hohen Stand dennoch etwas hohes zu erkennen geben."

„Es ist bekannt, daß Seine Kurfürstliche Durchlaucht unterschiedene Sprachen und sonderlich neben Ihrer Muttersprache das Italienische und Französische gleich als nativa perfectione geredet und geschrieben. Die Lateinische Sprache haben Sie in Ihrer ersten Jugend gefaßet, und ob Sie solche schon hernach wegen Abgang der Uebung nicht im Gebrauch gehabt, doch gar wohl verstanden und in erforderlichen Fällen bei den negotiis der Worte Vermögen und Deutung recht beurtheilet, auch sonst bei der Conversation nachdenkliche sententias wohl angebracht."

„Es ist zwar von Seiner Kurfürstlichen Durchlaucht Studien und Lectüre bereits oben einige Erwähnung geschehen; anjetzo aber noch wohl zu melden dienlich, daß Sie bei müssigen Stunden sehr viel gelesen und sonderlich die Weltbegebenheiten aus den Historien zu vernehmen eine große Beliebung gehabt. Daher dann auch sowohl als wegen des vielfältigen Umgangs

mit vortrefflichen, erfahrenen, gelehrten und meritirten Leuten, die sich bei Dero Hof oder auf Reisen bei Dero hohen Person zu unterschiedenen Zeiten in großer Anzahl gefunden, welche Sie auch hochgeschätzet und deren Conversation gern genoßen, Seine Kurfürstliche Durchlaucht viel mehr gewußt, als man sich von einem so großen Herrn einbilden möchte. Welche erlangte Nachrichten Sie selbst auch nächst der Erhaltung der Gesundheit, wozu Sie die Bewegung und Reisen hoch nöthig gefunden, für eine der größten Nutzbarkeiten solcher Ihrer Reisen gehalten."

„Gleich wie die jetzt erwähnten Vollkommenheiten des Gemüths den Verstand des höchstseligen Kurfürsten erleuchtet, so haben die Tugenden seinen Willen zum rechten Zweck der wahren Glückseligkeit geleitet; inmaßen man mit Grund der Wahrheit sagen kann, daß er ein sehr löblicher Fürst gewesen, der die Gottesfurcht, Gerechtigkeit und alle gute Ordnung nicht nur durch seine hohe Handhabung, sondern auch durch sein Exempel beförderte."

„Die ungefärbte Gottesfurcht haben Seine Kurfürstliche Durchlaucht zuvörderst wahrhaftig und ernstlich geliebet und geübet, die Heuchelei und falschen Schein gehaßet, die Ruchlosigkeit aber nicht geduldet. Kirchen und Schulen haben Sie nicht nur im guten Stande erhalten, sondern auch gebeßert, und bei allem, was zur Ehre Gottes gereichen mögen, Ihren Eifer und ad pias causas Ihre Mildigkeit sehen laßen."

„In Religionssachen haben Sie der reinen evangelischen Lehre, darin Sie erzogen, beständig beigepflichtet und selbige auch, wie es einem evangelischen Fürsten ansteht, geschützet und gefördert; gleichwohl aber gegen die anders Gesinnete keinen Haß oder Animosität, sondern Moderation erwiesen, und eine christliche concordiam gewünschet."

„Die Tugenden, so die Bezeigung gegen den Nächsten angehen, sind die Gerechtigkeit und Gütigkeit. Beide werden zumal bei einem großen Herrn erfordert, dem Gott viel andere zu regieren anvertrauet; und beide haben sich bei Seiner Kurfürstlichen Durchlaucht im hohen Grade gefunden."

„Ueber der Gerechtigkeit haben Sie mit Ernst gehalten, einem jeden Recht widerfahren laßen, auch das Gute belohnet und das Böse bestrafet; und solches Ihr Gemüth nicht nur in

den Dingen erwiesen, so andere betreffen, sondern auch in denen, die Sie selbst angegangen; also daß Sie nichts mit Unrecht zu erlangen begehret."

„Aus dieser vortrefflichen Gemüthsbeschaffenheit ist auch geflossen, daß Seine Kurfürstliche Durchlaucht sonderlich auf guten Glauben und Aufrichtigkeit gehalten und Ihre gegebene Parole in kleinen und großen Dingen steif und unverbrüchlich beobachtet, vor Falschheit aber und Betrug einen rechten Abscheu gehabt, als vor Dingen, so gleichsam Ihrer Natur zuwider gewesen."

„Die sonderbare Gütigkeit Seiner Kurfürstlichen Durchlaucht war zwar jedermann, sonderlich aber denen bekannt, so die Gnade gehabt, sich Ihrer hohen Person zu nähern. Sie haben sich selbst große Freude gemacht, anderer Glückseligkeit zu befördern, daher Sie auch Ihre Unterthanen, so viel es die schweren Zeiten leiden wollen, möglichst subleviret, und sonst getrachtet, jedermann nach dem Maß seines Verdienstes und seiner Gelegenheit Gutes zu thun. Und wenn Sie des Zustandes der Sachen und der Bewandtnis der Personen genugsam berichtet gewesen, hat es keines Erinnerns noch Anhaltens bedurft, sondern die Gnad und Gutthat ist aus freien Stücken und aus eigener Bewegnis gekommen, welches deren Werth bei erkenntlichen Gemüthern verdoppelt."

„Die Ihrigen haben Sie zu wählen und auch zu schützen gewußt, und Einigkeit unter ihnen haben wollen; unter andern trefflichen Wirkungen aber Ihrer Gütigkeit und edlen Naturells auch diese gezeiget, daß Sie alle Verleumdungen und übels Antragen gehaßet, des Angetragenen Partei gegen den Anbringer genommen, Argwohn und Mistrauen nicht geheget, was zu Nachtheil und Beschimpfung der Leute gereichen können mit sonderbarer Circumspection vermieden, was man Ihnen selbst anvertrauet im höchsten geheim gehalten, und also durch eine seltene Combination bei Ihrem hohen Verstande und großen Elevation, welche sonst gemeiniglich verursachet, daß man andere Leute wenig achtet, dennoch sich charitabel oder gutherzig und für anderer, auch geringer, Menschen Angelegenheit besorgt erwiesen."

„Von Seiner Kurfürstlichen Durchlaucht Tapferkeit und

Großmuth bei den gefährlichsten Umständen, auch von Deren Beständigkeit und Fermeté bei dem nach reiflicher Ueberlegung einmal gefaßten Schluß, kann die bereits gethane Erzählung Ihrer Thaten zeugen; und ist gewiſs, daß zu Zeiten, wenn die Difficultäten in einer Sache so groß gewesen, daß sie fast jedermann insuperabel angeschienen, Seine Kurfürstliche Durchlaucht unbeweglich geblieben und die Hoffnung nicht fallen laßen; und zwar solches nicht aus einem Eigensinn oder vorgefaßten Wahn, sondern aus gründlicher Erkenntnis und reifem Nachsinnen, welches der Ausgang mehr als einmal dargethan und Ihre Consilia justificiret."

„Aus dem wohl zusammenstimmenden Chor dieser und anderer Tugenden ist eine heroische Generosität entstanden, welche allein hohen Geistern gegeben, und aus allem Thun und Laßen Seiner Churfürstlichen Durchlaucht hervorgeleuchtet. Ihr angenommener Wahlspruch: „Sola bona, quae honesta“, hat sich wohl recht auf Ihr Gemüth sowohl als auf Ihre Thaten geschicket; indem Sie Ehr, Redlichkeit, Gerechtigkeit und gemeines Beste, welche alle unter dem Namen des honesti begriffen, zum innerlichen Zweck gehabt, und weil Sie sich dessen bewußt gewesen, auch Ihre Zufriedenheit dabei gefunden; äußerlich aber bei Ihren Verrichtungen keine andere Mittel und Wege brauchen wollen, als die anständig und auch dem honesto gemäß gewesen."

Zwölfte Vorlesung.

Zwei edle Frauengestalten.

H. A. Wir haben bislang zwei Regenten aus dem Durchlauchtigen Welfenhause kennen gelernt, zu denen unser Leibniz in ein gleich intimes Verhältnis trat, die beiden fürstlichen Brüder Johann Friedrich und Ernst August. Heute möchte ich Ihnen zwei edle Frauengestalten vorführen, welche zwar nicht dem Durchlauchtigen Welfenhause entsproßen sind, aber doch längere oder kürzere Zeit dem Hannöverschen Hofe angehört haben, und deren Namen mehr oder weniger mit Leibnizens Geschichte unzertrennlich verflochten sind. Ich meine die Herzogin, spätere Kurfürstin Sophie, die Gemahlin Ernst Augusts, und deren Nichte, Elisabeth Charlotte von der Pfalz, oder Liselotte, wie sie sich selbst zu nennen pflegte, die spätere Herzogin von Orleans.

Die Herzogin Sophie, die berühmte Freundin des berühmten Philosophen, war sechzehn Jahr älter, als er, und ein Jahr jünger, als ihr fürstlicher Gemahl. Denn sie wurde geboren am 14. October 1630. Ihr Vater war Friedrich V., Kurfürst von der Pfalz, und ihre Mutter Elisabeth Stuart, die gelehrte Tochter des Königs Jacob I. von England. Als ihr Vater seine junge britische Gemahlin in die Burg seiner Väter einführte, schien alles Glück und Wohlergehn auf dies Fürstenhaus und das ganze Land zusammenzuströmen, Feste folgten auf Feste, das Land schwamm in einem Meere voll Jubel und Fürst und Volk versprachen sich den Anbruch einer neuen gesegneten Zeit. Es war ein kurzer Rausch, der bald verschwand und einer furchtbaren Enttäuschung Platz machte. Friedrich V. warf das Glück seines Hauses und seines Landes in den Abgrund einer gährenden Revolution. Er nahm die Krone von Böhmen

an und machte dadurch gemeinsame Sache mit einer Rebellion, an der sich ein furchtbarer Krieg, Bürger- und Religionskrieg, entzündete, der sogenannte dreißigjährige Krieg, die größte Calamität, die unsre Nation getroffen hat. Er wollte alles gewinnen, und verlor alles. Nur der Spottname des Winterkönigs blieb ihm, weil er nur einen Winter lang die Krone von Böhmen getragen. Nach der Schlacht am weißen Berge floh er über Breslau nach Berlin zu seinem Schwager, dem Kurfürsten Georg Wilhelm, der seiner Gemahlin Elisabeth nach langem Bitten Wohnung und spärliche Nahrung in Küstrin gegeben hatte, um dort ihre Wochen zu halten. Auch dies wenige wurde der unglücklichen Fürstin durch die unfreundliche Art verbittert, mit der es gereicht wurde: denn nach kurzer Zeit erschien der Knauserei auch der armselige Lebensunterhalt, den man der bedrängten Fürstin bot, als eine Last. Friedrichs Ankunft verschlimmerte die Sache, und das unglückliche Fürstenpaar sah sich von aller Welt verlaßen. Um dem Mangel und dem Hunger zu entgehn, mußten sie mit ihrem am ersten Weihnachtstage 1620 gebornen Sohn nach Berlin wandern und auch hier fanden sie keinen Schutz und keine Sicherheit. Am 14. April 1621 kam der unglückliche Friedrich V. mit seiner Gemahlin im Haag an, wo sie bei Moritz von Oranien Aufnahme fanden. Friedrich wurde in die Reichsacht erklärt. Seitdem irrte er unstet umher und suchte Hülfe bei den Feinden des Kaisers. Die Nachricht von Gustav Adolfs Tode, auf den er seine ganze Hoffnung stellte, traf ihn wie ein tödlicher Schlag. Er fiel in ein hitziges Fieber und starb am 19. Nov. 1632 in Mainz, sechsunddreißig Jahr alt. „Treu bis zum Grabe“ hatte er ahnungsvoll in seinem letzten Briefe an Elisabeth Stuart geschrieben. Die Sorge um seine Familie und Kinder war es, die ihn beim Abschied vom Leben besonders beschäftigte.

Elisabeth hatte ihm in den achtzehn Jahren ihrer Ehe dreizehn Kinder geboren. Friedrich V. ließ seinen Kindern eine auserwählte Erziehung geben, und je weniger damals Hoffnung war, daß ihre Ansprüche auf Land und Leute sich verwirklichen würden, desto mehr sorgte der Vater für ihre geistige Ausbildung. Unter den Töchtern waren mehre, die sich nicht nur durch körperliche Schönheit, sondern auch durch geistige Begabung und

große Wißbegierde auszeichneten. Es war ein Erbe, das sie von ihrer Mutter empfangen hatten, welche während ihres Aufenthaltes zu Rhenen in der Provinz Utrecht nur im Verkehre mit Gelehrten lebte. Diese Richtung der Mutter war auf mehre ihrer Töchter übergegangen, welche sich nicht minder, als jene, durch Gelehrsamkeit und Originalität des Geistes auszeichneten. So die älteste, Elisabeth, welche, um nicht von den Studien abgezogen zu werden, die Hand des Königs Ladislaus von Polen ausschlug, mit Descartes, der ihr zu Liebe sich in Leyden niederließ, in warmer Freundschaft lebte und als Aebtissin von Herford starb. So auch die durch sprühenden Witz und künstlerische Talente ausgezeichnete Luise Hollandine, die berühmte Aebtissin von Maubuisson, welcher Bossuet eine Leichenrede voll Lobeserhebungen hielt.*)

Bei weitem die berühmteste unter diesen begabten Enkelinnen des Königs Jacob, die auch seine Erbin wurde, und die einzige, der ein eben so glänzendes als glückliches Loos fiel, sollte die jüngste werden, unsre Sophie. Im Haag, wo damals die kurfürstliche Familie lebte, wuchs sie gemeinsam mit ihren Schwestern heran unter der Obhut der Frau von Pleß, einer bewährten Dienerin des Pfälzischen Hauses, von der sie mit gleicher Strenge zur Erlernung des Heidelberger Katechismus und zur Beobachtung der Etikette des kleinen, knapp zugeschnittenen Hofes angehalten wurde. Als sie älter wurde, sehnte sie sich nach Heidelberg, wo inzwischen ihr Bruder Karl Ludwig der Wiederhersteller der Pfalz geworden war, und sie ließ nicht nach, in ihre Mutter zu dringen, bis diese ihr die Erlaubnis zur Reise auswirkte. Es war kein glücklicher Tausch, den sie gemacht hatte. Ihr Bruder, Karl Ludwig, lebte in unglücklicher Ehe mit der Landgräfin Charlotte von Hessen-Cassel, einer Frau von ungestümer Heftigkeit, die sich mit Leidenschaft den Genüßen der Jagd und des Spieles hingab und die Gesetze weiblicher Sitte und Zucht ihren Launen opferte. Dieses Misverhältnis warf seine dunklen Schatten auch in Sophiens Seele, und der Zwist des fürstlichen Paares trübte ihr den Aufenthalt am

*) Obgleich sie sich in die entsetzliche Art ihres Zeitalters so weit verlieren konnte, daß sie zu schwören pflegte par ce ventre, qui a porté quatorze enfants.

Pfälzer Hofe. Aber auch sonst fand sie hier nicht die gehoffte Befriedigung. Es gieng am Hofe von Heidelberg sehr nüchtern, oft sogar karg zu. Neben Französischer Conversation war der Kurfürst bemüht, den ehrbaren, schlichten Bürgerton festzuhalten, und die schöne, geistreiche Prinzessin war eine eben so fremdartige als anziehende Erscheinung in einem Kreise, wo Französisches Wesen mit Pfälzischer Derbheit rang. Aber eben dies letztere sagte einem Geiste von Sophiens Feinheit und Ausbildung nicht zu. Sie, die gelehrte Fürstentochter, welche nicht nur mit der Literatur von Frankreich, Spanien und Italien vertraut war, sondern sich auch des Englischen und Holländischen gleich ihrer Muttersprache bediente, vermißte am Heidelberger Hofe jene feinere Bildung, der im Kreise ihrer Mutter zu keiner Zeit die Huldigung versagt war. Der Aufenthalt am Hofe zu Heidelberg mußte für Sophie mit jedem Tage unleidlicher werden, seitdem an die Stelle der Kurfürstin, welche, ihrer Freiheit beraubt, zu einer thatsächlichen Scheidung gezwungen war, das anmutige Hoffräulein Luise von Degenfeld als zweite Gemahlin des Kurfürsten trat, die aber natürlich als ebenbürtige Kurfürstin nicht anerkannt wurde.

Sophie sah es darum nicht ungern, daß sich ein neuer Bewerber um ihre Hand einstellte, nachdem schon zwei andre vergeblich versucht hatten, sie heimzuführen. Einen Antrag des Herzogs von Aveiro hatte Sophie mit dem vollen Stolze einer Königstochter zurückgewiesen. Dagegen hatte sie sich bereit erklärt, dem bereits zum Römischen Könige erkorenen Ferdinand IV., dem älteren Bruder des Kaisers Leopold I., ihre Hand zu reichen; aber durch den frühzeitigen Tod des Kaisersohnes war die Verbindung vereitelt. Jetzt kam ein dritter Bewerber in der Person des Prinzen Adolf von Schweden. Sophie war dem Königssohne gewogen, und es handelte sich nur noch um die Einwilligung des Königs Karl X. und um die Erlangung der von den Reichsständen zu gewährenden Zugeständnisse. Allein diese ließen nicht von der Forderung, daß die zukünftige Königin von Schweden auch der Kirche des Landes, der lutherischen, angehören sollte, und an dieser Forderung scheiterte das Heiratsproject, da Sophie sich zu einem Glaubenswechsel nicht verstehen konnte und wollte. Wie sie den Herzog von Aveiro

zurückwies, so verzichtete sie auch auf den Kronprinzen von Schweden.

Inzwischen war auf dem Schloße zu Heidelberg schon ein neuer Brautwerber eingetroffen. Dies war der daselbst wohlbekannte Georg Christoph von Hammerstein, der von dem Herzoge Georg Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg auf Kundschaft ausgesandt war, um zu erforschen, ob das Gerücht von der Verlobung des Schwedischen Kronprinzen mit der Schwester des Kurfürsten von der Pfalz auf Wahrheit beruhe. Als Hammerstein mit der Nachricht heimkehrte, daß die Hand der Prinzessin noch frei sei, beschloßen die beiden Welfischen Brüder, Georg Wilhelm und Ernst August, die beabsichtigte Reise nach Italien unverzüglich über Heidelberg anzutreten. Der jüngere, Ernst August, war hier nicht unbekannt. Er hatte schon einmal auf dem Rückwege von Venedig den Pfälzischen Hof besucht, hatte damals mit der schönen Prinzessin Sophie die frühere Bekanntschaft aus dem Haag erneuert, hatte sich mit ihr gemeinschaftlich an Gesang und Saitenspiel erfreut und war endlich mit ihr in einen Briefwechsel getreten, den Sophie indes wieder abgebrochen hatte, weil sie fürchtete, durch Fortsetzung desselben Anstoß zu erregen. Jetzt trat der ältere der beiden fürstlichen Brüder als Bewerber auf, und doch sollte sie die Gattin des jüngeren werden. Georg Wilhelm fand mit seinen Bewerbungen bei der schönen Pfalzgräfin wie bei deren Bruder, dem Kurfürsten Karl Ludwig, geneigtes Gehör, Sophie gab das Jawort und der Ehecontract wurde unterzeichnet. Darauf setzten die beiden Brüder ihre Reise nach Italien fort. Hier nun geschah es, daß Georg Wilhelm sich mit dem Uebermuthe der Jugend in einen solchen Strudel von Lustbarkeiten stürzte, daß er aufs Krankenlager geworfen wurde. Da erwachte sein Gewißen und er fühlte, daß das neugeknüpfte Verhältnis zur Pfalzgräfin entweiht sei. Er hielt sich der schönen Braut nicht mehr würdig, und da hinzukam, daß die gewünschte Vermehrung der Einkünfte von den Calenbergschen Ständen abgeschlagen wurde, so kehrte bei ihm die Reue ein über die abgeschloßene Verlobung. Die in Heidelberg von ihm einlaufenden Briefe waren ohne Wärme und Hingebung, und die Veränderung blieb nicht unbemerkt. Der Pfalzgraf Karl Ludwig wurde beunruhigt; in Sophiens

Seele aber drängte der Stolz des Stuartschen Blutes jede Aeußerung erlittener Kränkung zurück, und um ihren Schmerz zu verstecken, hörte sie scheinbar gern auf die Anträge, welche ihr der Herzog von Modena machen ließ. Die Unnatur dieses Verhältnisses erheischte eine rasche Lösung. Deshalb entschloß sich Georg Wilhelm, seinem Bruder Ernst August mit der festen Zusage, sich nimmer vermählen zu wollen, die Heirat mit der Pfalzgräfin vorzuschlagen. Mit höchster Bereitwilligkeit gieng dieser auf den Vorschlag ein und schlug kurze Zeit darauf die Straße von Venedig nach Hannover ein, um die Vorkehrungen zu einer Verständigung mit den Ständen zu treffen. Auf der Reise erkrankte er und war in Wien dem Tode nahe. Ein Eilbote trug die Nachricht nach Venedig. Hastig entfaltete Georg Wilhelm das Papier, stieß, nachdem er den ersten Blick hineingeworfen, einen Schrei der Verzweiflung aus und warf den Brief zerrißen zu Boden. Er glaubte die Todesbotschaft gelesen zu haben. Da sprang der Stallmeister von Harthausen hinzu, las die zerstreuten Fetzen zusammen und bewies dem jammernden Fürsten, daß sein Bruder noch unter den Lebenden sei. Zur selbigen Stunde brach Georg Wilhelm nach Wien auf, wo ihm der geliebte Bruder bereits als genesen entgegentrat.*) Beide Brüder verfolgten nun gemeinschaftlich den Weg in die Heimat. Als sie in Hannover angelangt waren, eröffnete Georg Wilhelm der Landschaft seine Absicht, sich nimmer vermählen zu wollen. Dagegen versprach er die Jahrgelder des Bruders dergestalt zu erhöhen, daß dieser im Stande sei, die Kosten einer selbständigen Hofhaltung zu bestreiten. Die Stände fügten sich, so schmerzlich ihnen auch diese Mittheilung sein mochte, dem Willen des Herrn und steigerten die Einkünfte des jüngern Prinzen auf zwanzigtausend Thaler.

Nun trat Herr von Hammerstein zum zweiten Male die Werbereise nach Heidelberg an, und ohne Widerspruch sagte

---

*) „Da hat er von des Herrn Georg Wilhelm herzlicher und mehr als brüderlicher Liebe ein großes Probestück erfahren, da Se. Durchlaucht auf vernommene Gefahr Dero Herrn Bruders mit unglaublicher Geschwindigkeit Tag und Nacht fast ohne Ruhe, Speise und Trank von Venedig nach Wien geeilt, um treuen Beistand leisten zu können“, sagt Leibniz in Ernst Augusts Personalien.

Sophie ihre Hand dem jüngeren Welfen zu. Am 5. Juni 1658 wurden die Ehepacten unterschrieben; eine an demselben Tage ausgestellte Acte enthält die Bestimmung, daß Sophie keinen reformirten Geistlichen mitbringen dürfe. Jedoch sollte es ihr unbenommen bleiben, zu drei oder vier Malen im Jahre sich einen Prediger ihrer Confession behufs der Feier des h. Abendmahls kommen zu laßen, dem es aber nicht gestattet werden sollte, anderweitige kirchliche Handlungen vorzunehmen. Man war zwar in Hannover, wo sieben Jahre später ein katholischer Regent zur Herrschaft gelangte, nicht so exclusiv lutherisch, als in Schweden. Man machte den Uebertritt der reformirten Pfalzgräfin zur lutherischen Landeskirche nicht zur unerläßlichen Bedingung der beabsichtigten Verbindung. Aber man verwahrte sich doch gegen alle Consequenzen, die zum Nachtheile der Landeskirche aus dieser Verbindung hätten gezogen werden können. Wie weit das Werk der Auflockerung und Untergrabung seitdem vorgerückt ist, darauf sei nur hingewiesen.

Georg Wilhelm hatte sich durch einen Vergleich vom 24. März 1658 verbindlich gemacht, die Kosten der neuen Hofhaltung zu bestreiten und dem jungen Paare die erforderlichen Gemächer in seinem Schloße zu Hannover anzuweisen. Die Hochzeit sollte nach dem Wunsche des hohen Bräutigams in Hannover vollzogen werden. Allein das beleidigte den Stolz des Kurfürsten Karl Ludwig. „Es hat wohl eher ein König von Schweden den Weg nach Heidelberg nicht gescheut, um eine Pfalzgräfin heimzuholen," warf er dem Oberhofmeister von Hammerstein entgegen, und der Herzog mußte in dieser Beziehung nachgeben. Am 17. October 1658 wurde die Vermählung in Heidelberg vollzogen. Dann wurde die junge Herzogin in ihre neue Heimat geleitet, und an der Schloßpforte zu Hannover sah sie sich durch die verwittwete Herzogin von Celle und die Herzogin von Braunschweig, die Gemahlin Anton Ulrichs, empfangen. Seit Georg Wilhelm 1648 in Hannover zur Regierung kam, hatte sich Ernst August meist bei ihm aufgehalten. Nur zu Zeiten besuchte er seine Schwester, die Königin von Dänemark, doch nur um so bald als möglich wieder zu seinem geliebten Bruder Georg Wilhelm zurückzukehren. Beide Brüder liebten sich mit besonderer Zuneigung und waren unzertrennliche

Gefährten, daheim und auf Reisen. Leibniz nennt sie ein fürstliches Dioscurenpaar*) und vergleicht Georg Wilhelm mit Pollux, der aus Liebe zu seinem Bruder diesem alles überließ, sogar den Platz unter den Göttern, und dafür von Jupiter gleich jenem mit der Unsterblichkeit belohnt wurde. Georg Wilhelm hatte wenigstens seinem Bruder die Hand der Verlobten überlaßen und zu seinen Gunsten wenn auch nicht auf ein Leben unter den Göttern, doch auf das Glück des Familienlebens verzichtet.

Der Hof der beiden Brüder konnte durch die Gegenwart der geistreichen Sophie, welche mit feinem Tacte die Verhältnisse ordnete, nur gewinnen. Es war zum ersten Male nach geraumer Zeit, daß sich im Schloße zu Hannover ein durch Frauenanmut belebter Familienkreis bildete. Und doch — so verlockend war die Erinnerung an die Freuden Italiens — finden wir die fürstlichen Brüder auch jetzt noch wiederholt im Gedränge des Carnevals von Venedig. Sophie begleitete zuweilen ihren Gemahl. So namentlich im Jahre 1664, wo sie in Begleitung des Oberstallmeisters von Harling, der Frauen von Lenthe und von Ahlefeldt und eines stattlichen Gefolges dem Herzoge nach Italien nachreiste. Doch fand sie in dem glänzenden Empfange durch die Nobili der Inselstadt und in den Genüßen rauschender Feste keinen Ersatz für das aufgegebene Stillleben und die Beschäftigung mit wißenschaftlichen Gegenständen. Sie zog es daher meist vor, die Zeit der Abwesenheit Ernst Augusts bei der fürstlichen Wittwe in Harzburg zu verleben, oder für wenige Tage bei dem Bruder in Heidelberg einzusprechen, oder ihre Mutter in Leyden zu besuchen. Kehrten dann die Fürsten heim, so trat man gemeinschaftlich die Fahrt nach Schlößern und Amthäusern an, oder ergötzte sich in den Bergen um Hameln und Ohsen an der Jagd.

Sophie war jedoch innerlich nicht glücklich; sie fand in all dem Wechsel der Zerstreuung keine Befriedigung. Denn sie hielt sich nicht für geliebt und nährte in sich den Wahn, daß nur

*) Unter Leibnizens Manuscripten befindet sich der Entwurf einer Medaille von Leibnizens Hand gezeichnet. Er stellt das fürstliche Dioscurenpaar als zwei Ritter dar, die mit eingelegter Lanze neben einander daherstürmen, mit der Umschrift: „Fraterni culmen honoris."

Gründe der Politik ihr den Gemahl zugeführt hätten. Dennoch gestattete das Bewußtsein eigner Würde ihr keine Aeußerung des Unmuths, und ihre Selbstbeherrschung war so groß, daß sie bei allem innern Unfrieden äußerlich eben so unbefangen erschien, wie in späterer Zeit, als der Herzog in warmer Neigung ihr angehörte.

Sophie hatte mit Liebe an Georg Wilhelm gehangen, und fast scheint es, als ob die Erinnerung dieser ersten Neigung nie ganz in ihr erstarb. Doch hatte sie den Geliebten ohne Klage aufgegeben, um dem jüngeren Bruder anzugehören, und was an warmem Gefühl und wahrer Zuneigung in ihr gewesen, war durch ihren Stolz und die Bitterkeit der erlittenen Kränkung längst erstickt und unterdrückt. Ganz anders stand es mit Georg Wilhelm. Erst jetzt, nachdem seine frühere Verlobte die Gemahlin des Bruders geworden, war ihm ein näherer Verkehr mit Sophie gegönnt, und er fühlte sich durch den Geist und die Anmut der schönen Frau nun so sehr angezogen und gefeßelt, daß zu spät in ihm jene Neigung erwachte und bald zur heimlichen Glut wurde, welche früher geschlafen hatte. Ernst August entgieng die aufkeimende Leidenschaft des Bruders nicht, und noch weniger blieb es Sophiens scharfem Auge verborgen, was in dem Herzen des Bruders ihres Gatten vorgieng. Hier aber muß zu ihrem Lobe gesagt werden, daß sie trotz aller kleinen weiblichen Schwächen, trotz Eitelkeit und Gefallsucht, der Leidenschaft des Schwagers nicht die geringste Nahrung gab. Die bloße Nähe desselben machte sie beklommen, sie hütete sich vor jeder Vertraulichkeit, und als er einst ohne ihr Wißen ihr nach Leyden gefolgt war, beschwor sie ihn bei der Liebe Gottes, sie zu verlaßen. Nun wurde Sophie Mutter; die Geburt des ersten Prinzen erfüllte Stadt und Land mit Freude und verlieh dem fürstlichen Familienkreise in Hannover einen neuen Reiz. Nur in Georg Wilhelm wurde die Stimmung trüber und trüber. Das bittere Gefühl häuslicher Einsamkeit, verbunden mit heimlichem Liebesgram, warfen ihn aufs Krankenlager. Kaum genesen, folgte er der Aufforderung des Bruders, den Winter in Italien zuzubringen. Bis Heidelberg begleitete Sophie die fürstlichen Brüder; von dort fuhr sie den Rhein hinunter nach Rotterdam, wo sie die Mutter zum letzten Male begrüßte. Im

nächsten Jahre trafen die drei hohen Personen, deren Geschicke in so merkwürdiger Weise mit einander verkettet waren, in Hannover wieder zusammen. Allein kaum hier angekommen, fühlte Georg Wilhelm, daß es ihn in Sophiens Nähe nicht dulde. Darum begab er sich, Linderung für seinen Gram zu suchen, abermals auf Reisen. Da geschah es, daß der Bischofsstuhl von Osnabrück erledigt wurde, der nun dem jüngsten Fürsten aus dem Welfenhause, Ernst August, zufiel, und Sophie, voll Freude, ihrer peinlichen Lage im Schloße zu Hannover entzogen zu werden, drang in den Gemahl, die Uebersiedelung nach der neuen Residenz zu beschleunigen.

So zeigt sich diese merkwürdige Frau in den von ihr selbst niedergeschriebenen Memoiren. Frei von den herrschenden Vorurtheilen, so wird sie von einem neuern Schriftsteller, dem diese Memoiren zugänglich gewesen sind, charakterisirt, reich an Humor, schalkhaft, neckisch und immer gerüstet, jeden Angriff mit schlagendem Witz abzuwehren, macht sie aus jugendlicher Eitelkeit kein Hehl und wählt mit fein versteckter Eigenliebe ihre eignen kleinen Schwächen oft zum Ziel harmloser Ironie. Aber Worte und That werden von ihr mit Schärfe überwacht, Verhältnisse und Persönlichkeiten durchschaut sie mit seltener Sicherheit, es trifft sie zu keiner Zeit auch nur der Schein des Verdachts, die weibliche Sitte verletzt zu haben, und über alles leitet sie Klugheit und — das Stuartsche Erbe — das Bewußtsein königlicher Abstammung. Sie will gefallen, und es schlägt ihr nie fehl. Aber jene Tiefe des Gefühls, die auch bei minder begabten Naturen so anziehend ist, jene Demut, die in unbeachteter Pflichterfüllung ihr Genüge findet, tritt uns aus den Aufzeichnungen Sophiens so wenig entgegen, wie ein Verstellen der Herzenswünsche auf den Rathschluß Gottes. Sie war stets geneigt, ihre eignen Wege zu gehn, und übersah zu sehr die Kurzsichtigkeit menschlicher Klugheit.

Der neue Bischof von Osnabrück war von Geld und Bedienung so entblößt, daß er seine regierenden Brüder um eine milde Gabe zum fürstlichen Aufzuge ansprechen mußte. Zur Bestreitung der Umzugskosten und zur würdigen Vertretung des fürstlichen Hauses verehrten Christian Ludwig und Georg Wilhelm dem Bischofe zwanzigtausend Thaler und sandten ihm zwölf

ihrer adeligen Vasallen zur Aufwartung. Auch der Herzog August von Wolfenbüttel erinnerte sich, daß er den jüngsten Sohn des Herzogs Georg über die Taufe gehalten, und beschenkte ihn mit drei Compagnien Soldaten, welche den Stamm eines in Osnabrück gebildeten Regiments abgaben. Die Stände des Stifts vermehrten den üblichen Willkomm von zehntausend Thalern aufs doppelte, und reichten der „Frau Bischöfin," weil sie zu ihrem Sohne zu Gevatter gebeten waren, ein Geschenk von siebentausend Thalern. Am 30. September 1662 hielt Ernst August auf einem prächtig angeschirrten weißen Hengste, den ihm die stiftische Ritterschaft verehrt, geleitet von eintausendfünfhundert Berittenen, seine „solenne Cavalcade" in Osnabrück. Im Schloße Iburg, dessen Lage Sophie entzückte, waren die Vorbereitungen zur Aufnahme des Herrscherpaares getroffen.

Auf den Abschied von Hannover folgte für Sophie die Trennung von einem Wesen, an dem sie, die kinderreiche Mutter, bis in ihr hohes Alter wie an einem Kinde hieng und von dem sie wie eine Mutter geliebt und geehrt wurde. Ich meine ihre Nichte Elisabeth Charlotte, die Tochter des regierenden Kurfürsten von der Pfalz, welche das Glück hatte, die wichtigsten Jahre ihrer Kindheit unter Sophiens Pflege zu verleben. Nach der gewaltsamen Scheidung von seiner rechtmäßigen Gemahlin Charlotte war der Kurfürst Karl Ludwig am 6. Januar 1658 mit dem Hoffräulein Luise von Degenfeld, welcher er den alten Titel einer Raugräfin beilegte, in eine zweite morganatische Ehe getreten. Aus der ersten Ehe waren zwei Kinder geboren, der nachherige Kurfürst Karl, der letzte schwächliche Sprößling seines Stammes, und Elisabeth Charlotte, das kräftige, charaktervolle Ebenbild ihres Vaters. Elisabeth Charlotte war am 17. Mai 1652 geboren, und bei seiner zweiten Vermählung im Anfange des Jahrs 1658 mochte der Kurfürst sich sagen, daß der einzigen rechtmäßigen Tochter der Aufenthalt daheim unter den Augen der Stiefmutter nicht gut thue. Als nun im Herbst desselben Jahres seine jüngste Schwester sich mit dem Welfenherzoge vermählte, bat er sie, die Nichte mit nach Hannover zu nehmen. Elisabeth Charlotte war damals eben sechs Jahre alt, und verlebte von da an unter den Augen und der Pflege ihrer Tante fünf glückliche Jahre,

vielleicht die glücklichsten ihres Lebens, deren reiche Eindrücke sich nimmer wieder verwischten. Sie selbst schreibt darüber unterm 2. October 1675, also kurze Zeit nach den Heldenthaten der Welfischen Waffen an der Conzer Brücke und vor Trier, von Paris aus an ihre Tante: „Ich habe vorgestern eine rechte Lust gehabt, Monsieur de la Trousse zuzuhören, in was für Admiration er von diesen drei Herrn ist — es sind die Herzöge Georg Wilhelm, Ernst August und dessen ältester Sohn Georg Ludwig gemeint — und was er alles von ihnen rühmt, nicht allein gegen mich, sondern gegen alle Menschen. Alle Hofleute führen mir von einem Tage zum andern von unserm Herzoge Gefangene her; denn sie wißen, mit was für Lust ich von ihnen erzählen höre. Andere erzählen mir, was die Gefangenen gesagt haben. Alle Augenblicke kommt man in mein Zimmer und sagt: Madame, voilà encore des louanges de Messieurs vos oncles et Monsieur votre cousin. Das währt den ganzen Tag. Ja, man meint, daß ich jetzt was gar besonderes sein muß, weil ich fünf Jahre bei Ew. Liebden gewesen bin. Worauf ich, um Ew. Liebden keine Schande anzuthun, antworte, daß ich nicht zweifle, daß, wenn ich länger dort geblieben wäre, ich wohl beßer wäre erzogen worden, als bei Jungfer Kelbin; allein daß ich leider gar zu jung wäre weggekommen. Ja, der ganze Hof sieht mich darüber an, und ich höre im Vorbeigehn, daß man sagt: ces princes, qu'on loue tant, sont oncles et cousin germain de Madame. Bin auch selber ganz hoffärtig, wenn ich von Ew. Liebden einen Brief bekomme, lese ihn drei oder vier Mal, und insonderheit, wo ich die meisten Leute beisammen sehe; denn gewöhnlich fragt man mich, von wem der Brief komme. Dann sage ich über die Achsel: de ma tante Madame la Duchesse d'Osnabruck; dann sieht mich jedermann an, wie eine Kuh ein neues Thor".

Fünf Jahre brachte also die junge derbe, gesunde, naturwüchsige Pfalzgräfin bei ihrer feingebildeten Tante zu, und sie wurde von dieser nicht verbildet, sondern zu einer der edelsten Frauengestalten herangebildet, von denen die Deutsche Geschichte zu erzählen weiß. Die Atmosphäre von Versailles, deren erstickenden Druck Elisabeth Charlotte später so schmerzlich empfinden sollte, war damals schon über den Rhein gedrungen, und es

gab nur wenige Höfe, die nicht von ihr vergiftet waren. Es war ein Glück für Elisabeth Charlotte, daß sie in Hannover eine zweite Heimat fand, wo sie von dem sittlichen Verderben jener Zeit unberührt blieb. „Da hat sie glückliche Tage verlebt", sagt ein Pfälzischer Geschichtsschreiber, „eine tüchtige Erziehung und zugleich eine treue Freundin gefunden, die ihr Jahre lang die letzte alte Bekannte aus ihrem erlöschenden fürstlichen Stamm gewesen ist. Hier, in Hannover, hat sie sich jene physische und sittliche Gesundheit bewahrt und gekräftigt, die damals schon, Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, an Deutschen Höfen anfieng seltener und seltener zu werden." Elisabeth Charlotte wurde während ihres Aufenthalts in Hannover von ihrem Vater, der ja freilich als Wiederhersteller der ruinirten Pfalz um so mehr Ursache hatte, zu sparen, als das Schloß zu Heidelberg sich bald mit jungen Raugrafen und Raugräfinnen bevölkerte und als er neben der zweiten Gemahlin auch die erste geschiedene zu unterhalten hatte — also von diesem ihrem sparsamen Vater, dessen Sparsamkeit oft in Kargheit ausartete, wurde Elisabeth Charlotte sehr knapp gehalten. Sie erhielt während ihrer Erziehung in Hannover nur neunhundert Gulden Nadelgeld, und ihre dienende Umgebung, zu der namentlich ihre vortreffliche Hofmeisterin, Frau von Harling, ein geborenes Fräulein von Offeln, gehörte, fünfhundert Gulden. Allein was ihr an äußerm Glanze abgieng, das wurde reichlich ersetzt durch die Bildungselemente, die Sophiens reicher Geist ihr bot. Sophie machte an dieser ihrer Nichte ein Meisterstück der Erziehung, wie später an ihrer eignen einzigen Tochter, der Prinzessin Sophie Charlotte. Elisabeth Charlotte erkennt dies selbst an, wenn sie später unterm 14. September 1675 als Herzogin von Orleans an ihre Tante schreibt: „Ich habe zu Monsieur gesagt — es ist ihr Gemahl, der Herzog von Orleans gemeint — wenn ich Meister über meine Kinder wäre, so wollte ich sie nach Osnabrück zu Frau von Harling schicken; denn alsdann würde ich versichert sein, daß sie nicht gar zu delicat erzogen würden, wie man hier zu Lande thut, womit sie mich aus der Haut fahren machen." Nein, nicht zu delicat wurde Elisabeth Charlotte unter den Augen ihrer Tante Sophie erzogen. Sie blieb auch später in Frankreich das unverbildete Naturkind, voll derben Humors, voll



schlichter Frömmigkeit, kerngesund, urdeutsch, unverdorben und reines Herzens mitten unter den Unreinen. Aber wie groß der Reichthum ihres Geistes war, der sich an dem verwandten Geiste ihrer Tante gebildet hatte, zeigen ihre zahlreichen Correspondenzen, die eine der interessantesten Fundgruben für die Geschichte des Zeitalters Ludwigs XIV. sind.

Elisabeth Charlotte siedelte mit ihrer Tante Sophie im Jahre 1662 nach Osnabrück über und blieb hier noch ein Jahr bei ihrer Erzieherin und mütterlichen Freundin. Dann kehrte sie elf Jahre alt nach Heidelberg zurück. Sie hat weder Hannover noch Osnabrück in ihrem spätern Leben wiedergesehn; aber ihre Erinnerung an den Lieblingsaufenthalt ihrer Jugend blieb so lebendig, daß selbst die Oertlichkeiten desselben ihrem Geiste stets gegenwärtig waren. „Ich habe schon von andern gehört", schrieb sie unterm 19. Februar 1682 ihrer Tante, „daß Ew. Liebden das Schloß ganz verändern laßen. Ist mir nur leid, daß meine Kammer und apartement verändert ist; denn ich flattirte mich, daß dies, wenn es so wie vor diesem und zu meiner Zeit geblieben wäre, Ew. Liebden alsdann würde an Dero Liselotte erinnert haben, und daß Ew. Liebden nicht durch meine Kammer würden gegangen sein, ohne an mich zu gedenken." Und im September desselben Jahrs, als die nie rastenden Späher, Verleumder und Verfolger am Hofe zu Versailles es dahin gebracht haben, daß sie ihren treuen Diener Wend entlaßen muß, schreibt sie aus Versailles an ihre Tante: „Ich bin versichert, daß wenn er einstmals so glücklich sein wird, von Onkel und Ew. Liebden gekannt zu sein, so werden Ew. Liebden mir nie vorwerfen, daß ich Ihnen da ein schlimmes Präsent gegeben. Ja, wenn alle diejenigen, so sich an mich attachiren, von meinen Feinden nicht so continuirlich verfolgt würden, würde ich meinen möglichsten Fleiß angewandt haben, diesen Menschen zu behalten. Allein um ihn aus diesem unglücklichen Orte heraus zu reißen, so schicke ich ihn dahin, allwo ich die beste Zeit meines Lebens zugebracht habe und wo noch Recht und Gerechtigkeit ist, also daß, wer sein Bestes und Schuldigkeit thut, nichts zu befürchten hat. Wollte Gott, es wäre mir erlaubt, alles zu quittiren, und daß ich Ew. Liebden mein Lebelang aufwarten müßte; allezeit würde niemand williger sein,

als ich, die ich gern alle hiesige grandeur quittiren möchte; sie kommt einem gar zu theuer an."

Mit so dankbarer Erinnerung im Herzen war Elisabeth Charlotte im Jahre 1663 zunächst nach Heidelberg zurückgekehrt, wo sie rasch zu einer blühenden, kräftigen und lebensfrohen Jungfrau heranwuchs. Im Schloße zu Heidelberg war inzwischen nach den trüben Jahren voll ehelichen Zwistes und ärgerlicher Familienzerwürfnisse ein glückliches Familienleben eingekehrt. Die Raugräfin von Degenfeld war, wiewohl nicht als ebenbürtige Kurfürstin anerkannt, eine glückliche und beglückende Gattin, wie der Kurfürst selbst in seiner Ehestandsabrechnung nach ihrem Tode in einer wirklich beweglichen Weise es ausgesprochen hat. In den zwanzig Jahren ihrer ehelichen Verbindung gebar sie ihrem Gatten nicht weniger als vierzehn Kinder, und es ist ein Beweis von der kerngesunden Natur unsrer Elisabeth Charlotte, daß sie in dem ganz eigenthümlichen Verhältnisse zu Mutter, Stiefmutter und Stiefgeschwistern sich so zurecht fand, wie sie es gethan. Ihre Mutter, welche von Heidelberg nach Cassel zurückgekehrt war, blieb ihr Mutter und die nächste weibliche Vertraute bis an ihren Tod. Aber die Stiefmutter wurde ihr doch zuletzt eine zweite Mutter, denn „was unser Herr Vater selig lieb gehabt hat, das ist mir auch lieb"; und zu ihren Halbgeschwistern hegte sie eine herzliche Liebe und Zuneigung, wovon die Herzensergüße in ihren Briefen, namentlich den an ihre Halbschwester, die Raugräfin Luise, gerichteten, die rührendsten Proben enthalten.

Auch in Heidelberg genoß Elisabeth Charlotte überwiegend glückliche Jugendtage, und ihre Briefe zeigen, daß das mannhafte Bild des Vaters, die Anmut der Stiefmutter und Stiefgeschwister, der Umgang ihrer Jugendfreundinnen und die reizende Natur ihres Heimatlandes bis in die spätesten Tage im Vordergrunde ihrer Erinnerung standen und die Poesie ihres Lebens ausmachten. „Gott, wie oft habe ich auf dem Berge Kirschen gegeßen", schreibt sie einmal, „morgens fünf Uhr mit einem guten Stück Brod; damals war ich lustiger, als ich jetzt bin." Denn auch die Kirschen sind zu Heidelberg, wie sie ein andermal versichert, besonders im Garten der Familie Lander, unvergleichlich beßer, als an irgend einem andern Orte. Eben

so tief ist ihr die Erinnerung an Mannheim ins Herz gegraben. „Mannheim", schreibt sie in ihrem siebzigsten Jahre, „ist ein warmer Ort; ich erinnere mich, daß wir einmal in der Mühlau zu Nacht aßen, den 1. Mai, alles war ganz grün. Da kam ein schreckliches Donnerwetter, als wenn Himmel und Erde sich aufthun wollte. Eure Frau Mutter wurde bang, aber sie konnte doch das Lachen nicht laßen, wie sie die Grimassen sah, so die Furcht meiner Hofmeisterin, der Jungfrau Kelbin, zu Wege gebracht." Auch Schwetzingen hält sie in lieber Erinnerung, obwohl dort „unerhört viel Schnaken" sind. Die blühenden Ufer des Neckar mit ihren Bergen und Burgen weichen nie aus ihren Gedanken, die Lieblingsstätten ihrer Jugend üben einen unwiderstehlichen Reiz auf sie, sie weiß noch jedes Haus und jeden Garten und zählt wie träumend die einzelnen Wohnungen und Gebäude ab, an denen man vorüber kam, wenn man von Schwetzingen zum Mannheimer Thore herein nach dem Schloße gieng. Noch nach zwanzigjähriger Abwesenheit weiß sie sich des Volksliedes zu erinnern, das nach einem noch üblichen Gebrauch am sogenannten Sommertag, am Sonntag Lätare, die Pfälzer Jugend unter allerlei symbolischen Gebräuchen abzusingen pflegt. Kein Tag vergieng ihr in Paris oder Versailles ohne Erinnerung an die nun so fernliegende Zeit der glücklichen Jugend, und so wie sich damals die Zukunft dachte, hat sie schwerlich anders gemeint, als ihr Leben lang in ihrem Heidelberg zu bleiben, dort als verwegene Reiterin auf wildem Pferde bei einer nicht ungefährlichen Jagd ihre Kraft zu erproben, lustige Scherze, heitre Gesellschaft zu pflegen, Kirschen zu eßen und Erdbeeren zu pflücken.

Lange schien ihr selbst der Gedanke einer Vermählung fern zu liegen, und als verschiedene Bewerber kamen, wußte sie deren Anträge auf scherzhafte Weise abzulehnen. Der Vater, der seine Liselotte liebte wie sein eigenes Leben, gab ihr trotz seines Eigensinns in diesem Punkte nach, bis politische Berechnungen eintraten, welche bestimmend auf den Kurfürsten einwirkten. Es geschah im Jahre 1670—71, als Frankreichs Macht anfieng wenigstens im Westen die überwiegende zu werden, daß bei dem Kurfürsten der Gedanke angeregt wurde, eine Vermählung seiner Tochter mit dem Französischen Hause herbeizuführen. Er glaubte

dadurch einmal im Fall eines Krieges jede Gefahr von seinem Lande abzuwehren, dann aber besonders, da er durch den dreißigjährigen Krieg an Land und Macht bedeutend verloren hatte, das Verlorene wiederherzustellen und unter dem Schutze Frankreichs ein mächtiges Fürstenthum zu schaffen. Seltener hat sich eine politische Berechnung trügerischer erwiesen, als hier die Karl Ludwigs. Denn was nach Karl Ludwigs Meinung seinem Lande Schutz und Gewinn bringen sollte, das mußte nach Ludwigs XIV. Plane nur dazu dienen, ein zweideutiges Erbrecht der Französischen Krone auf das Pfälzische Land zu motiviren und bei dem erwarteten Aussterben der Dynastie die begonnenen Reunionen hier im großen fortzusetzen. Wenn man den Fluch einer politischen Heirat geschichtlich oder romantisch schildern wollte, man könnte kein dankbareres, aber auch im einzelnen erschütternderes Thema finden, als diese Ehe. Denn gerade sie stürzte die Rheinische Pfalz in einen Abgrund von Jammer und Elend. Als nämlich Karl Ludwig 1680 und bald darauf 1685 auch dessen kinderloser Sohn und Nachfolger Karl gestorben waren, sprach Ludwig XIV. die Pfalz als Erbe Elisabeth Charlottens an und reclamirte sie für Frankreich. Da er sie nicht behaupten konnte, ließ er sie auf das unmenschlichste verheeren und das blühende Land einer Wüste gleich machen.*)

*) Es läßt sich nicht beschreiben, was Elisabeth Charlotte litt, als ihr Name gemisbraucht wurde zu diesen Frevelthaten, die in der neuern Geschichte ohne Beispiel und für den Namen des „allerchristlichsten Königs“, der mit seiner Cultur an der Spitze der Welt einherschritt, ein ewiges Brandmal sind. Laut machte Elisabeth Charlotte dem Könige, ihrem Gemahl, dem Dauphin heftige Vorwürfe. Als man ihr gleißnerisch sagte: Wir tragen ja die Waffen, um Eure Rechte zu vertheidigen, erwiederte sie mit Entrüstung: „Mein Recht braucht ihr nicht zu vertheidigen, mein Land sollt ihr schonen.“ Aber sie bat und flehte vergeblich. Heidelberg, Mannheim, ihre geliebte Heimat wurden beispiellos verwüstet. Hier brach jene heitere Geduld, die der Grundzug ihres Lebens war, zusammen. Das ganze Unglück ihres Lebens in der Fremde, und dazu die Städte ihrer Heimat in Asche gelegt, das Land ihres Hauses barbarisch verwüstet und entvölkert, das war zu viel. Elisabeth Charlotte litt unsäglich, und es ist ihr Jahre lang ergangen, wie sie selbst erzählt: „Ich kann nachts nicht schlafen, und wenn ich aufwache, sehe ich Heidelberg und Mannheim in Flammen vor mir.“ Am 20. März 1689 schreibt sie der Kurfürstin Sophie: „Sollte man mir auch das Leben darüber nehmen wollen, so kann ich doch nicht laßen, zu bedauern und zu beweinen, daß ich so zu sagen

Elisabeth Charlotte sah dem Plane einer Vermählung mit dem Herzoge von Orleans mit Bangigkeit und innerm Widerstreben entgegen. Unter allen Bewerbern war ihr keiner widerwärtiger, als der. „Unter uns gesagt", schrieb sie noch nach dreißig Jahren an ihre Halbschwester Luise, „unter uns gesagt, man hat mich wider meinen Willen hierher gesteckt." Ihr Deutsches Herz erschrak bei dem Gedanken, ihre Freiheit einem Manne aufopfern zu müßen, den sie nicht liebte, und ihre frische fröhliche Jugend in der Stickluft des Hofes von Versailles verkümmern zu sehn. Allein sie gehorchte, denn sie hatte von Jugend auf neben guter Sitte kindliche Pietät und Gehorsam eingesogen, und wußte es nicht anders, als daß in Fragen wie diese nur die Autorität des Vaters entschied. Mit schmerzlicher Resignation rief sie: „so bin ich denn das politische Lamm, welches für das Land soll geopfert werden. Gott gebe, daß es wohl anschlage." Leider schlug das Opfer nicht nur nicht an, sondern Elisabeth Charlotte mußte erleben, daß gerade ihr Name,

---

meines Vaterlandes Untergang bin." Bis zu jenen Tagen hatte sie Ludwig XIV. gern gehabt, aber seit er 1674—75 ihren Vater zu Tode geärgert und ihr nun auch die Heimat verbrannt, war dies Gefühl in ihr erloschen. Und doch trug sie keinen unvertilglichen Groll und Haß im Herzen. Die edle Deutsche Fürstentochter konnte dem Feinde ihres Hauses und ihrer Heimat verzeihen und ihn bemitleiden. Ludwig XIV. war später, lange nach den Verwüstungen der Pfalz, in einer Lage, in der er sich und seinen Ruhm überlebte. Er sah sein Land verarmt, sein Haus ausgestorben, die großen Staatsmänner und Feldherrn weggestorben; er selbst war nur noch eine Ruine alten Glanzes und pflegte zu sagen: „Zur Zeit, wo ich noch König war." Das war für die gutherzige Elisabeth Charlotte zu viel. Den König, der in seinem Uebermuthe ihre Heimat verwüstet, hatte sie bitter haßen können; aber der unglückliche Monarch, der alles um sich zusammenbrechen sah, erfüllte sie mit tiefem Mitgefühl, und in diesen letzten Tagen bildete sich ein so eigenthümliches Verhältnis, daß sie den König und der König sie häufiger zu treffen suchte. Er hatte die in rauher Schale eingehüllte Tüchtigkeit und den Edelmuth der Frau schätzen gelernt. Der siebzigjährige König hatte die nahezu sechzigjährige Fürstin in ihrem Werthe zu erkennen angefangen, und in den letzten Tagen durfte ihm niemand näher treten, als sie. Es war, wie Massillon in der Leichenrede von ihr sagt: „Hier ist ein Fürstenleben, von dem man ohne Furcht den Schleier wegziehen darf. Ein edler Freimuth, den die Höfe so selten kennen, machte sie dem Könige lieb und werth. Er fand bei ihr, was die Könige sonst selten finden: die Wahrheit."

ihre Abstammung zum schändlichen Vorwande der Verwüstung ihrer Heimat diente.

Erst neunzehn Jahre alt, zog Elisabeth Charlotte nach Frankreich, von ihrem Vater, den sie nie wieder sah, bis Straßburg begleitet. Alles, was ihr theuer war, mußte sie aufgeben, die Heimat, an der ihr Herz hieng, den Glauben, für den ihre Ahnherrn gelitten, die Gewohnheit des Lebens, Denkens, Empfindens. Schon unterwegs in Metz mußte sie ihren Glauben abschwören, ohne Zweifel nach vorhergegangener Uebereinkunft. In Versailles angekommen, fand sie einen Hof, eine Sitte, eine Umgebung, die ihrem urdeutschen Wesen ganz zuwider waren. Es giebt keinen grelleren Gegensatz zu Französischem Denken und Empfinden, als der war, der sich in der Deutschen Art Elisabeth Charlottens ausprägte. Ihre derbe, aber gesunde Natürlichkeit, ihr schlichtes Deutsches Wesen fühlte sich abgestoßen von der Affectation eines verzerrten, auf Lüge und Schein gegründeten Hoflebens, und die ehrbare Züchtigkeit ihres Sinnes fand sich bald ganz verödet in der wüsten Umgebung einer scham- und zuchtlosen Frivolität. Nicht leicht läßt sich ein größerer Contrast denken, als der, welchen Elisabeth Charlotte zu dem Versailles des vierzehnten Ludwig bildete. In eine Welt vornehmsten Prunkes war ein frisches, trotziges Naturkind eingetreten, das absolut nicht den geringsten Respect vor all diesen Herrlichkeiten hatte. In eine Welt, die ihre Virtuosität darin suchte, die tiefe innere Unsittlichkeit, von der sie ergriffen war, mit den elegantesten äußern Formen zu umkleiden, war eine derbe, gesunde, aufrichtige Natur hineingestellt, die gewohnt war sich gehn zu laßen, die es nie übers Herz hätte bringen können, die Dinge auch nur mit einem schonenden, euphemistischen Namen zu nennen, die wahrhaftig war in jeder Regung ihres Herzens und jeder Miene ihres Gesichts, wahrhaftig bis zum Exceß, und die, wenn es das Leben gekostet hätte, keiner Lüge fähig gewesen wäre. Und nun denke man sich dieses weibliche Wesen voll Deutscher Treue und Tüchtigkeit an einen Mann gekettet, der, in allen Stücken das gerade Gegentheil, dies seltsame Widerspiel der Verhältnisse bis zur Höhe des directen Widerspruchs steigerte. Sie, die derbe, wenig empfindsame, kräftige, fast männliche Natur, die an rücksichtsloser

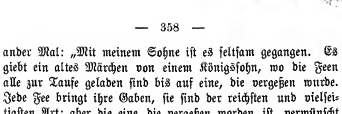
Offenheit und entschiedenem Geltendmachen einer geistvollen Eigenthümlichkeit unter allen Fürstentöchtern ihres gleichen suchte, und er, ihr Gemahl, unter allen Männern einer der unmännlichsten, ein eitler, weibischer Geck, ein Sclave seiner Günstlinge, ein Mann ohne Eigenthümlichkeit, ohne selbständigen Geist, aber doch bedeutend genug, um den Tugenden der Deutschen Prinzessin überall mit Französischer Unnatur das Widerspiel zu halten.

Ludwig XIV. selbst erkannte den Werth der Pfalzgräfin und hielt sie, namentlich im Anfange, hoch in Ehren. Er wollte sie immer um sich haben und auch Elisabeth Charlotte fühlte sich am meisten zu ihm hingezogen. „Der König", heißt es in einem Briefe vom Jahre 1673, „hat mir schreiben laßen, er prätendire, daß ich zweimal in der Woche mit ihm auf die Jagd reiten soll; dieses wird recht nach meinem Schmack sein; denn ma tante — es ist dies ein stehender Ausdruck für die Kurfürstin Sophie — ma tante weiß wohl, daß ihre Liselotte allezeit ein ruschenplatten Knechtchen ist." Ja es gab eine Zeit, wo sie eine Rolle spielte am Hofe zu Versailles. „Ich muß sagen", schreibt sie im Jahre 1676, „daß der König mir noch täglich mehr Gnade erweist; denn er spricht mir überall zu, wo er mich antrifft, und läßt mich alle Samstage holen, um media nocche mit ihm zu spielen. Dies macht auch, daß ich jetzt sehr à la mode bin; denn alles, was ich sage oder thue, es sei gut oder überzwerg, admiriren die Hofleute dermaßen, daß es mich wohl lachen macht." Allein ihr Lachen kehrte sich nur zu bald und zu oft in Weinen, und voll Kummer schrieb sie ihrer Tante: „Ich wollte tausendmal lieber an einem Orte wohnen, wo böse Geister und Gespenster regierten; denn denen ließe unser Herr Gott keine Macht über mich. Diese verfluchten Geister aber, die nur gar zu viel Fleisch und Bein haben, denen läßt der König und Monsieur alle Bosheit zu, so nur zu erdenken ist." Man trennte sie von ihrer treuen Dienerschaft, man nahm ihr ihre Kinder, man verdächtigte sie bei ihrem Gemahl, man beschuldigte sie der Untreue, man überwachte sie auf Schritt und Tritt: „und wenn ich nur meine Leute in Gegenwart meines Herrn frage: wie viel Uhr ist es? — so fürchtet er, es sei eine Ordre, und will wißen, was es ist. Was mir

das für einen Respect unter den Domestiken giebt, laß ich E. L. bedenken. Wenn ich zwei Worte mit meinen Kindern spreche, examinirt man sie eine halbe Stunde, was ich ihnen gesagt habe. Und dergleichen schöne Sachen giebt es hundert des Tages, welche alle auf die Länge sehr fatigant sind. Hätte ich ein Seelenmensch noch bei mir, welchem ich mein Herz eröffnen und mit dem ich über diese Sachen weinen oder lachen könnte, so würde ich mich gedulden; allein darum hat man mir die gute schwarze Jungfer fort geschickt." Es läßt sich denken, wie unglücklich sich Elisabeth Charlotte unter diesen Umständen gefühlt haben muß. Sah sie sich doch in ein Leben hineingebannt, wo jeder Zug, jeder Athem ihr feindselig war, an einen Gatten gekettet, über den sie sich ihre Empfindung nicht gestehen durfte, von ihren Kindern getrennt und ihre Kinder absichtlich dem Verderben zugeführt. Da ist es begreiflich, wenn sie unsägliches litt und wenn der innere Kummer sich selbst in ihren Gesichtszügen ausprägte. „Ich bin ganz stolz", schreibt sie am 14. Nov. 1678, „daß Ew. Liebden mich hübscher finden, als mein Contrefait, das ich an Frau von Harling geschickt habe; allein es ist jetzt sieben Jahre, daß Ew. Liebden mich nicht gesehen haben*), und wenn Ew. Liebden mich jetzt sehen sollten, würden sie vielleicht ganz contrár judiciren. Was mich aber so alt und häßlich macht, sind nicht die Jagden, sondern die Cabale, welche mir seit sieben Jahren so viele Runzeln gezogen hat, daß ich das Gesicht ganz voll davon habe." Die bitterste Leidensquelle für sie war das Verhältnis zu ihrem Gemahl. „Was Ew. Liebden sagen", schreibt sie darüber an ma tante, „daß man seinen Feinden am meisten Verdruß anthut, wenn man sie verachtet, so wäre diese Lection wohl leicht zu befolgen, wenn der Verdruß von Leuten herkäme, so weit entlegen wären. Weil es aber mehr von Monsieur, als von jemand anders, herkommt, und seine Freunde, welche just alle meine Feinde sind, ihn dermaßen gegen mich eingenommen, daß er mehr Haß für mich hat, als die andern alle, so ist es unmöglich, daß ich nicht zuweilen bekümmert sein muß." Man würde sich aber irren, wenn

*) Sophie war kurz vor ihrer Abreise nach Frankreich zur Hochzeit des Kurprinzen in Heidelberg gewesen.

man glaubte, daß nun diese entschiedene, charaktervolle Frauennatur versuchen würde, das Band zu lockern, das sie an einen Mann kettet, den sie vielleicht innerlich verachtet. Ihr Gemahl war ihr Herr und sie war seine treue Gattin; sie ist ihm hingebend und unterthänig gewesen, wie die Zucht der alten Zeit es mit sich brachte. „Wenn andre Feinde einen haßen und leides thun", schreibt sie, „hat man den Trost, daß man es ihnen heute oder morgen wieder vergelten kann. Gegen diesen aber darf man sich nicht rächen, und wenn mans schon könnte und dürfte, wollte ich doch solches nicht, indem ihm, nämlich meinem Herrn, nichts so verdrießliches widerfahren kann, worin ich nicht auch mit part nehmen muß. Denn ist er verdrießlich, muß ich allein seine böse Laune spüren; ist er sonst unglücklich, kann ihm nichts begegnen, welches mich nicht auch trifft. Alles, was ihm übles begegnet, muß ich theilen, was ihm aber gutes widerfährt, daran habe ich keinen part. Denn bekommt er Geld, so ist es für seine Freunde, die meine Feinde sind; ist er in Gunst, so benutzt er es nur, um mich zu quälen und jenen zu gefallen." Das alles war für Elisabeth Charlotte eine schwere Schule der Trübsal; aber sie trug es, wenn auch nicht immer mit innerer Geduld, doch ohne äußeres Widerstreben, und selbst ohne laute Klage. Es ist die stärkste Probe für eine trotz aller Derbheit und freien Natürlichkeit gesunde Frauennatur, in diesem schweren Lebenskampfe auch nicht einmal zu zeigen, wie tief sie den Druck ihrer Lage empfindet. Nur einmal versucht es Elisabeth Charlotte, das schwere Joch, das man ihr auferlegt hat, abzuschütteln, nämlich da, wo man ihre Kinder verderben will. Als es sich darum handelt, ihrem Sohne einen Erzieher zu geben, sucht der Vater aus seiner unwürdigen Umgebung den unwürdigsten aus: es war der Stallmeister, der später sogenannte Abbé Dubois. Damals hat die Mutter sich geregt, damals hat sie einen Kampf bestanden wie eine Löwin, der man ihr Junges entreißen will. Sie hat gerungen mit ihrem Manne, mit dem Könige, dem ganzen Hofe. Es war vergeblich: sie mußte ihr Kind den Händen des Verführers überlaßen. Und doch sagt sie von ihm, dem lasterhaftesten Sohne der tugendhaftesten Mutter: „Es war immer ein guter Bub, aber was er werden konnte mit seinen Gaben, ist er nicht geworden." Und ein



ander Mal: „Mit meinem Sohne ist es seltsam gegangen. Es giebt ein altes Märchen von einem Königssohn, wo die Feen alle zur Taufe geladen sind bis auf eine, die vergeßen wurde. Jede Fee bringt ihre Gaben, sie sind der reichsten und vielseitigsten Art; aber die eine, die vergeßen worden ist, verwünscht ihn, daß er all diese schönen Gaben nicht soll brauchen lernen. So ist es meinem Sohne gegangen."

Elisabeth Charlotte mußte ihre Tage mit Gram und Kummer hinbringen. Aber sie hatte eins, was ihr über das Leid hinweghalf, nämlich ihr leichtes Pfälzer Blut und ihre Gabe, die Dinge leicht zu nehmen. Und daneben hatte sie einen Trost: sie schrieb. Sie schloß sich Tage lang ein, um ihren Freunden und Verwandten ihr Herz auszuschütten. Sie schrieb heute an ihre Tante, morgen an ihre Schwester und übermorgen an ihre Tochter. In ihrer freiwilligen Einsamkeit brachte sie alles zu Papier, was sie bewegte, und in der Form, wie es ihr gerade in den Sinn und in die Feder kam. Sie hatte niemand, mit dem sie reden konnte. Sie hatte nur sich selbst und das Papier, und auch das war nicht sicher; denn man öffnete ihre Briefe, weil man ihren Inhalt ahnte, und nicht selten zeigten sich Spuren, daß auch in diese letzte Zuflucht die Hände der Späher und die Spione des Königs sich hineindrängten. Aber zum Glück konnte man ihr derbes und eigenthümliches Deutsch nicht verstehn, und wenn sie nun gar die Briefe nicht durch die Post zu befördern brauchte, sondern eine sichre Gelegenheit fand, so nahm sie erst recht kein Blatt vor den Mund, sondern sagte alles heraus, was sie auf dem Herzen hatte. Diese Herzensergießungen waren das, womit sie sich hinweghalf über die Oede ihres Lebens. Hätte sie geahnt, daß es dereinst gedruckt werden würde, sie hätte auch diesen Trost aufgegeben. Da sie keine Ahnung davon hatte, so hat sie ein erkleckliches zusammengeschrieben. Wenn ich erwähne, daß allein auf der hiesigen Bibliothek die Correspondenz, die sie mit ihrer Tante geführt hat, zweiundzwanzig Foliobände füllt, darunter einzelne von tausend Blättern, so läßt sich ermeßen, was sie in einem Zeitraume von dreißig bis vierzig Jahren zusammengeschrieben hat. Denn die mit ihrer Tante war nur eine ihrer Correspondenzen. Sie correspondirte auch mit ihren Halbgeschwistern, mit ihrer





frühern Hofmeisterin von Harling, mit der Prinzessin von Wales und andren. Aber ihrer geliebten Tante in Hannover schrieb sie doch die längsten und vertraulichsten Briefe. „Zweiundzwanzig Seiten sind es schon," schreibt sie einmal, „aber eben so gut könnten es noch einmal zweiundzwanzig sein." Denn sie schreibt alles nieder, was ihr den Tag über begegnet ist, was sie erlebt hat, was ihr Herz bewegt und in Freude oder Trauer versetzt. „Dies alles," schreibt sie einmal, „beichte und bekenne ich Ew. L. wie dem père Jordan meine Sünde, und noch ein wenig offenherziger. Ich glaube, daß die Ursache ist, daß ich mehr gewohnt bin, E. L. zu beichten, als ihm." Vor ihrer Tante Sophie hat sie kein Geheimniß, ihr offenbart sie alle ihre Gedanken und Gefühle, ihr theilt sie alle ihre Beobachtungen mit. Bald hält sie sich über die verwöhnten und verweichlichten Franzosen auf und schreibt: „Die Leute sind hier so lahm wie Gänse, und ohne den König, Madame de Chevreuse und ich ist keine Seele, so zwanzig Schritt thun kann ohne Schwitzen und Schnaufen." Bald berichtet sie von ihren Jagdabenteuern und erzählt, daß sie mit dem Pferde gestürzt ist und durch einen kühnen Sprung ihr Leben gerettet hat. Bald schwelgt sie in den Erinnerungen an ihre Kindheit und spricht ihre Sehnsucht nach einem Wiedersehn ihrer fernen Lieben aus. „Wollte Gott," schreibt sie einmal, „daß ich mit dem Prinzen zu E. L. dürfte, denn ich wollte lieber mit Ew. L. weinen, als hier bei all den lachenden Gesichtern zu sein, welche mir, wo es möglich wäre, meine Traurigkeit noch überhäufen." Und ein anderes Mal: „Es ist nicht alles Gold, was glänzt, und was man auch von der Französischen Libertät prahlen mag, so sind alle Divertissements so gezwungen, daß es nicht auszusprechen ist, und überdies bin ich, seit ich hier im Lande, an so viel schlimme Sachen gewöhnt, daß, wenn ich wieder einmal an einem Orte sein könnte, wo die Falschheit nicht so sehr regiert und die Lügen nicht im Schwange gehn, so würde ich glauben, ein Paradies gefunden zu haben. Daher laße ich E. L. selber bedenken, ob ich mich beßer hier oder in Hannover befinden würde." Ueberglücklich ist sie, als sie im Jahre 1675 die Nachricht von den glänzenden Waffenthaten der Welfenherzoge am Rheine empfängt und hört, daß nach der Schlacht an der Conzer

Brücke auch die Stadt Trier in die Hände der Sieger gefallen ist. „Ich bezeuge E. L. meine Freude, daß Gott der Allmächtige Onkel, Pathe und unsern Prinzen so gnädiglich vor Trier behütet hat. Als ich diese Zeitung erfuhr, durfte ich aber nicht so springen, wie ich bei der gewonnenen Schlacht gethan habe, weil ich die Einnahme von Trier vom Könige selbst erfuhr, welcher Onkel und Pathe unerhört lobte und auch sagte, daß die Gefangenen nicht genug rühmen könnten, in was generöse und zugleich tapfre Hände sie gefallen wären. Hernach habe ich ihnen auch erzählt, wie generös unser Prinz (Georg Ludwig) in der Schlacht sich verhalten, daß er nicht allein gegen den Feind gegangen sei, sondern auch so vielen das Leben gerettet habe, worüber sich der König und Monsieur, als ich ihnen sagte, daß er kaum das fünfzehnte Jahr erreicht hat, über die Maßen verwunderten."

Nicht minder glücklich macht sie im Herbst 1678 der Gedanke, daß wenn sie im nächsten Frühjahr nach Straßburg reisen sollte, dort ein Rendezvous mit ihrer geliebten Tante Sophie stattfinden könnte. „Ich glaube, wenn dies geschähe," schreibt sie, „daß ich vor Freuden sterben würde." Und ein ander Mal: „Mich deucht, wenn ich E. L. und Onkel nur einmal wiedersehn könnte, so wollte ich hernach gern sterben. Ich will mich dann mit E. L. und Onkel in eine Kammer einsperren, allwo ich nichts anders als die alte Liselotte zu sein begehre, womit E. L. machen können, was Sie wollen; denn ich bin und werde bis in den Tod E. L. leibeigen bleiben." Als die Erfüllung des Wunsches näher rückt, kann sie vor Ungeduld die Zeit des Aufbruches nicht erwarten; denn sie schreibt: „Wenn einstmals diese glückliche Zeit wird herbeigekommen sein: mein Gott, wie froh werde ich dann sein! Ja, wenn man vor Freude sterben könnte, so glaube ich, daß mein Begräbnis nirgends anders, als zu der Zeit in Straßburg sein würde." Ihr sehnlicher Wunsch sollte sich verwirklichen. Im Sommer 1679 machte sich die Kurfürstin Sophie auf den Weg, um in Begleitung ihrer Tochter Sophie Charlotte, die damals elf Jahre alt war, einen Besuch bei ihren Schwestern in Frankreich zu machen. Sie reiste zuerst nach Maubuisson zu ihrer Schwester Luise Hollandine, der berühmten Aebtissin des

berühmten Klosters, und wurde hier von Elisabeth Charlotte und deren Gemahl, Monsieur, empfangen und nach Paris eingeladen. Sodann wohnte sie am 20. August zu Fontainebleau der Vermählung der Tochter Elisabeth Charlottens mit dem Könige von Spanien, Karl II., bei. Da mochte denn zwischen den beiden Frauen auch mündlich ein anderes Heiratsproject zur Sprache kommen, das vorher schon in ihren Briefen wiederholt besprochen war. „Wenn mein Pathchen (nämlich die Prinzessin Sophie Charlotte) nur ein paar Jahre älter wäre," hatte Elisabeth Charlotte am 25. März 1679 an ihre Tante geschrieben, „so würde ich in dieser Hoffnung, die Ew. Liebden wißen, nicht verzweifeln, im Fall mademoiselle nach Spanien gienge. Man sagt, daß die Bayrische Kurprinzessin abscheulich häßlich und auch kränklich ist." Dennoch trug die Häßliche über die Schöne den Sieg davon, und diese sollte nicht den Dauphin, das „Großmaulchen", heiraten, wie es von den beiden Frauen geplant wurde, sondern sie sollte einige Jahre später die erste Königin von Preußen werden. Ohne Zweifel hatte die Herzogin Sophie ihre elfjährige Tochter nach Frankreich mitgebracht, weil Elisabeth Charlotte trotz der eignen Erfahrungen sie gern auf dem Französischen Throne gesehn hätte, den sie selbst nach des Dauphins Tode als Regentin von Frankreich einnehmen sollte. Und fast scheint es, als ob es so weit gekommen ist, daß auch der König Ludwig XIV. selbst um den Plan wußte. Denn Leibniz erzählt uns, daß die Herzogin Sophie, wiewohl incognito reisend, den Besuch des Königs empfangen und daß dieser mit besonderm Nachdruck das Lob der Prinzessin Sophie Charlotte ausgesprochen habe. Auch unterließ es Elisabeth Charlotte nicht, ihrer Tante nach deren Rückkehr in die Heimat zu berichten, wie günstig sich der König über sie, die Herzogin, geäußert. „Der König", schreibt sie unterm 28. October 1679, „hat heute den ganzen Tag, als ich mit ihm spazieren geritten, von E. L. gesprochen. Er findet einen greulichen Unterschied zwischen E. L. und der Herzogin von Hannover — es ist Benedicta, die Gemahlin des Herzogs Johann Friedrich, gemeint — welche er heute gesehn. Die arme Herzogin war so embarassirt, daß sie mich recht jammerte. Sie wußte nicht, was sie sagte, und hieß den König immer monsieur (die stehende Bezeichnung für den

Bruder des Königs). Der König sah mich an und lachte, und als wir hinausfuhren, sagte er zu mir: es fehlt sehr viel, daß eure Cousine (Benedicta) so viel Geist hat, als eure Tante. Es ist ein Vergnügen, sich mit dieser zu unterhalten; aber was jene betrifft, so habe ich zu meinem Bruder gesagt: laß uns machen, daß wir fortkommen; denn ich versichre, daß ich nur Leute von Geist liebe; und darauf hat er sich noch mehr auf E. L. Lob gelegt. Ich habe ihm da wiederholt, wie content E. L. von ihm seien, welches er gern angehört." Bei den bloßen Lobeserhebungen der schönen, geistreichen Herzogin ließ es der König nicht bewenden. Aus einem Briefe Elisabeth Charlottens vom 1. November 1679 ersehen wir, daß der König ihr auch diamantene Knöpfe schickte und daß Monsieur, der Herzog von Orleans, bedauerte, daß er ihr nicht selber zeigen könnte, wie man sie aufs Kleid oder die Aermel setzen müße. Einen andern, als vorübergehenden Eindruck machte aber Sophiens Besuch in Frankreich nicht.

Kaum war Sophie von ihrer Reise wieder nach Osnabrück zurückgekehrt, so erfolgte gegen Ende des Jahres der Tod Johann Friedrichs, und Ernst August, der nun zur Nachfolge berufen wurde, siedelte darauf im Jahre 1680 mit seiner Familie nach Hannover über. Die Zahl der Kinder hatte sich auf sieben vermehrt. Außer den beiden Prinzen Georg Ludwig und Friedrich, welche in Hannover geboren waren, hatte Sophie ihrem Gemahl als „Bischöfin" von Osnabrück noch fünf Kinder geschenkt, von denen Christian, der vierte Sohn, am 19. September 1671 zu Heidelberg geboren wurde, als Sophie dorthin zur Hochzeit des Kurprinzen mit einer Dänischen Königstochter reiste. Das vierte Kind war eine Tochter, jene Sophie Charlotte, welche wie die Mutter in der reformirten Religion erzogen wurde.

Sobald der herzogliche Hof von Osnabrück nach Hannover übergesiedelt war, bahnte sich zwischen Leibniz und der Herzogin Sophie jenes innige Freundschaftsverhältnis an, das in der Geschichte der Deutschen Fürstenhöfe seinesgleichen sucht. Gleich nach Johann Friedrichs Tode überreichte Leibniz der neuen Herrin ein Französisches Trostgedicht, worin es heißt, um Helden zu beurtheilen, seien Heldinnen nöthig. Nur Sophiens Seele sei in dieser verdorbenen Zeit noch das Maß hoher Tugenden,

und nur sie sei fähig, dem unvergleichlichen Fürsten, den das Welfenhaus verloren habe, Gerechtigkeit widerfahren zu laßen. Leibniz hatte sich in der Herzogin Sophie nicht getäuscht. Was er an dem verstorbenen Johann Friedrich verloren hatte, das wurde ihm, wo nicht in Ernst August, so doch in Sophie reichlich wieder ersetzt. Sophiens feingebildeter Geist wußte den großen Philosophen, den kenntnisreichen Gelehrten, den gewandten Schriftsteller und Dichter zu würdigen und zu schätzen, und der Verkehr mit ihm wurde ihr immer mehr Bedürfnis und Lebensgewohnheit. Und nicht minder gehörte es zu Leibnizens liebsten Genüßen, seiner hohen Gönnerin, „unsrer großen Kurfürstin," wie er sie später nannte, sich zu nahen und alle Talente und Gaben seines reichen Geistes in ihre Dienste zu stellen. Beide zogen sich wechselseitig an. Leibniz that nichts lieber, als daß er sein reiches Wißen einer edlen Frau mittheilte, welche, wenn ihm auch nicht völlig ebenbürtig am Geiste, ihn doch verstand und ihn zu würdigen wußte. Und die reichgebildete Fürstin lauschte mit Wißbegierde auf die beredten Worte des Deutschen Aristoteles oder ließ sich von ihm seine Gedichte und Abhandlungen vorlesen. Es gab keine Tageszeit, wo man Leibniz nicht in Herrenhausen bei der Kurfürstin hätte finden können. In seinem Tagebuche verzeichnet er bald, daß er vormittags oder gar früh morgens bei der Kurfürstin gewesen, und bald, daß er mit ihr zu Abend gespeist habe. In der Regel machte er der Kurfürstin des Morgens um 9 Uhr seine Aufwartung, und sie unterredete sich dann mit ihm, ehe noch jemand anders vorgelaßen wurde. In den letzten Jahren ihres Lebens war Leibniz, wenn er nicht verreist war, ihr täglicher Gesellschafter. Man sah ihn sehr häufig nach Herrenhausen zu seiner hohen Gönnerin hinausfahren. Oft zeigten sie sich auch beide dem neugierigen Publicum neben einander in einem Wagen sitzend, oder sie wandelten neben einander in den nach dem Muster von Versailles angelegten Herrenhäuser Gärten und unterhielten sich über Natur und Offenbarung. Auf einem solchen Spaziergange geschah es einst, daß Leibniz von seiner fürstlichen Freundin gefragt wurde, ob es wohl zwei Bäume in der Welt gäbe, die gleich viel Blätter trügen. Leibniz bejahte die Frage. Die Kurfürstin dagegen zweifelte und fragte, womit er seine Be-

hauptung beweisen wollte? Der gewandte Denker wurde dadurch nicht in die mindeste Verlegenheit versetzt, sondern lieferte sofort einen Beweis, dessen Bündigkeit Sophie anerkennen mußte. Die Kurfürstin, sagte er, möge sich einen Baum denken, der die größtmögliche Anzahl von Blättern trage, etwa eine Million. Sie werde dennoch zugeben, daß die Zahl aller Bäume auf Erden größer sei, als die Zahl der Blätter auf dem gedachten größten Baume. Die Kurfürstin stimmte zu. Nun gut, sagte Leibniz; wollte man auch annehmen, daß unter der ersten Million von Bäumen nicht zwei wären, welche gleichviel Blätter zählten, so müßte doch der erste Baum, der über die Million hinausgeht, mit einem der früheren in der Anzahl der Blätter übereinstimmen. Die Kurfürstin erklärte sich überwunden. Doch waren es nicht bloß naturwißenschaftliche Gespräche oder Gespräche über Geschichte und Literatur, welche Leibniz und Sophie pflogen; sondern eben so oft waren es die Wahrheiten der Religion, die Geheimnisse der Offenbarung, die Lehren der Kirche, die Unterschiede der Confessionen, welche den Gegenstand ihrer Unterhaltung bildeten, und dann war nicht selten Molanus, der Hannöversche Kirchenregent, der dritte im Bunde.*) Besonders die Unionsversuche jener Zeit, in welche beide Männer, Leibniz und Molanus, tief verflochten waren, erregten Sophiens ganze Theilnahme, und sie ließ sich gern von Leibniz mündlich oder brieflich darüber berichten. Denn ihr Verkehr beschränkte sich nicht nur auf das geflügelte Wort, das von Mund zu Munde gieng, sondern auch brieflich tauschten diese beiden für einander geschaffenen Geister ihre Gedanken aus. Besonders wenn Leibniz auf Reisen war und Süddeutschland, Oesterreich und Italien durchzog, um nach den Quellen der Welfischen Geschichte zu forschen, oder wenn er sich längere Zeit in Wolfenbüttel oder am Berliner Hofe bei Sophie Charlotte, der Königin von Preußen, aufhielt, trat der schriftliche Buchstabe an die Stelle der mündlichen Rede. Aber auch von Hannover aus sandte Leibniz manches Billet, manchen längeren Brief und manche

*) Auch der Herzog Anton Ulrich von Wolfenbüttel gehörte neben Leibniz und Molanus zu der „vertrauten Gesellschaft“, die sich nicht selten bei der Kurfürstin in Herrenhausen versammelte.

Abhandlung nach dem nahen Herrenhausen. Leibniz schrieb, und Sophie verschmähte es nicht, ihm zu antworten. Als er einst in Berlin weilte und ihr zu lange ausblieb, schrieb sie ihm, wenn er nicht bald wiederkäme, würden die Mäuse alle seine Bücher und Manuscripte zernagen. Das half, und Leibniz beschleunigte seine Rückkehr, nicht um seine Bibliothek zu retten, sondern um den Wunsch seiner hohen Gönnerin zu erfüllen. Wie vertraut der Umgang beider war, geht daraus hervor, daß die Kurfürstin erlaubte, daß Leibnizens Briefschaften ihren Packeten beigeschloßen wurden. Was aber alles unter ihnen beredet wurde, davon wird man sich erst ein vollständiges Bild machen können, wenn der Briefwechsel zwischen Leibniz und Sophie veröffentlicht wird, den das hiesige Archiv aufbewahrt.

Einen Hauptgegenstand zur Unterhaltung zwischen Leibniz und Sophie scheinen auch die Briefe gebildet zu haben, welche die letztere von ihrer Nichte, der Herzogin von Orleans, bekam. Wenigstens erwähnt Leibniz die letztere oft in seinem Tagebuch, und wir sehen aus demselben, daß Leibniz sogar thätig in diese Correspondenz eingriff. Wenn Elisabeth Charlotte ihr behagliches Geplauder einmal mit ernsterer Rede vertauschte und sich über religiöse Fragen oder philosophische Probleme ausließ, so wurde Leibniz von ihrer Tante über die Antwort zu Rathe gezogen, oder er mußte wohl gar selbst diese Antwort aufsetzen. So lesen wir in seinem Tagebuche unterm 3. August 1696: „Der Kurfürstin Durchlaucht haben mir einen Brief von Madame la Duchesse d'Orléans zu lesen gegeben, darin sie über die Seele räsonnirt und vermeint, wir hätten deren Unsterblichkeit nur aus dem Glauben; dem natürlichen Verstande nach würde es scheinen, es gehe alles wieder in die Elemente, um neue Geburten zu machen. So könne man auch nicht wohl etwas von Gottes Thun aus den Regeln der Gerechtigkeit urtheilen, weil solche Regeln für die Menschen, und also das höchste Wesen nicht daran gebunden sei. Ich soll meine Gedanken darüber geben. Die Gelegenheit zu diesem Briefe kommt von Herrn Helmonts Speculationen, welche die Kurfürstin an Madame überschickt hat, die damit nicht einig ist.“ Schon am folgenden Tage schreibt Leibniz in sein Tagebuch: „Habe kurze Gedanken über den Brief von Madame für die Kurfürstin aufgesetzt“ Und wieder zwei

Tage später, unterm 6. August, verzeichnet er: „Für die Kurfürstin punctirt in ihrem Cabinet zu Herrenhausen, was sie Madame antworten könnte, die Seele betreffend. Habe Abschrift behalten.“ Fast scheint es, als ob die Kurfürstin ihrem vertrauten Freunde ziemlich regelmäßige Mittheilungen aus den Briefen ihrer Nichte, der Herzogin von Orleans, gemacht habe. So heißt es in seinem Tagebuche unterm 7. September 1696: „Madame schreibt, daß die Königin von Spanien vergiftet, weil sie einstmals eine gute Aalpastete gegeßen und dergleichen wieder verlanget.“ Und schon wieder unterm 11. September: „Madame d'Orléans schreibt, daß die wunderlichen Zeitungen von dem Tode der Spanischen Königin sich falsch befunden.“ Ja, wir sehen aus eben diesem Tagebuche, wem wir es eigentlich verdanken, daß die zweiundzwanzig Foliobände, welche die Briefe der Pfälzerin enthalten uud aus denen Ranke in seiner Französischen Geschichte einen kurzen Auszug gegeben hat, gesammelt und für die Nachwelt aufbewahrt sind. Leibniz schreibt unterm 18. Januar 1697: „Bei der Kurfürstin beantragt, die Briefe von Madame aufzuheben.“

Leibniz nahm aber nicht nur an dem Briefwechsel mit den beiden edlen Frauen den lebhaftesten Antheil, sondern er trat direct mit Liselotte, wie mit Sophie, in brieflichen Verkehr und brachte jener wie dieser seine Huldigungen dar. Er erklärte, daß die Sprache ihrer Briefe reich, eigenthümlich und an ursprünglichen Ausdrücken reicher sei, als die gewöhnliche Schriftsprache, wenn er sie auch in der Form nicht überall correct fand.*)

*) Die Deutsche Fürstentochter hielt während der ganzen Zeit ihrer Verbannung unerschütterlich fest an ihrer Muttersprache, so plump und unausgebildet dieselbe auch damals noch war, namentlich gegenüber der Glätte und der Eleganz der Französischen Sprache, welche am Hofe Ludwigs XIV. so ausgebildet war, daß es fast kein Wort, keine Wendung mehr gab, die nicht eine Zweideutigkeit enthalten konnte. Liselotte ist urdeutsch und meint, die anders als Deutsch sein wollen und ihre Nation verachten, taugen in der Regel nicht ein Haar. Eben darum hält sie auch ihre Muttersprache hoch. „Ich kann es nicht vertragen“, schreibt sie, „Deutsche zü finden, die ihre Muttersprache so verachten, daß sie nie mit andern Deutsch reden oder schreiben wollen.“ Ja, sie grollt fast der sonst von ihr hochverehrten Königin von Preußen, weil sie hört, daß dieselbe ihre Muttersprache nicht achte, oder sie

Elisabeth Charlotte war nicht wenig stolz auf dies anerkennende Urtheil des großen Philosophen. Unterm 15. December 1701 schreibt sie an die Kurfürstin: „Ew. Liebden machen mich gar zu stolz, meinen Stil im Schreiben zu loben und den Spanischen Gazetten vorzuziehen, welche mir viel beßer geschrieben

vermerkt es ausdrücklich, daß eine Ihrer Deutschen Damen „blutsübel orthographire." Umgekehrt hört sie es nicht ungern, wenn man ihre unveränderte Kenntnis der Muttersprache lobt. Ja, wenn sie irgend einer Anwandelung von weiblicher Eitelkeit zugänglich war, so war es vielleicht die, daß sie sich ihrer Uebung in der Deutschen Sprache und Schrift gern bewußt war. Sie sagt nicht ohne Selbstgefühl, es sei ihr ein hoher Trost, „daß ich mein Deutsch nicht vergeßen habe und noch correct schreibe." Mit besonderem Behagen meldet sie eine größere Gesellschaft von Deutschen Fürsten und Grafen, die sie um sich versammelt halte. „Wir waren einundzwanzig Deutsche in meiner Kammer, und wurde mehr Deutsch, als Französisch gesprochen, wie ihr wohl denken könnt." Sie bleibt so weit Deutsch, daß sie nicht nur der Deutschen Sprache, sondern allem, was Deutsch heißt, vor dem Französischen Wesen den Vorzug giebt. Sie vermag daher auch nicht zu begreifen, wie Deutsche in solcher Zeit ihre Kinder nach Frankreich schicken mochten, „wo sie, statt was gutes zu lernen, Untugenden lernten." Von einem Deutschen Besucher sagt sie: „Er scheint noch auf den rechten alten Deutschen Schlag zu sein, wie die Leute, so gut waren, zu meiner Zeit gewesen." „Könnte ich mit Ehren nach Deutschland", schreibt sie 1706, „so würdet ihr mich bald sehen. Deutschland war mir lieber und fand es angenehmer, wie es weniger Pracht und mehr Aufrichtigkeit hatte; nach Pracht frage ich nicht, nur nach Redlichkeit, Aufrichtigkeit und Wahrheit. Ich höre recht gern, wie es in Deutschland zugeht, eben wie die alten Kutscher und Fuhrleute, die noch gern die Peitsche klacken hören, wenn sie nicht mehr fahren können." Ihr Deutscher Patriotismus erstreckt sich bis auf die Küche. Die neuen Genüße fortgeschrittener Cultur können ihren Beifall nicht gewinnen. „Ich kann weder Thee, Kaffee noch Chokolade vertragen. Thee kommt mir vor wie Heu, Chokolade thut mir weh im Magen; was ich aber wohl eßen möchte, wäre eine gute Kalteschale oder eine gute Biersuppe; das kann man aber hier nicht haben; man hat hier auch keinen braunen Kohl noch gut Sauerkraut: dies alles äße ich herzlich gern." Die Sehnsucht nach diesem letzten Deutschen Gericht ist so groß, daß sie sich ein Kochrecept über Sauerkraut mit Hecht von der Raugräfin schicken läßt. Ein andermal steigen ihr mitten in der raffinirten Kochkunst Frankreichs Begehren nach „guten Deutschen Schinken und Knackwürsten", oder „nach gutem Krautsalat mit Speck" auf. „Diese delicaten Speisen sind meine Sach." „Ich bin in allem", schreibt sie, „auch im Eßen und Trinken, noch ganz Deutsch, wie ich all mein Lebelang gewesen. Man kann hier keine gute Pfannkuchen machen; Milch und Butter sind nicht so gut, als bei uns, auch haben die Französischen Köche den rechten Griff nicht dazu."

zu sein scheinen. Kann also nur diese Präferenz E. L. Gnaden zuschreiben, welchen wohl J. M. die Königin in Preußen nicht haben widersprechen dürfen. Nach Herr Leibniz sollte sich aber in der That was wohlgeschriebenes darin finden." Und in einem Briefe an ihre Schwester vom 10. December 1715 sagt sie: „Herr Leibniz, dem ich etliche Male schrieb, giebt mir das Zeugnis, daß ich nicht übel Deutsch schreibe; das tröstet mich recht, denn ich würde recht betrübt sein, wenn ich es vergeßen haben sollte." Einige Zeit früher schreibt sie: „Monsieur Leibenitz letzten Französischen Brief verstehe ich weniger als den Deutschen; denn es ist viel von Mathematik darin, wovon ich gar nichts verstehe. Ich werde ihn aber an Savants (Gelehrte) geben und eine Antwort darüber machen laßen.' Ein ander Mal schreibt sie an ma tante: „Sage auch demütigsten Dank für den gedruckten Brief von Herrn Leibenitz, welchen ich sehr wohl geschrieben finde, und kann nicht begreifen, wie er eine so embrouillirte Sache so wohl hat auslegen können. Ich zweifle nicht, daß ich der Königin von Engelland einen großen Gefallen thun werde, ihr solches zu weisen. Sobald ich J. M. sehen werde, will ich ihr diesen gedruckten Brief zu lesen geben." Und wieder ein ander Mal: „Mein Sohn ist nicht ganz Monsieur Leibnitz Meinung; denn er prätendirt, daß die Unität sich allein in Gott befindet. Er hat mirs wollen begreiflich machen, ich gestehe aber meine Ignoranz, ich begreife kein Wort davon."

Wir sehen aus diesen und ähnlichen Aeußerungen, was für Fragen und Probleme in diesem Kreise verhandelt wurden, zu dem außer dem großen Philosophen Königinnen, Kurfürstinnen und Herzoginnen zählten.

Der Herzog und nachmalige Kurfürst Ernst August war trotz seiner Deutschen Gesinnung ein großer Verehrer des Französischen Wesens. „Der Hof von Hannover", sagt ein Französisches Journal vom Jahre 1684, „der in allen Gewohnheiten dem Französischen Hofe folgt, ahmt ihn sogar in seinen Lustbarkeiten nach." Sophie war die Seele dieses Hofes, und ihr zu Ehren wurden denn auch manche Lustbarkeiten veranstaltet, bei denen Leibniz mit Rath und That behülflich sein mußte. Besonders waren es die Geburtstage der großen Kurfürstin, die man mit allerlei Festivitäten zu begehen pflegte. Meist waren

es Französische Schauspiele und allerlei bildliche Darstellungen aus der Mythologie, die bei solchen Gelegenheiten in Herrenhausen aufgeführt wurden. Doch fehlte es auch nicht an Deutschen Aufführungen, welche sich durch eine für jene Zeit fließende Sprache und durch christlichen Sinn und Gehalt vortheilhaft auszeichnen. So z. B. ist uns eine Beschreibung der Schatzung des Kaisers Augustus und der Geburt Christi unsers Heilandes vom Consistorialprocurator Coberg erhalten, welche im Jahre 1686, also zwei Jahre nach jener Notiz eines Französischen Journals, durch fünfzehn kleine Knaben auf Opernart mit zehn Arien zum neuen Jahre präsentirt und vorgestellt ist. Die Eingangsrede lautet:

Große Kurfürstin, es haben
Kleine Knaben große Gaben.
Diese Kinder bringen zwar
Nur ein Kind zum neuen Jahr;
Dennoch ist es zu betrachten
Und für übergroß zu achten,
Maßen es uns kündlich groß
Macht, von allen Sünden los.
Drum wird auch dies Kinderlallen
Eurer Durchlaucht nicht misfallen,
Wie sie unterthänigst flehn
Und in fester Hoffnung stehn.

Dann wird der erste Act, in welchem der Kaiser Augustus mit drei Räthen auftritt, durch folgende Arie eingeleitet:

Gottes Fried und Wohlgefallen
Sei und bleibe mit uns allen!
Diese feierliche Zeit
Fordert heilge Fröhlichkeit,
Daß wir frei mit Herz und Munde
Preisen diese Zeit und Stunde,
Da der Heiland Jesus Christ
Uns zu gut geboren ist.
Fürstliche geheime Sachen
Dürfen wir nicht lautbar machen,
Aber Gottes Gütigkeit
Muß man preisen weit und breit.

In dem dritten Acte tritt Joseph auf:

Ei, wie mit großem Hausen
Kommt hie und da gelaufen
Das Volk zur heilgen Stadt.

Wie wird doch durch die Menge
So häufig das Gedränge!
Wohl dem, der Herberg hat! u. s. w.

In der vierten Arie singt Maria unter anderm:

Der Weg, der uns gen Himmel führet,
Ist nicht mit Blumen überstreut,
Manch Dornenheer das Herz berühret,
Daß man erdulbet Gram und Leid
Ein jeder lerne die Geduld
Und tröste sich des Höchsten Huld.

Dann erscheint Raphael und spricht zu den bestürzten Hirten:

Jauchzet, ihr Hirten, und freuet euch alle,
Singet und springet mit fröhlichem Schalle:
Jesus, das Kindlein, ist heute geboren,
Allen, ja allen zur Freude erkoren.
Ei kommet und sehet,
Nach Bethlehem gehet,
Da liegt ener Heil!
Wohl dem, der es liebet,
Im Glauben sich übet,
Der hat an ihm Theil.

Die Hirten erholen sich von ihrer Bestürzung und fangen an zu singen:

Was für Glanz hat uns umgeben?
Was für engelsüße Lippen
Predigen von Jesu Krippen
Und erquicken unser Leben?
Schaut, ein neuer Kreis der Zeiten
Bringt uns tausend Lieblichkeiten
Und erfüllet Herz und Ohren.
Laßt uns dichten neue Lieder,
Weil sich Gottes Sohn läßt nieder
Und wird Mensch für uns geboren.
O wie selig sind wir Leute,
Denen Gott schenkt solche Beute,
Welche vorgeht Gold und Schätzen!
Was kann uns bei unsrer Müh,
Die wir haben spät und früh,
Beßer laben und ergötzen!

Dann tritt Herodes wieder auf:

Ja, ich will dies Kindelein
beten also heilig an,
Wie die scharfe Grimmigkeit
meines Säbels leiden kann.

Eine Sonne, keine mehr,
kann und soll die Welt regieren:
Will ein andrer neben mir
Herrschaft, Kron und Scepter führen?
Nein, bei meinem Haupt ich schwör,
nein, ich laß es gelten nicht,
Weil mir Macht, Gewalt und List
dies zu hindern nicht gebricht.

So werden in einfacher Weise die biblischen Geschichten vorgeführt, bis die Schlußrede sich bei der Kurfürstin bedankt:

Weil sie unser Spiel und Chor
Angehört mit gnädgem Ohr.

Ob derartige Aufführungen auch wohl am Hofe von Versailles möglich gewesen wären? Wie würde die Deutsche Fürstentochter, die dort in der Verbannung lebte, sich gefreut haben, wenn sie in ähnlicher Weise, wie ihre Tante Sophie, hätte hören können, daß die großen Thaten Gottes in schlichten Reimen von Kinderlippen gepriesen worden wären? „Ich glaube", schreibt die Herzogin von Orleans einige Jahre später an ihre Schwester, die Raugräfin Luise, „daß man sowohl in geistlichen als weltlichen Personen in Paris nicht hundert Menschen findet, so einen rechten christlichen Glauben haben, ja gar an unsern Erlöser glauben; das macht mich schaudern. Von der h. Schrift wißen wenig Leute hier, und es sind noch weniger, die es glauben. Alles, was man in der Bibel liest, wie es vor der Sündflut und zu Sodom und Gomorrha hergegangen, kommt dem Pariser Leben nicht bei. Die meisten Leute hier sind, als wenn sie aus der Hölle kämen und lebendige Teufel wären. Es ist weder Gemüth noch Dankbarkeit bei ihnen, nichts als Interesse und nagende Ambition."

Auch am Hofe zu Hannover machte sich je länger je mehr der Französische Einfluß geltend. Der Hannöversche Carneval war hochberühmt und von vielen fürstlichen Personen besucht. Auch sonst gieng es zu Zeiten üppig genug her, z. B. bei der Hochzeit der Prinzessin Sophie Charlotte, oder bei dem Besuche der Königin von Dänemark. Aber eine solche Entartung wie am Hofe von Versailles konnte doch in Hannover keinen Boden gewinnen. Denn einmal bildete sich im Volke und in der Geistlichkeit eine starke Reaction gegen das Französische Wesen

— „die Geistlichen", sagt ein Bericht vom Jahr 1688, sind mit den Carnevalskurzweilen gar übel zufrieden und gehn in ihren Predigten deutlich dagegen los" — und sodann wußte die Kurfürstin Sophie, welche die Seele des Hannöverschen Hofes blieb, alle Ausschreitungen und Maßlosigkeiten zu verhindern. Sie war, wennschon eine Freundin der Französischen Sprache und Literatur, doch den Französischen Frivolitäten abhold und hielt, wie ihre Nichte Elisabeth Charlotte, fest an Deutscher Zucht und Ehrbarkeit. Sie ließ sich von Leibniz die Einleitung von Spees güldnem Tugendbuche ins Französische übersetzen, und stimmte von Herzen in das Bekenntnis ihrer äußerlich katholisch gewordenen, innerlich aber evangelisch gebliebenen Liselotte ein: „Die rechte Religion ist die, so ein Christ in seinem Herzen hat und auf Gottes Wort gegründet ist; das übrige ist nur Pfaffengeschwätz."

Auch an mancherlei Trübsal sollte es der edlen Fürstin nicht fehlen. Ein besonders kummerreiches Jahr war für sie das Jahr 1690. Denn am ersten Tage dieses Jahrs fiel ihr vierter Sohn Karl Philipp in Albanien bei einer Action gegen die Türken, und am vorletzten Tage desselben Jahrs blieb ihr zweiter Sohn Friedrich August ebenfalls im Türkenkriege, da er in Siebenbürgen einen Paß forciren wollte. Später, am 31. Juli 1703, sollte auch der Prinz Christian, ihr fünfter Sohn, nachdem ihn die Französischen Kugeln verschont hatten, den Tod in den Wellen der Donau finden, als er dieselbe zu Pferde an einer seichten Stelle zu passiren suchte. Schon einige Jahre vorher, am 23. Januar 1698, wurde die edle Frau durch den Tod ihres fürstlichen Gemahls tief gebeugt. Damals schrieb Leibniz über sie an Thomas Burnet: „Obgleich sie die stärkste Person von der Welt ist, so empfindet sie doch die stärksten Nachwehen über den Verlust des Kurfürsten, ihres Gatten. Der Geist ist willig, das Fleisch ist schwach. Die Einbildung und das erregte Blut genesen nicht durch Gründe. Nur Gott und die Zeit können hier heilen." Fast noch thränenreicher war für die alternde Fürstin das Jahr 1705; denn da sah sie ihre einzige Tochter, die Königin von Preußen, vor sich ins Grab sinken. Dieselbe starb in Hannover, als sie dort bei ihrer Mutter zum Besuche war, und die Herzogin von

Orleans schrieb darüber an eine ihrer Schwestern: „Herzliebe Anneliese, mein Lebelang hat mich nach Monsieurs Tode nichts mehr erschreckt und bestürzt, als dieser schönen Königin so geschwinder Tod, welchen ich wohl von Grund meiner Seele beweint habe. Was Euch dabei eingefallen, gemahnt mich an das lutherische Todtenlied, das ich oft gesungen, als ich zu Hannover war:

Heut sind wir schön, gesund und stark,
Und liegen morgen todt im Sarg,
Heut blühn wir wie die Rosen roth,
Bald krank und todt,
Ist allenthalben Müh und Noth."

In den Personalien der Königin von Preußen, welche Leibniz verfaßte, sagte er von ihrer Mutter Sophie: „Dieser großen Kurfürstin Lob wird von allen Europäischen Völkern und Zungen mündlich und schriftlich, öffentlich und sonderlich ausgebreitet. Anjetzo aber muß man unumgänglich zum wenigsten dieses sagen, daß diese Kurfürstin wegen der hohen Gaben ihres Leibes und Gemüthes, ihres unaussetzlichen Tugendwandels, annehmlichen Umgangs, hohen Geistes, ungemeinen Lichts, vieler Erkenntnis, verschiedener Sprachen, steter Emsigkeit in anständigem Thun und andrer mannigfaltiger lobwürdiger Beschaffenheiten für ein Ausbund ihrer Zeit und, um das kräftigste zu sagen, für die würdigste Mutter unsrer unvergleichlichen Königin gehalten worden."

Noch genauer wird uns das Bild der jugendlichen Greisin um dieselbe Zeit von dem Engländer Toland gezeichnet. „Die Kurfürstin", sagt er, „ist dreiundsiebzig Jahre alt und befindet sich dabei so ungemein wohl, daß, wenn ich nicht viele Zeugen und Beglaubigungen hätte, ich solches kaum zu sagen wagen würde. Sie ist stets bei überaus guter Gesundheit gewesen, woher es kommt, daß sie noch bis jetzt sehr munter und bei guten Kräften, fröhlichen Geistes und lustigen Wesens ist. Sie geht so fest und gerade, als die jüngste Dame, hat in ihrem ganzen Angesichte keine einzige Runzel, hat aus ihrem Munde noch keinen einzigen Zahn verloren und liest auch überdies ohne Brille, wie ich denn oft gesehen habe, daß sie fein geschriebene Briefe noch des Abends in der Dämmerung gelesen hat. Sie

ist eine sehr fleißige Arbeiterin; in dem Schloße mag man sich hinwenden, wohin man will, so findet man Spuren ihres Fleißes, indem auch die Ueberzüge aller Stühle im Vorgemach von ihrer Hand gemacht sind. Die Zierraten um den Altar der kurfürstlichen Kapelle sind alle nicht minder ihre Arbeit, ebenso die in der Abtei zu Lockum, noch anderer tausend Beispiele zu geschweigen. Sie ist die größte und beständigste Spaziergängerin, die mir jemals vorgekommen ist: keinen Tag, wenn gutes Wetter, läßt sie vorbeigehen, an dem sie nicht ein, zwei Stunden, bisweilen wohl länger in dem schönen Garten zu Herrenhausen spazieren geht. Sie macht alle ihre Diener müde, die ihr dabei aufwarten, außer die, denen sie die Ehre erzeigt, sie in angenehmen Gesprächen zu unterhalten. Schon von lange her ist sie in der gelehrten Welt gerühmt und bewundert worden als eine Dame von unvergleichlicher Wißenschaft und Erkenntnis, sowohl in der Theologie als Philosophie, in der Geschichte und in allen andern Arten von Büchern, deren sie eine unbeschreibliche Menge gelesen hat. Sie redet fünf Sprachen und zwar so vorzüglich, daß man an ihrem Accent zweifelt, welche unter ihnen ihre erste und Muttersprache gewesen ist, nämlich Holländisch, Deutsch, Französisch, Italienisch und Englisch. Sie wird von ihren Unterthanen wegen ihrer Gütigkeit angebetet und gewinnt durch ihre ganz unvergleichliche Freundlichkeit die Herzen aller Fremden. An ihrem Hofe wird nie zwischen den Parteien ein Unterschied gemacht, in die die Engländer sonst pflegen eingetheilt zu werden. In Hannover ist es genug, wenn man ein Engländer ist, und niemand wird aus dem Umgang und der Behandlung schließen können, ob Whigs oder Tories dort beßer angeschrieben sind. Ich war der erste, der nach Uebergabe der Successionsacte die Ehre hatte, vor ihr niederzuknien und ihre Hand zu küssen. Sie äußerte unter anderm damals auch dieses, daß sie fürchte, es würde vielleicht schon jetzt die Englische Nation gereut haben, daß sie eine alte Frau zur Reichsnachfolgerin erwählt hätten; allein sie wolle hoffen, es werde keiner von ihren Nachfolgern den Engländern Ursache geben, daß sie ihrer Regierung überdrüßig werden sollten."

Es ist ein liebliches Bild, das uns Toland in den eben

gelesenen Worten von der dreiundsiebzigjährigen Kurfürstin entwirft.*)

Sophie war, wie Tolands Bericht uns eben daran erinnert hat, schon 1701 auf den Thron von England berufen. Die dreizehn Jahre, welche von da bis zum Jahre 1714, wo die Erfüllung eintraf, vergiengen, waren lange Wartejahre, und der glückliche Ausgang schien oft sehr zweifelhaft. Sophie hatte immer gehofft, die Erfüllung noch zu erleben. Mehr als einmal äußerte sie, sie wolle gern sterben, wenn man auf ihren Grabstein nur die Worte setzen könne: „Sophie, Königin von England." **) Die Erfüllung war nahe; dennoch sollte sie dieselbe nicht mehr erleben. Ihr Sinnbild war eine untergehende Sonne, und Leibniz hatte schon im Jahre 1686, als sie noch Herzogin war, folgende Verse darauf gemacht:

Ganz unverändert ich den hohen Lauf vollende,
Mein Licht bis auf die letzt behält den hellen Schein.
Um meinen Niedergang die Welt entstellt muß sein,
Ich aber unentstellt mich neige zu dem Ende.

Nun neigte die Sonne ihres Lebens sich wirklich zum Untergange, und auf einen schönen Lebensabend folgte ein leichtes und sanftes Ende. Sie gieng hin wie das Abendroth, das plötzlich verlischt und in Nacht versinkt. Nur zwei Monate vor dem Ableben der Englischen Königin Anna starb sie im Anfange des Sommers 1714, am 8. Juni, auf einem Abendspaziergange in ihrem geliebten Garten zu Herrenhausen, vom Schlage getroffen, vierundachtzig Jahre alt. Es war ein ungewöhnlich schöner, reiner Abend, sie hatte wie gewöhnlich mit dem Kurfürsten, ihrem Sohne, anscheinend in voller Gesundheit, öffentlich gespeist und sich nach aufgehobener Tafel eine Arbeit nach der Orangerie bringen laßen. Das schöne Wetter verleitete sie, noch spät einen Gang durch den Garten zu machen.

*) Nach der Erzählung ihrer Nichte hat sie selbst, als man ihr munteres Alter schön fand, gesagt: „On peut voir une belle vieille, mais jamais une vieille belle."

**) Als sich zum ersten Male die Aussichten auf die Englische Krone in weiter Ferne zeigten, im Jahre 1688, hatte sie an Leibniz geschrieben: „Wenn ich jünger wäre, könnte ich mir mit einer Krone schmeicheln. Jetzt aber würde ich, wenn ich die Wahl hätte, mir lieber einen Zuwachs an Jahren, als an Größe wünschen."



Ihre Hoffräulein und die Hauptpersonen ihres Hofstaates waren um sie. Auf einmal kam ein kleiner Regen. Da rief die greise Fürstin aus: „es regnet, es regnet!“ und lief dann mitten durch den Garten. Eine der Damen rief ihr zu, sie laufe zu schnell. „Wahrhaftig,“ erwiderte sie, „ich glaube es selbst.“ Das waren ihre letzten Worte. Gleich darauf sank sie um und nach wenigen Minuten war sie eine Leiche. Ihre Zimmer in Herrenhausen hat man bis zu der Umwälzung in unsern Tagen als ein Heiligthum betrachtet und in demselben Zustande gelaßen, in welchem sie waren, als ein Leibniz dort bei ihr aus- und eingieng. Was jetzt noch aus ihnen werden mag, wo man angefangen hat, die alten Ahnenschlößer, die Wiegen unsres Fürstenhauses mit Schustern und Schneidern anzufüllen — wer mag es vorhersehn oder vorhersagen?

Unter allen, die über Sophiens Tod trauerten, gab es zwei, denen der unersetzliche Verlust am meisten zu Herzen gieng. Die eine war Liselotte, ihr Hannöversches Pflegekind, welche ihre Klagen um die Hingeschiedene in ihren Briefen niedergelegt hat. „Herzallerliebste Luise,“ schreibt sie ihrer Schwester unterm 24. Juni 1714 von Marly aus, „weil ich aus einem Schreiben von Hannover, worin der Verlauf von unserm leider allzu großen Unglücke (beschrieben wird), ersehen habe, daß Ihr jetzt wieder zu Hannover seid, so schreibe ich Euch, nicht um mich mit Euch zu trösten, sondern um meine Thränen, so mir häufig jetzt aus den Augen rinnen, mit den Euren zu mischen. Unser Verlust ist unendlich. Mein Weinen kann aufhören, aber nie meine Traurigkeit. Diese liebe Kurfürstin Sophie war all mein Trost in allen Widerwärtigkeiten, so mir hier so häufig zugestoßen sind. Wenn ich es Ihr Liebden schrieb und von ihr wieder Schreiben empfangen hatte, war ich ganz getrost; nun bin ich, als wenn ich ganz allein auf der Welt wäre. Ich glaube, daß mir unser Herrgott dies Unglück zugeschickt, um mir die Angst des Sterbens zu benehmen; denn es gewiss ist, daß ich nun wohl ohne Leid mein Leben enden werde.“ Und am 1. Juli 1714: „Diese liebe Kurfürstin Sophie hat mich durch dero gnädige Schreiben aus manchem Herzeleid gezogen, so ich hier im Lande empfunden. Aber nun lebe ich ohne Trost und habe auch keinen zu hoffen. Also könnt Ihr, liebe Luise, leicht er-

achten, was für ein elendes und trauriges Leben ich hinfüro bis an mein Ende führen werde. Die Thränen hören auf, aber der innerliche Schmerz und die Traurigkeit wird bis an mein Ende währen. Ich weiß selber nicht mehr, ob ich Euch geschrieben habe, liebe Luise, wie ich dies Unglück erfahren, und wie man mirs durch meinen Beichtvater hat ankündigen laßen. Es kam mir ein Zittern an, als wenn man in einem starken Fieber den Frost hat. Ich wurde auch dabei bleich wie der Tod, war wohl eine Viertelstunde ohne Weinen, der Athem fehlte mir, und es war, als ob ich ersticken müßte. Hernach kamen die Thränen häufig und währten Tag und Nacht. Darnach wurde ich wieder trocken, bis die Thränen wieder häufig kamen. Das hat so bisher gewährt. Ach liebe Luise, wie weit bin ich von Ma tante Tugenden und Verstande! Ach nein, in dieser Welt ist J. L. selig nichts zu vergleichen! Mein Gott, liebe Luise, wie kann ich mich von diesem Unglücke wieder erholen? Für was soll ich mich auch conserviren? Ich bin niemand nichts nutz und mir selber beschwerlich."

Die zweite Person, der Sophiens Verlust vielleicht eben so zu Herzen gieng, als der Herzogin von Orleans, war unser Leibniz. Er hat seinen Klagen zwar nicht in gleicher Weise freien Lauf gelaßen, wie es die weibliche Zunge der Herzogin von Orleans that. Aber auch der Mann hat den Verlust tief empfunden und hat seiner hohen Gönnerin und Freundin einen poetischen Nachruf gewidmet, den ich mir noch zum Schluße mitzutheilen erlaube:

Die sich schon auf der Welt geschwungen himmelan,
Gott ohne Falsch geliebt, den Nächsten Guts gethan,
Im Unglück nicht verzagt, im Glück sich nicht erhoben
Und alles angesehn, als käme es von oben;

Die mit der Hoheit Glanz die Demut vergesellt,
Verstand und Tugend sich als Richtschnur vorgestellt,
Die tapfre Söhne hat fürs Vaterland geboren
Und für dasselbe theils mit Freuden sie verloren;

Die ihr schon hohes Haus noch herrlicher gemacht
Und über Moses Wort der Jahre Zahl gebracht:
Die kann, wenn Gott befiehlt, ohn alles Vorbereiten,
Beherzt, Sophien gleich, zum beßern Leben schreiten.

Dreizehnte Vorlesung.

Leibniz als Universalgenie, Polyhistor, Schriftsteller, Politiker und Patriot.

H. V. Wir haben Leibniz bis über die Mittagshöhe seines Lebens hinausbegleitet, bis zu der Zeit, wo die geistige Entwicklung des Menschen wo nicht still zu stehn, doch mehr in die verborgene Tiefe, als in die sichtbare Breite und Weite zu gehn anfängt. Darum wird es an der Zeit sein, uns das, was Leibniz in einem Zeitraume von fünfzig Jahren geworden ist, zusammenfaßend in einer kurzen Characteristik zu vergegenwärtigen. Schon in einer früheren Vorlesung habe ich versucht, ein Characterbild unsers Leibniz zu zeichnen und Ihnen in einigen Grundzügen seine geistige Eigenthümlichkeit zu umschreiben. Allein ich faßte dabei mehr seine natürlichen Anlagen und Vorzüge, als seine wißenschaftliche Größe, mehr seine sittlichen als seine intellectuellen Eigenschaften ins Auge. Laßen Sie mich denn heute das Bild, das wir bis dahin von Leibniz gewonnen haben, dadurch vervollständigen, daß ich noch einige Grundzüge seines Wesens hervorhebe, indem ich ihn als Universalgenie, Polyhistor, Schriftsteller und Patrioten abzumalen suche.

Man braucht sich nicht lange mit Leibniz zu beschäftigen, um zu der Einsicht zu kommen, daß man es hier mit einem Riesengeiste zu thun hat, wie ihrer die Menschheit nur wenige aufzuweisen hat. Leibniz war ein wißenschaftlicher Heros, der die vielseitigste wißenschaftliche Thätigkeit entwickelte, die ein Sterblicher zu üben vermag. Er war ein universeller Geist, in welchem sich die verschiedensten Richtungen des menschlichen Wißens vereinigten, vielleicht der universellste, der je gelebt,

jedenfalls der universellste, den das Deutsche Volk beseßen hat. Eine solche Fülle und Genialität des Wißens, wie sie bei Leibniz anzutreffen, war seit Aristoteles nicht wieder in einem Kopfe vereinigt gewesen. Leibniz ist in vollem Sinne des Wortes ein Universalgenie, der alle Gebiete menschlichen Wißens zu durchforschen und sich immer mehr zu unterwerfen suchte. Der Gelehrteste unter allen Gelehrten, steht er als ein König in dem weiten Gebiete der Wißenschaften da; und wie er dem Kaiser, dem politischen Haupte der Christenheit, den Rath ertheilte, daß nicht das Hinabsteigen in die Einzelheiten der Acten, sondern der leitende Gedanke und die Uebersicht des Ganzen die Aufgabe des Monarchen sei, so erstrebte auch Leibniz bei allem Eingehn in das Detail der wißenschaftlichen Forschung doch vor allem eine harmonische Uebersicht über das gesammte Gebiet der Wißenschaften zu erlangen. Leibniz war ein organisirender, zusammenfaßender, den größten Reichthum des Wißens mit systematischer Ordnung beherrschender Geist, und darum dazu berufen, nicht nur für seine Zeit, sondern für Jahrhunderte den Gang der Entwicklung vorzuschreiben. Bei der außerordentlichen Mannigfaltigkeit der Aufgaben, mit denen er zugleich beschäftigt, und der Richtungen, in denen er zugleich thätig war, war sein Leben ein übermäßig erfülltes und zugleich ein vielfach zerstreutes und auseinandergezogenes. Und doch verlor er nie den leitenden Gesichtspunkt und wußte seine allseitige Thätigkeit mit jenem harmonischen Geiste zu durchdringen, der stets das Ganze im Auge hat. Er behandelte die verschiedensten Gegenstände, ohne sich zu verlieren. Er zersplitterte seine Thätigkeit, aber jeder Splitter trug die Form seines Geistes. Er beschäftigte sich mit den kleinsten Einzelheiten in Natur und Wißenschaft und hatte dabei doch stets das Universum der Welt und des Geistes im Auge. Universalität in dem fruchtbaren Sinne der Vermittlung und Uebereinstimmung, Universalität, die das Entgegenstehende versöhnt, das Verschiedene vereinigt, überall die Harmonie der Dinge begreift und bezweckt, ist die Triebfeder, welche die geistige Persönlichkeit unsers Leibniz in Bewegung setzt, und das durchgängige Hauptziel in seinem Leben und Denken.

Die Universalität steigt mit dem Vermögen, entgegengesetzte

Richtungen auszugleichen und zu versöhnen. Denn die Entgegensetzung ist immer einseitig und beschränkt, die Vereinigung der Gegensätze dagegen ist allseitig oder strebt es wenigstens zu sein. Leibniz ist überall mit Bewußtsein darauf bedacht, die herrschenden Gegensätze auszugleichen und zu versöhnen. Dieses universalistische Streben ist dem Charakter seines Denkens eingeboren. Es ist der Typus seiner Geistesart, die Grundform seiner geistigen Persönlichkeit. Leibniz kann auf allen Gebieten der Wißenschaft und des Lebens nur eine conciliatorische, eine ausgleichende und vermittelnde Thätigkeit üben. Dieselbe Universalität seines Geistes zeigt sich nicht nur in seinen philosophischen, sondern auch in seinen kirchlichen und politischen Anschauungen.

Leibniz war ein tiefphilosophischer Geist, der bei allem Interesse an dem Aeußerlichen, Individuellen und Einzelnen doch nur das Innerste, Allgemeine und Ideale suchte. . Indem er das ganze weite Gebiet der Empirie durchforschte und alle einzelnen Erscheinungen und Begebenheiten im Reiche der Natur und in der Sphäre des menschlichen Geistes mit Bienenfleiß sammelte, war sein letztes Streben darauf gerichtet, in das innerste Wesen der Dinge einzudringen, die Welt als ein Ganzes zu erfaßen und die einzelnen Erscheinungen derselben zu einem lebendigen Gesammtbilde harmonisch zu vereinigen. Einheit, Harmonie, Zusammenfaßung der zerstreuten Lichtstrahlen zu einer hellen Sonne der Erkenntnis, das war das Grundstreben dieses universellen Geistes, und so weit dieses Ziel von dem beschränkten Menschengeiste erreicht werden kann, ist es von ihm erreicht. Vielleicht ist bis jetzt unter allen Systemen, wenn wir Aristoteles und Plato ausnehmen, das Leibnizische in dem Sinne das fruchtbarste und mächtigste gewesen, daß es die größte Tragweite gehabt hat. Wenigstens unter den neuern Systemen war keins, dem eine so lange und nachhaltige Lebensdauer vergönnt war, als diesem. Es kann nicht meine Aufgabe sein, Sie auch nur mit den Grundzügen dieses Systems bekannt zu machen, und ich werde Ihnen weder Leibnizens Monadenlehre, noch seine prästabilirte Harmonie zu dolmetschen suchen. Ich begnüge mich mit der allgemeinen Bemerkung, daß Leibnizens philosophisches System darauf ausgeht, die alte und neue Philosophie

auszugleichen, zu versöhnen und zu vereinigen. Es handelt sich um eine Reform der Philosophie, wodurch die von der neuern Philosophie bekämpften und gänzlich entwertheten Zweckbegriffe wieder zu ihrem Rechte kommen und eine von jeder Einseitigkeit, von jeder beschränkten Denkweise freie Philosophie hergestellt wird.

Aehnlich steht es mit seinen religiösen und kirchlichen Anschauungen. Leibniz fordert von einem Theologen, daß er ganz und gar vergeße, welcher Partei er angehöre, um desto beßer das innere Gleichgewicht zu bewahren. Er war bereit zur Anerkennung des Guten und Berechtigten in allen Confessionen. „Ich werde", sagt er in Bezug auf sein theologisches Hauptwerk, die Theodicee, „anerkennend und wie es meine Pflicht ist, von Luther und Calvin reden; aber auch den tüchtigen Männern der Römischen Kirche laße ich Gerechtigkeit widerfahren." Leibniz nannte Luther einen Befreier der Menschheit von arger Tyrannei und war doch ein Lobredner und Vertheidiger der Jesuiten. Er war weder Protestant noch Katholik im confessionellen Sinne; er weigerte sich entschieden, zur katholischen Kirche überzutreten, und behauptete doch, ein guter Katholik zu sein. Das sind scheinbare Widersprüche, welche sich aber durch die einfache Bemerkung lösen, daß Leibniz auch auf kirchlichem Gebiete nicht die einzelne Confession, sondern die ganze Christenheit im Auge hatte. Darum war hier sein Ziel erst die Reunion der beiden großen durch die Reformation getrennten Kirchengebiete, und dann, als er damit nicht durchdrang, die Union der in sich gespaltenen evangelischen Kirche. Leibniz ist Unionist, denn er ist Universalist. Er sucht ein universelles, ein den entgegengesetzten Richtungen in Religion und Kirche überlegenes Christenthum, welches die seiner universalistischen Geistesrichtung entsprechende Universalreligion darstellt.

Auf dem Gebiete der Politik haben seine Ideen und Pläne dieselbe harmonistische Richtung, wie seine Bestrebungen in der Philosophie und Kirche. Schon als vierundzwanzigjähriger junger Mann faßte er den staats- und völkerrechtlichen Zustand Europas mit einer Genialität auf, die bewunderungswürdig ist, und seitdem er in der Schule eines Boineburg sich ein politisches Urtheil gebildet hatte, that er nichts lieber, als in die

großen, oft brennenden politischen Fragen der Zeit rathend und helfend mit einzugreifen. Aber seine Politik war eine Politik des Friedens und nicht des Krieges, der Eintracht und nicht des Zertrennens und Zerreißens. Ueberall ist er bedacht auf die Lösung und Vereinigung der politischen Gegensätze. Und überall, wo es sich um große practische Fragen handelt, sucht er diese Lösung den gegebenen Verhältnissen anzupassen und solche Mittel zu wählen, welche die Völkerharmonie nicht stören, sondern befördern. Was ihm nach dieser Seite als höchstes Ziel vorgeschwebt, ist eine Harmonie der christlichen Völker Europas, ein Völkersystem, worin jede Nation die ihr eigenthümliche Aufgabe ergreift und löst. Die geschichts- und entwicklungsfähigen Völker sind ihm aber nur die christlichen. Zwischen Christenthum und Islam ist eine Harmonie nicht möglich. Vielmehr kann die orientalische Frage, die den Gegensatz der Cultur und Barbarei in sich faßt, nur gelöst werden durch den vollständigen Sieg der christlichen Mächte über die Türken und die Ausbreitung der christlichen Civilisation im Orient. Eben deswegen war die Vertreibung der Türken aus Europa einer seiner liebsten Wünsche. Kaum über zwanzig Jahre alt, also in einem Alter, in welchem wenigen Menschen das Auge für politische Verhältnisse geöffnet ist, entwarf er mit großem Scharfblicke und Weitblicke einen Plan zur Vertreibung der Türken, dessen Ausführung Europa den Frieden gesichert hätte. Und im Jahre 1688 schrieb er an Spener: „Es war Hoffnung, daß ganz Europa christlich werde; aber das von Westen aufsteigende Gewitter hat sie plötzlich zerstört.“ In dem christlichen Europa darf es keine den Völkerfrieden bedrohende Macht geben, welche die übrigen durch ein exorbitantes Uebergewicht beunruhigt und in Furcht setzt. Am wenigsten will Leibniz ein Französisches Universalreich, eine Weltmonarchie, womit Ludwig XIV. Europa beglücken wollte, eine Weltmonarchie, deren Kitt aus Blut und deren Gebind aus Eisen besteht. In einer solchen militärischen Weltmacht erkennt Leibniz den größten Feind sowohl der Europäischen, als insbesondere der Deutschen Freiheit. Der anschwellenden Französischen Uebermacht stellt Leibniz als einen schützenden Damm das Europäische Gleichgewicht entgegen, das sich auf den Westfälischen Frieden stützt. Dieses Gleichgewicht

ist die nothwendige Bedingung zu einer wahren Harmonie der Europäischen Völkerfamilie. Der eigentliche Schwerpunkt des Gleichgewichts, welches den Frieden erhält, liegt in der Mitte Europas, in dem Deutschen Reiche. Daher ist die nothwendige Bedingung zur Erhaltung des Gleichgewichts die Sicherheit des Deutschen Reiches nach außen und innen; die nothwendige Bedingung aber zur Sicherheit des Deutschen Reichs ist das richtige Gleichgewicht unter den Gliedern des Reiches, das harmonische Zusammenwirken der kaiserlichen und fürstlichen Macht. Leibniz wollte ein einiges Deutschland, aber er wollte keine Einheit, welche durch gewaltsame Unterdrückung des einen Gliedes auf Kosten des andern herbeigeführt wird. Er wollte keine unfruchtbare Einheit, wie sie uns am Strande des Meeres in dem Sande entgegentritt, der, ein Sclave des Windes und der Wellen, in steter Einerleiheit von einer zwingenden Gewalt hin und her gepeischt wird. Er wollte keine Centralisation und Unification, die, weil sie von außen durch Bajonette und Säbel gemacht ist, einer einförmigen und unfruchtbaren Sanddüne gleicht. Nein, Leibniz wollte, wie alle unsre großen Dichter und Denker, ein organisch gegliedertes Deutschland, in welchem die verschiedenen Stämme friedlich und einträchtig neben einander wohnen. Soll Europa eine harmonische Völkerfamilie sein, so muß vor allem Deutschland, das Herz Europas, ein harmonischer Organismus sein. Seine wahre Bestimmung besteht in der wundervollen Mannigfaltigkeit, die durch ein stetes inneres Band zu einer Einheit verbunden wird. Sie war zu Leibnizens Zeit in der Deutschen Reichsverfaßung gegeben, in deren Erhaltung und Neubelebung Leibniz die politische Aufgabe seiner Zeit erkannte: durch Erstarkung des Deutschen Reichs will er den Europäischen Völkerfrieden aufrecht erhalten. Neben der kirchlichen Harmonie der christlichen Völker steht in seinem Geiste als ebenbürtiges Ziel die politische, und wie seine Philosophie eine Universalphilosophie, seine Religion eine Universalreligion, so ist auch seine Politik eine Universalpolitik.

Leibniz ist der universellste Geist der Neuzeit. Er hätte es nicht sein können, wäre er nicht ein vollendeter Polyhistor gewesen. Von Beruf ein practischer Staatsmann, war er der Gelehrteste aller Gelehrten, und sein Riesengeist umfaßte alles,

was jemals Gegenstand menschlicher Forschung und Untersuchung geworden war. Ja, man kann geradezu sagen, Leibniz war der Erbe des gesammten Wißens nicht nur der Deutschen Nation, sondern aller Nationen. Boineburg, selbst ein großes Genie, nennt Leibniz einmal einen unerschöpflichen Schatz von allen schönen Wißenschaften, deren ein solider Geist jemals fähig gewesen. Was dieser Heros in der Philosophie und in allen Wißenschaften göttlicher und menschlicher Dinge durch neue Methoden und unzählige Entdeckungen und Erfindungen aufgestellt, was er wie schlummernde Funken aus der Tiefe des Geistes hervorgeholt und zu hellleuchtenden Flammen angefacht hat, gränzt ans Wunderbare.

Es ist wahr, das Gebiet des Wißens war damals nicht so weit, als heute. Wenn man die Umfaßung des ganzen Wißensgebietes und beinahe aller Zweige menschlicher Geistesthätigkeit ins Auge faßt, so mag es richtig sein, zu sagen: „Ein Leibniz ist nicht mehr möglich.“ Denn die einzelnen Wißenschaften haben sich seitdem so sehr erweitert und vertieft, daß es kaum noch möglich ist, einer einzelnen vollkommen Herr zu werden. Doch gehörte schon ein Riesengeist dazu, um alles das zu bewältigen, was den damaligen Bestand des menschlichen Wißens ausmachte, und es ist erstaunlich, mit welcher Leichtigkeit Leibniz diese Aufgabe gelöst hat. Einen Geist von minderer Kraft hätte diese geistige Vielgeschäftigkeit schon in den Knaben- und Jünglingsjahren zu Grunde gerichtet und gar nicht zu einer soliden und gründlichen Bildung kommen laßen. Bei Leibniz war es anders. Ihm war diese Ausdehnung seiner geistigen Kräfte über alle Gebiete des menschlichen Wißens natürliches Bedürfnis. Er konnte schlechterdings nichts bei Seite liegen laßen; er mußte sich alles aneignen, was zu allseitiger harmonischer Entwicklung und Ausbildung seiner Kenntnisse diente.

Schon in seinen frühsten Schriften offenbarte Leibniz eine ganz ungewöhnliche Belesenheit und eine seltene Bücherkenntnis. Er ließ sich keine Mühe verdrießen, über alle Erscheinungen der neuen Literatur, und zwar auf allen Gebieten, Erkundigungen einzuziehn. Er begrub sich in die Bibliotheken. Er benutzte seine Reisen, um mit den einflußreichen und gelehrten Personen aller Orten bekannt zu werden und Correspondenzen anzuknüpfen.

Allmählich stand er auch mit der ganzen Welt in Verbindung. Seine Bekanntschaften erstreckten sich von London bis Peking, von Neapel bis Petersburg. Sein Briefwechsel enthält weit über tausend Namen, darunter Kaiser, Könige, Fürsten und Fürstinnen, die ersten Staatsmänner und Feldherrn und die Celebritäten jener Zeit in allen Zweigen der Wißenschaft.

Leibniz beschäftigte sich mit den disparatesten Gegenständen zu gleicher Zeit, und die verschiedensten Kräfte seiner Seele verlangten und erhielten eine gleichmäßige Uebung und Ausbildung. Wie der reflectirende Verstand in dem schärfsten logischen Denken, die Vernunft in den höchsten metaphysischen Speculationen, das Gedächtnis in einer großen Sprachkenntnis und in unglaublicher Fülle sonstigen Wißens, so fand auch die Phantasie in Gedichten, in geistreichen Schilderungen und Vergleichen, wie solche zahlreich in seinen Schriften, namentlich in seinen Briefen, vorkommen, Nahrung und Befriedigung. Leibniz war nicht ein vielseitig, sondern ein allseitig ausgebildeter Geist, der auf allen Gebieten des menschlichen Wißens Meister war. Fontenelle sagt von ihm in seiner Lobschrift: „Aehnlich den Alten, welche die Kunst verstanden, bis gegen acht Pferde neben einander gespannt zu lenken, fährt Leibniz mit allen Wißenschaften einher." Es kann hier nicht daran gedacht werden, Leibnizen auf die einzelnen wißenschaftlichen Gebiete zu folgen und seine Verdienste um die einzelnen Wißenschaften auseinander zu setzen. Man müßte selbst ein Leibniz sein, um Leibniz nach Gebühr würdigen zu können. Nur darauf soll hingewiesen werden, daß er in der That in jeder einzelnen Wißenschaft nicht Dilettant, sondern gründlicher Kenner, ja sogar theilweise großartiger Erfinder und durchgreifender Reformator war. Er war im vollen Sinne des Worts ein Polyhistor, eine lebendige Encyclopädie, ein Compendium aller Wißenschaften.

Seine Berufswißenschaft ist die Jurisprudenz, die er mit methodischem Geiste fortzubilden sucht; seine Herrschaft hat er in der Philosophie, deren Vergangenheit er kennt und deren Zukunft, deren neue Richtung er für ein Jahrhundert entscheidet. Aber auch Physik, Mechanik, Mathematik treibt er mit dem glücklichsten und erfolgreichsten Eifer, und er ist auf allen diesen Gebieten nicht nur heimisch, sondern auch erfinderisch thätig. Die Physik empfängt von ihm neue

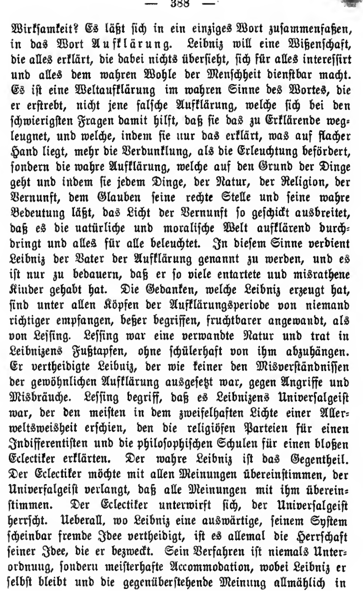
Grundlagen, in der Mechanik streitet er mit Descartes über die Schätzung und das wirkliche Maß der bewegenden Kräfte; in der Mathematik kämpft er mit Newton um die Erfindung der Differenzialrechnung. Jurist, Philosoph, Physiker, Mathematiker ersten Ranges, ist Leibniz zugleich Theologe, Politiker, Diplomat, Publicist, Geschichtsschreiber, Sprachforscher, Bibliothekar und sogar Mediciner. In Hannover beschäftigen ihn gleichzeitig Bergbau, Geologie, Nationalöconomie, Münzwesen und Staatsschriften im Interesse seines Fürsten. In allen Stücken ist er selbstthätig, durchdringend, erfinderisch. Er ist buchstäblich überall zu Hause, und, was ihn am meisten auszeichnet, er ist überall derselbe philosophische, auch in der Zerstreuung gesammelte und seiner selbst mächtige Kopf. In seinem Universalgeiste ist fortwährend die Idee des Ganzen gegenwärtig als einer alles umfaßenden, ordnenden, erhaltenden Weltharmonie. Von dieser Idee gehen alle seine Bestrebungen aus, zu dieser Idee führen alle seine Pläne und Entwürfe zurück, von dieser Idee sind alle seine Gedanken und Anschauungen getragen. Von seinem universellen Standpunkte aus sucht er Aristoteles mit der neuern Philosophie, die Philosophie mit der Theologie, die natürliche Religion mit der geoffenbarten zu versöhnen. Sein Ziel ist eine universelle Philosophie, eine harmonisch gegliederte Völkerfamilie, ein zur Universalreligion erhobenes Christenthum, eine diesem Christenthum entsprechende Kirche, kurz ein System, welches die großen geschichtlich ausgeprägten Gegensätze in sich überwindet und als der sachgemäße Ausdruck seiner universalistischen Geistesrichtung eine von jeder Einseitigkeit freie Universalphilosophie darstellt.

Stets vermittelnd und versöhnend, nimmt er den regsten Antheil an allem, was der Herrschaft eines christlichen Universalsystems förderlich ist. Daher sehen wir ihn lebhaft interessirt für die Missionen der katholischen Kirche, namentlich die der Jesuiten in China. Mit unermüdlichem Eifer befördert er die allgemeine Civilisation, organisirt das Reich der Wißenschaften, verwaltet Bibliotheken, gründet Academieen und trägt sich mit der Erfindung einer Weltschrift. Bibliothekar von Hannover und Wolfenbüttel, wird er der Gründer und Präsident der ersten Deutschen Academie in Berlin und beschäftigt sich fortwährend mit Entwürfen zur Gründung andrer gelehrter Gesellschaften.

Mit allen bedeutenden Gelehrten in Verbindung, giebt er den Plan und Antrieb für die Gründung der Academie von Dresden, Wien und Petersburg. In Rom faßt er sogar die verwegene Idee, durch Einführung der naturwißenschaftlichen Studien in die Klöster diese in academische Filiale, in Töchteranstalten der Universitäten zu verwandeln. Von Wien aus schreibt er an Peter den Großen, und fordert von ihm einen Katalog der Bücher, die in Rußland herauskommen, Nachrichten von den Griechischen und Russischen Manuscripten, die in den dortigen Klöstern zu finden sind, ein Russisches Wörterbuch, eine Slavonische Grammatik, eine Russische Bibel, besonders das neue Testament, einen Russischen Katechismus und alte Russische Geschichtsbücher.

Seine Studien umfaßten alle Zeitperioden, sein Gesichtskreis dehnte sich über die Grenzen der bekannten Welt aus, und nicht nur die ungeheuren Strecken des Russischen Reiches überschaute er von der hohen Warte der Wißenschaft, auf der er stand, sondern auch was in China und Aethiopien geschah, wurde von ihm in Zusammenhang gebracht mit der Europäischen Culturentwicklung. Mit unermüdlichem Eifer ließ er es sich sein ganzes Leben hindurch angelegen sein, die Wißenschaft auf allen Gebieten und in allen Zweigen zu fördern. Trotz aller entmuthigenden Erfahrungen, trotz der Unempfänglichkeit der einen und des Widerstrebens der andern, denen er „pro monstro erat“ (als ein Ungeheuer galt), war bei ihm des Weiterforschens, Neuerns und Beßerns kein Ende. Es war keine Regung des öffentlichen Lebens, der er nicht seine sorgfältige Aufmerksamkeit zugewandt, kein Streben nach Fortschritt, das er nicht in seiner Berechtigung begriffen, kein Versuch des Beßern, den er nicht aufzumuntern und als bleibendes Culturmittel zu bewahren gesucht hätte. Er war der Begründer und die Triebfeder einer ganzen Reihe von wißenschaftlichen Unternehmungen, die ihm ihren Anfang und Fortgang verdankten. Unermüdlich kämpfte er mit der Waffe des Geistes für seine wißenschaftlichen Pläne und Entwürfe, und fast auf allen Gebieten der menschlichen Gesellschaft hat er neue Schöpfungen ins Leben gerufen.

Und welches war nun der Grundgedanke aller dieser Bestrebungen? Welches war das Endziel seiner ganzen großartigen



Wirksamkeit? Es läßt sich in ein einziges Wort zusammenfaßen, in das Wort Aufklärung. Leibniz will eine Wißenschaft, die alles erklärt, die dabei nichts übersieht, sich für alles interessirt und alles dem wahren Wohle der Menschheit dienstbar macht. Es ist eine Weltaufklärung im wahren Sinne des Wortes, die er erstrebt, nicht jene falsche Aufklärung, welche sich bei den schwierigsten Fragen damit hilft, daß sie das zu Erklärende wegleugnet, und welche, indem sie uur das erklärt, was auf flacher Hand liegt, mehr die Verdunklung, als die Erleuchtung befördert, sondern die wahre Aufklärung, welche auf den Grund der Dinge geht und indem sie jedem Dinge, der Natur, der Religion, der Vernunft, dem Glauben seine rechte Stelle und seine wahre Bedeutung läßt, das Licht der Vernunft so geschickt ausbreitet, daß es die uatürliche und moralische Welt aufklärend durchdringt und alles für alle beleuchtet. In diesem Sinne verdient Leibniz der Vater der Aufklärung genannt zu werden, und es ist nur zu bedauern, daß er so viele entartete uud misrathene Kiuder gehabt hat. Die Gedanken, welche Leibniz erzeugt hat, sind unter allen Köpfen der Aufklärungsperiode von niemand richtiger empfangen, beßer begriffen, fruchtbarer angewandt, als von Lessing. Lessing war eine verwandte Natur und trat in Leibnizens Fußtapfen, ohne schülerhaft von ihm abzuhängen. Er vertheidigte Leibuiz, der wie keiner den Misverständnissen der gewöhnlichen Aufklärung ausgesetzt war, gegen Angriffe und Misbräuche. Lessing begriff, daß es Leibnizens Universalgeist war, der den meisten in dem zweifelhaften Lichte einer Allerweltsweisheit erschien, den die religiösen Parteien für einen Indifferentisten und die philosophischen Schulen für einen bloßen Eclectiker erklärten. Der wahre Leibniz ist das Gegentheil. Der Eclectiker möchte mit allen Meinungen übereinstimmen, der Universalgeist verlangt, daß alle Meinungen mit ihm übereinstimmen. Der Eclectiker unterwirft sich, der Universalgeist herrscht. Ueberall, wo Leibniz eine auswärtige, seinem System scheinbar fremde Idee vertheidigt, ist es allemal die Herrschaft seiner Idee, die er bezweckt. Sein Verfahren ist niemals Unterordnuug, sonderu meisterhafte Accommodation, wobei Leibniz er selbst bleibt und die gegenüberstehende Meinuug allmählich in



den Ausdruck der seinigen verwandelt. Er schlug, sagt Lessing, aus Kiesel Feuer, aber er verbarg sein Feuer nicht in Kiesel.

Seine Universalaufgabe tritt am deutlichsten in einem Probleme hervor, das ihn von früher Jugend bis ins späte Alter beschäftigt und dessen Lösung er zwar nicht erreicht, aber mit größter Bestimmtheit für erreichbar erklärt hat. Es ist dies die von ihm sogenannte allgemeine Characteristik oder Pasigraphie, d. h. eine Universalschrift oder Weltschrift, durch welche er den wißenschaftlichen Verkehr für alle Menschen ohne Unterschied der Sprachen und Zungen möglich zu machen sucht. Es ist so zu sagen ein wißenschaftlicher Großhandel, den Leibniz gründen und befördern will. Das Mittel des kaufmännischen Handels ist das Geld, das Mittel des wißenschaftlichen Verkehrs die Schrift, der durch verständliche Zeichen vermittelte Austausch der Gedanken. Wie nun der kaufmännische Welthandel, wenn er von allen Schranken befreit werden soll, ein allgemein gültiges Maß der Werthe, eine Art Weltgeld fordert, so sucht Leibniz nach einem wißenschaftlichen Verkehrsmittel, dessen Werth und Brauchbarkeit nicht jenseit der Landesgrenze aufhört. Was er sucht, ist nicht eine Universal*sprache*, sondern eine Universal*schrift*, welche, wie die Zeichen der Mathematiker, den Umweg durch die Sprache vermeidet und an die Stelle der indirecten Wortschrift eine directe Gedankenschrift setzt, indem sie ein Gedankenalphabet erfindet, für dieses Alphabet allgemein gültige Charactere bestimmt und so durch eine allgemeine Characteristik einen wißenschaftlichen Großhandel ermöglicht, der alle Schwierigkeiten des sprachlichen Verständnisses umgeht und dessen Mittheilungen jedem Denkenden ohne weiteres einleuchten. Es ist hier nicht der Ort, auf diesen großartigen Gedanken, der so echt Leibnizisch ist, näher einzugehn. Aber angeführt werden mußte er hier, weil er einer der sprechendsten Characterzüge ist, welche dieses Universalgenie kennzeichnen.

Leibniz war ein Weltbürger, wie seitdem kein zweiter aufgetreten ist. Wenn es wahr ist, daß die Deutschen einen Zug zum Kosmopolitismus haben, so war dieser Deutsche Zug in keinem so ausgeprägt als in unserm Leibniz. Leibniz hatte nicht nur einen kosmopolitischen Zug, sondern er war ein wirklicher Kosmopolit. Er redete und schrieb fast alle lebenden

Sprachen, und die Literatur der Franzosen, Engländer und Italiener war ihm fast eben so bekannt, als die der Griechen und Römer. Nichtsdestoweniger gab Leibniz seine Nationalität nicht auf. Er war mit vollem Bewußtsein ein Deutscher und wußte diese seine Nationalität dem Auslande gegenüber zu wahren und geltend zu machen. Von einer engherzigen Verachtung und Geringschätzung des Ausländischen als solchen konnte bei einem so universellen, kosmopolitischen Geiste, wie Leibniz, selbstverständlich nicht die Rede sein. „Jeder Nation", schrieb er am 30. September 1708 an Sebastian Kortcholdt, „verbleibe ihre Ehre; nur wetteifern laßt uns gleich den in der Rennbahn Laufenden, die einander nicht hindern und beschimpfen dürfen." Ebendeswegen aber wollte er auch dem Deutschen Vaterlande die ihm gebührende Ehre und Anerkennung von Seiten der Fremden zuerkannt wißen und drang darauf, daß die Deutschen selbst sich nicht zu unwürdiger Unterwerfung unter das Ausland erniedrigen, vielmehr gleich der politischen Ehre auch die Deutsche Sitte zu wahren sich angelegen sein laßen sollten. Widerlich war ihm die Nachäffung Französischer Mode an den Deutschen; und nicht minder bekämpfte er die seit dem Westfälischen Frieden allgemein gewordene Unsitte, daß die jungen Prinzen der Deutschen Höfe und die Söhne des Deutschen Adels nach Frankreich und Italien reisten, um dort die in Deutschland nicht zu findende Weisheit und Bildung zu suchen und so zu sagen mit der Luft einzuathmen. Um dieser Unsitte entgegenzuarbeiten, schlug er dem Kurfürsten Ernst August die Gründung einer Academie in Göttingen vor, welche die Prinzen und den jungen Adel Hannovers wie der benachbarten Länder voi den verderblichen Einflüßen der Fremde schützen sollte. Auch sonst ließ er keine Gelegenheit vorübergehn, auf das Gefährliche und Entehrende jener Sitte aufmerksam zu machen. „Unsre jungen Leute", sagt er 1698, „die ihre eigne Heimat nicht gekannt und deshalb alles bei den Franzosen bewundert haben, haben ihr Vaterland nicht nur bei den Fremden in Verachtung gesetzt, sondern auch selbst verachten helfen und einen Ekel der Deutschen Sprache und Sitte aus Unerfahrenheit angenommen, der auch an ihnen bei zunehmenden Jahren und Verstande behenken blieben. Und weil die meisten dieser

jungen Leute hernach zu Ansehn und Aemtern gelangt, haben solche Fransch=Gesinnte viele Jahre über Deutschland regiert und solches fast, wo nicht der Französischen Herrschaft, doch der Französischen Mode und Sprache unterwürfig gemacht." In der Schrift über die Erziehung eines Prinzen sagt er: „Es ist ein Wahnsinn unsrer Nation, die Weisheit jenseits des Rheins oder der Alpen holen zu wollen und auf Kosten eines guten Theils unsers Besitzes Chimären zu kaufen. Niemals sind die Deutschen so viel im Auslande gereist, als jetzt, und noch zu keiner Zeit ist Deutschland seinem Untergange näher gewesen." Unaufhörlich sann Leibniz darauf, die Zustände seines Vaterlandes im Ganzen und im Einzelnen zu heben und zu verbeßern. Die Versuche schlugen zwar oft fehl, aber Leibniz ließ sich dadurch nicht irre machen und ermüdete nicht bis ans Ende seines Lebens, durch Denkschriften und practische Versuche für Deutschlands Fortschritt zu wirken und trotz alles Widerspruchs bei dem Begonnenen, „der Verbeßerung der Dinge", zu beharren. Ganz besonders war es sein Bestreben, Deutsche Zucht und Sitte zu heben. „Eins", sagt er, „wäre zu loben, wenn die Französische Mode das übermäßige Saufen abbringen könnte. Aber den Teufel kann man nicht durch Beelzebub austreiben, und ich glaube, daß weiland ein trunkener alter Deutscher im Reden und Schreiben mehr Verstand hat spüren laßen, als ein nüchterner Franzosenaffe. Wenn es so fortgeht, wird bei den Teutschen Aufrichtigkeit und Verstand, Wißenschaft und Muth nur noch gemalt übrig bleiben."

Leibniz war und blieb bei aller Universalität seines Geistes dennoch ein Sohn des Deutschen Volkes. Mochte er auch als Gelehrter, als Polyhistor, Kosmopolit, Weltbürger sein: sein innerstes Wesen war grunddeutsch. Leibnizens Philosophie war von vorn herein Deutsch gedacht, obgleich Französisch geschrieben. Sie war eben so Deutsch, als Luthers Reformation. Die schneidenden Contraste, wie die Franzosen sie lieben, zwischen Glauben und Wißen sind für den Deutschen nicht gemacht. Leibniz verstand es, Theologie und Philosophie, Glauben und Wißen zu versöhnen. Eben so Deutsch war er als Staatsmann, als Politiker. Wie sehr auch durch den dreißigjährigen Krieg die Thatkraft des Deutschen Volkes und das Vertrauen desselben

zu sich selbst geschwächt war, so gab Leibniz die Hoffnung nicht auf, daß es gelingen werde, den zerstückelten Gliedern des hinsterbenden Reichs noch einmal frischen Lebensodem einzuhauchen und die halb in spießbürgerlicher Beschränktheit, halb in gelehrter Einseitigkeit verkommende Nation zum Wettlauf mit den andern Völkern Europas aufzustacheln. Deutsche Ehre, Deutsche Sitte, Deutsche Wißenschaft und Deutsche Kirche: das war das Programm seines Lebens und Wirkens. Dieses Ziel der Deutschen Nation wenigstens vorzuhalten und sie zum Streben nach demselben zu begeistern und anzuleiten, machte er sich zur ersten und heiligsten Pflicht. „Es ist gewiss", sagt er, „daß nächst der Ehre Gottes einem jedem tugendhaften Menschen die Wohlfahrt seines Vaterlandes billig am meisten zu Gemüthe gehn soll. Ist aber irgend jemand seinem Vaterlande verpflichtet, so sind es wir, die das werthe Teutschland bewohnen. Gott hat den Teutschen Stärke und Muth gegeben und es regt sich ein edles Blut in ihren Adern. Ihre Aufrichtigkeit ist ungefärbt und ihr Herz und Mund stimmen zusammen." Ein andermal sagt er, daß der Ursprung und Brunnquell des Europäischen Wesens großen Theils bei uns Deutschen zu suchen sei. Daraus geht wohl zur Genüge hervor, daß Leibniz sein Deutsches Vaterland liebte und mit vollem Bewußtsein ein Deutscher war. Darum haßte er die Französische Politik, welche es auf eine Zerstörung Deutschen Sinnes und Deutschen Wesens abgesehn hatte, und nichts gieng ihm mehr zu Herzen, als die Niederlagen, welche sie dem Deutschen Reiche beibrachte. „Ich kann es nicht aussprechen", schrieb er an Hiob Ludolf, „wie sehr mich die Nachricht, daß Straßburg für immer verloren sein soll, bestürzt gemacht hat." Um den Erfolgen der Französischen Politik entgegenzuarbeiten, wandte er sich an das Ehrgefühl der Deutschen. „Es heißt", ruft er 1684 aus, „es heißt ganz und gar auf den guten Namen verzichten, die Sorge um Religion, Ehre und Vaterland außer Acht laßen, so daß man von ihnen in der Welt nur noch mit Verachtung reden kann, in der Geschichte mit Schmach ihrer gedenken und bei der Nachwelt mit Fluch sie verdammen wird, wenn sie solche Beschimpfung von Seiten Frankreichs sich gefallen laßen. Sie werden dem Deutschen Namen ein ewiges Schandmal aufdrücken, wenn die Sclaverei

der Nation der Feigheit ihres Muthes zugeschrieben wird.“ Im Jahre 1698 schrieb er an Ludolf Hugo: „So oft ich die gefahrvolle Lage der Dinge und unsre Trägheit, so wie die verkehrten Maßregeln betrachte, eben so oft schäme ich mich über uns angesichts der Nachwelt. Es ist ganz offenbar, daß alles in Europa einer Umwälzung entgegengeht, und doch lebt man so fahrläßig in den Tag hinein, als wenn alles in sicherm Zustande wäre und als ob Gott uns die Fortdauer der Ruhe verbürgt hätte. Inzwischen streiten wir um Bagatellen und kümmern uns nicht um das Große. So geschieht es, daß man beinahe einen Ekel empfindet, an die Geschichte der Gegenwart nur zu denken. So sehr bestätigen wir Deutsche durch unsre Handlungen die nachtheiligen Urtheile andrer über uns.“

Wahres Heil und die Möglichkeit einer Auferstehung der Deutschen Nation sah Leibniz fortwährend nur in einer religiösen Kräftigung und Erneuerung des Volkes, in einer Umkehr zu ernsten Sitten, worin die verderbten Höfe mit ihrem Beispiele vorangehen sollten. „Wenn die Deutschen Fürsten“, bemerkt er, „mit Ernst auf die Freiheit bedacht sind, so ist absolut nöthig, daß sie die bisherige Methode ändern und zu den Grundsätzen sich entschließen, die Jesus Christus zunächst für das Heil der Seelen empfiehlt, die aber in dem gegenwärtigen Zustand der Dinge nicht weniger nothwendig sind für das Wohl der Staaten. Wir werden einen wahren Büßer nachahmen müßen, der in vollem Ernst mit der Welt brechen will.“

Verfolgt man Leibnizens politisches System, so begegnet man immer wieder einer Grundanschauung, die nicht selten mit Nachdruck und Festigkeit ausgesprochen wird. Es ist die von der Herrlichkeit des Deutschen Reiches und von den Vorzügen, welche die Deutsche Nation unter allen Nationen der Christenheit besitzt. Sie ist von Gott berufen, an die Stelle des Römischen Reiches zu treten, dessen Würde und Rechte sie auf sich und ihr Oberhaupt gebracht hat. Diesem Oberhaupte gebührt der Vorsitz über alle andern hohen Häupter; diesem Oberhaupte liegt die Beschirmung des wahren Glaubens, die Vogtei der allgemeinen Kirche und die Beförderung des Besten der ganzen Christenheit ob. Darum ist aber auch dem Deutschen Volke eine große Aufgabe gestellt. Je höher die Deutschen stehn, desto

mehr haben sie sich anzugreifen, daß sie sich dieser ihrer Stellung würdig zeigen und es andern nicht weniger an Verstand und Tapferkeit zuvor thun mögen, als sie ihnen an Ehre und Hoheit ihres Oberhauptes vorangehn.

Vermöge dieser Grundanschauung ist Leibniz allen Zerstückelungen feind. Er hält fest an der Einheit des Reiches, und ein Anblick wie der, welchen uns heute das in drei oder sieben Theile zerrißene Deutschland darbietet, würde ihn mit heiligem Zorn und Unwillen erfüllt haben. Ebenso sehr ist es ihm zuwider, wenn er sieht, daß einzelne Glieder sich den Pflichten, welche sie gegen das Reich haben, entziehn und in schnöder Selbstsucht mehr an sich, als an das Ganze denken. Hätte er es ahnen können, daß einst ein Reichsstand es wagen würde, das öffentliche Kirchengebet für den Kaiser abzustellen, er würde sein Anathema über ein so frevelhaftes Beginnen ausgesprochen haben. Leibniz hatte viel zu viel historischen Sinn, als daß er jemals in Neuerungen hätte willigen können, welche einen Bruch mit der ganzen Vergangenheit und mit allen geschichtlichen Traditionen in sich schließen. Seine Politik war eine durch und durch conservative; denn nicht Umsturz, sondern Erhaltung des geschichtlich Gewordenen, des historisch Berechtigten war das politische Ziel, das er verfolgte. „Wenn ich das Alte und das Neue“, sagt er, „gehörig untersuchte, so fand ich, daß der größte Theil der recipirten Lehren einen guten Sinn zulaße. Und so wünsche ich, daß man mehr den Römern nachahmte, die schöne öffentliche Monumente erbauten, als jenem Vandalenkönige, dem seine Mutter den Rath gab, er solle durch Zerstörung jener großen Kunstwerke sich berühmt machen, da es ihm ja nicht möglich sein würde, die gleichen zu errichten.“ Eine solche conservative Politik, wie die, der Leibniz das Wort redete, mußte nothwendig eine Politik des Rechts, der Ehre und der Sittlichkeit sein. Christenthum und Vaterlandsliebe, die Ehre Gottes und das allgemeine Wohl der Menschheit müßen nach ihm die Leitsterne einer wahren Politik sein, und ein System der Lüge und Gewalt, eine Politik ohne Moral, ein Particularismus, der unter dem Scheine der Nationalität auf Kosten der andern nur das Seine sucht, fand in ihm einen entschiedenen

Gegner und einen eifrigen Bekämpfer, wie wir an dem Beispiele Ludwigs XIV. gesehn haben.

Leibniz mußte es mit Augen sehn, daß die Grundsätze einer gesunden, auf Recht und Sittlichkeit gegründeten Politik immer mehr verlaßen wurden und einer frivolen Anschauung der Dinge Platz machten, wonach das Recht hinter der Macht zurückstehn und die Selbstsucht das eigentliche Triebrad der Welt sein sollte. Mit Bedenken und Bedauern sah Leibniz die wachsende Unsittlichkeit und Irreligiosität des Volkes und weißagte, daß daraus nichts gutes kommen werde. In der Vorrede der Novissima Sinica macht er die ironische Bemerkung, es scheine ihm oft, wenn er die ins Unermeßliche zunehmende Sittenverderbnis in Europa betrachte, fast nothwendig, daß die Chinesen zu uns Missionäre schickten, um uns den Zweck und die Uebung der natürlichen Religion zu lehren, wie wir Missionäre zu ihnen schicken, um sie in der geoffenbarten Religion zu unterrichten. Mit Besorgnis sah er den Abfall von dem Glauben an einen lebendigen, persönlichen Gott und die sich mehrende Gottesverachtung und Irreligiosität. „Sobald man," sagt er, „dieses große Princip (den Theismus) verläßt, das die Menschen abhält, sich wie Bestien zu zerreißen, muß man alle Verträge verbrennen und das Völkerrecht mit Füßen treten; die Macht des Stärkeren wird dann alles beherrschen und die Welt einem Walde voller Meuchelmörder und Räuber gleichen." Man sieht, Vertragsbruch und Rechtsverachtung war ihm ein Abfall von dem lebendigen Gott, weil dieser ein Gott des Rechts und der Treue ist. Und leider war dieser Abfall auch in Leibnizens Zeit nichts ungewöhnliches. „Das Schlimmste von allem ist", sagt er einmal, „daß der Atheismus bereits stolzen Hauptes einherschreitet, daß die angeblich starken Geister in der Mode sind und die Frömmigkeit lächerlich gemacht wird. Dieses Gift verbreitet sich mit dem Französischen Geiste, und wo Frankreich seinen Fuß hinsetzt und die Oberhand gewinnt, bringt es dasselbe mit sich. Der Französischen Herrschaft sich unterwerfen heißt der Zügellosigkeit und Liederlichkeit die Thür öffnen." Die damalige Weltlage erschien ihm als Vorstufe einer gewaltigen Umwälzung. Er wußte und sagte es voraus, daß der Despotie die Revolution unfehlbar folgen werde.

Aus der Omnipotenz Frankreichs konnte nur dasselbe Resultat hervorgehn, das alle tiefer blickende Geister auch aus den Zuständen unserer Tage sich entwickeln sehn, nämlich eine allgemeine Verachtung der Autorität in Kirche und Staat. Der Misbrauch der Gewalt mußte sich an den Gewalthabern selber rächen und eine Revolution zur Folge haben, wie Leibniz sie vorhersagte. „Ich finde", schreibt er 1704, „daß allmählich bei der hohen Welt, nach der die übrigen Menschen sich richten und von welcher das allgemeine Wohl abhängt, Grundsätze herrschend werden und in die Modeliteratur sich einschleichen, wodurch alles zu der allgemeinen Revolution vorbereitet wird, von welcher Europa bedroht ist und dasjenige vollends zerstört wird, was von den hochherzigen Gesinnungen der alten Griechen und Römer, welche die Liebe zum Vaterlande und Gemeinwohl, die Sorge um die Nachkommenschaft dem eignen Glück und selbst dem Leben vorzogen, in der Welt noch übrig ist. Diese public spirits, wie die Engländer sie nennen, verminderu sich außerordentlich und sind nicht mehr in der Mode, und sie werden noch mehr verschwinden, wenn sie nicht mehr durch gute Religion und wahre Moral, wie sie schon die Vernunft uns lehrt, aufrecht erhalten werden. Wenn einer zum Zwecke der Vergrößerung seiner Macht oder aus Uebermuth die ganze Welt mit Blut überschwemmen und alles darunter und darüber kehren wollte, so würde man das für nichts achten, und ein Herostratus würde für einen Helden gelten. Aber es kann diesen Leuten begegnen, daß sie an sich selbst die Uebel erfahren, welche sie andern aufbehalten glauben. Wenn man von dieser epidemischen Geisteskrankheit sich noch heilt, so kann den schlimmen Folgen, die bereits sichtbar zu werden beginnen, vielleicht noch vorgebeugt werden; läßt man sie aber noch weiter um sich greifen, dann wird die Vorsehung durch die Revolution, die daraus entstehen muß, die Menschen züchtigen."

Der so schrieb, war selbst ein public spirit, und zwar einer der hervorragendsten, die je im Deutschen Volke aufgetreten sind. Gewiss, Leibniz war ein Patriot, dem das Wohl seiner Nation nach allen Seiten hin am Herzen lag, nicht nur das politische, sondern auch das sittliche. Das Deutsche Volk hat in seiner

ganzen Geschichte nur sehr wenige Männer, ja vielleicht keinen einzigen aufzuweisen, der an patriotischer Gesinnung unserm Leibniz völlig gleichgestellt werden könnte.

Leibniz war ein Mann, der vor andern berufen und befähigt schien, eine geistige Neubelebung Deutschlands herbeizuführen. Und dennoch ist sie von ihm nicht ausgegangen. Leibniz sah die abschüßige Bahn vor sich, auf der das alte Europa dem Abgrunde entgegen gieng, und er suchte das Verderben aufzuhalten, aber er konnte es nicht abwenden. Die Fruchtlosigkeit der Bestrebungen eines so reich begabten Mannes, der die Deutschen National- und Kirchenangelegenheiten wie wenige auf dem Herzen trug und seine glänzenden wißenschaftlichen Leistungen nicht zur Hauptsache machte, sondern gemäß seiner practisch-realistischen Richtung stets das ins Auge faßte und mit rastlosem Eifer verfolgte, was „zum allgemeinen Nutzen" diente, diese Fruchtlosigkeit der Leibnizschen Bestrebungen ist eine so auffallende Thatsache, daß sie eine besondere Erwägung verdient. Der Grund, warum Leibniz für die Deutsche Nation und die Menschheit nichts dauerndes leisteteund namentlich dem Abfall vom Christenthume, den er kommen sah, keinen haltbaren Damm entgegensetzen konnte, scheint mir ein doppelter zu sein. Einmal war Leibniz kein Volksmann im eigentlichen Sinne des Wortes, sondern trotz aller seiner practischen Bestrebungen mehr ein Gelehrter und ein Mann der Wißenschaft. Nicht aus dem Volke hervorgegangen, kannte er weder die Bedürfnisse des Volkes, noch redete er die Sprache des Volkes. An den Fürstenhöfen und in der gelehrten Welt zu Hause, verstand er es nicht, zum Volke hinabzusteigen und mit ihm in jener unmittelbaren, volksthümlichen Weise zu reden, welche die Herzen electrisirt und fortreißt. Den zweiten, tieferen Grund der theilweisen Erfolglosigkeit der Leibnizischen Bestrebungen erblicke ich darin, daß er das, was er vertheidigen wollte, selbst nicht oder doch nur bis zu einem gewissen Grade kannte und besaß. Verständig genug, um die Religion hoch zu achten und den Werth der Gottesfurcht für die Erhaltung der Gesellschaft zu erkennen, hat Leibniz dennoch das wahre Wesen des Christenthums, nämlich die Erlösung zur wirklichen Freiheit und Seligkeit, nicht gekannt. Er war ein christlicher Denker, aber das eigentliche Wehen des Geistes war

ihm fremd, und darum konnte er weder im Gebiete der Kirche noch des Staates und des geselligen Lebens die vorhandenen Uebel in ihrer Größe schätzen und die geeigneten Mittel dagegen ergreifen. Die Schuld davon lag weniger an ihm, als an der ganzen Zeit, deren Kind er war; denn Leibniz fand nirgends eine Kirche vor, welche ihre Aufgabe erfüllte, und auch ein Spener, mit dem er frühzeitig in Berührung trat, war nicht der Mann, der die volksthümliche Seite der Kirche begriff und in sich verwirklichte. So stand Leibniz isolirt da in dem großen Kampfe der Zeit, losgerißen von dem Boden des Volks und der Kirche, von welcher letzteren er sich immer weiter entfernte, bis er ohne ihre Mitwirkung in einem steinernen Gotteshause seine letzte Ruhestätte fand. Leibniz stritt für die Religion, ohne der Kirche lebendig eingegliedert zu sein, und im Kampfe gegen die Heuchelei und Zerrüttung seiner Zeit fehlte ihm das Schwert des Geistes, dem allein der Sieg verheißen ist. Während er die Sache Deutschlands gegenüber den Anmaßungen und verderblichen Einflüßen Frankreichs führte, fand er doch keine positiven Ideen, um die sich die ganze Nation schaaren konnte. Während er die Kirchenspaltung als einen bösen Schaden erkannte und zu beseitigen trachtete, hatte er keine kräftige, anfaßende Heilmittel, durch welche das Uebel hätte überwunden werden können. Seine Bestrebungen für Vereinigung der Confessionen und für die Geltendmachung der Rechte Deutschlands blieben daher kraftlose Versuche zur Verständigung, die der Macht der Wirklichkeit, der Trägheit und Heuchelei nicht gewachsen waren. Auch seine großartigen wißenschaftlichen Pläne und Entwürfe konnten den Erfolg nicht haben, den er von ihnen erwartete. „Die wißenschaftlichen Kenntnisse", schrieb er an die Kaiserin Amalie, „werden auch der Mission bei den Ungläubigen zu gute kommen; denn indem wir ihnen die natürlichen Kenntnisse bringen, werden wir den übernatürlichen Vorschub leisten, die wir ihnen einflößen müßen." Leibniz wollte also durch Cultur und Wißenschaft dem Christenthume Bahn brechen, während die Geschichte den unwiderleglichen Beweis liefert, daß stets das umgekehrte Verhältnis stattfindet. Diese Ueberschätzung der Cultur und Wißenschaft mußte sich nothwendig rächen. Was ich hier angedeutet habe, wird uns noch deutlicher

werden, wenn wir in der nächsten Vorlesung Leibnizens Unionsbestrebungen und seine Stellung zu Kirche und Christenthum betrachten. Der angedeutete Mangel Leibnizens und die hervorgehobene Einseitigkeit dieses großartigen Universalgenies wird uns sofort einleuchten, wenn wir ihn neben Luther stellen, mit welchem Leibniz in mehr als einer Beziehung verglichen zu werden verdient. Leibniz ist Luther völlig ebenbürtig an Genialität und natürlichen Gaben, er überragt ihn an Kenntnissen und Umfang des Wißens, aber er steht tief unter ihm in Beziehung auf die Erfolge seiner Wirksamkeit, weil er nicht wie Luther im Boden des Volkes und der Kirche wurzelte. Während Luther von der Erfahrung des Heils Gottes, das die Kirche darbietet, ergriffen war und in all seinem Thun getrieben wurde, stand Leibniz dem allen als einem Gegenstande seines Denkens gegenüber. Während Luther die Sache jedes einzelnen führte, weil es sich um Dinge handelte, welche das Heil und die Seligkeit jedes einzelnen betrafen, war Leibniz sich bewußt, daß er zwar manches zu sagen habe, was von Interesse für die Gelehrten sei, aber nichts, was jedem einzelnen aus dem Volke gelte. Und während Luther im Gefühle der Größe des Kampfes, den er unternahm, zur Volkssprache griff, um jedem einzelnen verständlich zu sein, hat Leibniz seine Schriften für die Gelehrten in Lateinischer, für die Vornehmen in Französischer Sprache, auch einiges für Liebhaber in Deutscher Sprache, aber fürs Volk nichts geschrieben.

Damit kommen wir zu Leibnizens schriftstellerischer Thätigkeit, für deren Besprechung ich mir noch einige Augenblicke erbitten muß.

Ein eigentlicher Schriftsteller im gewöhnlichen Sinne, das heißt ein Verfaßer bändereicher Werke, war Leibniz nicht. Der bei weitem größte Theil seiner Schriften entsprang aus einem augenblicklichen Interesse, einem eben sich ergebenden mächtigen Anlaße, einer an ihn gestellten Frage, einem originellen Einfalle oder idealen Projecte, oder es sind Reflexionen über politische Ereignisse und kirchliche Zustände, auch wohl Kritiken und Recensionen, die er für sich selbst macht oder anonym in Zeitschriften veröffentlicht, kleine Aufsätze, Entgegnungen und Widerlegungen

fremder Anschauungen.*) Die liebste Form zur Entwicklung seiner Gedanken blieb ihm aber die Briefform. Der briefliche Verkehr war ihm das Hauptmittel gelehrter Erörterungen, und in seinen Briefen hat er eine Fülle von Ideen und Kenntnissen niedergelegt. Zur formgerechten künstlerischen Ausarbeitung von Werken für den Buchhandel konnte er sich nicht entschließen. Schon im November 1671 schrieb er an den Herzog Johann Friedrich von Hannover: „Mein Zweck ist nicht etwa, mit leeren in die Luft geschriebenen Büchern die Läden zu füllen, sondern wo möglich damit einen Nutzen zu schaffen.“ Er erklärt sich für einen ganz abgesagten Feind der Vielschreiberei, und doch giebt es wenige Deutsche, welche mehr geschrieben haben, als er: aber was er schrieb, war nur zum geringsten Theile für die Oeffentlichkeit bestimmt, und die meisten seiner Geistesproducte hat er als ungedruckte Manuscripte hinterlaßen. Aus der Vielschreiberei, meint er, werde zuletzt die Barbarei folgen, und die Menge der Schriftsteller werde sie alle der Vergeßenheit überliefern. Er habe, sagt er einmal, das Völkerrecht eben so gründlich geprüft, als diejenigen, welche darüber Bücher geschrieben; aber er habe sich Schweigen auferlegt, denn man müße nicht über alles schreiben. Und ein ander Mal ruft er aus: „Wer mich nur aus meinen Schriften kennt, der kennt mich nicht.“

Dennoch hat Leibniz sich gelegentlich über die verschiedenartigsten Gegenstände schriftlich verbreitet, und es giebt kaum ein wißenschaftliches Gebiet, auf dem er nicht als Schriftsteller aufgetreten wäre, und zwar als meisterhafter Schriftsteller, der durch die Eleganz der Form und noch mehr durch das Schlagende der Gedanken für alle Zeiten ein Muster und Vorbild bleiben wird. Ist auch in seinen theologischen und philosophischen Schriften die Form nicht selten vernachläßigt, weil der Schriftsteller seinen Ideen zu freien Lauf läßt, und kommen auch in manchen Schriften häufige Wiederholungen vor, weil er mit zu häufigen Unterbrechungen schrieb, so beweisen doch

*) Auch seine beiden größten philosophischen und theologischen Arbeiten, die nouveaux essais und die essais de théodicée, sind im Grunde nur Gelegenheitsschriften und eingehende Widerlegungen des Lockischen Sensualismus und des Baylischen Skepticismus.

andre Schriften und namentlich die politischen, daß er sich auch auf die Form verstand und seinen Ideen in meisterhafter Weise Worte zu leihen wußte. Die Lateinische Sprache beherrscht Leibniz mit großer Leichtigkeit und seine Lateinischen Verse gehören zu dem Besten, was in dieser Sprache geschrieben ist. Nicht minder gewandt wußte er sich im Französischen auszudrücken. Auch in Englischer und Italienischer Sprache correspondirte er mit auswärtigen Gelehrten, und als ein Englischer Prälat ihm einen Brief in schlechtem Latein geschrieben hatte, forderte er ihn auf, sich lieber des Englischen zu bedienen.

Deutsch hat Leibniz nur wenig geschrieben, aber dies Wenige gehört zu dem Besten, was seine Zeit geleistet hat, und wenn ein Preußischer Literat den Ausspruch thut, Leibniz habe sich in der Deutschen Sprache nur unbeholfen ausgedrückt, ja es sei ihm fast eben so sauer geworden, sich Deutsch auszudrücken, als Friedrich dem Großen, so soll das wohl mehr eine Beschönigung des „großen" Königs, als eine Beurtheilung des großen Philosophen sein. Wie Leibniz in allen Stücken das directe Gegentheil des Philosophen von Sanssouci war, so auch in seiner Liebe zur Deutschen Muttersprache. Denn während Friedrich „der Große" dieselbe schmähte und verachtete, gehörte Leibniz zu ihren eifrigsten Lobrednern, und während Friedrich „der Große" nicht einen Satz richtig Deutsch schreiben konnte, hat Leibniz in ihr ganze Schriftstücke abgefaßt — ich erinnere hier nur an den Lebenslauf des Herzogs Johann Friedrich und des Kurfürsten Ernst August, — die zum Theil mustergültig sind.

Es ist wahr, die Deutsche Sprache jener Zeit, in der Leibniz lebte, war im allgemeinen plump und incorrect, und wenn man an die Diction der großen Namen in der Französischen Literatur denkt, an den Glanz und die Schönheit der academischen Sprache zur Zeit Ludwigs XIV., und daneben die Sprache hält, die damals selbst die ersten Deutschen gesprochen und geschrieben haben, so fällt der Vergleich sehr zu Ungunsten der letzteren aus. Auch Leibniz schrieb beßer Lateinisch und Französisch als Deutsch. Nichtsdestoweniger liebte er seine Deutsche Muttersprache und drückte sich beßer in ihr aus, als die meisten seiner Zeitgenoßen. Schon von seiner ersten Jugend an befliß er sich der

Muttersprache und rühmte es von sich selbst, daß er schon in der Schule nach dem Urtheile aller sehr gut Deutsch geschrieben habe. Ja, er hatte sich sogar vorgenommen, nur Deutsch zu schreiben, kam aber später davon zurück durch die Erwägung, daß er auf solche Weise kaum in Deutschland, geschweige außerhalb desselben Leser finden werde. In seinem siebzehnten Jahre schrieb er Deutsche Processacten und faßte Erkenntnisse in Deutscher Sprache ab, und erwarb sich das Zeugnis, daß er sie vortrefflich zu schreiben verstehe. Die Sächsische Kanzlei war damals noch eine von den wenigen Schulen des Deutschen Stils, und indem Leibniz diese Schule durchmachte, erwarb er sich die Einsicht in die logische Vollkommenheit, Kraft und Würde seiner Muttersprache, die er vor allen Gelehrten seiner Zeit voraushatte.

Im späteren Verlaufe seines Lebens war Leibniz eifrig bemüht, die Brauchbarkeit, ja die Vorzüge seiner Muttersprache vor der Lateinischen zu zeigen und einzuprägen. Er hatte keinen dringenderen Wunsch, als den, daß die Deutsche Muttersprache in allgemeine Anwendung kommen möchte. Darum trat er gegen die traurigen Verirrungen auf, welche sich auch auf sprachlichem, wie auf religiösem und socialem Gebiete zeigten. Seit Ende der sechsziger Jahre war durch die Französischen Waffen wie die Deutsche Gesinnung, so auch die Deutsche Sprache dem Französischen Joche dienstbar gemacht. „Aber so arg, wie jetzt," sagt Leibniz, „ist der abscheuliche Mischmasch noch nie gewesen. Vielleicht niemals, seit Teutschland steht, ist darin unteutscher und ungereimter geredet worden. Vor hundert Jahren haben unsre Väter ganze Folianten mit reinem Teutsch gefüllt; denn wer behauptet, sie hätten nichts lesenswürdiges geschrieben, der hat sie nicht gelesen. Jetzt aber ist es so weit gekommen, daß, was für wohlgeschrieben geachtet wird, kaum dem zu vergleichen ist, was in Frankreich auf der untersten Staffel steht." Leibniz suchte nun die Deutsche Sprache wieder zu heben und sie vom Französischen Joche zu befreien. Er machte aufmerksam auf den großen ursprünglichen Reichthum der Deutschen Sprache, die „vor vielen andern dem Ursprung (der Ursprache) sich zu nähern scheint" und wenig Bedürfnis nach Zuhülfenehmen des Ausländischen habe, während z. B. die Englische Sprache alles an-

genommen habe, so daß, wenn jedermann das Seinige zurückforderte, es den Engländern gehen würde, wie der Aesopischen Krähe, als andre Vögel ihre Federn wiedergeholt.

Kaum hat es je einen größern Lobredner der Deutschen Sprache gegeben, als unsern Leibniz. „Wir Deutschen," sagt er, „vernachläßigen unsre Sprache, die doch erfahrungsmäßig zum Ausdruck solider Dinge eine wunderbare Fähigkeit hat." Für ungegründete Grillen, bemerkt er ein ander Mal, habe dieselbe gar keine Ausdrücke, sie sage nichts als rechtschaffene Dinge. Leere Worte, wo nichts dahinter sei und die gleichsam nur ein leichter Schaum müssiger Gedanken, nehme die reine Deutsche Sprache nicht an. „In keiner Sprache", sagt er weiter, „läßt sich die heilige Schrift zierlicher dolmetschen, als wir sie im Teutschen haben. So oft ich die Offenbarung Teutsch lese, werde ich gleichsam entzückt und finde nicht nur in den göttlichen Gedanken einen hohen prophetischen Geist, sondern auch in den Worten selbst eine recht heroische und wenn ich so sagen darf Virgilianische Majestät." Er beklagt darum auch ganz besonders, daß die Pfarrer auf den Kanzeln „mit rothwelschem Französisch um sich werfen;" „denn," sagt er, „das Französische schickt sich meines Erachtens gar nicht auf unsre Kanzeln." Eher wollte er sich noch hie und da den Gebrauch eines Lateinischen Wortes im Gottesdienste gefallen laßen. Gleichwohl will Leibniz, daß die Deutschen von den Franzosen einen formellen Nutzen ziehen. Sie sollen mit sorgfältiger Bewahrung des eignen Wesens auf die Ausbildung ihrer Sprache ebenso viel Mühe verwenden, wie die Französische Nation dies gethan. „Wenn wir etwas mehr, wie bisher, Deutschgesinnt werden wollten," sagt er in seinen unvorgreiflichen Gedanken betreffend die Ausübung und Verbeßerung der Teutschen Sprache, „und den Ruhm unsrer Nation und Sprache etwas mehr beherzigen möchten, als einige dreißig Jahre her in diesem gleichsam Französischen Zeitwechsel geschehen, so könnten wir das Böse zum Guten kehren und selbst aus unserm Unglück Nutzen schöpfen und sowohl unsern innern Kern des alten ehrlichen Teutschen wieder hervorsuchen, als solchen mit dem neuen äußerlichen von den Franzosen und andern gleichsam erbeuteten Schmuck ausstaffiren."

Vor allem erwartete Leibniz eine Hebung der Deutschen

Sprache davon, daß sie von den Gelehrten als Sprache der Wißenschaft gebraucht und ausgebildet werde. Darum forderte er schon im Jahre 1676 in dem Entwurfe, den er zur Gründung einer Deutschen Societät der Wißenschaften machte, daß diese sich die Ausbildung der Muttersprache angelegen sein laße. Alles sollte hier Deutsch geschrieben werden. Leibniz versprach sich davon nicht bloß einen Gewinn für die Deutsche Sprache, sondern auch für die Wißenschaft selbst. Die Nothwendigkeit der Erlernung der Lateinischen Sprache, vor welcher viele zurückschraken, bezeichnet Leibniz als ein Haupthindernis für Verbreitung allgemeiner Bildung in Deutschland. Während bei den Ausländern auch Frauen und Kindern, die keine gelehrten Schulen besuchen können, gleichwohl der Zugang zu allen Künsten und Wißenschaften offen stehe, könnten dagegen bei uns auch lernbegierige Leute nur nach überstandener Herkulesarbeit des Lateinischen Sprachstudiums dazu gelangen, und wer die Gedult und Fähigkeit hierzu nicht habe, der sei zur Unwißenheit verdammt. Darum solle man endlich anfangen, sich auch in der Wißenschaft der Deutschen Sprache zu bedienen. Es sei gar nicht zu besorgen, daß die Leute zu aufgeklärt würden, wenn man sich der Muttersprache bediene; dagegen wäre es dann nicht mehr so leicht möglich, mit einem Lateinischen Mantel wie mit einem Homerischen Nebel bedeckt den Gelehrten zu spielen.

Man muß sich wundern, daß ein Deutscher, der so über seine eigne Muttersprache schreibt, der von einer solchen Liebe zu ihr erfüllt ist, solche Hoffnungen für sie hegt und sich zugleich so klar und markig in ihr auszudrücken versteht, dennoch nur so wenig in ihr geschrieben hat. Wie löst sich dieser Widerspruch zwischen den Anforderungen, die Leibniz an andre stellt, und seinem eignen Verhalten? Wir haben schon gehört, daß Leibniz sich in seinen jungen Jahren vorgenommen hatte, nur Deutsch zu schreiben. Aber er kam von diesem Entschluße zurück, weil er sich sagen mußte, daß es ihm nicht gelingen werde, in Deutscher Sprache seine mannigfaltigen Pläne und Entdeckungen an den Mann zu bringen. Das war und blieb der Grund, warum Leibniz meist Lateinisch und Französisch schrieb, weil seine meisten Schriften für die vornehme und gelehrte Welt bestimmt waren. „Ich hätte es lieber Deutsch geschrieben,“ sagt er 1671

in einem Briefe an den Herzog Johann Friedrich über eine Schrift vom freien Willen, „sonderlich weil die Teutsche Sprache keine terminaisonen leidet, allein es hätte dergestalt dem Ausländer nicht communicirt werden können.“ Und als er im Jahre 1688 dem Oesterreichischen Vicekanzler von Königsmark seine reflexions sur la déclaration de la guerre übersendet, entschuldigt er sich, daß er dieselben Französisch abgefaßt habe, indem er bemerkt, daß im Norden und Westen von allen Politikern mehr Schriften in Französischer, als in Lateinischer oder irgend einer andern Sprache gelesen würden.

Man sieht also, die Rücksicht auf die Gelehrten und die Ausländer war für Leibniz entscheidend bei der Wahl der Sprache; denn die Deutschen Gelehrten schrieben Lateinisch, die Französischen Französisch. Die Deutsche Sprache lag da wie edles Metall in Barren: jene beiden Sprachen waren gängige Münze. Darum mußte Leibniz sich der allgemeinen Sitte oder vielmehr Unsitte anbequemen, wenn er nicht vor leeren Bänken predigen wollte.

Dennoch ist Leibniz auch als Deutscher Schriftsteller aufgetreten, nämlich da, wo er nur für Deutsche schrieb, sei es nun, daß seine Mittheilungen nur für einzelne Personen berechnet waren, wie seine Briefe und Vorschläge an den Kurfürsten Ernst August und an den Kaiser Leopold, oder sei es, daß er sich, wie in seiner Schrift von der öffentlichen Sicherheit, an das ganze Deutsche Volk wandte. Leibnizens Deutsche Schriften sind lange unbekannt geblieben, und in Folge dessen hatte sich so tief das Vorurtheil eingewurzelt, Leibniz sei seiner Muttersprache nicht mächtig gewesen oder habe sie verachtet, daß der größte Theil der Gebildeten sehr überrascht war, als Guhrauer im Jahre 1838 Leibnizens Deutsche Schriften in zwei Bänden herausgab. Wenige Jahre vorher hatte ein andrer Gelehrter eine kleine Abhandlung Leibnizens in Deutscher Sprache ganz unbefangen in der bestimmt ausgesprochenen Ueberzeugung veröffentlicht, daß er Leibnizens einzige Schrift im mütterlichen Idiom wieder abdrucken laße, eine Schrift, durch welche Leibniz im hohen Alter der von ihm früher nie gebrauchten Muttersprache eine Ehrenerklärung gegeben habe, eine Teutodicee, wie er es nannte.

Durch Guhrauers Verdienste hat man seitdem beßere Einsichten wie in Leibnizens Lebensgeschichte so auch in seine schriftstellerische Thätigkeit gewonnen, und auch der neueste Herausgeber der Werke Leibnizens hat schon viele bis dahin ungedruckte Schriftstücke und darunter auch manches Deutsch geschriebene ans Licht gezogen. Aber noch fehlt viel daran, daß der ganze Leibniz in seinen Schriften vor uns stünde. Es ist ein reicher Schatz Leibnizischer Manuscripte vorhanden, der nur zum Theil gehoben ist. Leibniz hat in dieser Beziehung ein merkwürdiges Geschick gehabt. Es sind wiederholte Versuche gemacht, eine Gesammtausgabe seiner Schriften zu veranstalten und dadurch ein Gesammtbild des Schriftstellers zu ermöglichen. Sie sind alle gescheitert, bis auf den letzten, den ich schon im Eingange meiner Vorlesungen erwähnte. Die Preußische Regierung, welche die „durch die Municicenz Seiner Majestät des Königs von Hannover ermöglichte Ausgabe" von Onno Klopp inhibirt hat, ist schuld daran, daß ein nationales Unternehmen, welches die ganze gelehrte Welt mit Freude begrüßt und mit Theilnahme begleitet hat, wo nicht aufgehoben, doch aufgeschoben ist. Möge sie es vor Mit- und Nachwelt verantworten, daß sie Deutschland noch länger die Schätze eines seiner größten Denker, eines seiner tiefsten Geister vorenthält, von welchem ein Lessing gesagt hat: „Dieser große Mann müßte, wenn es nach mir gienge, keine Zeile vergebens geschrieben haben." *)

*) Seitdem hat das Verfahren der Preußischen Regierung auch im Auslande eine leider nur zu gerechte Würdigung gefunden. Das Institut von Frankreich hat dem Herausgeber der Leibnizschen Werke, Dr. Onno Klopp, öffentlich sein Bedauern ausgesprochen über die „unbegreiflichen" Schwierigkeiten, auf die seine verdienstliche Arbeit gestoßen. Man liest darüber in den öffentlichen Blättern folgendes:

Die Französische Presse hat von der auffallenden Maßregel Kenntnis genommen, kraft welcher es Herrn Onno Klopp, einem der bedeutendsten zeitgenößischen Geschichtsschreiber Deutschlands, unmöglich gemacht worden ist, seine Ausgabe von Leibnizens sämmtlichen Werken fortzusetzen.

Die Manuscripte befinden sich in der Bibliothek des Königs von Hannover, und in Folge der Sequestration, mit welcher das Vermögen Seiner Majestät belegt ist, sind sie wie alles übrige der Gewalt der Preußischen Regierung anheimgefallen. Man hätte glauben sollen, daß ein literarisches Werk des siebzehnten Jahrhunderts und von einem Werthe und einer Bedeutung, die niemand wird zu bestreiten wagen, nicht unter ein Verbot Berlins fallen

würde. Aber dem ist nun einmal so, und Herr von Bismarck hat einmal wieder gezeigt, wie er die Freiheit versteht.

Ein derartiger Act der Tyrannei konnte nicht unbemerkt bleiben, und das ganze Institut von Frankreich hat soeben nachstehenden Brief an Herrn Onno Klopp gerichtet:

Paris, 10. April 1869.

Mein Herr!

Das Institut hat die fünf ersten Bände von Leibnizens Werken, welche Sie demselben verehrt haben, mit Dank angenommen. Die Bände, welche Sie nach den Manuscripten dieses großen Mannes, welche in der Königlichen Bibliothek zu Hannover aufbewahrt werden, mit so großem Geschick veröffentlicht haben, sind für das Institut von Frankreich von einem hohen Interesse, denn dasselbe hat nicht vergeßen, daß Leibniz der „Alten Academie der Wißenschaften" als eines ihrer berühmtesten auswärtigen Mitglieder angehört hat.

Sollten nicht alle Erzeugnisse dieses fruchtbaren und gewaltigen Geistes sowohl dem Lande seiner Geburt, dem er als eine der größten Berühmtheiten angehört, als auch der ganzen Welt mitgetheilt werden, der er durch seine Arbeiten und Entdeckungen so große Dienste geleistet hat? Auch das Institut kann die Schwierigkeiten, welche Ihnen jetzt bei der Herausgabe von Leibnizens Werken entgegentreten, nur beklagen, ohne sie zu begreifen.

Indem das Institut Ihnen seinen Dank ausspricht für die Bände, welche Sie demselben übersandt haben, bedauert es mit Ihnen, mein Herr, die Unterbrechung eines so bedeutsamen Unternehmens, dessen Vollendung in gleichem Grade wünschenswerth wäre für die Ehre Deutschlands, wie im Interesse der gelehrten Welt.

Genehmigen Sie, mein Herr, u. s. w.

Der Präsident des Kaiserlichen Instituts.

Claude Bernard.

Die beständigen Secretäre der fünf Academieen des Instituts:

L. Elie de Beaumont. Villemain. Beulé. Dumas. Mignet. Guigniaut.

Vierzehnte Vorlesung.

Leibnizens Unionsbestrebungen und seine Stellung zu Kirche und Christenthum.

H. A. Wir kommen heute zu ernsten Fragen, wie sie der ernsten Zeit, in der wir stehen, der stillen Woche, angemeßen sind. *) Denn ich gedenke heute Leibnizens Unionsversuche und seine Stellung zu Kirche und Christenthum zu besprechen.

Beginnen wir mit den Unionsversuchen, so möchte ich einige allgemeine Bemerkungen voraufschicken über die Frage, in wie weit jene Zeit und insbesondere der hervorragendste Geist jener Zeit, unser Leibniz, geneigt, befähigt und berufen war, sich an der Lösung jenes kirchlichen Problems zu versuchen.

An einer Geneigtheit zu den Unionsbestrebungen fehlte es dem ganzen Zeitalter nicht. Beachten wir, in welcher Zeit Leibnizens Unionsversuche ihren Anfang nahmen. Schon in der Vorrede seiner ersten juristischen Schrift, Methodus nova jurisprudentiae, welche 1670 im Druck erschien, tritt seine Neigung zur Vermittlung des Kirchenfriedens hervor. Es war die Zeit, welche unmittelbar auf den dreißigjährigen Krieg folgte, jenen langwierigen, blutigen Religionskrieg, in welchem nicht nur Deutschland, sondern halb Europa alle seine Kräfte erschöpfte, um auch solche Fragen, welche nur mit dem Schwerte des Geistes gelöst werden können, mit der Gewalt der Waffen zu entscheiden. Nach der allgemeinen Anspannung war eine eben so allgemeine Abspannung eingetreten, die Gegensätze hatten sich abgestumpft und ein neues Geschlecht war herangewachsen,

*) Diese Vorlesung wurde am Montage vor Ostern gehalten.

welches jenen Glaubenseifer, der ein solches Feuer angezündet hatte, nicht mehr zu begreifen vermochte. Auf das theologische Jahrhundert, das mit Luthers Reformation begann, folgte ein, wenn auch nicht geradezu unkirchliches, doch mehr oder weniger unconfessionelles Zeitalter, dessen Grundton eine gewisse Toleranz ist, welche die unionistischen und reconciliatorischen Bestrebungen nährt und begünstigt. Selbst die Bekehrungen, die Uebertritte aus dem Protestantismus in die Römische Kirche, die wir häufig gerade bei einflußreichen Personen jener Zeit finden*), stimmen die Convertiten eher tolerant, als fanatisch. In fürstlichen Ehen und Familien mischen sich vielfach die kirchlichen Gegensätze. Zwar in Schweden nahm man an dem reformirten Bekenntnisse der Pfalzgräfin Sophie noch so starken Anstoß, daß, als sie sich weigerte, die Königskrone durch einen Confessionswechsel zu erkaufen, ihr der Eintritt in die Schwedische Königsfamilie von den Reichsständen verwehrt wurde, und in Hannover gestattete man ihr wenigstens auch keinen reformirten Hofprediger; aber in der fürstlichen Familie selbst nahm man an ihrer reformirten Confession nicht den geringsten Anstoß, und ohne Bedenken ließ Ernst August es geschehen, daß seine einzige Tochter, Sophie Charlotte, im Glauben ihrer Mutter, also in der reformirten Confession, erzogen wurde.

Dieser allgemeinen Richtung der Zeit folgte nun nicht nur Leibniz als ein Kind seiner Zeit, sondern ihm entsprach auch der Grundzug seines Wesens. Leibniz war ein universeller Geist, welcher überall das Ganze ins Auge faßte, und dessen Bestreben dahin gieng, auf allen Gebieten die geschichtlich ausgeprägten Gegensätze zu versöhnen. Demgemäß suchte er auch auf religiösem Gebiete eine Universalreligion, eine über die Unterschiede der Confession hinausgehende allumfaßende Kirche. Wie er die Außenwelt als ein Ganzes in seine Seele aufnahm und alle ihre einzelnen Erscheinungen mit einer Grundanschauung harmonisch zu durchdringen suchte, so erkannte er

*) Wir erinnern nur an einige Männer, die uns in diesen Vorlesungen begegnet sind, den kaiserlichen Bibliothekar Lambeccius, den Mainzischen Minister Boineburg, den Hannöverschen Hofbischof Steno, vor allem an den Herzog Johann Friedrich selbst.

auch in der Religion das heilige, gemeinschaftliche Band, welches alle Völker der Erde umschlingen und zu einem erhabenen Zwecke verbinden sollte. Darin liegt das wahre Moment der Unionsbestrebungen unsers Leibniz und seine relative Berechtigung, die wir nicht verkennen wollen; denn es giebt eine wahre Union, welche des wahren Glaubens schönster idealer Gedanke ist, und die lutherische Kirche, aus deren Schooße Leibniz hervorgegangen ist, hat trotz ihrer vielgeschmähten Exclusivität stets an diesem großen Reichsgedanken festgehalten, welcher das herzliche Anliegen und die stille Sehnsucht aller gläubigen Christenherzen ist. Die lutherische Kirche hat in der Vorrede ihres Grundbekenntnisses, der Augsburgischen Confession, aufs feierlichste bezeugt, daß sie sich zur Beilegung der kirchlichen Streitigkeiten und zur Versöhnung der confessionellen Gegensätze zu einem allgemeinen, freien, christlichen Concilium*) erbiete, an welches sie stets wegen dieser hochwichtigen Sache appellirt habe und dessen sie sich durch diese oder nachfolgende Handlung nicht zu begeben wiße, „davon wir hiermit öffentlich bezeugen und protestiren.“ Die lutherische Kirche ist die rechte Unionskirche, weil die Kirche der rechten Mitte, gleich weit entfernt von unkirchlichem Indifferentismus, wie von sectirerischer Engherzigkeit und Abgeschloßenheit. Das wird auch von unserm Leibniz anerkannt; denn wenn er sagt, das Lesen der theologischen Controversschriften habe nur dazu gedient, ihn in den gemäßigten Ansichten der Augsburgischen Confession zu bestärken, so liegt darin die Anerkennung ausgesprochen, daß die Ansichten der Augsburgischen Confession eben die gemäßigten sind, d. h. das rechte Maß und die rechte Mitte halten. Es war ganz in Leibnizens Sinne geredet, wenn sein Zeitgenoße, Ernst Valentin Löscher, der Vorkämpfer der lutherischen Rechtgläubigkeit, sich gegen alle falsche Einseitigkeit und Rechthaberei in folgender Weise ausspricht: „Wenn jemand über der Religion, auch über der wahren, hauptsächlich darum hält, weil es die

*) Als ein solches kann unmöglich das Concilium angesehn werden, welches in nächster Zeit in Rom zusammentritt und zu welchem auch die Protestanten eingeladen sind, aber in einer Weise, wie der Angeklagte aufgefordert wird, vor seinem Richter zu erscheinen, wie der verlorne Sohn ermahnt wird, in sein Vaterhaus „zurückzukehren.“

Partei gilt, bei welcher er sich einmal eingelaßen hat, weil seine Eltern, nächsten Freunde und Patrone es damit halten, weil seine Präceptores ihn dazu gewöhnt haben, weil es seinem Fleische und Blute wohl bei derselben gefällt, weil er widrigenfalls Schande vor der Welt davon hätte, weil der Staat sonst leiden würde, der hat ein sectirerisches Herz. Sectirerische Wege sind es, wenn man bittern Haß auf die Personen wirft, die unsrer Partei zuwider sind, und sie darum verfolgt und kränkt, wenn man sich mit Vorsatz in allen Stücken immer mehr von ihnen unterscheiden und absondern will." Von alle dem war nichts in unserm Leibniz. Weit entfernt von allem sectirerischen Wesen, behandelte er die kirchlichen Fragen nicht als eine Parteisache, sondern als eine allgemeine Reichsangelegenheit der ganzen Christenheit, und insofern war er ein echter Sohn der lutherischen Kirche.

Dennoch hatte kaum einer unter den hervorragenden Söhnen der lutherischen Kirche weniger innern Beruf und Befähigung zur Stiftung einer wahren Union, als unser Leibniz. Sehen wir auf seine natürliche Begabung, so tritt uns hier ein bedenklicher Mangel an kritischem Talente entgegen. Leibniz sagt selbst: „Es klingt wunderbar: ich billige fast alles, was ich lese; denn ich weiß wohl, wie verschieden die Dinge gefaßt werden können, und so begegnet mir, während ich lese, vieles, was den Schriftsteller in Schutz nimmt oder vertheidigt." Gewiſs eine liebenswürdige Eigenschaft, gegen die sich nichts einwenden läßt, wenn sie sich auf dem Gebiete der Empirie geltend macht, die aber sehr bedenklich wird, sobald es sich bei religiösen Controversen darum handelt, der Wahrheit und nur der Wahrheit die volle Ehre zu geben. Denn hier kommt es mehr, als irgendwo, darauf an, daß man „durch Gewohnheit geübte Sinne habe zum Unterschied des Guten und Bösen." (Hebr. 5, 14.) Ohne Zweifel ist eine Milde des Urtheils, die ihren Grund in einem Mangel an kritischem Scharfblick hat, nicht zur Hüterin der Wahrheit geeignet. Mit Recht sagt ein neuerer Beurtheiler unsers Leibniz: „Die großen Genies sind selten strenge Censoren. Sie sind zuviel mit sich selbst beschäftigt, um auf die Werke andrer nachdrücklich einzugehn, und neben der universalistischen Denkweise, die nichts ganz ausschließen möchte, ist

es zugleich ein großartiger Egoismus, der diese Genies gegen andere mild macht und ihren Tadel besänftigt. Sie haben es, wie die Könige, leicht, liebenswürdig zu sein." Auch Leibniz wurde es bei seiner außerordentlichen Originalität und Selbständigkeit schwer, sich nachdrücklich und gründlich mit den Anschauungen andrer, und wenn es auch die seiner eignen geistlichen Mutter, der lutherischen Kirche, waren, zu beschäftigen, und seine universalistische Denkweise machte es ihm fast unmöglich, irgend eine Schranke, und wäre es auch die berechtigtste, anzuerkennen und zu ertragen.

Machte aber schon Leibnizens natürliche Begabung ihn wenig geeignet, mit scharfem Blick für das Wahre wie für das Falsche und zugleich mit liebevollem Verständnisse für berechtigte Eigenthümlichkeiten die Rolle eines wahren Vermittlers zu spielen, so müßen wir noch mehr Bedenken tragen, ihn für einen competenten Richter in geistlichen Fragen zu halten, wenn wir seinen eignen religiösen und kirchlichen Standpunkt ins Auge faßen.

Leibniz war ein großer christlicher Denker, der, wie er selbst zu wiederholten Malen bekennt, sein Hauptabsehn auf die Ehre Gottes und das Beste des menschlichen Geschlechts gerichtet hatte; aber daraus folgt noch nicht, daß er ein erfahrener Christ war, der geistliche Dinge geistlich zu richten verstand. Er war ein Philosoph, aber kein Theologe, wenigstens nicht in dem Sinne, in welchem die Alten sagten: pectus facit theologum; und wenn seine Philosophie auch nicht mit jener losen Verführung nach der Menschen Lehre und nach der Welt Satzungen zu identificiren ist, vor welcher S. Paulus die Colosser warnt (2, 8), sondern in ihren Grundzügen mit der christlichen Weltanschauung vollkommen harmonirte und sich mit den positiven Lehren der Offenbarung und mit den Dogmen der Kirche zu verständigen bemüht war, so folgt daraus mit nichten, daß der große Denker und Philosoph ein wahres inneres Verständnis der göttlichen Wahrheit zur Seligkeit besaß. Vielmehr wird man bei allen anerkennenswerthen Bestrebungen dieses wahrhaft wohlgesinnten Mannes für Kirche und Christenthum wieder und immer wieder an die Worte des Erlösers erinnert: „Ich preise dich, Vater und Herr Himmels und der Erde, daß du

solches den Klugen und Weisen verborgen hast und hast es den Unmündigen geoffenbaret.“ (Matth. 11, 25.)

Leibniz gehörte nicht zu den Unmündigen, und wollte nicht zu ihnen gehören. Er war nicht geistlich arm, und trotz einer gewissen natürlichen Kindlichkeit seines Wesens konnte er seine Vernunft nicht gefangen nehmen unter den Gehorsam des Glaubens. Daran hinderte ihn schon sein Ehrgeiz und sein stark ausgeprägtes Selbstbewußtsein. Leibniz gehörte vielmehr zu den Klugen und Weisen. Es fehlte ihm das Heilsbedürfnis und die Heilserfahrung, und seine Unionsversuche giengen keineswegs aus Drang des Gewißens hervor. Beachtenswerth ist in dieser Beziehung ein Zug, den uns Eckhard aus Leibnizens letzten Stunden berichtet. Als nämlich seine Umgebung sah, daß es mit seinem Leben bald zu Ende gehn würde, fragte ihn sein Diener, ob er nicht das h. Abendmahl nehmen wollte. Und was antwortete der sterbende Philosoph? „Er habe nichts zu beichten; denn er habe niemand etwas zu Leide gethan.“ Es ist fast unbegreiflich, daß ein Mann wie Leibniz, dem es wenigstens an christlicher Erkenntnis nicht fehlte, der selbst ein systema theologicum geschrieben und der wißen mußte, daß es sich in der Beichte nicht bloß um grobe Kränkungen und Beleidigungen des Nächsten handelt, es ist fast unbegreiflich, sage ich, daß ein solcher Mann eine so triviale Antwort geben konnte, wie sie nur die größte geistliche Roheit und der selbstgerechteste Pharisäismus zu geben pflegt. Ja, wenn man Eckhards keineswegs makellose Persönlichkeit ansieht, und bedenkt, daß derselbe sich vielfach als Leibnizens heimlicher Tadler und Antipode zu erkennen giebt, so sollte man an der Wahrheit des Eckhardschen Berichtes zu zweifeln anfangen. Doch stimmt dieser Zug nur zu gut mit dem, was uns derselbe Eckhard von Leibnizens kirchlicher Stellung in der letzten Zeit seines Lebens überhaupt erzählt. „Er gieng wenig oder gar nicht in die Kirche,“ schreibt Eckhard, „und communicirte sehr selten. Wenigstens in neunzehn Jahren, die ich ihn gekannt, weiß ich nicht, daß ers gethan. Nur wie die Pest in Wien war, hat er das Abendmahl auf Zureden seines Kutschers sich geben laßen. Die Prediger schalten deswegen oft öffentlich auf ihn (was man so schelten nennt!): er blieb aber bei seiner Weise. Gott weiß, was er für Motive dazu hatte!“

Wenn wir nun auch der Herzogin von Orleans rechtgeben, die mit Beziehung auf den Eckhardschen Bericht, der für sie abgefaßt war, sagt: „Gewohnheit ist keine Gottesfurcht, und das Abendmahl als Gewohnheit betrachtet hat keinen moralischen Werth, wenn das Herz von edlen Gesinnungen leer ist"; „die Priester konnten ihn nichts lehren, er wußte mehr, als sie" — so beweist doch jedenfalls die Thatsache seiner Fernhaltung von Kirche und Abendmahl und mehr noch sein letztes Bekenntnis: „ich brauche nicht zu beichten, denn ich habe niemand etwas zu Leide gethan," daß von persönlichem Heilsbedürfnis bei Leibniz wenigstens nichts zu sehen gewesen ist. Wie ganz anders stand in dieser Beziehung Newton, Leibnizens großer Nebenbuhler, da. Als Newton eines Tages zum Fenster hinaussah und einen großen Zusammenlauf von Menschen bemerkte, fragte er nach der Ursache. Man sagte ihm, daß ein Verbrecher hingerichtet werden sollte, und in demselben Augenblicke fielen seine Augen auf den armen Sünder, der zur Richtstätte geleitet wurde. Von dem Anblicke an seine eigne Unwürdigkeit gemahnt, rief der große Mathematiker aus: „Da geht Newton!" Dagegen hatte unser Leibniz leider die Tiefen des menschlichen Herzens nicht ergründet und am wenigsten kannte er sein eignes Herz. Er hatte alle Erkenntnisse: nur eine fehlte ihm, eine gründliche Selbsterkenntnis. Er wußte nicht, wenigstens mit seinem Herzen, daß er vor Gott ein armer Sünder war, und darum konnte er auch die welterlösende Kraft des Evangeliums nicht an seinem eignen Herzen erfahren. Es soll nicht geleugnet werden, daß Leibniz die Deutschen National- und Kirchenangelegenheiten wie wenige auf dem Herzen trug, und daß auch seine Unionsversuche in bester Absicht gemacht wurden. Aber das Christenthum war ihm keine Erfahrungssache, und seine Unionsversuche waren ihm nicht Gewißenssache, sondern eine Sache des wißenschaftlichen Verstandes oder der berechnenden politischen Klugheit. Sie waren für ihn am Ende, trotz aller guten Absichten dabei, ein interessantes Problem, das mit seiner Pasigraphie oder Weltschrift auf gleicher Stufe stand. Der Mann, der die Rechenmaschine erfunden hatte, glaubte auch durch bloße Speculation das Problem der Wiedervereinigung aller kirchlichen Parteien lösen zu können, und wie ihm seine Pasigraphie ein Mittel sein

sollte, de raisonner en calculant, so glaubte er auch durch einen vernünftigen Calcul die Wiedervereinigung der getrennten Confessionen zu Stande zu bringen. Er hat viel Nachdenken und großen Fleiß auf diesen Calcul verwandt, aber er ist damit eben so wenig zu Stande gekommen, wie mit seiner allgemeinen Characteristik oder Weltschrift.

Uebrigens war damals überhaupt die Zeit, in welcher die mathematischen Wißenschaften sich mit Macht Geltung verschafften. Ein Pascal in Frankreich, ein Newton in England, ein Leibniz in Deutschland errangen außerordentliche Erfolge auf diesem Gebiete, und die Mathematik machte ihren Einfluß auf allen Gebieten, auch auf dem der Theologie und der Moral geltend. Leibnizens Lehrer, Erhard Weigel, welcher Professor der Mathematik in Jena war, schrieb eine Tugendschule, worin er die Zahlenlehre auf die Moral anwandte, und viele hervorragende Theologen setzten ihren Ruhm darein, tüchtige Mathematiker zu sein. Nicht bloß der gelehrte Superintendent von Jeinsen und sein Freund der berühmte Abt von Loccum hatten eine Professur der Mathematik in Rinteln bekleidet, ehe sie zu kirchlichen Aemtern berufen wurden, sondern auch der berühmte katholische Theologe Anton Arnaud, an welchen Leibniz schon von Mainz aus seine Briefe über die Wiedervereinigung der Kirchen richtete, war ein eben so großer Kenner der Mathematik, als der katholischen Dogmatik.

Dieser mathematische Grundzug der Zeit, wonach man religiöse Wahrheiten wie mathematische Beweise „demonstriren" zu können glaubte, trieb dann ganz von selbst Theologen und Nichttheologen dahin, Formeln zu suchen, durch welche der Unterschied der Confessionen, unbeschadet des Gewißens, wie Molanus schreibt, unbeschadet der Wahrheit, unbeschadet der Meinung der Kirchenlehrer beider Parteien, unbeschadet endlich der Grundsätze beider Kirchen ausgeglichen werden könnte. Daß die Erfindung solcher Formeln eben so schwer sei, als die Kunst des Goldmachens oder die Quadratur des Zirkels, davon hatte man keine Ahnung,*) und eben dies ist Beweis genug, daß der ganzen

*) Anders der Baron von Blum, Böhmischer Oberappellationsrath und Römischer Convertit, welcher 1692 an den Landgrafen Ernst von Hessen-

Zeit, wie den einzelnen Kindern derselben, die Fähigkeit und der Beruf zu einer wahren Union gänzlich abgieng.

Dennoch war die Unionsfrage damals eine Lieblingsfrage aller hervorragenden Geister, und lag gleichsam in der Luft jener Zeit. Auch Leibniz ergriff dies Problem mit jenem Eifer und jener Ausdauer, womit er jede ihm gestellte Aufgabe in Angriff nahm. Denn was für eine Zeitfrage hätte es geben können, welche Leibniz nicht berührt hätte? Welches wichtige Problem hätte auftauchen können, an dessen Lösung sich Leibniz nicht betheiligt hätte? Dazu war ihm durch seine persönlichen Lebensführungen gerade diese Sache besonders nahe gerückt, wie sie ihm seiner ganzen Geistesanlage nach innerlich nahe lag. Fast überall, wo Leibniz wirkt, findet er sich von Verhältnissen umgeben, die auf eine Ausgleichung der verschiedenen Confessionen hinweisen. Das gilt namentlich von den drei wichtigsten Punkten seiner Laufbahn: Mainz, Hannover und Berlin.

Ein Convertit, der Baron von Boineburg, war es, der Leibniz am Hofe des katholischen Kurfürsten in Mainz einführte. Ein Convertit war auch der Fürst, in dessen Dienste Leibniz sodann in Hannover trat, der Herzog Johann Friedrich. Der Nachfolger desselben, Ernst August, gehörte zwar der lutherischen Kirche an, aber die an ihm gepriesene Toleranz gieng so weit, daß er seine einzige Tochter in der reformirten Confession erziehen ließ, und seine vielen Reisen in Italien hatten viel dazu beigetragen, daß das confessionelle Bewußtsein bei ihm sehr abgeschwächt war. Leibniz selbst schreibt darüber

---

Rheinfels schreibt: „Wie aus dem letzthin mir gnädigst communicirten Leibnizischen Schreiben sehe, ist derselbe (Leibniz) noch immer der Meinung, es könne eine Vereinigung zwischen den Katholischen und ihnen geschehen, auf die Art, wie er solche verschiedentlich entworfen; es wird aber solche weder von Katholischen noch Protestirenden angenommen werden. Ich möchte es von Herzen wünschen, daß es practicirlich wäre; je mehr ich es aber betrachte, desto weniger kann ich ein Mittel finden, sehe auch, daß alle Vorschläge der vorigen Concordisten fast umsonst gewesen. Daß die Katholischen sollten von dem Concilio Tridentino abstehn, daran ist nicht zu denken. Daß einige vornehme Doctores ganz milde Interpretationen obgedachtem Concilio gegeben, ist nicht dahin angesehn, als wollten sie solches alteriren, sondern allein um den Protestirenden den Weg zu facilitiren, damit sie sich demselben unterwerfen möchten." Commerc. epistol. Leibnitii von Feder pag. 33.

an den Landgrafen Ernst von Rheinfels: „Es sind fast allein die Herzöge von Braunschweig-Lüneburg, die sich von den Vorurtheilen losgerißen haben durch Reisen und Umgang. Wie die Italiener und Spanier eine seltsame Meinung von den Protestanten haben, eben so haben auch diejenigen unter den Protestanten, die nicht hinreichend Verkehr mit den verständigen Katholiken gehabt haben, kein beßeres Urtheil über diese. Daher kommt es, daß ein jeder nur das wahre oder scheinbare Böse bei seinen Gegnern bemerkt, ohne auf das Gute acht zu haben: man kennt sich gegenseitig nur von der Seite, welche diejenigen Leute sehen laßen wollen, die alles, auch das unschuldigste, vergiften.“ Jedenfalls war also Leibnizens neuer Herr ein Mann, der über die confessionelle Schranke hinwegsah, oder, um mit Leibniz zu reden, ein Mann ohne „Vorurtheil.“ Und während Ernst August und die übrigen Mitglieder des Welfenhauses, in dessen Dienste Leibniz sein Leben verzehrte, äußerlich wenigstens der lutherischen Kirche angehörten, war die Kurfürstin Sophie, Leibnizens intime, langjährige Freundin, ein Mitglied der reformirten Kirche. Eben diese reformirte Kirche trat ihm außerdem an dem Hofe entgegen, mit welchem Leibniz durch Sophiens Tochter, Sophie Charlotte, je länger je mehr in nahe Verbindung trat, am Hofe zu Berlin. So sind selbst die persönlichen Verhältnisse, in welchen Leibniz steht, so beschaffen, daß sie ganz von selbst auf eine Ausgleichung der kirchlichen Gegensätze hindrängen. Leibniz tritt zu Mainz in den Dienst eines katholischen Kirchenfürsten und lebt im vertrauten Umgange mit einem Staatsmanne, der sich vom Lutherthum zum Katholicismus gewandt hat. Er findet in Hannover ein lutherisches Land und einen katholischen Fürsten, dessen Nachfolger lutherisch ist und sich eine reformirte Gemahlin wählt. In Berlin dagegen findet er einen völlig reformirten Hof, der, vom Lutherthume abgefallen, einem durchweg lutherischen Lande gegenübersteht und sich deshalb schon mehre Generationen hindurch bemüht hat, die Kluft, welche beide trennt, durch eine künstlich gemachte Union auszufüllen. Damit sind auch für Leibniz die kräftigsten Motive gegeben, auf Ausgleichung der kirchlichen Gegensätze hinzuarbeiten.

Und noch auf ein anderes Motiv müßen wir hinweisen, dessen Mitwirkung nicht unterschätzt werden darf. Leibniz ist

Philosoph und erfindungsreicher Denker. Er ist aber auch Staatsmann und Politiker, und auch bei seinen Unionsbestrebungen hat die Politik eine große Rolle gespielt.

Der große kirchliche Gegensatz, der in der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts entstanden war und dann in dem Tridentinischen Concile katholischerseits und in der Concordienformel lutherischerseits seinen Abschluß gefunden hatte, hatte in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts die blutigen Früchte des dreißigjährigen Krieges getragen. Der Westfälische Friede hatte mit dem Kriege auch den religiösen Zwiespalt wenigstens so weit beendigt, daß den Protestanten die Duldung ihrer Lehre und Kirche verbürgt war. Aber es fehlte viel, daß damit der religiöse Friede wirklich und auf die Dauer gesichert gewesen wäre. Die innere Glaubenstrennung blieb, und wie leicht konnte dieselbe sich wieder zu einer religiösen Zwietracht steigern, welche mit dem Frieden auch die Sicherheit des Reiches gefährdete. Wer daher wie Leibniz für die Erhaltung des Westfälischen Friedens und die Sicherheit des Reiches ernstlich strebte, mußte nothwendig darauf denken, auch den religiösen Frieden tiefer zu begründen. Hier ist das politische Motiv, aus dem in der Zeit nach dem Westfälischen Frieden die Reunionsbestrebungen hervorgehen. Leibniz selbst hebt es zu wiederholten Malen hervor, daß die politische Lage Deutschlands eine Wiedervereinigung der getrennten Kirchenparteien gebieterisch fordere. Er beschwert sich nicht selten bitter darüber, daß die confessionellen Gegensätze in Deutschland im Interesse der Politik aufs unverantwortlichste ausgebeutet würden, daß man den Protestanten weismachte, der Kaiser wollte den Protestantismus auch in Norddeutschland mit Gewalt unterdrücken, wie er es in seinen Erblanden gethan, und daß der König von Frankreich, wiewohl er daheim die Protestanten mit Feuer und Schwert verfolgte, sich zu ihrem Schutzherrn in Deutschland aufwürfe. Leibniz sah die offne Wunde Deutschlands, wie er die Kirchenspaltung einmal nennt, und er sah sie nicht nur, sondern er empfand sie schmerzlich. Darum wollte er sie gern heilen, um ein in dieser Beziehung einiges Deutschland herzustellen. Waren das auch edlere politische Motive, als sich bei denen fanden, welche jene Wunde in ihrem Interesse offen zu erhalten bemüht waren,

so waren es doch immer politische Motive. Wir dürfen diesen Gesichtspunkt bei der Beurtheilung der Leibnizischen Unionsversuche nicht aus dem Auge laßen; denn derselbe giebt uns einen Hauptgrund ihres Mislingens an die Hand und bestätigt uns den Erfahrungssatz, daß die Einmischung der Politik in die Angelegenheiten der Kirche dieser noch nie Segen gebracht hat.

Ehe ich es nun versuche, Ihnen über den Gang der Unionsverhandlungen einen kurzen Ueberblick zu geben — denn eben auf einen Ueberblick muß ich um der Kürze der Zeit willen mich beschränken — kann ich nicht umhin, gleich von vornherein noch auf einige Schwächen dieser Unionsversuche aufmerksam zu machen, wodurch dieselben sich selbst als falsch characterisiren.

Die erste Verkehrtheit besteht darin, daß Leibniz und seine Gesinnungsgenoßen wähnten, das Unionswerk könnte bloß durch den guten Willen der Fürsten zu Stande gebracht werden. So schreibt Leibniz in der Widmung seiner Methodus nova an den Kurfürsten von Mainz: „Es ist wahrlich ein größeres Werk, Federn, als Waffen zur Ruhe zu bringen. Aber nichts ist unmöglich, wenn die Gemüther der Mächtigen einstimmig sind, sie bedürfen nur eines Führers.“ Hier wird also, was, wenn es Werth haben soll, nur ein Werk des h. Geistes sein kann, als ein bloßes Menschenwerk, als ein Werk der Fürsten hingestellt. Es ist ferner von einer Einstimmigkeit der Gemüther der Mächtigen die Rede; aber nach dem Volke, nach der großen Masse derer, die unirt werden sollten, wird nicht gefragt. Nur die Fürsten haben bei dieser Angelegenheit, die doch wahrlich jeden Bürger und Bauer ebenso viel angeht, als das Oberhaupt des Staates, eine Stimme, das Volk kommt gar nicht in Betracht. Das Volk war auch gar nicht unionistisch gesinnt. Es wußte nichts von Union und wollte nichts davon wißen, und mit noch größerem Rechte, als ein Professor der Kirchengeschichte von der neupreußischen Union gesagt hat, sie sei allein von dem Könige von Preußen „aufs Tapet gebracht,“ kann man von den Unionsversuchen, denen Leibniz das Wort redete, sagen, daß sie allein von den Fürsten und einigen Hoftheologen und Hofphilosophen ausgeheckt und angezettelt waren.

Eine zweite Verkehrtheit besteht darin, daß Leibniz zu wieder-

holten Malen so thut, als ob eigentlich zwischen der protestantischen und katholischen Kirche einerseits und zwischen der lutherischen und reformirten Confession andrerseits ein wesentlicher Unterschied gar nicht bestände. Es sind darum lauter unselige Misverständnisse, welche an der Kirchentrennung Schuld sind. „Der Streit über das Abendmahl," schreibt er einmal, „kommt daher, daß einer den andern nicht versteht." Und ein anderes Mal: „Was ist wohl jemals mit mehr Hitze von allen Seiten verfolgt worden, als die Materie von der Prädestination und was ihr anhängig? Und gleichwohl hat ein großer Politiker recht gesehen, nämlich, daß einer den andern nicht verstehe, daß aller dieser Zank vom Misbrauch der Worte komme, kurz, daß in der That der Unterschied gering und zum wenigsten nicht fundamental sei." Das heißt denn freilich die Sache sich leicht machen, aber nicht an einer wahren Union arbeiten, die auf dauerndes Gedeihen Anspruch machen kann. Auch zu Luthers Zeit schützten die Unionisten nicht selten vor: man sei eigentlich ganz und gar einer Meinung, aber man habe sich nicht verstanden; der Streit sei eigentlich nur ein Streit um Worte. Allein Luther versicherte immer, seine Gegner vollkommen verstanden zu haben, ja sie beßer zu verstehn, als sie sich selbst verständen, und selbst die Wittenberger Concordia vom Jahre 1536, in welcher den Worten nach ein gemeinsames Bekenntnis der Wahrheit hergestellt war, lieferte durch ihr Scheitern den Beweis, wie sehr die Ueberzeugungen in der That auseinandergiengen. Dennoch nahmen Leibniz und seine Gesinnungsgenoßen nicht selten wieder ihre Zuflucht zu der Ausrede, man habe sich nicht verstanden.

Damit hängt denn ein dritter Vorwurf zusammen, der auch unserm Leibniz, wie so manchen andern Unionisten, nicht völlig erspart werden kann, nämlich der Vorwurf, daß Diplomatie und Accommodation oft den Sieg über die Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit davon getragen haben. Wir haben vorhin gehört, daß die kräftigsten Motive zu Leibnizens Unionsbestrebungen in den Eindrücken und Einflüßen lagen, die er von außen empfing, namentlich von den Fürsten, denen er diente, und von den Fürstenhöfen, an denen er lebte. Damit ist denn auch schon auf die Gefahr hingewiesen, welche in diesen Motiven liegt,

nämlich auf die Gefahr, sich der Menschengefälligkeit und dem Eigennutz, der Rücksicht auf einflußreiche Personen und politische Verhältnisse und nicht einzig und allein dem christlichen Wahrheitsdrange und Gemeinschaftstriebe zu Dienste zu stellen. Ob Leibniz dieser Gefahr immer entronnen ist, steht sehr zu bezweifeln.

So viel aber ist gewiſs, daß diese Unionsversuche niemand befriedigen können, der lebendig in der Lehre und dem Bekenntnis der Kirche steht. Vielmehr kann es nur ein kläglicher Eindruck sein, den auf jedes lebendige Kirchenglied die Bemühungen eines Mannes machen, der die tiefsten Gegensätze des Gewißens versöhnen will, und schließlich beweist, daß in seinem eignen Gewißen weder der Katholicismus noch der Protestantismus eine Stätte hat.

Doch wenden wir uns zu dem Verlaufe dieser Unionsbestrebungen.

Schon in Mainz wurde Leibniz von den dortigen Staatsmännern mit der Idee der kirchlichen Reunion bekannt gemacht, und er befreundete sich bald mit ihr. Namentlich war es Boineburg, der diese Idee im Zusammenhange der Mainzischen Politik verfolgte und auch seinen gelehrigen Schüler, unsern Leibniz, dafür zu gewinnen wußte. Leibniz schrieb in Mainz schon theologische Demonstrationen zu diesem practischen, kirchlich-politischen Zwecke. Er wollte in diesen Demonstrationen die wichtigsten streitigen Glaubenspunkte in ein solches Licht setzen, daß die verschiedensten theologischen Ansichten und Parteien damit übereinstimmen könnten. Aus einem Briefe an den Herzog Johann Friedrich vom November 1671 sieht man deutlich, welche Ziele Leibniz verfolgte und auf welchem Wege er sie zu erreichen hoffte. „Meine Intention," sagt er, „ist die gewesen, zu versuchen, ob etwa mit guter Manier und verständiger Sanftmuth von den verschiedenartigen Theologen, von katholischen, evangelischen, reformirten, Remonstranten und sogenannten Jansenisten Judicia zu erlangen wären, und dadurch wenigstens dieses erhalten werden könnte, daß, wo sie nicht alles billigten, sie dennoch bekennten, daß nichts darin zu finden, so verdammlich oder dem also lebenden und sterbenden an seiner Seligkeit schädlich wäre. Welches gewiſslich ein schöner Grad zu einer

größeren Annäherung und Einigkeit wäre, wenn in einer so wichtigen und schweren Sache dergleichen Specimen zu bewirken wäre. Es müßten aber die, so judiciren sollen, weder den Autor und dessen Religion, noch die Intention der Mitcensoren wißen, und jeder der Meinung sein, daß es von einem seiner Partei komme." Man erkennt den Zweck: Leibniz will durch seine Schrift das zustimmende Urtheil der stimmführenden Theologen gewinnen und dadurch für die verschiedenen kirchlichen Bekenntnisse und Richtungen einen Einigungspunkt gewinnen. Aber man erkennt auch, daß Leibniz dabei mehr auf diplomatische Künste als auf die Macht der Wahrheit baut. Er will die Gutachten gewissermaßen erschleichen; darum verbirgt er sich und seinen theologischen Standpunkt. Es ist nur zu verwundern, daß ein Mann, wie Leibniz, sich von einer derartigen Thätigkeit irgend welchen Erfolg versprechen konnte. So hören wir denn auch nicht, daß die theologischen Demonstrationen, über welche Leibniz an Johann Friedrich berichtet, irgendwie in den Gang der Dinge wirksam eingegriffen hätten.

Indessen war es nicht bloß Leibniz oder der Mainzer Hof, der die Idee der Reunion ins Leben zu führen wünschte, sondern die beiden höchsten Mächte, Papst und Kaiser, verfolgten dasselbe Ziel. Die Glaubenstrennung öffnete das Reich dem Einfluße Frankreichs; die Reunion, meinte man, würde im Stande sein, diesem Einfluße vorzubeugen und das Reich nach innen zu stärken und zu sichern. Schon deshalb lag es im kaiserlichen Interesse, das Werk der Wiedervereinigung zu fördern. Und ebenso konnte es dem Machtinteresse der katholischen Kirche nur willkommen sein, die Protestanten wiederzugewinnen unter Bedingungen, welche, mochten beiderseitig noch so viele Concessionen gemacht werden, doch die oberste Geltung des Papstthums als Axiom festhielten. Diese einfache Betrachtung der politischen Lage erklärt es hinlänglich, warum wir Kaiser und Papst auf Seiten der Reunion, dagegen das Französische Interesse und den Gallicanismus auf der Gegenseite finden werden. Mächtige Beweggründe politischer Art arbeiten für und gegen das Werk der kirchlichen Wiedervereinigung, welches unter dieselben Gegensätze fällt, welche die politischen Interessen der ganzen Zeit beherrschen, unter die Gegensätze der Oester-

reichischen und Französischen Macht, der Römischen und Gallicanischen Kirche.

Das nächste Interesse, innerhalb des Deutschen Reiches den Frieden und die Sicherheit durch eine Versöhnung der großen kirchlichen Gegensätze zu befördern, hatte der Kaiser. Von ihm wurde mit der Führung dieser Angelegenheit ein Mann beauftragt, der viele Jahre hindurch als kaiserlicher Agent in dieser Sache den größten Eifer an den Tag gelegt hat. Dieser Mann war Royas de Spinola, der Beichtvater der ersten Gemahlin des Kaisers Leopold I., der von diesem die Vollmacht empfieng, in Ungarn und im Deutschen Reiche für die Wiedervereinigung der beiden Kirchen zu wirken. Spinola, ein Mitglied des Franziscanerordens, war erst Bischof von Tina in Croatien, später Bischof von Neustadt bei Wien. Er wirkte zugleich als Diplomat und als Missionar, und betrieb die Sache der Reunion nicht bloß als ein kaiserliches Geschäft, sondern als Liebhaberei und Lebensaufgabe. Im Jahre 1661 schon beginnt er seine Reunionsreisen. Auf denselben ist er fünfmal in Hannover gewesen, das erste Mal 1676, das zweite Mal 1683, wo er mit Leibniz zusammentraf. Jenes Mal durfte Spinola in Hannover einen für die Reunionsidee besonders empfänglichen Boden zu finden hoffen. Das Land war lutherisch; der Herzog Johann Friedrich aber, obwohl er politisch auf Seiten Frankreichs stand, als Convertit der Reunionsidee besonders geneigt. Aber auch bei seinem Nachfolger konnte diese Geneigtheit vorausgesetzt werden. Ernst August, obwohl lutherisch, war kaiserlich gesinnt und begehrte obendrein die Kurwürde. In der That war er den Plänen des kaiserlichen Agenten Spinola fast noch günstiger, als sein Bruder. Aber nicht nur die beiden fürstlichen Brüder, welche nach einander in Hannover regierten, sondern auch die fürstlichen Frauen des dortigen Hofes nahmen an den Reunionsplänen und Bestrebungen eifrigen Antheil, sowohl Benedicta, als Sophie, jene als Wittwe, diese als regierende Herzogin. So geschah es, daß Hannover, namentlich unter Ernst August, ein Centralpunkt für die kaiserlichen Reunionspläne und ein Anziehungspunkt für Spinola wurde, der immer wieder nach Hannover zurückkehrte, bis andre politische und dynastische Interessen, namentlich die

Aussicht auf die Thronfolge in England, den katholisirenden Unionsbestrebungen für immer in den Weg traten.

Ein zweiter Mittelpunkt für Spinolas Pläne war das Französische Kloster Maubuisson, dessen lebenslustige Aebtissin, die Prinzessin Luise Hollandine, eine Schwester der Kurfürstin Sophie war. Sie war in abenteuerlich-romantischer Weise aus dem Haag nach Frankreich geflohen und hier von ihrer Schwägerin Anna Gonzaga, einer Prinzessin von Mantua, zur Römischen Kirche bekehrt, nachdem ihr jüngerer Bruder Eduard, der Gemahl derselben, ihr vorangegangen. Durch den Eifer der Anna Gonzaga waren also bereits zwei Bekehrungen im Pfälzer Hause gelungen. Jetzt sollte die dritte versucht werden, die der Herzogin Sophie von Hannover, durch die man auch deren Gemahl Ernst August zu gewinnen hoffte. Man kannte den Einfluß, den Leibniz auf die Herzogin ausübte. Er war der geistig bedeutendste Mann am Hofe von Hannover und die Seele des geselligen Kreises, den die Herzogin in Herrenhausen um sich sammelte. So wurde Leibniz selbst ein Ziel jener Bekehrungsversuche, die von Maubuisson ausgiengen, und bei denen namentlich Frau von Brinon, früher Oberin des Stifts von St. Cyr, jetzt weiblicher Secretär der Aebtissin von Maubuisson, eine Rolle spielte. Was der Sache ein nachhaltiges Interesse gab, war die Theilnahme zweier berühmter Männer, welche untereinander und mit den Frauen im Kloster von Maubuisson sehr befreundet waren. Der eine war Bossuet, der angesehenste Prälat am Hofe Ludwigs XIV., der erste Theologe und kirchliche Redner des damaligen Frankreich, seit 1668 Bischof von Corban, seit 1681 Bischof von Meaux. Der andre war Pelisson, Historiograph des Königs, Academiker und Hofmann, ein geborner Hugenotte, der aber seit seiner Conversion als Schriftsteller für die Bekehrung der Französischen Calvinisten wirkte.

Wer die Geschichte der Reunionspläne jener Zeit genau verfolgen will, muß diese beiden Centralpunkte wohl im Auge behalten, die Kreise von Maubuisson und Hannover: dort die Aebtissin, Anna Gonzaga und die Brinon im Bunde mit Bossuet und Pelisson; hier vorzugsweise die Herzogin Sophie und Leibniz. Die Brinon läßt es sich angelegen sein, die Beziehungen

und den brieflichen Verkehr ihrer beiden gelehrten Freunde mit Leibniz zu vermitteln und, sobald ein Stillstand einzutreten droht, wieder von neuem anzuregen. Auch als Anna Gonzaga im Jahre 1684 gestorben und von Bossuet in einer Trauerrede gefeiert war, setzte die Brinon ihre Bekehrungsversuche mit der Herzogin von Hannover fort. Sie schrieb Briefe über Briefe; aber Sophie, welche es früher verschmäht hatte, durch den Uebertritt zur lutherischen Kirche eine Königskrone zu erkaufen, blieb auch jetzt fest gegenüber den Lockungen des Katholicismus, denen sie die Greuel der Bartholomäusnacht, die Pulververschwörung, die Ermordung Heinrichs IV. entgegenhielt. Die Sache endete zuletzt mit einer entschiedenen Absage von Seiten der Kurfürstin Sophie, welche taub blieb selbst gegen die Beredsamkeit eines Bossuet. Wie sich aus dem Gesagten ergiebt, wollte man von Maubuisson aus die Wiedervereinigung beider Kirchen durch den Uebertritt der Protestanten erwirken, und als später Bossuet selbst in die Reunionsgeschichte eingriff, machte er, den Uebertritt fordernd, den doctrinär-katholischen Standpunkt so geltend, daß die Sache der Reunion an seiner Redlichkeit nothwendig scheitern mußte.

Inzwischen wurde Bossuets Name und Ansehn in die Reunionsfrage verflochten, noch bevor er in die Verhandlungen selbst eingriff. Man hatte nämlich eine dogmatische Grundlage nöthig, auf der man sich verständigen könnte, und dazu hatte Spinola Bossuets berühmte, vom Papste gebilligte Exposition de la foi genommen. Dieses Buch wurde nun auf einer der Reunionsfrage gewidmeten Conferenz zu Grunde gelegt, welche zu Hannover, das für die Thätigkeit Spinolas eine Art Operationsbasis bildete, von Ernst August zusammenberufen wurde. An der Spitze dieser Conferenz stand der Hannoversche Kirchenregent Molanus, ihm zur Seite der Hofprediger Barkhausen aus Osnabrück und die beiden Helmstedter Theologen Calixtus junior und Meyer.*) Leibniz war bei den Reunionsverhandlungen nicht eigentlich als Geschäftsführer, sondern als Vermittler, Rathgeber und Diplomat thätig. So gelang es denn auch wirklich, für eine kurze Zeit eine gewisse Annäherung

*) Auf der Landesuniversität Helmstedt hatte der Geist des syncretistischen ältern Calixtus immer mehr die Alleinherrschaft gewonnen.

zu Stande zu bringen. Spinola schrieb seine Regeln zur kirchlichen Vereinigung aller Christen, und Molanus entwarf seine Methode, wie die kirchliche Einheit zwischen den Römischen und protestantischen Christen wiederherzustellen sei. Man kam sich in diesen Entwürfen soweit als möglich entgegen, und niemals haben die beiden Parteien einander so nahe gestanden, als in diesem Zeitpunkte, wo Spinola und Molanus in jenen Schriften ihre Gedanken austauschten, die sich in den Hauptsachen berührten. Dagegen zeigen die späteren brieflichen Verhandlungen zwischen Leibniz und Bossuet die zunehmende Entfremdung und machen zuletzt die Unausfüllbarkeit der Kluft deutlich. Die Geschichte der Annäherung fällt in die Zeit von 1680—90, die der zunehmenden Entfernung in den Zeitraum von 1690—1700. Im Jahre 1700 wurde der Sitz der Reunionsverhandlungen nach Wien verlegt, und die letzten Aussichten auf Erfolg waren damit verschwunden.

Inzwischen fühlte sich in der Zeit der Annäherung auch unser Leibniz berufen, direct in den Gang der Verhandlungen einzugreifen. Gegenüber der Bossuetschen exposition de la foi schrieb er sein systema theologicum, eine Art Reunionsdogmatik, welche nichts anders enthalten sollte, als was von der Römischen Kirche geduldet werden könnte. Ob aber sein System auf kirchliche Duldung Anspruch habe oder nicht, darüber sollte nicht vom Papste, sondern von den Bischöfen, und zwar den gemäßigten unter ihnen, entschieden werden. Die bischöfliche Prüfung sollte zunächst heimlich geschehn und durch einen Fürsten, der den Bischöfen das neue Glaubenssystem vorlegte, vermittelt werden. Die Richter sollten dabei auch diesmal nicht wißen, von wem das System herrühre, damit nicht etwa der protestantische Name von vorn herein ihr Urtheil dagegen einnehme. Der Herzog Ernst August gieng auf den ganzen Plan nicht ein; aber Leibniz brachte ihn wenigstens aufs Papier, und so entstand jene Glaubenslehre, der die Hand eines Bibliothekars den Titel systema theologicum gegeben und die im Jahre 1829 zum ersten Male unter diesem Titel herausgegeben ist. Man triumphirte katholischerseits über diese Veröffentlichung; denn man glaubte darin den Beweis zu finden, daß Leibniz selbst die Absicht gehabt habe, katholisch zu werden. Indessen ist das

Schriftstück nichts anders, als ein diplomatisch-dogmatischer Beitrag zu den Reunionsverhandlungen jener Jahre, in denen Spinola mit den Hannöverschen Theologen verhandelte und Ernst August den Compromiss wünschte.

Die Verhältnisse, in denen Leibniz lebte, haben ihm mehr als einmal den Uebertritt zur Römischen Kirche nahe gelegt, und es hat nicht an Stimmen gefehlt, welche ihn unmittelbar dazu aufforderten. Seine Freundschaft mit Boineburg, seine Dienstverhältnisse in Mainz unter Johann Philipp und in Hannover unter Johann Friedrich brachten ihn Jahre lang unter die mächtigen Einwirkungen katholischer Einflüße. Er hätte um den Preis des Uebertritts zur Römischen Kirche leicht eine ihm willkommene Stellung in Paris, Wien oder Rom finden können. Indessen, trotz einer gewissen Anerkennung der katholischen Kirche, welche Leibniz oft ausgesprochen und in seinen Reunionsbestrebungen bethätigt hat, widerstand er allen Bekehrungsversuchen, und selbst das ihm angebotene Custodenamt der vaticanischen Bibliothek konnte ihn nicht zum Uebertritt bewegen.*) Getreu seinem Grundsatze „in religione nil singulare" konnte er sich nicht entschließen, den Schritt zu thun, der ihn für immer von der protestantischen Welt getrennt haben würde. Er handelte auch hierin wie seine fürstliche Freundin, die Kurfürstin Sophie, auf welche die Schwedische Königskrone eben so wenig Eindruck gemacht hatte, als die Demonstrationen der ersten katholischen Theologen und Geschichtsschreiber.

Was unsern Leibniz aber von der katholischen Kirche zurück-

---

*) Leibniz schrieb darüber unterm 3. April 1701 an den kurbraunschweigschen Residenten Baron von Huldeberg in Wien: „Wie ich denn bei dieser Gelegenheit (als ihm nämlich von Huldeberg die Stelle eines Bibliothekars in Wien angetragen war) meinem hochgeehrten Residenten nicht bergen kann, was ich sonst verschwiegen haben würde, daß mir zu der Zeit, da der Cardinal Noris vom praefecto Vaticanae Bibliothecae zu der Würde des Cardinalates erhoben werden sollte, von einem vornehmen Manne, der in dieser Materie am meisten zu sagen gehabt und auch in Rom gekannt, des Norisii Stelle angetragen worden, welche nicht allein die Würde eines Prälaten, Monsignore oder Bischofs giebt, sondern mich gute Einkünfte und geistliche beneficia an sich kleben hat. Ich habe aber aus obgedachten Gründen mich dafür bedanken müßen." (Aus den hiesigen Bibliotheksacten durch die Güte des Herrn Bibliothekars Bodemann.)

hielt, war weniger seine innere Glaubensüberzeugung, als andre Rücksichten mehr äußerlicher Art. Denn obwohl er es liebte, sich den Katholiken gegenüber mit dem Augsburgischen Bekenntnisse zu decken, so war er doch nie in den Mittelpunkt dieses Bekenntnisses eingedrungen. Die Lehre von der Rechtfertigung des Sünders durch die im Glauben ergriffene Gnade Gottes tritt bei ihm ganz in den Hintergrund, und wer in ihr nicht mit seinem Herzen und Leben wurzelt, der kann keinen Anspruch darauf machen, ein echter Sohn der lutherischen Kirche zu sein. Wie wenig es dogmatische Bedenken waren, die Leibniz von der katholischen Kirche trennten, das zeigt jenes systema theologicum, in welchem er sich mit den specifisch katholischen Lehren abzufinden weiß. Indessen findet sich bei Leibniz ein in seiner Geistesart tief begründeter Grundzug, der ihn von einem Uebertritte zurück hielt, das war das Bedürfnis freien, unabhängigen Denkens. Wie Leibniz in dieser Beziehung dachte, das zeigt am besten der Briefwechsel zwischen ihm und dem Landgrafen Ernst von Hessen-Rheinfels, der in den Jahren 1683—85 geführt wurde und in welchem sein Verhältnis zur Römischen Kirche ganz offen zur Sprache kam. Der Landgraf selbst war Convertit, ähnlich wie Boineburg und Johann Friedrich, und gab sich nun die größte Mühe, auch den großen Philosophen, für den er eine lebhafte Neigung und Hochschätzung empfand, der katholischen Kirche zuzuführen. Er verband sich zu dem Zwecke mit jenem Jansenisten Anton Arnaud in Paris, der schon bei Leibnizens Uebersiedelung nach Hannover in einem früher erwähnten Briefe*) diesen Punkt berührt hatte, und schrieb selbst eine für Leibniz bestimmte Bekehrungsschrift, der er den bezeichnenden Titel gab: „Wecker für meinen Leibniz.“ Die ersten Antworten, welche Leibniz gab, waren nicht abweisend. Der Landgraf hatte ihm geschrieben, daß seine Bekehrung schon im Munde der Leute sei. Leibniz erwiederte, daß sich diese Leute zum Theil irrten, aber auch nur zum Theil. Es schien also, als ob er zur Hälfte schon katholisch sei. Der Landgraf forderte die andre Hälfte, und bemerkte mit Recht, daß man in solchen Dingen nicht halb sein könnte. Da erklärte ihm Leibniz, wie es mit

*) Vergl. S. 193.

der Hälfte gemeint sei. Er gehöre nicht zur äußern Gemeinschaft der Kirche, wohl aber zur innern, welche von der äußern unabhängig sei. Wer z. B. ungerecht excommunicirt worden, sei zwar von der äußern Gemeinschaft ausgeschloßen, nicht aber von der innern. In diesem Stücke dachte also Leibniz durch und durch lutherisch. Er hatte von der einen, allgemeinen oder katholischen Kirche jene lutherische Anschauung, wonach die Kirche, gemäß den Worten Christi „mein Reich ist nicht von dieser Welt", ein rein geistliches Reich ist, während sie nach katholischer Auffaßung principaliter eine externa politia und nach Bellarmins Ausdrucke so handgreiflich (palpabilis) ist, wie das Königreich Frankreich. Dennoch würde Leibniz kein Bedenken gehabt haben, der äußern Gemeinschaft der katholischen Kirche beizutreten, wenn ihn nicht jener Grundzug seiner Eigenart, das Bedürfnis unabhängigen Denkens, abgehalten hätte. Er will nicht gebunden sein in jenen wißenschaftlichen Ueberzeugungen, die sich auf die Natur der Dinge beziehen und über welche im Namen der Römischen Kirche eine Censur geübt wird. Er will das Joch nicht auf sich nehmen, welches die Römische Kirche dem Philosophen auferlegt, und gedenkt dabei ausdrücklich der Verdammung des copernicanischen Systems. Leibniz fürchtet, daß seine philosophischen Ansichten einer ähnlichen Verwerfung ausgesetzt sein würden. „Um auf mich zurückzukommen", schreibt er dem Landgrafen, „so giebt es einige philosophische Meinungen, deren Demonstration ich zu haben glaube und welche zu ändern mir bei der Geistesart, die ich habe, unmöglich ist, so lange ich kein Mittel sehe, meinen Gründen genug zu thun. Nun werden aber diese Meinungen, obgleich sie, so viel ich weiß, weder der h. Schrift noch der Tradition noch der Definition eines Concils entgegen sind, noch immer hie und da von den Theologen der Schule, welche sich einbilden, daß das Gegentheil davon zum Glauben gehört, gemisbilligt und sogar mit der Censur belegt. Wahr ist es, wäre ich in der Römischen Kirche geboren, so würde ich nur dann von ihr austreten, wenn man mich ausschlöße und mir auf die Weigerung, etwa gewisse herkömmliche Meinungen zu unterschreiben, die Communion versagte. Jetzt aber, da ich außerhalb der Communion von Rom geboren und erzogen bin, wird es, glaub ich, nicht aufrichtig noch sicher sein,

sich zum Eintritt zu melden, wenn man weiß, daß man vielleicht nicht aufgenommen werden würde, sobald man sein Herz entdeckte. Ich bekenne Ihnen sehr gern, daß ich um jeden möglichen Preis in der Communion der Römischen Kirche sein möchte, wenn ich es nur mit wahrer Ruhe des Geistes und mit dem Frieden des Gewißens sein könnte, den ich gegenwärtig genieße."

Deutlicher kann man seine Stellung nicht bezeichnen, als Leibniz es hier gethan hat. Er ist nicht Fleisch und nicht Fisch und schwankt haltlos zwischen beiden Parteien hin und her. Er möchte um jeden Preis in der äußern Gemeinschaft der Römischen Kirche sein,*) nur nicht um den, die Freiheit seines Denkens zu opfern. Was ihn also zurückhält, ist nicht eine feste Ueberzeugung von der Wahrheit der Grundlehren des lutherischen Bekenntnisses, sondern vielmehr die sogenannte protestantische Freiheit, welche von vielen als das eigentliche Wesen der protestantischen Kirche angesehn wird. Es sind Bedenken des Kopfes und nicht des Gewißens, welche bei der Entscheidung dieser wichtigen Frage für Leibniz maßgebend sind, und wenn er nicht bloß von der wahren Ruhe des Geistes, sondern auch von dem Frieden des Gewißens redet, den er jetzt genießt, nämlich in der lutherischen Kirche, so beweisen seine eignen Auseinandersetzungen, daß dieser Ausdruck hier nicht mehr, als eine bloße Redensart ist. Eine unausbleibliche Folge von der kirchlichen Halbheit unsers Leibniz war es, daß er zuletzt von beiden Seiten für einen Indifferentisten erklärt wurde; und wenn der Landgraf in seinem Sinne auf Leibniz anwendete, was einst der h. Hieronymus von Rufinus gesagt hatte: quisquis est, noster non est, so ist das ein Urtheil, welches im Munde der lutherischen Kirche noch viel richtiger ist, als im Munde eines Katholiken.

Spinola hatte die Reunion von vornherein als eine practische Kirchenfrage behandelt und nach einer Verfaßung gesucht, welche Katholiken und Protestanten friedlich vereinigen

*) Vielleicht werden wir von dieser Aeußerung das in Abzug bringen müßen, was auf Rechnung der Rücksicht auf seinen fürstlichen Freund, an den er schreibt, zu setzen ist.

könnte. Von dieser friedlichen Richtung entfernte sich die Verhandlung je länger je mehr, als sich Bossuet, der gründliche katholische Dogmatiker, darein mischte. Er nahm die Sache nicht so leicht, als Spinola, der eine Union wollte, die keine Union war. Bossuet wollte wirklich uniren, d. h. die Parteien durch den Sieg der Wahrheit vereinigen, und alsobald kamen die alten ausschließenden und unüberwindlichen Gegensätze zum Vorschein, die beide Kirchen als Glaubenssystem trennen.

Ein Vorspiel zu den Verhandlungen zwischen Leibniz und Bossuet war der Briefwechsel zwischen Leibniz und Pelisson in den Jahren 1691 und 92. Pelisson hatte „Betrachtungen über die Religionsunterschiede" geschrieben, worin er eine unbedingte Unterordnung unter eine feste Autorität forderte, die keine andre sei, als die Unfehlbarkeit der Römischen Kirche. Wer diese Autorität nicht anerkenne, zerreiße das Band, welches die Gläubigen verbinde, erschüttere den Glauben selbst, und die Folge könne keine andre sein, als der Tod des Glaubens, die Glaubensindifferenz. Katholicismus und Protestantismus verhalten sich nach Pelisson wie Glaube und Nichtglaube; Protestantismus ist Indifferentismus. Der Grund, warum die Protestanten nothwendig indifferent sein müßen, ist ihre Nichtanerkennung der Unfehlbarkeit der Kirche. Das war den Frauen von Maubuisson, besonders der Brinon, aus der Seele gesprochen. Ja sie giengen noch weiter, als Pelisson, indem sie jenen Unterschied ins Politische übersetzten und die Meinung hegten, daß Katholicismus und Protestantismus sich verhielten wie Legitimität und Empörung, wie rechtmäßige Herrschaft und Usurpation, eine Meinung, welche noch heutiges Tages nicht nur alle „rechtgläubige" Katholiken, sondern auch viele Pseudoprotestanten hegen und hegen müßen, die nicht, wie Luther, in der Befriedigung eines schreienden Gewißensbedürfnisses das Recht zu jener heiligen Empörung gegen Menschensatzung und Autoritätsglauben gefunden haben.

Die Aebtissin von Maubuisson sandte Pelissons Schrift nach Hannover, und so entstand jener Briefwechsel zwischen Leibniz und Pelisson, der 1691 und 92 über die Duldung und die Unterschiede der Religionen geführt und bald hernach veröffentlicht wurde. Pelisson wollte den Deutschen Philosophen bekehren.

Allein dieser zog sich hinter das Bollwerk der Augsburgischen Confession zurück und stellte der kirchlichen Unfehlbarkeit die göttliche Gnade als geheimnisvollen Glaubensgrund, dem kirchlichen Autoritätszwange die protestantische Gewißensfreiheit, dem Vorwurfe des Indifferentismus die Nothwendigkeit und das Recht der Toleranz entgegen.

Mit dem Tode Pelissons 1693 endete dieser briefliche Verkehr; aber schon war ein andrer Vorkämpfer der katholischen Kirche hervorgetreten, der Pelisson mehr als ersetzte. Das war Bossuet, der berühmte Bischof von Meaux.

Schon im Jahre 1679 sandte Bossuet drei Exemplare seiner vom Pabste approbirten Exposition de la foi nach Hannover, eins für den Herzog, das andre für Spinola, das dritte für Leibniz. Leibniz, der von diesem Werke einen günstigen Eindruck für die Reunion hofft, sendet später, im Jahre 1683, an Bossuet die ersten Artikel, welche von beiden Seiten angenommen werden. Der scharfsinnige katholische Theologe erkennt ihre Unhaltbarkeit und läßt sie liegen. Er durchschaut die Täuschung, in welcher die Hannöversche Conferenz und die ganze Reunionsmethode der Spinola und Molanus befangen ist. Als ob eine Kircheneinigung möglich wäre ohne vorangegangene Glaubenseinigung, und als ob eine Glaubenseinigung auf dem Wege eines Compromisses zu erreichen stände! Die Kirchengemeinschaft fordert die Sacramentsgemeinschaft, und diese ist nicht möglich, so lange in Betreff der Abendmahlslehre keine Uebereinstimmung erzielt ist. Man sieht, die Gedanken des katholischen Theologen waren viel richtiger, als die der damals bei den Verhandlungen betheiligten Männer, richtiger auch, als die unsrer neumodigen sich für lutherisch ausgebenden Unionsleute, obwohl die Einheit und Reinheit der Lehre in der katholischen Kirche, welche viel mehr Gewicht auf die Verfaßung und die äußere Zugehörigkeit zur Kirche legt, nie in dem Maße betont ist, als in der lutherischen.

Indessen erst im Jahre 1691 tritt Bossuet den Hannöverschen Verhandlungen näher, und unter Leibnizens Vermittlung kommt es zu einem Ideenaustausch zwischen ihm und Molanus. So irenisch anfangs die Verhandlungen zwischen Bossuet und Molanus gehalten waren, so konnte es nicht fehlen, daß bald

jene innere Glaubensdifferenz hervortrat, an welcher die ganze bisherige Reunionsmethode scheitern mußte. Bossuet forderte mit Recht die Glaubenseinigung als Grundlage. Als rechtgläubiger Katholik stellte er sich auf den Standpunkt des Tridentinischen Conciliums und forderte unbedingte Anerkennung desselben von Seiten der Protestanten. Die von Spinola eingeräumte Suspension der Geltung dieses Concils sei unmöglich. Eine solche Suspension wäre die Preisgebung der Römischen Kirche und ihres Glaubens selbst. Bossuet forderte also Uebertritt der Protestanten zum Katholicismus. Die Frage: Geltung oder Suspension des Tridentinischen Concils in Rücksicht der Glausbenslehre, bildet den Gegensatz zwischen Bossuet und Spinola, und zugleich den Gegensatz zwischen Bossuet und der Hannöverschen Richtung, die Spinolas Methode festhielt. Hier tritt nun Leibniz ein und empfängt die Aufgabe, die Methode Spinolas gegen Bossuet zu vertheidigen.

Leibniz sieht die einzige Möglichkeit der Reunion gemäß seiner harmonistischen Denkweise in einem Glaubenscompromiß zwischen Katholiken und Protestanten. Bossuet dagegen fordert Unterwerfung der Protestanten unter die Autorität der Kirche. Ueber Fragen der Disciplin, sagt er mit Recht, könne man sich durch Compromisse verständigen, nicht aber über Fragen des Glaubens. Man braucht sich die Standpunkte beider nur klar zu machen, um ihre Unversöhnlichkeit sofort zu begreifen. Zwischen beiden steht die Mauer des Tridentinischen Concils. Leibniz will, daß diese Mauer niedergerißen werde, damit beide Parteien sich über ihren Trümmern die Hand reichen. Bossuet sagt: „Die Mauer muß stehen bleiben, und die Wiedervereinigung ist nur dann möglich, wenn ihr zu uns herüberkommt."

Bossuets Standpunkt ist der des kirchlichen Prälaten, des scharfsinnigen Theologen, dem die ganze kirchliche Logik zu Gebote steht, und der entschloßen ist, nichts davon aufzugeben. Er hat die große und richtige Einsicht, daß Katholicismus und Protestantismus unversöhnliche Gegensätze sind, wennschon er den Gegensatz falsch formulirt, nämlich als Kirche und Nichtkirche, da es doch richtiger ist, ihn als Gegensatz zwischen exsterna politia und regnum spirituale zu faßen. Mit klarem Blick erkennt er, daß jede Vereinigung, welche diese Gegensätze außer Acht läßt

oder abstumpft und sich auf ihre Kosten vollzieht, erfolglos und auf die Dauer unhaltbar ist. Daher ist Bossuet mild und nachgiebig in allem, was sich ändern läßt, ohne die Grundlagen der katholischen Kirche anzugreifen; dagegen unerschütterlich fest und ausschließend in allem, was diese Grundlagen berührt. In diesem Punkte erscheint Bossuets katholische Richtung sicherer, correcter und sachgemäßer, als Leibnizens harmonistische. Doch wollen wir eins nicht vergeßen, wodurch auch Leibniz seinen protestantischen Standpunkt mit gleicher Entschiedenheit gewahrt hat, als Bossuet seinen katholischen. Leibniz ist keinen Augenblick darüber zweifelhaft gewesen, daß die lutherische Kirche das Tridentinische Concil, auf welchem die Römische Lehre im unversöhnlichen Gegensatze zu den Errungenschaften der Reformation ausgebildet und fixirt wurde, nie anerkennen könne und werde. Er bekämpft die Gültigkeit dessen, was die Väter von Trident festgesetzt haben, mit großer Schärfe und Entschiedenheit. Doch ist seine Polemik weniger gegen den materiellen Inhalt der Tridentinischen Beschlüße, als gegen deren formelle Gültigkeit gerichtet. Leibniz verneint in aller Beziehung den öcumenischen Character des Concils, folglich braucht er den Inhalt seiner Beschlüße gar nicht zu untersuchen. „In einem Winkel der Alpen," sagt er, „haben sich zweihunderteinundachtzig Prälaten versammelt, aber unter ihnen hundertsiebenundachtzig Italiener, zum Theil Hofleute und Pensionäre des Pabstes, ihm alle unbedingt ergeben. Wenige Franzosen waren dort und nur zwei Deutsche. Sie haben berathen in einer Weise, die von ernsten Männern jener Tage laut gemisbilligt wurde, und haben also Beschlüße gefaßt, die nun die ganze christliche Kirche binden sollen." Ein Concil, wie dieses, meinte Leibniz, könne keinen Anspruch auf Oecumenicität erheben. Auch Leibniz begriff sehr wohl, daß Katholicismus und Protestantismus Gegensätze seien. Aber er war der Ansicht, daß, wenn nur katholischerseits der Standpunkt von Trident aufgegeben würde, sich diese Gegensätze nicht ausschlößen, sondern innerhalb einer Kirche neben einander geduldet werden könnten. Denn der Protestantismus sei kein Abfall von der Kirche als solcher, er sei keine Häresie, sondern nur ein anderes, vom Katholicismus verschiedenes Glied der allgemeinen Kirche. Zwischen beiden könne eine gemein-

schaftliche Ordnung stattfinden, wie die Weltharmonie zwischen den verschiedenen Naturen der Dinge. Diese Einsicht fehle der katholischen Kirche. Daher ihre Intoleranz gegen die Protestanten und das Unrecht dieser Intoleranz. Wenn ein Kaiser Krieg führe mit einem andern Kaiser, so sei er darum kein Feind des Kaiserthums, und wenn die protestantische Kirche Krieg führe mit Rom, so sei sie darum keine Feindin der Kirche als solcher. Leibniz will die Reunion, aber nicht auf Kosten der Reformation. Diese gilt ihm als feste, unumstößliche Thatsache, als ein innerhalb der Kirche berechtigter Gegensatz zum Katholicismus, als die Kirche des Nordens im Gegensatz zur Kirche des Südens. Darum will er die Vereinigung der beiden Kirchen nur mit Erhaltung der kirchlichen Eigenthümlichkeiten; er will die Union, aber unbeschadet der Principien.

Dagegen bleibt Bossuet unerschütterlich bei dem Satze stehen, daß die Tridentinische Kirchenversammlung in allen auf dem Glauben bezüglichen Punkten unbedingt allgemeine Geltung beanspruche und auch thatsächlich besitze. Dem Geiste Bossuets ist das Römisch-katholische Kirchen- und Glaubenssystem gegenwärtig als ein fest gefügtes Gebäude, aus dem kein Stein herausgerißen werden kann ohne den Umsturz des Ganzen. Und das Tridentinische Concil ist in diesem Gebäude mehr als ein unentbehrlicher Theil, es ist eine Mauer, ja sogar der Schlußstein desselben. „In den Formen der Kirche," sagt er, „ist manches wandelbarer Natur und kann ausgebildet und ausgebeßert werden nach den Bedürfnissen der Zeit. Aber es giebt eins, das unwandelbarer Natur ist, das ist der Kirchenglaube. Auf dem dogmatischen Gebiete giebt es keine Neuerungen. Man darf nachgiebig sein in allem, was die Disciplin betrifft, aber in nichts, was die Dogmen betrifft. Auf diesem Gebiete haben die Zeitbedürfnisse keine Geltung. Die christlichen Glaubenswahrheiten sind nicht zeitlich, sondern ewig. Es muß heute geglaubt werden, was gestern geglaubt wurde und weil es gestern geglaubt wurde. Die Kirche hat nie einen neuen Glauben gemacht, sondern nur geformt und autorisirt, was als wirklicher Glaube in der Kirche lebendig war. Auch das Tridentinische Concil hat keinen neuen Glauben gegründet, sondern nur den

tausendjährigen Glauben der Kirche befestigt und innerlich abgeschloßen.

Darin hat Bossuet unfehlbar Recht, daß es nur eine Sonne der Wahrheit giebt, welche unwandelbar durch die Jahrhunderte dasselbe Licht und dasselbe Leben verbreitet. Ob aber diese Sonne allezeit in ihrer vollen Reinheit und Klarheit erkannt wurde, und ob man für die Strahlen derselben empfänglichere Augen in Wittenberg oder in Trident hatte, darüber sind wir entgegen gesetzter Ueberzeugung.

Ueberzeugt von der Erfolglosigkeit der Verhandlungen, brach Bossuet den Briefwechsel im Jahre 1694 ab. Vergebens hatte die Brinon versucht, die beiden Männer wieder zu nähern. Bossuet führte mit scharfem Blick die streitigen Fragen auf ihre Principien zurück, und daß er dadurch die Täuschungen zerstreute, denen man sich bei den bisherigen Verhandlungen hingegeben hatte, verrückte den andern ganz und gar das Concept und verdarb den Text und die Faßung der Reunion, die man als ein friedliches Geschäft abmachen zu können gehofft hatte. Leibniz vermißte in der Sprache Bossuets den ruhigen, leidenschaftslosen Geschäftston, den discours d'affaire. Er hätte gewünscht, daß Bossuet, wie er sich einmal brieflich gegen die Brinon ausdrückte, die Sache etwas weniger als Redner behandeln möchte, und etwas mehr in der trocknen und bündigen Weise eines Buchhalters. Bossuet war eben Theologe, was Leibniz nicht war; und wenn dieser sich später über den hohen Ton und Doctorhochmuth beklagte, den sich Bossuet in seinen Briefen gegen ihn erlaubt habe, so wird man durch Leibnizens discours d'affaire unwillkürlich wieder an seine Rechenmaschine oder seine allgemeine Charakteristik erinnert, deren Art er nur zu gern auf das Gebiet des Glaubens übertragen hätte. Auch einem lutherischen Theologen kann es keinen Augenblick zweifelhaft sein, daß Leibnizens Position einem Bossuet gegenüber eine völlig unhaltbare war.

War der Versuch zu einer Wiedervereinigung der katholischen und protestantischen Kirche gescheitert, so blieb noch eine Hoffnung des Gelingens, nämlich die, daß auf dem Gebiete des Protestantismus durch Versöhnung der lutherischen und reformirten Kirche ein Einigungs- und Friedenswerk zu Stande

gebracht werde. Von der Reunion gieng man zur Union über, welche seit Johann Sigismunds Tagen im Hause der Hohenzollern eine politische Grundlage gefunden hatte. Denn wie die Politik bei dem Uebertritte Johann Sigismunds von der lutherischen Kirche zum Calvinismus als bestimmender Factor mitgewirkt hatte, so war es die Politik seiner Nachfolger, welche den durch Begünstigung der reformirten Kirche künstlich hervorgerufenen Zwiespalt im Brandenburgschen durch eine eben so künstlich gemachte Union wieder zu überwinden suchte. Bei der befreundeten Stellung, welche Leibniz um 1700 zu dem Berliner Hofe einnahm, konnte es nicht ausbleiben, daß er auch in diese Unionsverhandlungen tief verflochten wurde. Die Kürze der Zeit verbietet es uns, näher auf dieselben einzugehn. Im Grunde verlieren wir dadurch wenig oder nichts.*) Es wiederholen sich hier wie dort dieselben Erscheinungen. Die principiellen Differenzen zwischen Lutherthum und Calvinismus spotten aller Vereinigungskünste, und alle Conferenzen und collegia irenica liefern kein nur einigermaßen befriedigendes Resultat. Was Leibniz anbetrifft, so sah er auch hier seine Bemühungen von keinem Erfolge gekrönt. Ja, sein damaliger Herr, der Kurfürst Georg Wilhelm, erklärte ihm sogar 1706 ausdrücklich und entschieden seinen Willen, daß Leibniz sich von nun an jeder Mitwirkung an dem Vereinigungsgeschäfte zu enthalten habe. Leibniz ließ zwar die Theologen, mit welchen er bisher gemeinschaftlich gearbeitet hatte, von diesem Verbote nichts merken; doch ließ er in einem Schreiben vom 28. Januar 1708 an Fabricius in Helmstedt die bedeutungsvollen Worte fallen: „Wie jetzt der Stand der Dinge ist, erwarte ich nichts mehr von dem Vereinigungsgeschäfte. Die Sache wird sich einmal selbst vollziehen.“ (ipsa res aliquando se conficiet.) Leibniz hat auch die Französische Revolution geweißagt, und sie ist eingetreten, und halb ist auch jene andre Weißagung von der Entwicklung der kirchlichen Dinge bereits erfüllt. Sollte sie vol-

*) Die Berliner Unionsversuche sind weniger für die Characteristik Leibnizens, als für die Characteristik der Preußischen Unionsgeschichte von Bedeutung. Dennoch würde ich dem Verhältnisse unsers Leibniz zur Union, wie auch seiner Stellung zur Mission und zum Jesuitenorden je eine besondere Vorlesung gewidmet haben, wenn die Kürze der Zeit es gestattet hätte.

lends in Erfüllung gehen, so hätte Leibniz den Ruhm, zwei Revolutionen vorhergesehen zu haben, freilich ohne zu ahnen, daß die zweite ebenso bedenkliche Folgen haben dürfte, als die erste.

Ueber Leibnizens persönliche Stellung zu Kirche und Christenthum noch viele Worte zu machen, verbietet die Kürze der Zeit, und es ist nach allem bisher besprochenen kaum nöthig. Die lutherische Kirche hat leider kein Recht, Leibniz für sich allein in Anspruch zu nehmen und ihn für ihren echten Sohn zu erklären. Aber war er kein genuiner Lutheraner, so war er doch ein christlicher Denker, dessen Grundanschauungen mit den Lehren der Offenbarung zusammenfallen und von dem namentlich die sich immer mehr von Kirche und Glauben emancipirende Wißenschaft unsrer Tage viel lernen könnte. Vor allem könnte sie von ihm den Glauben an einen heiligen, allmächtigen, über den Creaturen stehenden und doch das ganze Weltall lebendig durchdringenden und mit Weisheit und Liebe das Größte wie das Kleinste umfaßenden, allwaltenden Gott lernen, und das wäre für sie, wie Leibniz selbst sagt, ein großer Gewinn. „Man klagt so sehr über den Deismus", schreibt Leibniz einmal in seinen späteren Jahren; „wollte Gott, daß alle Welt wenigstens deistisch wäre, d. h. fest überzeugt, daß alles durch eine allmächtige Weisheit regiert wird." Doch war Leibniz mehr als ein Deist, er war ein christlicher Denker, der trotz mancher Irrthümer mit seinen Grundanschauungen in dem Boden der Offenbarung wurzelte und in dessen Leben auch Momente vorkommen, wo ein verborgenes Glaubensleben hervorzutreten scheint. Laßen Sie mich zum Beweise des Gesagten schließlich noch zwei Zeugnisse aus Leibnizens Feder mittheilen, welche uns einen Blick in sein Inneres thun laßen. Es sind zwei geistliche Lieder, welche uns den Mann, der sie verfaßt hat, von einer Seite zeigen, die uns die Erinnerung an ihn besonders lieb und werth machen wird. Das eine ist eine Ueberarbeitung eines älteren katholischen Gedichtes, die uns nebenbei auch den Beweis liefert, wie falsch man Leibniz beurtheilt hat, wenn man gesagt hat, er habe die Deutsche Sprache nicht beßer zu handhaben verstanden, als Friedrich II. von Preußen. Die Ueberschrift des Ge-

dichts heißt: „Andacht von menschlicher Blindheit in Suchung der schnöden Weltgüter“, und das Gedicht selbst lautet also:

Wie kannst du, blindes Herz, beginnen,
Zu lieben mit der Welt den angefärbten Schein?
Da doch dein Sinn sich sollt entsinnen,
Daß wahre Schönheit muß in Gott alleine sein.
O ungereimt Begehren:
Nach Schönheit stehn und sich von Gott abkehren!

Du selbst verstehst nicht dein Verlangen,
Du trachtest nach dem Schatz, den dir die Erde beut.
Was hilft es aber, den erlangen,
So lange du von Gott, dem wahren Schatz, bist weit?
O ungereimt Begehren:
Nach Reichthum stehn und sich von Gott abkehren!

Du solltest billig witzig werden,
Nachdem dir Unlust stets gemacht die Lust der Welt;
Und suchst noch immer Lust auf Erden,
Da nur in Gott sich doch die wahre Freud enthält.
O ungereimt Begehren:
Nach Freude stehn und sich von Gott abkehren!

Laß in dem unbelebten Leben,
Das einem Sturm ist gleich auf ungestümem Meer,
Deſs Tod den Lebensport dir geben,
Von dem kommt alles Gut und wahres Leben her.
Wer demnach will begehren
Das wahre Gut, der muß zu Gott sich kehren.

Das zweite ist ein Originalgedicht und führt die Ueberschrift: „Jesus am Kreuze.“ Leibniz verfertigte dasselbe zu Osterode am Karfreitage 1684 und schickte es Tags darauf, am 29. März, seinem Halbbruder Joh. Friedrich Leibniz nach Leipzig. In dem Lateinischen Begleitschreiben sagt er: „Du wirst mich vielleicht auslachen, daß ich als Deutscher Dichter auftrete; aber die Gefühle meiner Seele, das weiß ich, wirst Du nicht verlachen. Denn gestern, als der feierliche Gedenktag unsrer am Kreuze vollbrachten Erlösung war, habe ich die von Christo selbst uns am Kreuze gezeigten besondern Kennzeichen seiner Liebe, welche wohl geeignet sind, die Glut unsrer Gegenliebe zu entzünden, mit wenigen Worten berührt. Nämlich daß er uns durch die offene Seite sein von Liebe wallendes Herz zu zeigen und mit am Kreuze ausgespannten Armen uns zu umfangen

und sterbend mit geneigtem Haupte uns liebreich zu küssen scheint.“ Das Gedicht selbst lautet also:

Jesu, dessen Tod und Leiden
Unsre Freud und Leben ist,
Der du abgeschieden bist,
Auf daß wir nicht von Dir scheiden,
Sondern durch des Todes Thür
Zu dem Leben folgen Dir.

Als der scharfe Speer gedrungen
In die Seite, da des Blut
Und die reine Waßerflut,
Die uns labet, hergesprungen,
Läßt Du sehen uns Dein Herz
Voll von Lieb und voll von Schmerz.

Deine Arme ausgestrecket
Zeigen Deine Freundlichkeit,
Zu empfangen die bereit,
So Dein Kreuz zu Lieb erwecket.
Wer nicht unempfindlich ist,
Sich in Deine Arme schließt.

Als sich, Herr, Dein Haupt geneiget,
War es, um zu küssen mich;
Da der Geist schon lezet sich,
Noch sich Deine Liebe zeiget.
Selig, wer auch Zeichen giebt,
Daß er bis in Tod Dich liebt.

Fünfzehnte Vorlesung.

Der Kurfürst Georg Ludwig und die Königin Sophie Charlotte, oder Hannover und Berlin.

H. A. Zwei Fürsten hatte Leibniz vom Throne herabsteigen sehen, zu denen er in einem sehr vertrauten Verhältnisse gestanden und die seinen Character, die Fülle seiner Kenntnisse, seine Verbindungen und seinen Diensteifer zu würdigen verstanden hatten. Es war das fürstliche Dioscurenpaar, wie Leibniz sie nannte, die beiden Brüder Johann Friedrich und Ernst August, welche dem treuen Diener des Welfenhauses bis an ihren Tod unveränderte Freunde geblieben waren, und denen er in seinen biographischen Skizzen ehrende Denkmäler gesetzt hatte. Jetzt war ein neuer Regierungswechsel eingetreten, und Leibniz trat in die Dienste eines dritten Welfenfürsten; aber der Sohn Ernst Augusts sollte ihm den Vater nicht ersetzen, und während das Verhältnis zu der kurfürstlichen Wittwe, der geistreichen Sophie, und zu der Schwester des neuen Kurfürsten, der nachmaligen Königin Sophie Charlotte in Preußen, von Jahr zu Jahr inniger und vertraulicher wurde, so herrschte zwischen Leibniz und seinem neuen Herrn eine Entfremdung, die es nie zu einer vertraulichen Annäherung und persönlichen Hingabe kommen ließ.

Der Grund dieses Misverhältnisses lag in dem Character Georg Ludwigs, der uns als kalt, verschloßen und wortkarg geschildert wird. Er war in dieser Beziehung das gerade Gegentheil seines Vaters und seines Cellischen Oheims. Legten diese gegen jedermann eine herzgewinnende Freundlichkeit an

den Tag,*) so war Georg Ludwigs ganze Haltung nichts weniger, als entgegenkommend und Zutrauen erweckend. Die Herzogin von Orleans schreibt von ihm unterm 22. April 1702 aus Versailles: „Daß der Kurfürst ein trockner, störriger Herr ist, habe ich gar wohl an J. L. verspürt, wie Sie hier waren. Denn so viel Amitié ich ihm auch erwiesen habe, so hat er doch nie kein Vertrauen zu mir faßen wollen, noch mit mir reden. Habe ihm alle Worte auspressen müßen, was mir eine gar unangenehme Sache ist. Worinnen er aber das größte Unrecht hat, ist, mit seiner Frau Mutter so zu leben, der er doch allen Respect schuldig ist. Ich merke es oft an ma Tante Schreiben, ob sie schon nichts sagt, daß sie übel zufrieden ist. Das schlimmste ist, daß dieser Kurfürst kein gut Naturell hat, welches man auch daran spüret, wie er mit seinen Herren Brüdern umgeht. Mistrauen, Hochmuth und Kargheit machen diesen Kurfürsten, wie er ist."

Ist diese Schilderung auch nicht das wohlerwogene Urtheil des Geschichtsschreibers, sondern der Erguß einer weiblichen Feder in Folge erregender Mittheilungen,**) so entwirft sie doch ein in den Grundzügen zutreffendes Bild von Georg Ludwig, und wir werden uns daher nicht wundern, daß dieselbe Kälte und Abgeschloßenheit, welche sich in dem Verhältnisse zu seiner Mutter und zu seinen Brüdern und leider noch mehr in seinem ehelichen Leben zeigt, sich auch in seinem Verhältnisse zu Leibniz wiederspiegelt. Auch von Georg Ludwig wurde Leibniz keineswegs unterschätzt. Der Kurfürst pflegte den Polyhistor seine lebendige Encyclopädie zu nennen, und die Gaben und Kenntnisse desselben wußte er gebührend zu würdigen. Ja, er begriff sehr wohl, daß die genaue Kenntnis des Staatsrechts und seiner Quelle, der Geschichte, welche Leibniz besaß, ihn für die Zwecke der Hannöverschen Regierung unentbehrlich und unersetzlich machte. Dennoch erlaubte es ihm sein Naturell nicht, auf die

*) „Man kann in der Welt nicht höflicher sein, als Onkel und Herzog Georg Wilhelm, und dadurch haben sich die Herren bei aller Welt beliebt gemacht", schreibt einmal die Herzogin von Orleans.

**) „Sorgt nicht, daß ich Euch Händel machen werde. Ich werde mein Leben nicht nachsagen, was Ihr mir geschrieben habt." Elisabeth Charlotte in demselben Briefe an ihre Schwester Ameliese.

Gedanken des großen Mannes mit jener hingebenden Anerkennung einzugehn, welche Leibniz stets bei den Vorgängern gefunden hatte.

Ernst August hatte kurz vor seinem Ende unsern Leibniz in Anerkennung seiner Verdienste um den Glanz und die Macht des Welfenhauses zum Range eines Geheimen Justizrathes erhoben, dem nächsten nach dem ehemaligen Range eines Kanzlers, welchen die Deutschen Fürsten nach dem Westfälischen Frieden allmählich eingehen ließen. Der letzte Kanzler, Namens Langerbeck, war schon 1669 gestorben, und als 1704 auch der Vicekanzler Ludolf Hugo mit Tode abgieng, ließ man auch diese Stelle unbesetzt. Leibniz hegte damals den ehrgeizigen Wunsch, in diese Würde hinaufzurücken. Allein so sehr auch seine Bewerbungen von der Kurfürstin Wittwe sowohl, als auch von deren Tochter, der Königin in Preußen, begünstigt wurden, so gelang es doch nicht, den Kurfürsten, der dagegen war, umzustimmen. Leibniz mußte sich mit der Staffel begnügen, die er unter Ernst August erklommen hatte.*) Seine hohe Gönnerin, die Kurfürstin, gestand ihm offen, daß sie nichts vermöchte. „Wenn man Ihnen Gerechtigkeit widerfahren ließe", schrieb sie ihm am 3. Sept. 1704 aus Herrenhausen, „so könnte man keine Person zu dem von Ihnen gewünschten Amte wählen, welche mehr die Billigkeit und Gerechtigkeit für sich hätte. Aber wie ich von weitem habe bemerken können, so zweifelt man, daß Ihr Fleiß sich auf unangenehme Gegenstände (à des choses fâcheuses) legen könnte." Diese Bedenken des Hofes waren sicherlich nicht ungegründet, und Molanus hatte ohne Zweifel Recht, wenn er der Kurfürstin seine Verwunderung aussprach, „daß ein freier und zu tausend guten Dingen nützlicher Geist Lust haben könnte, sich so vielen unangenehmen Geschäften zu unterwerfen." So blieb denn Leibniz bis an sein Ende Hannöverscher Justizrath mit einer Besoldung, welche ihn vor jeder Sorge schützte. Sein Gehalt war längst auf dreizehnhundert

*) Nicht einmal der andre Wunsch wurde ihm gewährt, daß ihm die durch den Tod des Vicekanzlers erledigte Abtei von Ilefeld verliehen werden möchte. In seinem darauf bezüglichen Memorial hatte er als Grund seiner Bewerbung auch den angegeben, daß er als Abt von Ilefeld die dortige Erziehungsanstalt empor zu bringen hoffen könnte. Auch dieses Motiv blieb wirkungslos.



Thaler gestiegen, außer den Remunerationen, welche er für Kostgeld, Pferde, Kutscher und Bediente bezog.

Uebrigens müßen wir zur Vervollständigung der Schilderung, welche Elisabeth Charlotte von Leibnizens neuem Herrn entwirft, auch die guten Seiten seines Charakters hervorheben. Georg Ludwig war ein Fürst von klarem Verstande und nüchternem Urtheil. Im Lagerleben aufgewachsen, war er nicht nur ein geübter Feldherr und tapferer Soldat, sondern auch ein willensstarker, ausdauernder, weltkluger Mann, der unter allen Umständen sein kaltes Blut behauptete, und ein einsichtiger, selbständiger Herrscher. Es konnte sich keiner des unbeschränkten Vertrauens dieses neuen Herrn rühmen, der behutsam seinen Ansichten Worte lieh und im Glück und Unglück denselben Gleichmuth zeigte Da er kein Urtheil fällte, ohne zuvor den Gegenstand mit Schärfe durchdacht zu haben, so traf er nie eine unbesonnene Entscheidung und hielt hinterher mit Zähigkeit an dem einmal ausgesprochenen Worte fest. „Der Kurfürst", sagt Leibniz, „erfüllt alle Pflichten einer strengen Gerechtigkeit, aber darüber hinauszugehen fühlt er keinen Drang." Die glückliche Gabe, mit einem freundlichen Worte Herzen zu erwärmen und zu gewinnen, war ihm versagt. Dagegen fehlte es ihm nicht an gelehrter Bildung, wie er denn noch als König von England seine Kenntnis des Lateinischen hervorsuchen mußte, um sich mit einem des Französischen unkundigen Minister zu verständigen. Steifen Hoffesten war er gram, aber nicht der Arbeit, die ihn so wenig ermüdete, daß er alle Briefe von Wichtigkeit selbst abfaßte. Sein Hauptvergnügen war die Jagd, die er wohl deswegen so leidenschaftlich liebte, weil sie dem Waffenhandwerke, das er von Jugend auf geübt hatte, nahe verwandt ist. Gerühmt wird seine persönliche Tapferkeit und sein unerschrockener Muth, die er auf mehr als einem Feldzuge an den Tag legte.

In seiner Jugend diente er in allen Kriegen des Kaisers, zu denen sein Vater und sein Oheim in Celle Hülfsvölker schickten. Noch ein Knabe, focht er schon an der Conzer Brücke mit und erwarb sich durch seine Unerschrockenheit und seinen Edelmuth die Bewunderung nicht nur Deutschlands, sondern auch Frankreichs. Im Jahre 1683 finden wir den dreiund-

zwanzigjährigen Prinzen beim Entsatze von Wien, wo er sich freiwillig die gefährlichsten Stellungen aussuchte. Obwohl bald darauf von den Blattern befallen, fand er sich im Jahre 1685 schon wieder zum Feldzuge gegen die Türken in Ungarn ein. Dann focht er gegen die Franzosen am Rhein und in Flandern. Im Spanischen Erbfolgekriege stand er dem Kaiser mit dem in der ewigen Union bedungenen Hülfscorps treulich zur Seite. Im Jahre 1707 giengen der Kurfürst selbst und der Kurprinz zur Campagne an den Rhein, der Kurfürst als Commandant der Reichsarmee und der Kurprinz als freiwilliger Combattant. Georg Ludwigs Stellung zum kaiserlichen Hofe blieb immer eine befreundete, und wenn er die Waffen zum Schutze der bedrohten Reichsgrenze ergriff, so leitete ihn nicht Selbstsucht, sondern das gegebene Wort und der Ernst des Pflichtgefühls. Georg Ludwig war weder ehrgeizig, noch eroberungslustig. Zufrieden mit dem, was er besaß, legte er einen sehr geringen Werth auf die seinem Hause eröffnete Aussicht auf die Englische Thronfolge, welche viel größeren Reiz für seine Mutter hatte, als für ihn. Sein Hauptfehler war, daß er in allen Dingen der täglichen Gewohnheit eine zu große Macht über sich einräumte und den immer mächtiger werdenden Einflüßen Französischer Leichtfertigkeit und Unsittlichkeit keinen Widerstand entgegenzusetzen wußte.

Der trübste Schatten, der auf Georg Ludwigs Leben fiel, war sein eheliches Verhältnis. Schon als Kurprinz hatte er sich 1682 mit seiner Cousine, Sophie Dorothee von Celle, vermählt. Die Heirat war, wie wir schon früher gehört haben, eine rein politische und darum folgte ihr der Unsegen auf dem Fuße nach.

Es war kaum denkbar, daß es Sophie Dorothee gelingen würde, am Hofe zu Hannover sich eine Stellung zu erobern, welche die Grundlage ehelichen Glücks und häuslicher Zufriedenheit hätte werden können. Sie war lebhaft, scharfsinnig, von ungewöhnlicher Schönheit und von Jugend auf an eine Zwanglosigkeit in Wort und Sitte gewöhnt, deren nachtheilige Folgen auch eine gesunde Natur nur in den seltensten Fällen ganz überwindet. Als einziges Kind von den Eltern mit Güte überhäuft und mit Nachsicht getragen, war sie arglos im Ueberschreiten

der von der Etikette vorgeschriebenen Gesetze und gefiel sich dabei im Witzspiel über Zustände und Persönlichkeiten. Das brachte sie von vornherein in einen Gegensatz zu ihrer jetzigen Schwiegermutter, der Kurfürstin Sophie, welche mit vornehmer Würde stets auf die gemeßensten Formen hielt, und für welche die Schwägerin in Celle bis dahin ein Gegenstand der Ironie gewesen war. Sophie hatte die Gemahlin ihres Schwagers nur geduldet, weil die Verhältnisse es geboten. Aber sie hatte sich nie entschließen können, die Vergangenheit mit dem Mantel der Liebe zuzudecken, und ihr Königsstolz hatte es ihr nicht erlaubt, der unebenbürtigen Schwägerin eine Gleichstellung einzuräumen. Sie stimmte in dieser Beziehung ihrer Nichte, der Herzogin von Orleans, vollkommen bei, welche noch im Jahre 1702 von Meudon aus an ihre Schwester schrieb: „Herzog Georg Wilhelm ist wohl der beste Herr von der Welt, ich habe ihn recht lieb; aber seine Gemahlin kann ich nicht estimiren. Es ist immer Schade, daß der Herr so gemisheiratet, und ich kann nicht leiden, daß ein solcher Herzog eine Gemahlin hat, die sich hier glücklich geschätzt und allen ihren Fleiß angewandt hätte, um einen von Monsieurs*) ersten Cammerdienern zu heiraten." Dieses geringschätzige Urtheil Elisabeth Charlottens ist characteristisch für die Stellung, welche die fürstlichen Frauen zu der bescheidenen Eleonore einnahmen, die ihnen auch als rechtmäßige Gemahlin des Herzogs nur das Französische Fräulein blieb, welches wegen der Stellung zu ihrem Herrn einige Berücksichtigung erheischte. Auch die Kurfürstin Sophie hatte ihre Antipathie gegen Eleonore nie zu überwinden vermocht. Und jetzt stand ihr die Tochter eben dieser Eleonore als Gemahlin ihres Erbprinzen zur Seite. Zwar hatte sie selbst sich herbeigelaßen, für ihren Erstgebornen um deren Hand zu werben, weil politische Gründe es ihr räthlich erscheinen ließen. Als aber das Band geknüpft war und der jungen Kurprinzessin Haltung und ganze Persönlichkeit der gestrengen Schwiegermutter immer weniger zusagten, wurde das Misverhältnis um so größer, als der Unterschied der Jahre jede Annäherung erschwerte. Die regierende Kurfürstin behandelte die Erbprinzessin mit Kälte

*) Elisabeth Charlotte meint ihren verstorbenen Gemahl, den Bruder des Königs.

und Geringschätzung, und da das Verhalten jener für den ganzen Hof die Richtschnur abgab, so fühlte Dorothee sich überall beengt und zurückgestoßen.

Und hätte die unglückliche Prinzessin wenigstens in der Liebe des Gemahls die Kälte der übrigen Umgebung vergeßen können! Aber Georg Wilhelm bildete zu Sophie Dorothee fast einen noch schärferen Gegensatz, als seine Mutter. Von Kindheit an schüchtern, befangen und zurückhaltend, war er am allerwenigsten geeignet, auf das zwanglose Leben seiner lebenslustigen Gemahlin einzugehn, und der Gegensatz zwischen dem verschloßenen, wortkargen Erbprinzen und der offnen, übersprudelnden Erbprinzessin war so groß, daß er nicht anziehend, sondern abstoßend wirkte und eine immer größere Entfremdung hervorrief. Was aber das schlimmste war: Georg Ludwig kannte keine Treue, wie Herzog Julius sie einst gegen seine Hedwig geübt, keine unentweihte Leibe, wie Herzog Georg sie seiner Eleonore erwiesen hatte. Ihn hatte nicht Neigung, sondern politische Berechnung auf der Brautfahrt nach Celle geleitet, nnd um so leichter erlag sein Herz den Versuchungen, welche die verführerischen Reize andrer Frauen ihm brachten. In einer Zeit, in welcher die Deutschen Fürstenhäuser sich von der Frivolität des Französischen Königshauses die Gesetze des Anstandes vorzeichnen ließen, deren Verletzung für viel unverantwortlicher galt, als die Uebertretung göttlicher Gebote, in einer so gewißenlosen und sittlich laxen Zeit war es nur zu erklärlich, daß Georg Ludwig das Gelübde vergaß, welches er einer Gemahlin geleistet hatte, die nicht das Weib seiner Wahl war.

Wäre Sophie Dorothee eine so charaktervolle Frau gewesen, wie Elisabeth Charlotte, die Herzogin von Orleans, so würden die Kränkungen des Gemahls nicht vermocht haben, sie vom Wege der Pflicht abzubringen. Sie würde nicht vergeßen haben, was sie als Erbprinzessin sich selbst und ihrer Stellung schuldig war. Sie würde, wenn sie den Zugang zu einem höhern Troste nicht kannte, Linderung ihres Kummers in der Sorge für zwei blühende Kinder gefunden haben, welche Gott ihr geschenkt hatte. Allein Sophie Dorothee war ein schwaches Weib, ohne innern Halt und ohne äußere Stütze an dem fremden Hofe, und so war es begreiflich, daß das Unrecht, welches sie zu dulden hatte,

ihr zum Fallstrick wurde, und daß an der fremden Sünde sich die eigne böse Lust entzündete.

Die beiden einzigen Menschen, denen sich Sophie Dorothee in ihrem Schmerze ganz hingab, waren ihr Kammerfräulein Eleonore von dem Knesebeck, und der Freund ihrer frühsten Kindheit, Graf Philipp Christoph von Königsmark. Beide schenkten der verlaßenen Fürstin eine aufrichtige Theilnahme und wurden doch, ohne es zu wißen und zu wollen, die Werkzeuge zu ihrem Verderben, jene, indem sie das Gemüth ihrer Herrin vollends gegen ihren Gemahl verbitterte, und dieser, indem er, von der Rolle eines Beschützers zu der eines Liebhabers übergehend, das ihm geschenkte Vertrauen in einer Weise misbrauchte, welche der unglücklichen Prinzessin das schwerste Leid, ihm selbst aber den Untergang brachte. Graf Königsmark, als Page am Hofe Georg Wilhelms in Celle aufgewachsen, hatte als Cavalier im In- und Auslande manches Abenteuer bestanden und war endlich nach einer durchschwärmten Jugend als Oberst in die Dienste des ersten Kurfürsten von Hannover getreten. Als er hier nun wieder mit Sophie Dorothee zusammentraf, die er einst als munteres Kind am Hofe zu Celle gekannt hatte, und den Druck ihrer isolirten Lage gewahrte, warf er sich zu ihrem Beschützer auf, und Sophie Dorothee ließ sich seine Ritterdienste um so lieber gefallen, als sein Name mit ihren Erinnerungen an die Tage einer glücklichen Kindheit verwebt war. Bald machte die trostbedürftige Prinzessin den stattlichen Mann zum Mitwißer ihres Kummers und gestattete ihm eine Vertraulichkeit, deren Grenzen mit denen des Leichtsinns zusammenliefen. Sie empfing den Grafen häufiger, als die Sitte es erlaubte, sie gewährte ihm nicht nur bei Tage, sondern auch zur Nachtzeit heimliche Zusammkünfte, und wenn die Briefe, welche der Professor Palmblad in Upsala im Jahre 1847 aus der dortigen Universitätsbibliothek als Originalbriefe der Prinzessin und des Grafen herausgegeben hat, echt sind, so ist die schwere Schuld beider ohne Zweifel.*) Aber auch im entgegen-

*) Es ist freilich unbegreiflich, wie jene Briefe nach Upsala gekommen sein sollten, da alle Schriften am Tage nach der Katastrophe mit Beschlag belegt wurden.

gesetzten Falle muß so viel eingeräumt werden, daß Sophie Dorothee, weit entfernt, den bösen Schein zu meiden, den Verdächtigungen böswilliger Zungen nur zu viel Nahrung gab. Von Spähern umgeben, wurde sie von allen Seiten belauscht, und geschäftige Diener hinterbrachten das, was sie entdeckt oder auch erfunden hatten, dem Kurprinzen, der dadurch erbittert und zu immer größerer Härte und Lieblosigkeit gegen die arme Verlaßene gestimmt wurde.

Für Sophie Dorothee wurde dieser Zustand immer unerträglicher. Sie sann auf Flucht und vertraute sich auch dabei ganz und gar dem unternehmenden, aber alles sittlichen Haltes entbehrenden Grafen an. Dieser soll der Prinzessin den Vorschlag gemacht haben, über Hamburg nach Frankreich zu flüchten; die Prinzessin aber soll die Flucht an den nahen Hof des Herzogs Anton Ulrich von Braunschweig vorgezogen haben. Da ihr Gemahl, der Kurprinz, im Juni 1694 zu seiner Schwester nach Berlin reiste, so glaubte die Prinzessin während seiner Abwesenheit ihre Flucht um jeden Preis bewerkstelligen zu müßen. Um die Vorbereitungen dazu zu besprechen, stattete der Graf am ersten Juli abends — es war ein Sonntag — zwischen zehn und elf Uhr der Prinzessin im Schloße zu Hannover einen Besuch ab. Da dieser Besuch, vielleicht auch der Zweck desselben, dem Kurfürsten Ernst August verrathen war, so wurde von ihm der Befehl ertheilt, „damit dem Ruhme des fürstlichen Hauses nichts vergeben würde," den Grafen Königsmark auf der Stelle zu verhaften. Als dieser kurz vor Mitternacht die Gemächer der Kurprinzessin verlaßend über den Corridor schritt, um sich durch eine Seitenthür zu entfernen, erwarteten ihn im Dunkeln die Häscher. Es waren vier Trabanten, welche sich des arglos Daherschreitenden zu bemächtigen suchten. Allein der an Abenteuer gewöhnte Mann war nicht des Sinnes, sich so bald gefangen zu geben. Er zog den Degen, es kam zu einem Handgemenge, in welchem der tapfere Graf seinen Gegnern mehre Wunden beibrachte und sich so lange vertheidigte, bis ihm der Degen zerbrach. Da sank er tödlich getroffen zusammen, und aus der Verhaftung war eine Ermordung geworden. Die Leiche wurde heimlich beseitigt, und niemand weiß mit Sicherheit, wo sie hingekommen ist. Der Hannöversche Hof ließ sich über die

traurige Kathastrophe zu keiner Erklärung herbei, und was aus dem Grafen geworden war, blieb ein Geheimnis. Gegen die arme, irregeführte Prinzessin aber wurde ein Ehescheidungsproceß eingeleitet, der am 28. October 1694 mit der Scheidung endigte. Sophie Dorothee blieb bei der Betheurung ihrer Unschuld, und auch gerichtlich konnte der Vorwurf der Untreue, den man ihr machte, nicht erwiesen werden. Da aber alle Versuche einer Aussöhnung, welche der Kurfürst Ernst August wünschte und hoffte, an dem festen Entschluße der Prinzessin, nicht wieder zu ihrem Gemahl zurückkehren zu wollen, scheiterten — auch die Vorstellungen des Abt Molanus blieben erfolglos — so wurde die unglückliche Ehe auf dem Grunde böswilliger Verlaßung für aufgelöst erklärt. Sophie Dorothee, damals achtundzwanzig Jahre alt, wurde nach Ahlden an der Aller gebracht, wo sie in der Nähe ihrer Eltern, und doch für immer von ihnen getrennt, noch ein volles Menschenalter, zweiunddreißig Jahre lang, von einem kleinen Hofe umgeben, in strenger, wenn auch ehrenvoller Gefangenschaft gehalten wurde. Sie starb 1726, in demselben Jahre, in welchem ihr einziger Sohn, der in kindlicher Liebe an seiner Mutter hieng und von ihrer Unschuld fest überzeugt war, als Georg II. den Thron von England bestieg.

Während dieser erschütternden Katastrophe, welche sich am Hofe Ernst Augusts zutrug, war Leibniz in Hannover gegenwärtig. Dies genügt, um eine Reihe von Fragen in uns zu erwecken, deren vollständige Beantwortung dazu dienen würde, uns nicht nur das Innerste des großen Mannes aufzuschließen, sondern zugleich über jene Katastrophe selbst ein neues Licht zu verbreiten. Bei seinem innigen und vertrauten Zusammenleben mit den Gliedern des Hofes, wie verhielt sich Leibniz bei diesen Handlungen, Leiden und Zerwürfnissen? Wie beurtheilte er die Personen und Ereignisse? Wem stand er bei und in welcher Art? Wie griff er rathend, tröstend und zurechthelfend in die unselige Verwirrung ein, welche durch Sünde und leidenschaftliche Verblendung über einen Kreis von Menschen gekommen war, dem er so nahe stand? Es ist kaum zu glauben, daß Leibniz, ohne welchen am Hofe von Hannover nichts geschah, nicht auch in dieser wichtigen Angelegenheit um seinen Rath

angegangen und in Mitwißenschaft gezogen sei. Gewiß lüftete sich vor seinen Blicken der Schleier, der für andre jene Vorgänge bis zur Stunde geheimnißvoll bedeckt. Aber es ist auch Selbstverstand, daß die Vertraulichkeit der Mittheilungen zum tiefsten Schweigen verpflichtete, und wir wißen, daß Leibniz in solchen Fällen verschwiegener war, als das Grab. Er hat zu keiner Zeit und an keinem Orte sich öffentlich über jene Erlebnisse ausgelaßen, welche einen Mann, der ein so inniges Mitgefühl hatte, wie Leibniz, aufs tiefste erschüttern mußten. Ohne Zweifel besitzt das königliche Archiv in Hannover die Mittel zur Aufklärung dieser dunkeln Blätter in der Geschichte des Hannöverschen Hofes, und wenn einmal der ganze handschriftliche Nachlaß von Leibniz ans Licht gezogen wird, so wird vielleicht dadurch der Geschichtsschreiber in den Stand gesetzt werden, über die unglückliche „Prinzessin von Ahlden," wie sie noch im Munde des Volkes heißt, ein unparteiisches Urtheil zu sprechen.

Als Ernst August bald nach jenen traurigen Ereignissen welche seinen Lebensabend verdüsterten, das Zeitliche segnete und der Kurprinz zur Nachfolge berufen wurde, blieb Leibniz in seiner bisherigen Stellung, ohne aber dem neuen Herrn näher zu treten, als er ihm vor seiner Thronbesteigung gestanden hatte. Selbst ein Leibniz, dem doch die Freundschaft der beiden hingeschiedenen fürstlichen Brüder empfehlend zur Seite stand, war mit aller seiner diplomatischen Geschmeidigkeit nicht im Stande, bei ihm jenen „innern Zugang" zu gewinnen, den er bei Johann Friedrich und Ernst August gehabt hatte. Zwar sah der neue Kurfürst unsern Leibniz nicht ungern in seiner Nähe; aber er hatte zu mancherlei an ihm auszusetzen, als daß er ihm einen bestimmenden Einfluß auf seine Entschließungen und Handlungen hätte einräumen sollen. Besonders mistraute er Leibnizens Ausdauer im Arbeiten und moquirte sich über seine Vielgeschäftigkeit. Er, der mit zäher Arbeitskraft ausgerüstete Fürst, konnte es nicht vertragen, daß der große Philosoph einem Fische glich, der in allen Gewäßern schwamm und über seinen mannigfachen Plänen und Entwürfen oft das Nächste unterließ oder vergaß, was sein Beruf von ihm forderte. Besonders verdroß es Georg Ludwig, daß Leibniz mit seinen historischen Arbeiten, auf deren Vollendung er sehr begierig war,

nicht rascher vorrückte, und sein Mistrauen in Leibnizens Versprechungen gieng endlich so weit, daß er von der Arbeit desselben nicht anders, als von dem „unsichtbaren Buche" redete. So z. B. in einem Briefe, den er unterm 27. October 1703 von dem Jagdschloße Linsburg aus an seine Mutter, die Kurfürstin Sophie, richtete. „Herr von Leibniz," heißt es in demselben, „nach welchem die Königin (Sophie Charlotte) so sehr schmachtet, ist nicht hier, obgleich ich ihm eine Wohnung habe einrichten laßen. Fragt man ihn, woher es kommt, daß man ihn nicht sieht, so hat er stets zur Entschuldigung, daß er an seinem unsichtbaren Buche arbeitet, dessen Dasein zu beweisen man, wie mir scheint, eben so viele Mühe haben wird, als Herr von Jaquelot sich für das der Bücher Moses giebt."

Dennoch war Leibniz ernstlich bemüht, die Geschichte des Braunschweig-Lüneburgschen Hauses, deren Vollendung er als eine Ehrensache betrachtete, zu fördern. Im Jahre 1701 widmete er seinen historischen Arbeiten den ganzen Sommer und erholte sich dann auf der Braunschweiger Messe und in Berlin, was den Kurfürsten zu der spöttischen Bemerkung veranlaßte: „Monsieur Leibniz promène son bel esprit à la foire de Bronsvic." Im Mai des folgenden Jahres reiste er nach Wien, um den Prinzen Maximilian Wilhelm zur Annahme des väterlichen Testaments zu bewegen, und auch auf dieser Reise verlor er seine geschäftliche Aufgabe nicht aus dem Auge; denn er entwarf unterwegs den Plan der Scriptores rerum Brunsvicensium illustrationi inservientes, welche dann successive in den Jahren 1707, 1710 und 1711 an die Oeffentlichkeit traten. In der Zwischenzeit arbeitete er die Annalen des achten und neunten Jahrhunderts aus. Aber die Arbeit rückte nur langsam vorwärts, und das Gewicht derselben lastete um so schwerer auf Leibniz, als seine Neigung ihn immer aufs neue wieder zu philosophischen Studien hinzog. „Sie haben Recht," schrieb er schon unterm 11. Februar 1697 dem Bischof Thomas Burnet, „wenn Sie sagen, daß die Arbeiten zur Befestigung der Wahrheit der Religion mehr werth wären, als die Geschichte von Braunschweig. Sehr leid thäte es mir, wenn ich stets mit dieser Geschichte beschäftigt sein sollte." Er stellte sich damals die Vollendung dieses Werkes viel zu leicht und zu nahe vor;

allein je länger je mehr erkannte er, daß dasselbe eine Riesenarbeit war, welche alle seine Zeit und Kraft in Anspruch nahm. Es war wie ein Bleigewicht, das er überall mit sich herumtrug und das den Flug seines Geistes lähmte und niederdrückte. Und je mehr der Kurfürst Georg Ludwig auf der Ausführung bestand und auf Beschleunigung drang, desto weniger Freudigkeit hatte der von Jugend auf an freie Bewegung gewöhnte Mann zu einem Unternehmen, das ihm wie eine Zwangsarbeit erschien. Nur den einen Nutzen hatte er von seiner historischen Arbeit, daß er sich um ihrentwillen oft von Hannover entfernen und Reisen machen konnte. Auch am Ende des Jahres 1708 unternahm er wieder eine Reise nach Sachsen und Böhmen, und zwar diesmal ohne Urlaub, um sich einen Gehülfen für seine historischen Arbeiten zu suchen. Der Kurfürst war über Leibnizens heimliche Entfernung sehr ungehalten, und stand eben in Begriff, eine Belohnung in den Zeitungen für den auszubieten, welcher Leibniz wiederfinden würde,*) als die Kurfürstin von diesem einen Brief erhielt, worin er Ziel und Zweck seiner Reise meldete. Seine Rückkehr söhnte zwar den Kurfürsten wieder aus, und Leibniz führte im Jahre 1711 die Annalen bis aufs Jahr 918 herab; aber der geringe Fortschritt des Werkes bestärkte den Kurfürsten in seiner Unzufriedenheit, welche durch Leibnizens wiederholte Reisen nach Berlin und Wien (1711 und 1712) nur gesteigert wurde. Im Sommer 1712 hatte Leibniz Erlaubnis erhalten, einer Einladung Peters des Großen nach Karlsbad zu folgen. Von Dresden aus, wohin er den Russischen Czaren begleitete, sollte er nach Hannover zurückkehren, wo man seiner wartete. Statt dessen aber begab er sich nach einigem Verweilen in der Sächsischen Hauptstadt nach Wien, und zwar wieder, ohne vorher die Erlaubnis dazu eingeholt zu haben. Erst von Wien aus meldete er dem Minister von Bernstorff unterm 24. December 1712 seinen Aufenthalt und gab die Gründe an, welche ihn zu dieser Reise bewogen hätten. „Ihre Excellenz," schrieb er, „werden von dem Herrn von Fabrice

*) Als ein Hündchen, welches verloren gegangen war, öffentlich ausgetrommelt wurde, sagte der Kurfürst, halb im Scherz, halb im Ernste: „Ich muß wohl meinen Leibniz auch austrommeln laßen, um zu erfahren, wo er jetzt stecken mag."

(einem Hannöverschen Kriegsrath) erfahren haben, daß der Czar mich mit besondern Zeichen seiner Gnade beehrt hat. Ich habe von Sr. Majestät in Dresden Abschied genommen, und mein Vorhaben war, nach Hause zurückzukehren, als ich ein wenig durch mein Leiden am Fuße abgehalten wurde. Unterdessen erhielt ich eine Nachricht, daß der Kaiser selbst geneigt wäre, die historischen Untersuchungen zu begünstigen. Ueberdies bot sich mir eine schöne Gelegenheit dar, bequem und ohne Kosten nach Wien zu gehen, und zwar in Gesellschaft eines Edelmanns, welchem es sehr angenehm war, und auf dem Wege bin ich ganz wieder hergestellt worden. Gegenwärtig bezeugt mir der Herr Reichsvicekanzler viel Zuvorkommenheit, unser Vorhaben für historische Untersuchnngen zu befördern. Man wünscht sehr, den ersten Theil meiner Annalen gedruckt zu sehen. Ich werde mich daher beeilen, zurückzukehren, um sie abzuschließen. Wenn indessen Se. Kurfürstliche Hoheit oder Ihre Excellenz mir irgend Befehle geben, werde ich Sorge tragen, sie auszuführen, und hier so lange warten, als nöthig sein wird, sie zu empfangen."

Man sieht deutlich, daß auch hier wieder die historischen Untersuchungen als Vorwand der aus dem Stegreif gemachten Reise dienen mußten, und daher begreift sich das gesteigerte Mistrauen und der Unwille, der sich in dem Kurfürsten Georg Wilhelm gegen Leibniz regte. Dieser wiederholte die Versicherung, er werde sich beeilen, von Wien znrückzukommen, um den ersten Band der Annalen drucken zu laßen. Als er aber, vom Kaiser zum Reichshofrath ernannt, noch das Jahr 1713 in Wien blieb, ließ der Kurfürst, unzufrieden mit der wenigen Achtung, die Leibniz ihm zeige, ihn zuerst ernstlich an die Rückkehr mahnen und dann, als er noch immer entblieb, die Auszahlung seines Gehaltes einstellen.

Es mußte erst ein außerordentliches Ereignis eintreten, welches Leibniz anspornte, seine Rückkehr nach Hannover zu beschleunigen. Dies war die Erledigung des Englischen Thrones, welche dem Kurfürsten Georg Ludwig den Weg zur Königswürde bahnte.

Als Herzog Wilhelm 1705 in Celle gestorben war, hatte sich die von ihm und seinem jüngern Bruder Ernst August so eifrig erstrebte Vereinigung der beiden Fürstenthümer Lüneburg-

Celle und Calenberg-Grubenhagen verwirklicht und das Kurfürstenthum Hannover hatte dadurch keinen geringen Machtzuwachs erhalten. Doch sollte das Welfenhaus ein noch höheres und glänzenderes Ziel erreichen, worauf ihm die Aussicht bereits seit einem Jahrzehend eröffnet war. Die Englische Revolution vom Jahre 1688 hatte Jacob II., den letzten männlichen Sproßen aus dem Hause Stuart, gestürzt und dessen Schwiegersohn Wilhelm III. von Oranien auf den Thron Englands gebracht, mit welchem die Englische Thronfolge in die weibliche Linie der Stuarts übergieng. Auf Wilhelm III. folgte im Jahre 1702 seine Schwägerin Anna, die zweite Tochter des vertriebenen Königs, nnd als diese 1714 kinderlos starb — sie hatte siebzehn Kinder vor sich ins Grab sinken sehn — wäre nach dem Thronfolgegesetze vom Jahre 1701 nächste Erbin der Krone Englands die verwittwete Kurfürstin Sophie von Hannover gewesen, deren Mutter Elisabeth eine Tochter Jacobs I. von England war. Allein Sophiens Wunsch, als Königin von England begraben zu werden, sollte sich nicht erfüllen. Sie starb einige Wochen früher, als ihre Cousine, die Königin Anna, und so wurde denn ihr nächster Erbe, der Kurfürst Georg Ludwig, als Georg I. auf den Thron Englands berufen. So hoch waren die Welfen in kurzer Zeit gestiegen. Als Leibniz in ihre Dienste trat, suchte der Ehrgeiz des Herzogs von Hannover nur in dem Gesandschaftsrecht mit den Deutschen Kurfürsten zu wetteifern. Zwei Jahre vor seinem Tode sah Leibniz in dem Hause Hannover den Deutschen Kurhut mit der Englischen Königskrone vereinigt.

Leibniz nahm an der Englischen Succession des Welfenhauses den lebhaftesten Antheil. Von dem Augenblicke an, wo die Englische Gesandschaft mit der Successionsacte des Parlaments für die Kurfürstin Sophie in Hannover angekommen war, hatte Leibnizens Feder eine ganze Reihe von größeren und kleineren Arbeiten geliefert, welche sich auf diese wichtige politische und staatsrechtliche Frage bezogen. Die Hannöversche Bibliothek bewahrt ein dickes Fascikel von Actenstücken über die Englische Succession, deren Verfaßer Leibniz ist, und welche, wenn die von dem Archivrath Dr. Onno Klopp begonnene Herausgabe von Leibnizens Werken nicht in so bedauerlicher

Weise unterbrochen wäre, den sechsten Band der historisch-politischen und staatswißenschaftlichen Reihe gebildet haben würden. Leibniz hatte gethan, was in seinen Kräften stand, um seiner hohen Freundin, der Kurfürstin Sophie, die ihr in Aussicht gestellte Succession sichern zu helfen. Als nun der längst erwartete Fall eintrat, als bald nach Sophiens Tode ihr Sohn, Georg Ludwig, zum Könige von England ausgerufen wurde, da hielt es Leibniz nicht länger in der Fremde aus. Auf die erste Nachricht von dem wichtigen Ereignisse verließ er Wien und eilte nach Hannover zurück. Bei seiner Ankunft daselbst fand er jedoch den König Georg I. bereits nach England abgereist. Leibniz wäre ihm gern auf der Stelle gefolgt und hätte nichts lieber gesehen, als wenn er auch ferner an der Lösung der Fragen, welche der Hannöversch-Englischen Politik gestellt waren, einen practischen Antheil hätte nehmen können. Allein er mußte sich selbst sagen, daß der neue Beherrscher Großbrittaniens jetzt um so weniger Zeit für ihn haben werde, als derselbe von der Eigenwilligkeit der Wiener Reise wenig erbaut war.

Leibniz zeigte seine Rückkehr dem Könige schriftlich an und brachte seinen Glückwunsch zur Thronbesteigung dar. Ueber das Weitere sprach er sich in einem Briefe an Ker von Kersland vom 8. October 1714 aus. Er gesteht zuerst sein Bedauern, daß das schlechte Wetter und sein hohes Alter ihm nicht möglich gemacht hätten, zur rechten Zeit in Hannover einzutreffen. Dann fährt er fort: „Ich glaube, daß wenn ich die Post genommen hätte, ich den König noch im Haag hätte treffen können; allein ich fürchtete, daß die Menge der Besuche und der Drang der Geschäfte, von welchen er überschüttet sein wird, ihm nicht Muße gelaßen hätten, mich über eine so wichtige Sache, als die, um welche es sich handelt, anzuhören. Indessen habe ich beschloßen, nach London hinüber zu gehn; aber ich kann Ihnen nicht sagen, ob es in Begleitung der Prinzessin oder ein andermal sein wird.“ Diesem Vorhaben Leibnizens setzte sich indes der Minister von Bernstorff vom ersten Augenblicke an entgegen, und so oft Leibniz auch im folgenden Jahre um die Erlaubnis dazu anhielt, wurde sie ihm doch stets abgeschlagen. Bernstorff schrieb ihm unterm 1. November 1714 von London aus: „Ich habe meine Antwort auf Ihren Brief aufgeschoben, weil man

uns gemeldet hatte, daß Sie sich hieher nach diesem Lande auf den Weg begeben wollten, und schon trafen hier sogar Briefe für Sie ein. Sie thun wohl, mein Herr, in Hannover zu bleiben und Ihre Arbeiten wieder vorzunehmen. Sie können durch nichts Ihren Hof beßer machen oder die frühern Abwesenheiten beßer vergütigen, als wenn Sie Sr. Majestät bei dessen Ankunft in Hannover einen guten Theil der Arbeiten, welche Sie seit lange erwarten, vorlegen. Herr Eckhard hat uns versprochen, mehrere für Ihre Absichten dienliche Materialien vorzubereiten, und so hoffe ich, mein Herr, daß Sie das Werk zur Genugthuung des Herrn und zu Ihrem eignen Ruhme um so eher werden vollenden können." Leibniz fühlte sich durch diese zurückweisende Antwort nicht wenig gekränkt. Auch verdroß es ihn, daß ihm, so lange er in Wien war, sein Gehalt und mehre gemachte Auslagen vorenthalten worden, am meisten aber, daß der König, welcher die feste Ueberzeugung hegte, daß er nie etwas von Leibnizens „unsichtbarem Buche" sehen werde, sich vor seinem Abgange nach England in einer Ordre an die zurückbleibenden Minister herabsetzend über seine historische Arbeit geäußert hatte. „Diese Artikel", schrieb Leibniz unterm 20. September an den Minister von Görtz, „dürften schlecht stimmen zu der Arbeit und dem Eifer so vieler Jahre und zu der Aufmerksamkeit, welche ich hatte, größere Vortheile abzuweisen, sobald es zweifelhaft war, ob sie sich mit dem Dienste eines Herrn vertrügen, dessen Größe stets der Gegenstand meines Eifers gewesen ist." Einen spätern Brief an Bernstorff, worin er seinen längern Aufenthalt in Wien von neuem umständlich entschuldigte, schloß er mit folgenden Worten: „Indessen sind es nicht sowohl meine Rückstände, welche mir am Herzen liegen, als die üble Meinung, welche Se. Majestät von meiner Arbeit zu haben scheint und welche in einem Postscriptum ausgesprochen ist, das die zurückgelaßenen Minister mir gezeigt haben. Und was mich mehr, als ich zu sagen vermag, ergriffen hat, ist die Wahrnehmung, daß, während Europa mir Gerechtigkeit widerfahren läßt, man es hier nicht thut, wo ich das meiste Recht hätte, es zu erwarten."

Leibniz blieb nichts anders übrig, als sich in die ihm vorgezeichneten Schranken zu fügen. In der That kehrte er in das

alte Gleis zurück und schickte sich an, die seit einigen Jahren völlig unterbrochene Ausarbeitung der Geschichte des Welfenhauses wieder aufzunehmen. Schon unterm 8. December 1714 hatte er an den Minister von Bernstorff geschrieben: „Ich beeifre mich, den ersten Band der Annalen in diesem Winter zu beendigen. Meine Arbeit wird so sein, daß wenn Gott über mich verfügen sollte, ehe ich den zweiten Theil vollenden könnte, der erste Theil ein in seiner Art abgeschloßenes Werk über unsre Alterthümer bilden und wichtige Entdeckungen für das Welfenhaus enthalten wird." In der That suchte Leibniz nun seine Arbeit mit erneutem Eifer weiterzuführen und fand dabei eine willkommene Hülfe. Der König hatte nämlich Leibnizens ehemaligen Secretär, Johann Georg Eckhard, welcher seit 1706 Professor der Geschichte in Helmstedt war, zu seinem Historiographen ernannt, welcher von da an, so lange Leibniz lebte, diesem bei seinen historischen Arbeiten helfend zur Seite stand. Auch in einem Briefe, den Leibniz zu Neujahr 1715 nach Wien schrieb, erklärte er, daß er Hannover nicht verlaßen werde, ehe sein Geschichtswerk bis auf Heinrichs II. Tod vollendet sei.

Im April 1715 schrieb ihm Bernstorff, der König setze noch immer das größte Mistrauen in seine Versprechungen. Erst wenn der König mit seinen eignen Augen einen Theil der Geschichte sehe, könne Leibniz alles hoffen, und alle seine Freunde würden dann beflißen sein, ihm Dienste zu leisten. Die Arbeit wurde nun eifrig weiter betrieben, und als Georg I. im Sommer 1715 nach Pyrmont kam, wurde auch Leibniz hier von ihm empfangen. Es war zum letzten Male, daß Leibniz dem König seinen Hof machte. Damals war der Streit zwischen Leibniz und Newton über die Erfindung der Priorität der Differenzialrechnung in hellen Flammen ausgebrochen, und auch in dieser Beziehung stand Leibniz gegen Newton und das wißenschaftlich gebildete England schon wegen seiner Entfernung vom Könige im entschiedenen Nachtheile. Seine Briefe an die Prinzessin von Wales, die Gräfin Kielmannsegge und andre Herrn und Damen am Englischen Hofe konnten ihn selbst nicht ersetzen. Der König ließ sich von dem gelehrten Abbé Conti den Ursprung und den Verlauf der Aufsehn machenden Streitigkeit umständlich erklären. Aber da Conti selbst sich auf Newtons Seite neigte, so mußte durch

ihn auch der König gegen Leibniz eingenommen sein. Dennoch wurde dieser in Pyrmont von dem Könige gnädig empfangen und empfieng Beweise von dessen erneuertem Wohlwollen. „Ich preise mich glücklich," hörte man den König sagen, „daß ich zwei Reiche besitze, in deren einem ich einen Leibniz, in deren andern ich einen Newton meinen Unterthan nennen kann."

Im Herbst desselben Jahrs, am 15. November 1715, schrieb Leibniz an Muratori: „Meine Geschichte schreitet stark vor." Gegen Ende des Jahres berichtete er dem Minister Bernstorff: „Ew. Excellenz können sicher sein, daß der erste Theil meiner Arbeit vollendet ist und man den Druck beginnen könnte. Indessen ist es mir lieb, vorher den zweiten Theil zu vollenden, was unfehlbar im bevorstehenden Jahre geschehen wird, wenn Gott Gesundheit läßt. Inzwischen wird es Zeit, an die Verfertigung der Kupferstiche zu denken. Es werden zwei Arten sein. Die einen erfordern Schönheit, die andern nur Genauigkeit. Die ersten müßen durch große Meister gemacht werden, und man dürfte ihnen die Entwürfe dazu nur in Umrißen zuschicken. Von der zweiten Art würden z. B. einige Karten der ehemaligen Länder, einige alte Medaillen, einige alte Schriftproben, einige alte Siegel sein, deren Stich hier unter meinen Augen gemacht werden müßte; denn man verlangt eine treue Darstellung der Gegenstände, und ich wünschte daher, daß man zu diesem Zwecke hier auf einige Zeit einen eignen Kupferstecher hielte." Gegen Muratori drückte er im folgenden Jahre 1716 die Hoffnung aus, daß er in diesem Jahre sein Werk beendigen werde. Den Sommer hindurch schritt die Arbeit nur langsam und mit Unterbrechungen vorwärts, denn von jener Zeit an, hat Leibniz nur noch einen Zeitraum von drei Jahren bearbeitet. Er sollte die Vollendung eines Werkes, das ihm die letzten dreißig Jahre lang beschäftigt hatte, nicht mehr erleben. Er wollte die Geschichte bis zum Jahre 1024 herabführen und war erst bis zum Jahre 1005 gelangt, als ihn der Tod von seiner Arbeit abrief. Unmittelbar vorher, ehe die Feder seiner Hand für immer entfiel, hatte er wie in einer Vorahnung des nahenden Todes die Worte geschrieben, welche die Schlußworte seines Geschichtswerkes bilden: „quos ex tenebris eruendos aliorum diligentiae relinquo," zu Deutsch: deren Hervorziehung aus der

Finsternis — es ist von dem Tode einiger Aebte und Bischöfe die Rede — ich dem Fleiße andrer überlaße.

Das fast vollendete Werk, an welches Leibniz seine letzte Kraft gesetzt hatte, blieb lange als Manuscript in den Schränken der hiesigen Bibliothek liegen, bis es dem Bibliothekar Pertz nach verschiedenen fehlgeschlagenen Versuchen, die andre vor ihm gemacht hatten, gelang, dasselbe der Oeffentlichkeit zu übergeben. Der genannte Herausgeber fällt über diese Annales folgendes Urtheil: „Die gereifte Frucht eines langen thatenvollen Lebens, trägt diese große Arbeit den Stempel des Genius, welcher darin das Höchste leiteste, was er auf dem Felde der Geschichte vermochte. Die Sorgfalt und Ausdauer im Sammeln des weitverstreuten, unbekannten Stoffes, die Vertraulichkeit mit dem reichen Felde der historischen Literatur, die Umsicht bei der Prüfung, der richtige Blick bei der Entscheidung dunkler und zweifelhafter Fragen, die Vielseitigkeit des Geistes, welcher auf alles, was Menschen wichtig sein kann, achtete, die mannigfaltigsten Kenntnisse in seinem Werke niederlegte und in der Theologie und Philosophie ebenso lebte, als er im Staats- und Kirchenrecht, in der Mathematik, in der schönen Literatur zu Hause war — alles dieß sichert den Annaleu einen Ehrenplatz nebst den übrigen Werken ihres Verfaßers und unter den ausgezeichnetsten Büchern neuerer Geschichten, unter Baronius, Raynald und Muratori."

Wenn auch Georg, der erste König von England aus dem Welfenhause, sich zu Zeiten in dem Ruhme gefiel, neben Newton auch einen Leibniz zu seinen Unterthanen zu zählen, so ist doch nicht zu leugnen, daß dieser Fürst den treuen Diener seines Hauses nicht in gleichem Maße wie seine Vorgänger zu würdigen verstand. Georg I. sah in Leibniz nur den kenntnisreichen Gelehrten, dessen Dienste er nach Möglichkeit auszunutzen trachtete. Ganz anders seine Schwester, Sophie Charlotte, die erste Königin in Preußen, welche des großen Philosophen große Verehrerin und dankbare Schülerin war und deren Name mit dem seinigen fast noch enger verknüpft ist, als der ihrer Mutter, der ersten Kurfürstin von Hannover.

Im Jahre 1668 zu Iburg bei Osnabrück geboren, wuchs Sophie Charlotte seit ihrem zwölften Jahre, wo sie mit ihren Eltern nach Hannover übersiedelte, hier unter

Leibnizens Augen auf und entwickelte sich geistig und leiblich in gleich vortheilhafter Weise. Schon als elfjähriges Mädchen von ihrer Mutter mit nach Frankreich genommen, zog sie hier durch Anmuth, Schönheit und Geist die Blicke des Französischen Hofes auf sich und erndtete selbst von Ludwig XIV. reiche Lobsprüche. Leibniz nennt sie in dieser Zeit, in welcher er sie zuerst kennen lernte, die „holdseligste Prinzessin", und sagt später, sie habe so vortreffliche Naturgaben besessen, daß daraus nichts anders, als etwas herrliches, durch Gottes Gnade habe entstehn können. Von ihrer Mutter zu ungefärbter Gottesfurcht, christlicher Liebe, auch Sanftmuth und Demuth von Jugend auf angeleitet, habe sie stets einen thätigen Glauben durch ein recht gutes Gemüth und einen christlichen Wandel bewiesen, und während andre fürstliche Kinder sich nicht selten verleiten ließen, daß sie sich ein mehres, als andre Menschen, zu sein bedünkten, so habe Sophie Charlotte sich ihres hohen Standes und ihrer göttlichen Gaben nicht im geringsten überhoben und sich stets im Reden und andrer Bezeigung so freundlich erwiesen, daß man nicht anders, als von Verwundrung entzückt von ihr gegangen sei. Jedermann zu erfreuen und glücklich zu sehen, sei ihres Herzens Freude gewesen, und glücklich gepriesen habe sich jeder, der in ihrer blühenden Jugend ihr zu nahen die Gnade gehabt.

Leider sollte diese blühende Jugend sich nicht allzu lange der goldeneu Freiheit erfreuen. Erst sechszehnjährig wurde Sophie Charlotte mit dem Kurprinzen Friedrich von Brandenburg verlobt. Er war in erster Ehe mit Elisabeth Henriette, Landgräfin zu Hessen, verheiratet gewesen, und als diese am 16. Juni 1683 verstorben war, richteten sich die Blicke des Wittwers sehr bald auf die schöne, jugendliche Herzogin von Hannover. Am 28. September 1684 wurde die Hochzeit zu Herrenhausen gefeiert. Der Bräutigam war bekanntlich kein Amadis, er hatte einen Buckel, und wenn Sophie Charlotte ihn mit ihrem Vater, dem schönsten Manne seiner Zeit, oder mit ihren Brüdern, den stattlichen Welfenherzogen, verglich, so mochte dieser Vergleich eben nicht zu Gunsten des Hohenzollern ausfallen. Je unansehnlicher aber der Bräutigam war, desto mehr strahlte die Braut in jugendlicher Anmut und Schönheit. Ein Zeitgenoße beschreibt sie folgendermaßen: „Die Prinzessin von

Hannover ist eine sehr liebenswürdige Person. Ihre Taille ist mittelmäßig. Sie hat den schönsten Hals und Busen, den man sehn kann, große und sanfte blaue Augen, eine wunderbare Fülle schwarzen Haars, Augenbraunen wie abgezirkelt, eine wohlproportionirte Nase, einen Mund von Incarnat, sehr schöne Zähne und einen sehr lebhaften Teint. Die Bildung ihres Gesichts ist weder länglich, noch rund, sondern beides zugleich. Sie hat viel Geist und eine herzgewinnende Freundlichkeit. Sie singt schön, spielt Clavier, tanzt mit Anmut und hat ein solches Wißen, wie es in einem so geringen Alter wenige Personen haben." Als sie an der Hochzeitstafel saß, vermehrten die Sittsamkeit und Verlegenheit, welche in ihren Augen zu lesen waren, so sehr den Glanz ihrer natürlichen Schönheit, daß sie alle bezauberte, die sie sahen. Da die Schwere ihrer Kleider und einer Krone von Perlen und Diamanten die Ursache waren, daß sie einen Augenblick die Farbe wechselte, so war der Prinz ganz beunruhigt. Man mußte sie umkleiden, und nun erschien sie im einfachen Oberkleide schöner, als man sie je gesehn hatte. Am Tage nach der Hochzeit wurde sie sechszehn Jahr alt. Drei Wochen später folgte sie ihrem Gatten nach Berlin. Hier fand sie alles anders, als sie es am Hofe zu Hannover gewohnt war. Charlottens Bildung und Lebensgewohnheit waren gar sehr von denen ihres Gemahls verschieden. Während dieser nach alter militärischer Sitte schon früh um vier Uhr aufstand, liebte sie es, späte Abendgesellschaften zu geben mit froher, ungezwungener Unterhaltung, so daß es sich wohl traf, daß man von einem Souper bei ihr zu einem Lever bei ihm gehn konnte. Anfangs fügte sich Sophie Charlotte in die Gewohnheiten ihres Gemahls und in seine Vorliebe für die steifen Ceremonien und den lästigen Hofprunk. Nach und nach wurde aber das Verhältnis ein förmliches und kaltes, und zuletzt schlug Sophie Charlotte ihre besondere Hofhaltung in Lützelburg bei Berlin auf, dessen Lage ihr besonders zusagte. Am 11. Juli 1699 fand die feierliche Einweihung des neuen Schloßes statt, das nach ihrem Tode, wie die ihr zu Ehren gegründete Stadt, den Namen Charlottenburg erhielt. Von nun an hielt Charlotte hier ihren heitern Hof und gab Bälle, Maskeraden, Concerte, Schauspiele, Opern, Ballette und andre Festlichkeiten, deren eine

Leibniz in einem Briefe an Charlottens Mutter ausführlich beschrieben hat.

Sophie Charlotte sprach von ihrer Kindheit her Italienisch, Französisch und Englisch so gut, als ihre Muttersprache. Auch im Lateinischen hatte sie guten Unterricht erhalten. Sie war von Jugend auf sehr wißbegierig und beschäftigte sich gern mit ernsteren Dingen. Hätte sie nicht die eigne Neigung der kindlichen Liebe zum Opfer gebracht, so würde sie vielleicht das Beispiel ihrer berühmten Tante nachgeahmt und die wißenschaftliche Muße der höchsten irdischen Größe vorgezogen haben.*) Ihr Wißen war ein sehr umfaßendes und erregte die Bewunderung der Gelehrten. Als sie im Jahre 1687 nach Leipzig kam, setzte sie den berühmten Polyhistor Carpzow durch Angabe des Titels und Inhalts von Büchern, deren er sich selbst nicht entsinnen konnte, in Erstaunen. Ihr Wißensdurst war unersättlich und sie beruhigte sich nie bei bloßen Entscheidungen durch die Autorität des Namens, sondern sie forschte unabläßig nach den Gründen der Dinge, und die Antworten der Philosophen ließen oft ihren rastlos vordringenden Geist unbefriedigt. Auch ein Leibniz that ihr nicht immer genug. Sie beschwerte sich einst in einem Briefe an das Fräulein von Pöllnitz über den großen Philosophen in folgender Weise: „Hier ist ein Brief von Leibniz, welchen ich Ihnen schicke. Ich liebe diesen Mann. Aber ich habe Lust, mich darüber zu ärgern, daß er alles so oberflächlich mit mir treibt. Er setzt Mistrauen in mein Genie; denn es geschieht selten, daß er mir mit Präcision auf die Materien antwortet, welche ich in Anregung bringe.“ Indes mochte der Grund ihrer Unzufriedenheit mehr in ihrer Neugier, als in Leibnizens Oberflächlichkeit liegen. Dieser gab ihr einst, als sie ihm ähnliche Vorwürfe machte, die bezeichnende Antwort: „Es ist nicht möglich, Sie zufrieden zu stellen, denn Sie wollen das Warum des Warum wißen.“ Vor allem liebte sie die Musik. Kein Tag vergieng, ohne daß sie am Klavier geseßen oder musikalische Aufführungen angehört hätte. Sie spielte und sang mit Fertigkeit und Anmut die Werke der verschiedensten Meister, welche ihre musikalische Bibliothek enthielt, die eine Tonne Goldes

*) Vergleiche Seite 338.

werthgeschätzt wurde. Auch componirte sie selbst und zwar ausgezeichnet. Ihr Eifer für Musik theilte sich ihrem Gemahl, dem ganzen Hofe und der Stadt Berlin mit. Beim Volke war sie ungemein beliebt, denn sie zeigte sich sehr leutselig und theilnehmend gegen die geringsten Leute, hörte ihre Bitten und half, wenn sie konnte. In ihrer nächsten Umgebung hatte sie mehre hervorragende Personen, mit denen sie in herzlicher Vertraulichkeit lebte. Unter ihren Kammerfräulein zeichnete sich Fräulein von Pöllnitz aus, welche der Königin an Geist und Schönheit fast ebenbürtig war und mit derselben in jugendlichem Sinn und munterer Neigung wetteiferte. Unter der Männerwelt verehrte die erste Königin in Preußen keinen mehr, als unsern Leibniz.

Schon im Jahre 1688 nach dem Tode Friedrich Wilhelms war Sophie Charlotte regierende Kurfürstin geworden, und am 18. Januar 1701 wurde ihr in Königsberg die Königskrone mit einer Pracht und Feierlichkeit aufgesetzt, wie sie nur von einem so prunksüchtigen Manne, wie Friedrich I. es war, ersonnen werden konnte. Da durfte auch Leibniz, der große Philosoph, nicht fehlen, um zur Verherrlichung der „philosophischen Königin" das Seine beizutragen. Schon einige Zeit vorher hatte sich Leibniz nicht abgeneigt gezeigt, seine Stellung am Hannöverschen Hofe mit der eines Historiographen von Brandenburg zu vertauschen. Doch fand der Vorschlag um so weniger Berücksichtigung, als Leibniz die Bedingung stellte, daß ihm in Berlin erlaubt werde, seine Geschichte des Braunschweig-Lüneburgschen Landes, die er als Ehrensache betrachtete, zu vollenden. Die Krönung in Königsberg verschaffte ihm nun aber doch Gelegenheit, der neuen Krone, in derem Glanze seine jugendliche Freundin strahlte, seine Dienste zu leisten. Die Errichtung des neuen Königsthums fand Widerspruch, besonders der Papst protestirte in den heftigsten Ausdrücken, und Friedrich I. hatte den Beistand gewandter Federn nöthig. Leibniz trat nun zwar für den König in Preußen nicht in einer eigenen Streitschrift auf; doch gab er, wenn auch nicht unter seinem Namen, eine ganze Reihe von Schriftstücken heraus, welche die Verherrlichung und Vertheidigung des Preußischen Königthums bezweckten. In Hannover erschien nämlich von 1700 bis 1702 ein monatlicher Auszug

neuer Bücher, welcher scheinbar die Arbeit Eckhards war, in Wirklichkeit aber, wenigstens zum größten Theil, aus Leibnizens Feder floß. Die drei Monate nun, welche das dritte Quartal des Jahres 1701 umfaßen, wurden als eine besondere Schrift und in vergrößertem Format unter dem Titel: „Auszug aus verschiedenen die neue Preußische Krone angehenden Schriften" herausgegeben. Alle aus der Feder von Staatsmännern, Theologen und Dichtern in verschiedenen Sprachen über die Preußische Krone herausgekommenen Schriften sind hier auszugsweise wie zu einer eignen Bibliothek vereinigt und durch ein glückwünschendes Vorwort Leibnizens eingeführt. Hinter all jenen Auszügen findet sich eine Originalabhandlung Leibnizens in Deutscher Sprache, unter dem bescheidenen Titel eines „Anhangs", betreffend dasjenige, was nach heutigem Völkerrechte zu einem König erfordert wird. Es ist ein Seitenstück zu der Schrift de jure suprematus ac legationis, welche Leibniz einst im Interesse des Welfenhauses abgefaßt hatte.

Die Königin Sophie Charlotte, ermüdet durch die prunkvolle Feier, deren Gegenstand sie selbst sein mußte, hatte sich nach der Rückkehr von Königsberg auf ihr Schloß Lützenburg in die Einsamkeit zurückgezogen. Von hier aus schrieb sie an Leibniz die unvergleichlichen Worte: „Glauben Sie nicht, daß ich diese Größe und diese Kronen, von denen man hier so viel Aufhebens macht, den philosophischen Unterhaltungen vorziehe, welche wir in Lützenburg gehabt haben." Sie ließ Leibniz wiederholt zu neuen Genüßen einladen. Er antwortete unterm 23. September 1701: „Ich habe Ihrer Majestät meinen Hof noch nicht machen können, wie ich mit Leidenschaft wünsche, weil man außerordentlich in mich gedrungen ist, meine Arbeit, womit man mich beauftragt hat, fertig zu machen.*) Indessen hoffe ich, daß es mir vergönnt sein wird, ein wenig auszuruhen und diesen Sommer nicht vorübergehn zu laßen, ohne eine Pflicht zu erfüllen, welche einen großen Theil meiner Glückseligkeit ausmacht. Die gnädige Güte Ihrer Majestät und dieses Glück, daß ich in der Nähe sehen kann, was die Bewunderung der Erde ist, läßt mich alles das vergeßen, was mich anderswo zu

*) Sie bezog sich auf die Englische Succession.

betrüben vermag. Und dazu wird auch die Freude beitragen, welche mir die Wahrnehmung verursacht, daß die Welt Ihrer Majestät und der Frau Kurfürstin Gerechtigkeit widerfahren läßt. Diese war ungeduldig, Sie als Königin zu sehen. Und kaum sind sie es geworden, Madame, so freut es sie, daß sie sich auf dem Wege befindet, Ihnen zu folgen. Denn da sie Ihnen in so viel andern Dingen, welche Sie so groß und anbetungswürdig machen, das Beispiel gegeben hat, so freut sie sich ihrerseits, von Ihrer Majestät ein Beispiel in demjenigen zu empfangen, was die Welt sich als das größte vorstellt. Es ist wahr, weder Ihre Majestät noch die Kurfürstin, Sie haben beide der Kronen und Diamanten nicht nöthig, um zu glänzen." Solche Huldigungen eines so großen Mannes wären wohl im Stande gewesen, die Eitelkeit selbst der größten Frau und Königin rege zu machen. Aber Sophie Charlotte hatte zu große Menschenkenntnisse, um nicht zu wißen, was von den Schmeicheleien, welche am Throne der Macht und Schönheit niedergelegt werden, zu halten ist. Selbst wenn Leibniz sich mit ihr über die ernstesten Fragen unterhielt, kannte sie seine Schranke und durchschaute seine schwachen Seiten. „Wie schätzenswerth ist das Mistrauen in das, was wir können!" schrieb sie einmal. „Aber diese Tugend ist selten. Glauben wir nicht immer, einige Carate mehr zu gelten, als andere? Was für eine garstige Sache ist doch der Hochmuth! Und doch ist dies Gefühl unser treuster Begleiter. Großer Leibniz, was für schöne Sachen sagst du über diesen Gegenstand! Du gefällst, du überredest, aber du beßerst nicht."

Leibnizens Wunsch, daß es ihm vergönnt sein möchte, in der Nähe seiner königlichen Freundin etwas auszuruhen, sollte in Erfüllung gehn. Er brachte den Herbst und Winter 1701 bei der Königin in Berlin und Lützenburg zu und kehrte dann in Gesellschaft derselben und eines Theils ihres Hofstaates, worunter sich Fräulein von Pöllnitz befand, zum Carneval nach Hannover zurück. Hier beschrieb er auf den Wunsch der lebenslustigen Königin die Carnevalslustbarkeiten in einem Briefe vom 25. Februar 1702 an die Fürstin von Hohenzollern-Hechingen. Es war besonders ein classisches Maskenspiel, das die classische Feder des großen Philosophen zu verewigen hatte, ein Römisches

Zechgelage, das nach der Schilderung des Patronius eingerichtet war, und in welchem der Raugraf Karl Moritz, der Halbbruder der Herzogin von Orleans, der als moderner Trimalcion figurirte, und Fräulein von Pöllnitz, die als sein Weib Fortunata excellirte, die Hauptrollen spielten. Aber auch die Königin Sophie Charlotte, der Kurfürst Georg Ludwig, sein jüngerer Bruder, der Herzog Ernst August, und Leibniz selbst, der Festbeschreiber, nahmen an dem Spiele Theil.*) Die Verse, die man zu Ehren des großen Trimalcion sang und von denen einige der excessivsten von Leibniz gedichtet sein sollen, waren allerdings von unverhüllter Lascivität. In dem Testamente des Trimalcion ordnet dieser unter andern an: „Ich setze eine Rente aus für einen Büttel (pousseeul), welcher die Hunde von meinem Grabe jagen soll, damit sich nicht das Deutsche Sprichwort an mir erfülle: „Wenn man todt ist, hofiret einem der Hund aufs Grab." Ferner verfügt er, daß man einen Weinberg um sein Grab pflanze, um seine Manen zu ergötzen. Endlich wünscht er, daß alle seine Freunde sich an seinem Grabe lustig machen, lachend, singend, tanzend, eßend, trinkend, besonders Ungarwein. Merkwürdig ist, daß der Held des Tages, der Raugraf Karl Moritz, ein Löwe der damaligen Zeit, von dem seine Schwester, die Herzogin von Orleans, sagt, daß er alle Tage zu Berlin blindvoll besoffen sei und dann einen Haufen toll Zeug bei Ihrer Liebden, der Kurfürstin (nachmaligen Königin), vorbringe, noch in demselben Jahre starb, in welchem er jenes Testament gemacht, und zwar erst zweiunddreißigjährig, in Folge des starken Trinkens. Ich führe diese Sachen an, weil sie uns zeigen, wie in jener Zeit tiefster Sittenverderbnis welche von dem Hofe Ludwigs XIV. auf die Deutschen Höfe mit ihren entsetzlichen Wirkungen übergieng, selbst die Beßern mit fortgerißen wurden, die vielleicht schon, um nicht für affectirt zu gelten, dem Zeitgeiste ihre Huldigungen darbrachten. Schwer muß es gewesen sein, mitten in einer Welt voll Zügellosigkeit und losgelaßener Leidenschaft ganz unberührt und rein stehen zu bleiben. Führt doch selbst die Prinzessin von Orleans, deren Tugend und innerer Werth über jeder Verdächtigung erhaben ist,

*) Die Kurfürstin Sophie, der Herzog Georg Wilhelm von Celle und die Herzogin von Kurland befanden sich unter den Zuschauern.

in ihren Briefen nicht selten eine Sprache, deren unverhüllte Nacktheit an Cynismus grenzt. Allein von dem alternden Philosophen hätte man mit Recht erwarten dürfen, daß er sich nicht dazu hergegeben hätte, der überschäumenden Jugend eines Karl Moritz Vorschub zu leisten. Das neuclassische Zechgelage des modernen Trimalcion machte denn auch kein geringes Aufsehn und wurde weit und breit besprochen. Die schlimmen Gerüchte kamen auch dem König Friedrich I. zu Ohren und zogen seiner Gemahlin einen Groll zu, der fast ein ganzes Jahr dauerte.

Als Leibniz im Herbste des Jahres 1701 nach Berlin kam, brachte er den Englischen Deisten Toland mit, welchen Sophie Charlotte mit Sehnsucht erwartete, um mit ihm über seine Ansichten vom Christenthume sich zu unterhalten. Sie, die philosophische Königin, welche ein Jahr vorher auf einer Reise nach Holland mit niemand lieber verkehrt hatte, als mit Bayle und Basnage, und des ersteren Schriften mit Vorliebe studirte, wünschte auch den gleichgesinnten Englischen Gelehrten persönlich kennen zu lernen.

Toland war das Haupt der im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts emporgekommenen Englischen Freidenker, der Vorgänger der Tindal und Collins, deren Einfluß auf die Theologie in der Folge auch in Deutschland so verderblich wirkte. Sein Hauptwerk, das nicht lange vorher (1696) herausgekommen, aber auch sogleich von der Grand-Jury von Midlesex für ein öffentliches Aergernis erklärt war, führt den Titel „Christianity not mysterious“ und sollte den Beweis liefern, daß das Evangelium nichts über die Vernunft hinausgehendes enthalte und daß also die christliche Religion aller Mysterien bar und ledig sei. Da der Haß, welchen der Verfaßer gegen die Katholiken und daher auch gegen die Stuarts nährte, ihn zu einem erklärten Anhänger des Hauses Hannover machte, so hatte er sich im Jahre 1701 freiwillig der Gesandtschaft angeschloßen, welche die Englische Successionsacte nach Hannover brachte. Zugleich hatte ihn der Ruf der Kurfürstin Sophie und ihrer Tochter, der Königin Sophie Charlotte, herbeigezogen, welche, da sie für Damen von hellen Einsichten und glänzendem Geiste galten, es sich gefallen laßen mußten, daß jene Freidenker mit einer gewißen Zuversicht sich an sie herandrängten. Anfangs mit

Zuvorkommenheit aufgenommen, wurden sie jedoch mit der Zeit immer lästiger, je mehr sie ihre wahre Natur enthüllten. Denn beide Fürstinnen, die Mutter wie die Tochter, neigten in allen Grundfragen der Religion mehr zu dem christlichen Theismus hin, den der Deutsche Philosoph Leibniz vertrat, als zu dem Deismus jener Englischen Freidenker, welche mit fanatischem Eifer alles verfolgten, was über ihre nüchterne Vernunft hinausgieng. Toland war unter den eifrigen einer der eifrigsten; denn er begnügte sich nicht, seine Ansichten durch seine Schriften zu verbreiten, welche er freigebig vertheilte, sondern er führte auch gern Unterredungen herbei, in welchen er das Ansehn der Schrift und der Kirche angriff. Auch in Berlin versuchte er sein Glück bei der Königin Sophie Charlotte. In ihrer Gegenwart disputirte er mit den dortigen Theologen über die h. Schrift, wobei auch Leibniz zugegen war. Doch gelang es ihm eben so wenig, als später seinem Gesinnungsgenoßen Tindal, die philosophische Königin auf seine Seite zu bringen, wennschon dieselbe durch ihre Abneigung vor allem „äußerlichen Wesen in der Religion" sich unabsichtlich verleiten ließ, der negativen Richtung der Zeit großen Vorschub zu leisten. Toland hat später über seinen Aufenthalt am Preußischen Hofe einen Bericht drucken laßen, worin er sagt: „Sophie Charlotte ist die schönste Prinzessin ihrer Zeit und sie steht keinem Menschen nach an richtigem Verstand, zierlichen und wohlgesetzten Worten und an Annehmlichkeit in der Unterhaltung und im Umgange. Sie hat überaus viel gelesen und kann mit allerhand Leuten von allerhand Gegenständen reden. Man bewundert eben sowohl ihren scharfen und gewandten Geist, als ihre gründliche Wißenschaft, die sie in den schwersten Stücken der Philosophie erlangt hat. Ja, ich muß frei und ohne die geringste Schmeichelei bekennen, daß ich in meinem ganzen Leben niemand gehört habe, der geschicktere Einwürfe hätte machen können oder die Unzulänglichkeit und Sophisterei vorgebrachter Argumente und Schlüße schneller entdecken, die Schwäche oder Stärke einer Meinung leichter durchdringen, als sie. Alles, was lebbaft und gebildet ist, kommt an ihren Hof, und sieht man da zwei Dinge, die die Welt sonst für einander ganz zuwider hält, in vollkommener Einigkeit beisammen: die Studien und die Lustbarkeiten."

Was Leibniz anbetrifft, so war er der innigste Freund und Vertraute der schönen, geistreichen Königin. Sophie Charlotte liebte über alles den Umgang mit gelehrten Männern; aber keiner war ihr lieber, als Leibniz, der Freund ihrer Jugend. Er nannte sie eine der vollendetsten Fürstinnen der Erde, und sie ihn „den großen Leibniz.“ Friedrich II., der Enkel der ersten Königin in Preußen, schrieb von ihrem Verhältnisse zu Leibniz: „Diese Fürstin hatte das Genie des großen Mannes und die Kenntnisse eines Gelehrten. Sie glaubte, daß es einer Königin nicht unwürdig wäre, einen Philosophen zu schätzen. Man merkt schon, daß der Philosoph, von welchem wir sprechen, Leibniz war, und da diejenigen, welche vom Himmel privelegirte Seelen haben, sich zu der Höhe der Souveraine erheben, so schenkte die Königin dem großen Leibniz ihre Freundschaft.“ Das Wichtigste, was als bleibender Gewinn aus diesem Verhältnisse der Königin zu Leibniz hervorgieng, war die berühmte Theodicee, zu deren Abfaßung der persönliche Verkehr des Philosophen mit der Königin den ersten Anstoß gab. Leibniz selbst spricht sich darüber in einem Briefe an Thomas Burnet folgendermaßen aus: „Der größte Theil dieses Werkes ward stückweis verfaßt, als ich mich bei der seligen Königin von Preußen befand, wo man diese Materien bei Gelegenheit von Bayle's Wörterbuch nnd seinen übrigen Werken, welche dort viel gelesen wurden, verhandelte. In unsern Unterredungen pflegte ich auf die von Bayle erhobenen Einwürfen zu antworten und zu zeigen, daß sie nicht so stark seien, als manche der Religion wenig günstige Leute glauben machen möchten. Ihre Majestät befahl mir ziemlich oft, meine Antworten schriftlich aufzusetzen, um sie mit mehr Aufmerksamkeit in Betracht ziehen zu können; und zwar in Französischer Sprache, damit sie von ihr und im Auslande von denjenigen, welche des Lateins unkundig wären, gelesen werden könnten. Nach dem Tode dieser großen Fürstin habe ich, auf die Erinnerung meiner Freunde am Berliner Hofe, dem Befehle der Königin völlig Genüge zu leisten, diese Stücke gesammelt, vermehrt und daraus dies Werk gebildet.“ Wie aus dem Gesagten hervorgeht, erlebte die Königin selbst die Vollendung dieses Werkes nicht, zu welchem ihre Wißbegierde

den Anstoß gab. Es wurde von Leibniz erst gegen Ende seines Lebens, im Jahre 1710, herausgegeben, und deshalb werden wir darauf in der Vorlesung zurückkommen, welche seinen Lebensabend besprechen wird.

Wichtiger noch, als die Abfaßung der Theodicee, war die Gründung der Societät der Wißenschaften in Berlin, welche ebenfalls mit Leibnizens Besuchen am Berliner Hofe aufs engste zusammenhieng. Merkwürdigerweise sollte diese nicht nur wißenschaftlichen, sondern zugleich politischen Zwecken dienen, und zum Verständnisse der Geschichte ihrer Entstehung ist es nöthig, daß wir die Stellung der beiden verwandten Höfe zu einander ins Auge faßen.

Die Heirat zwischen Friedrich I. und Sophie Charlotte trug vorzugsweise einen politischen Charakter. Es sollten die Interessen der beiden sich vielfach widerstrebenden Dynastien dadurch ausgeglichen und eine Politik befördert werden, welche an die Stelle der Rivalität die Gemeinsamkeit der Interessen setzte. Dies gelang aber nur für kurze Zeit. Selbst als Friedrich am Vorabend des Reichskrieges von 1688 seinem Vater in der Regierung folgte, war die Verwandtschaft mit dem Hause Hannover nicht im Stande, der Spannung und Eifersucht, womit Kurbrandenburg lange schon dem Streben Hannovers nach einer höhern Stufe der Macht zugesehn hatte, ein Ende zu machen. Sie gewann vielmehr neue Nahrung, als es Hannover endlich trotz aller Hindernisse gelungen war, sich zur Kurwürde und zu gleichem Range, wie der östliche Nachbar, hindurchzuarbeiten. Obschon dies Ziel nicht ohne die Einwilligung des Brandenburgers erreicht war, so machte dieser doch hinterher zu dem gelungenen Werke sehr böse Miene, und die Kurfürstin Sophie Charlotte war nicht immer im Stande, das gute Einverständnis zwischen den beiden Höfen aufrecht zu erhalten. Wenn dennoch ein Bruch, der manchmal drohte, abgewendet wurde, so war dies vorzugsweise den Bemühungen und dem Ansehn der Kurfürstin Sophie zuzuschreiben. Wer sie in dieser irenischen Wirksamkeit am meisten unterstützte, war unser Leibniz. Er war der vertraute Freund beider Kurfürstinnen und bemühte sich Jahre lang, in ihrem Sinne und Dienste einer friedlichen Politik das Wort zu reden. Zu Zeiten erntete er auch von diesen seinen politischen Unionsbestrebungen

besondern Erfolg. So z. B. schrieb er unterm 19. Nov. 1703 von Berlin aus an die Kurfürstin Sophie: „Ich hoffe, daß unser Hof Ursache haben wird, mit dem hiesigen zufrieden zu sein. Es ist gerade die Zeit, in vielen Dingen Nutzen zu ziehen. Das Ministerium sucht der Königin zu gefallen und hat Recht, und die Königin ihrerseits zeigt sich gegen dasselbe auf das beste. Und da man weiß, daß nichts der Königin mehr Vergnügen machen kann, als das gute Einverständnis beider Höfe, so ist man sehr geneigt, es zu pflegen. Zu geschweigen, daß es das große und wahre Interesse des einen und des andern ist, und man es als das einzige Mittel erkennt, uns alle und die allgemeine Freiheit zu retten, was auch der gewöhnliche Text meiner Predigten ist." Indes auch bei diesen politischen Predigten Leibnizens gieng es nicht selten nach den Worten seiner königlichen Freundin: „Er gefällt, er überredet, aber er beßert nicht." Die tiefgewurzelte Eifersucht des Berliner Hofes, der man eine Sophie Charlotte zum Opfer gebracht hatte, brach bei jeder Gelegenheit wieder hervor, und die Wirkung der Leibnizischen Predigten war von keiner langen Dauer. Zwei Jahre später, am 3. December 1705, schrieb Leibniz an den Holländischen Gesandten von Obdam: „Ich habe es hinlänglich gepredigt; sed non omnes capiunt hoc verbum (aber nicht alle faßen dies Wort). Der Berliner Hof faßt bei der geringsten Sache Feuer, welche kaum verdiente, daß man Kenntnis davon nähme."

Bei dieser Lage der Dinge mußte es den beiden zunächst betheiligten Kurfürstinnen erwünscht sein, wenn Leibniz, der gewandte Staatsmann, sich möglichst oft in Berlin aufhielt, die dortige Stimmung beobachtete und auf Befestigung der Freundschaft und Einigkeit beider Häuser hinzuwirken suchte. Um nun für diese seine politische Aufgabe am Berliner Hofe eine feste Position zu gewinnen, machte er selbst den beiden Kurfürstinnen den Vorschlag, eine wißenschaftliche Mission für ihn zuwegezubringen, bei welcher er indirect den Interessen der beiden hohen Frauen dienen könnte. Leibniz entwickelte diesen Vorschlag in einer geheimen, erst aus seinem Nachlaße bekannt gewordenen Denkschrift, welche geeignet ist, die politische Seite seiner nicht lange darauf beginnenden Reisen nach Berlin wie

seines Briefwechsels dorthin zu beleuchten. Als Zweck stellt Leibniz in dieser Denkschrift hin, zum Wohle der beiden verwandten Häuser eine vollkommne Einigkeit derselben anzubahnen und zu befestigen. Doch ist es ihm keineswegs blos um das Interesse der beiden Dynastien oder gar der beiden Fürstinnen zu thun, sondern er hat das Wohl Deutschlands und des Protestantismus im Auge, welcher durch die Kurfürsten von Brandenburg und Hannover vertreten wird. Eben weil dieses Wohl vorzugsweise auf der ungestörten Eintracht der beiden verwandten Kurhäuser beruht, kommt nach Leibnizens Ansicht alles darauf an, daß diese befestigt werde, und da die schriftlichen Mittheilungen Zufällen ausgesetzt sind, hält er es für gerathen, daß eine ins Vertrauen gezogene Person Anlaß hätte, von Zeit zu Zeit von dem einen Hofe zum andern zu gehen, um gegenseitig angemeßene Informationen zu geben, damit alles mit Uebereinstimmung und Umsicht geschehe auf eine Art, welche keinem Verdacht noch Mistrauen ausgesetzt sei. „Für diesen Zweck", sagt Leibniz, „kann ich keinen andern nennen, als mich. Gerade wie die Aufsicht über die berühmte Bibliothek von Wolfenbüttel mir Anlaß giebt, von Zeit zu Zeit dorthin zu gehen, so würde ebenso irgend eine Aufsicht über die Wißenschaften und Künste, welche man in Berlin auf eine dem Kurfürsten so rühmliche Weise zur Blüthe bringen will, einen noch plausiblern Grund für mich bilden, um von Zeit zu Zeit auf eine nicht unnütze Art nach Berlin zu gehen. In dieser Absicht wäre es vielleicht angemeßen, daß die Frau Kurfürstin von Brandenburg durch ein Wort an ihre Frau Mutter den Wunsch ausdrückte, daß ich eine Reise nach Berlin machte, und dann nach meiner Ankunft bei dem Herrn Kurfürsten von Brandenburg auswirkte, daß man mich mit der Aufsicht, von welcher ich eben sprach, beauftragte, was sehr zu der Zufriedenheit des Hofes von Hannover und auf eine Art, daß man dort Grund hätte, es gern zu sehen, geschehen kann. Durch dieses Mittel nun würde ich eine sehr schöne Gelegenheit haben, bei den Frau Kurfürstinnen und durch ihre Vermittlung bei dem Kurfürsten und dem Kurprinzen die Dinge an die Hand zu geben, welche zu ihrem Ruhme und zum allgemeinen Wohl dienen und den Absichten und Interessen aller dieser erlauchten und hohen Per-

sonen und vor allen der Frau Kurfürstin von Hannover, deren großsinnige und schöne Ansichten mir bekannt sind, angemeßen sein werden. Ich werde ein andermal von dem Plane sprechen, so viel als möglich zum Wohle und zum Ruhme der beiden Häuser beizutragen, heute, bei Conjuncturen, wo die Macht Frankreichs und der Erfolg und die Animosität der Papisten uns mit einer bösen Revolution drohen, wenn man sich nicht mit vieler Geschicklichkeit und Energie entgegensetzt."

Wir erkennen leicht, daß Leibniz bei dem Gesagten einerseits die Gründung einer Societät der Wißenschaften und andrerseits die Schließung einer Union zwischen Lutheranern und Reformirten im Auge hatte. Beides war längst zur Sprache gekommen, daher sich Leibniz darauf als auf eine Voraussetzung für seine Vorschläge beziehen konnte. Wie es bei den Unionsverhandlungen hergieng, ist schon früher wenigstens kurz angedeutet. Sie wurden künstlich angesponnen und mit diplomatischer Klugheit weiter geführt, zerrannen aber bald im Sande. Nicht auf dieselben Schwierigkeiten stieß die Stiftung einer Societät der Wißenschaften, deren Idee von Leibniz ausgieng, um deren Ausführung sich aber niemand so verdient machte, als seine königliche Freundin, Sophie Charlotte.

Eines Tages — es war im Herbst 1697 — äußerte Sophie Charlotte bei der Tafel ihr Bedauern, daß in Berlin kein eigner Kalender verfaßt werde, kein Astronom und keine Sternwarte anzutreffen sei. Der anwesende Hofprediger Jablonsky faßte diese Bemerkung auf, und erwirkte den Beschluß, daß für eine Sternwarte gesorgt werden sollte. Dies erfuhr Leibniz und rief, auf jenem Beschluße weiter bauend, die Societät der Wißenschaften ins Leben. In einem Briefe an den Cabinetssecretär Cuneau vom 7. October 1697, in welchem er seine Freude über jenen Entschluß aussprach, deutete er sofort auf diese Erweiterung desselben hin. Leibniz schrieb: „Ich bin entzückt über die Nachricht von dem guten Vorhaben, welches man bei Ihnen für die Beförderung der Wißenschaften gefaßt hat, und was Sie mir von der Veranlaßung sagen, welche die Frau Kurfürstin dazu gegeben hat, wird mir eine besondere Gelegenheit verschaffen, da ich dieser Tage mir die Freiheit nehmen muß, an sie zu schreiben, ihr meinen Hof zu

machen. Die Astronomie trägt zum Ruhme großer Fürsten bei. Dieses wird Sie indessen auf den Weg führen, noch weiter zu gehn und an mehre andere anziehende Wißenschaften zu denken. Desto beßer. Kann ich bei dem allen mit meinem geringen Rathe etwas beitragen, so werde ich es von ganzem Herzen thun. Denn alle meine Blicke sind seit langer Zeit nur auf das allgemeine Beste gerichtet, und ich mache mir aus dieser Pflicht meine ganze Freude. Frankreich hat, unter uns gesagt, jetzt größtentheils ziemlich mittelmäßige Leute in den Wißenschaften. Wenn wir die Deutschen auf den Weg bringen können, so werden sie darin vielleicht ganz Europa die Spitze bieten."

Sophie Charlotte war für einen solchen Plan, wie Leibniz ihn in diesem Briefe andeutet, im Voraus gewonnen, und ihrer Fürsorge, ihrem in dieser Hinsicht unbestreitbaren Einfluße auf ihren Gemahl, welchem überdies eine Academie der Wißenschaften mit zum Glanze seines Reiches zu gehören schien, ist die Ausführung des Planes zu verdanken. Ein Hauptmotiv war dabei für sie die Aussicht, den ihr so befreundeten Philosophen recht oft um sich zu haben. In einem Schreiben, das Jablonsky am 19. September 1699 an Leibniz richtete, heißt es: „Da ich ehegestern das Glück hatte, die Kurfürstin in dero Andacht zu Lützenburg zu bedienen, sprachen Sie bei der Tafel nach Gewohnheit von meinem hochzuverehrenden Herrn gar gnädig und bezeugten, wie sehr Sie gewünscht hätten, selben einmal hier zu sehn. Ihro Kurfürstliche Durchlaucht beliebten auch, mir die Sorge für das Observatorium ernstlich zu befehlen, dabei ich doch bei jetzigen Conjuncturen wenig zu thun vermag. Jedoch hat der Oberhofmarschall Dobrzynski versprochen, mit mir zusammenzuspannen."

Die Kalender-Angelegenheit, welche gegen Ende des siebenzehnten Jahrhunderts die evangelischen Reichsstände überhaupt und Berlin so gut als Hannover beschäftigte, wurde in der That der erste Schritt zur Gründung der Societät der Wißenschaften in Berlin. Es wurde dort eine astronomische Commission zur Beantwortung der Kalenderfrage niedergesetzt, und dies gab Veranlaßung, den Vorschlag zur Gründung einer Societät der Wißenschaften wieder aufzunehmen. Leibniz schlug

dabei vor, daß der aus einem geschloßenen Kalenderverlage abfallende Gewinn zur Aufrichtung einer gelehrten Gesellschaft angewandt würde. Der Gedanke fand Anklang, und so lesen wir in einem Schreiben, das Leibniz unterm 12. März 1700 von Wolfenbüttel aus an Jablonsky richtete: „Ich höre auch gern, daß mein Einfall wegen des Kalenders Eingang gefunden, und Gelegenheit gegeben, die ehemaligen Gedanken von einer Kurfürstlichen Societät, dadurch gründliche Wißenschaften und gemeinnützige Künste zu verbeßern, wieder vorzunehmen. Und will ich meines wenigen Ortes gern alles beitragen, werde auch dabei meiner Gewohnheit nach mehr auf Ehre und Ruhm, als auf meine Privatangelegenheiten sehen."

Sechs Tage später, am 18. März 1700, beschloß endlich der Kurfürst, eine Académie des sciences und ein Observatorium zu gründen, und erklärte dabei, selbst Protector der Academie sein zu wollen. Die Nachricht kam in Hannover an, als die Kurfürstin Sophie Charlotte hier zum Besuche war, und Leibniz hatte die Freude, ihr die Kunde von der Erfüllung ihres gemeinschaftlichen Wunsches mittheilen zu können. Leibniz beeilte sich nun, zwei sich einander ergänzende Denkschriften, die in Deutscher Sprache abgefaßt waren, an den Kurfürsten einzusenden, welcher dadurch sehr erfreut wurde, auch seine Ordre, mit Vollstreckung des Entwurfs zu eilen, erneuerte. Die Ausfertigung des Edicts wurde bis zu Leibnizens Ankunft verschoben. Vom Kurfürsten eingeladen, machte sich Leibniz nun auf die Reise nach Berlin und langte dort in der Mitte Mai 1700 an, kurz nach der Rückkehr der Kurfürstin Sophie Charlotte von Hannover. Leibnizens Anwesenheit am Berliner Hofe fiel mit einer der rauschendsten und glänzendsten Festlichkeiten des Hofes zusammen, welche anfangs die Stimme der ernsteren Musen ganz übertönte. Die Vermählung der einzigen Tochter des Kurfürsten aus erster Ehe mit dem Erbprinzen von Hessen-Kassel wurde vier Wochen lang mit einer zuvor nie gesehenen Pracht gefeiert. Maskeraden, Opern und ähnliche Lustbarkeiten nahmen kein Ende, Feste reihten sich an Feste, denen sich auch der große Philosoph, obgleich ihm der eigentliche Zweck seiner Reise mehr am Herzen lag, als der „Hochzeitspomp", Anstands halber nicht entziehen durfte. Er selbst schrieb über diesen Strudel des

Berliner Hoflebens nach Hannover an die Kurfürstin Sophie: „Gestern kam ich erst um drei Uhr von Lützenburg zurück. Ich führe hier ein Leben, welches die Frau Kurfürstin mit mir ein lüderliches Leben nennt. Ich bin ganz aus meiner Ordnung gekommen und fühle mich ganz außerhalb meines Elementes."

Endlich mit dem 11. Juli 1700 war der Tag gekommen, wo Leibniz seinen sehnlichen Wunsch in Erfüllung gehn sehn sollte. Es war der Geburtstag des Kurfürsten, zu dessen Feier die Kurfürstin in ihrem Schloße ein brillantes Maskenfest gab, von welchem Leibniz der Kurfürstin Sophie eine genaue Schilderung gemacht hat. Dieser festliche Tag sollte zugleich der Stiftungstag der Societät der Wißenschaften werden. Der Kurfürst hatte dazu eine Münze schlagen laßen, und Leibniz feierte das Ereignis durch zierliche Verse in Lateinischer Sprache. Der Stiftungsbrief, in dem wir leicht Leibnizens Feder erkennen, weist mehre Eigenthümlichkeiten auf, durch welche die neue Societät in einen Gegensatz zu den Academien von Paris und London trat. Besonders waren in demselben drei Gesichtspunkte hervorgehoben, welche so ganz und gar Leibnizisch sind, daß sie dem neuen Institute das Gepräge seines Geistes aufdrückten. Das ist die Deutschnationale, die practisch-realistische und die christliche Tendenz, welche Leibniz der Berliner Societät der Wißenschaften gab, welche aber von Friedrich „dem Großen", der diese in eine Französische Académie des sciences et des belles lettres umwandelte, zerstört wurde.

Was die Deutsch-nationale Tendenz anbetrifft, so ist dieselbe deutlich und bestimmt in folgenden Worten des Stiftungsbriefes ausgesprochen: „Solchemnach soll bei dieser Societät unter andern nützlichen Studien für das, was zur Erhaltung der Teutschen Sprache in ihrer anständigen Reinigkeit, auch zur Ehre und Zierde der Teutschen Nation gereicht, absonderlich mit gesorgt werden, dabei auch die ganze Teutsche und sonderlich unserer Landen weltliche und Kirchen-Historie nicht versäumt werden soll." Die practisch-realistische Tendenz tritt am deutlichsten in folgenden Worten einer der beiden Denkschriften hervor: „Solche Societät müßte nicht auf bloße Curiosität und Wißbegierde und unfruchtbare Experimente gerichtet

sein, oder bei der bloßen Erfindung nützlicher Dinge ohne Application und Anbringung beruhen, wie etwa zu Paris, London oder Florenz geschehen, sondern man müßte gleich anfangs das Werk sammt der Wißenschaft auf den Nutzen richten und auf solche Specimina denken, davon der hohe Urheber Ehre und das gemeine Wesen ein mehreres davon zu erwarten Ursache hätte." In ähnlicher Weise wird auch in dem Stiftungsbriefe hervorgehoben, daß zu allem die Hand geboten werden soll, was den gemeinnützigen Zwecken der Societät dienlich und förderlich sein könnte. Die christliche Tendenz zeigt sich darin, daß nicht nur die Kirchengeschichte, sondern auch die Verbreitung des christlichen Glaubens und die ausländischen Missionen unter die Zahl der Objecte der Societät der Wißenschaften gesetzt wurden. So echt Leibnizisch dies war, so begreift es sich leicht, daß der „große" König, der directeste Gegensatz zu unserm Leibniz, für dies Moment eben so wenig Verständnis hatte, als für das Deutschnationale, und daß daher unter seinem vielgepriesenen régime die Berliner Societät der Wißenschaften eine völlige Umgestaltung erfuhr und eine Hauptträgerin derjenigen Richtung in Religion und Politik wurde, welcher Leibniz eben jene als ein Bollwerk auf Deutschem Boden hatte entgegensetzen wollen. Immer aber bleibt es für unsern Leibniz ein Ruhm, daß er nicht nur der eigentliche Begründer der Berliner Societät der Wißenschaften ist, sondern daß er ihr jene Deutschnationale, practisch-realistische und christliche Färbung gegeben hat, welche der Philosoph von Sanssouci nach Kräften wieder zu verwischen bemüht war.

Am Tage nach der Stiftung der Societät der Wißenschaften in Berlin wurde Leibniz zu deren Präsidenten ernannt, womit seine Ernennung zum Kurbrandenburgschen Geheimen Justizrath verbunden war. In seiner Bestellung zum Präsidenten wurde ihm die Pflicht auferlegt, so weit seine bisherigen Aemter in Hannover es zuließen, von Zeit zu Zeit nach Berlin zu kommen. Friedrich „der Große" hat von Leibniz gesagt, er stelle für sich allein eine Academie vor. In der That war er es anfangs allein, der die Societät der Wißenschaften bildete. Man fieng mit der Spitze an, aber diese Spitze war zugleich das Fundament des Gebäudes. Indessen wurde auf diesem Grunde nur

langsam weiter gebaut, und die matte Ausführung des großartigen Entwurfes entsprach keineswegs Leibnizens Hoffnungen. Seine Briefe in den ersten zehn Jahren nach der Stiftung sind voll von Klagen. Bis zum Jahre 1710 war nicht einmal ein Ort für eine allgemeine Versammlung der Mitglieder vorhanden, obwohl die Zahl derselben bis auf achtzig gestiegen war. Da der Krieg und andre Ausgaben lange keine angemeßenen Fonds übrig ließen, so erschöpfte sich Leibniz in Vorschlägen, diesem empfindlichen Mangel abzuhelfen. Er schlug Monopole für die Societät vor, welche den Buchhandel, andre, welche das Schul- und Erziehungswesen betrafen. Die Societät sollte die oberste Censurbehörde des Landes sein und eine Auflage — von den schlechten Büchern erheben können. Sie sollte sich auf die Zucht des Maulbeerbaumes und der Seidenraupe legen und durch den Seidenbau reich werden, wozu Leibniz sich mündlich von dem Könige ein Privilegium ertheilen ließ. Von der Noth eingegeben, blieben alle diese Vorschläge erfolglos und dienen höchstens dazu, das Bild von Leibnizens Vielseitigkeit zu vervollständigen.

Im Jahre 1710 erschien der erste Band der Miscellanea Berolinensia, worin die Societät ihre wißenschaftlichen Leistungen niederlegte. Er blieb, so lange Leibniz Präsident war, der einzige Band, in welchem aber auch keine Abtheilung ohne einen wichtigen Beitrag aus Leibnizens Feder ist. „Leibniz", sagt Fontanelle, „erscheint hier unter beinahe allen verschiedenen Gestalten, als Historiker, Antiquar, Etymologe, Physiker und Mathematiker"; man kann hinzusetzen, als Redner, wegen der herrlichen Zueignungsschrift an den König von Preußen; nur die des Theologen und Juristen fehlen, weil die Verfaßung der Academie es nicht gestattete, in dieser Eigenschaft aufzutreten.

In demselben Jahre, am 3. Juli 1710, erfolgte auch die endliche Errichtung der Societät. Sie fand in dem neuerbauten Observatorium statt, wo der Staatsminister von Printzen, unter dessen oberster Leitung die Societät gestellt war, eine Lateinische Rede hielt. Leibniz war nicht zugegen. Ja man hatte es nicht einmal der Mühe werth gehalten, ihn wegen der Umgestaltung, durch welche die Oberaufsicht dem Minister von Printzen übertragen wurde, zu befragen. Da war es denn freilich begreiflich,

daß er nicht nur nicht erschien, sondern sich durch jene Rücksichtslosigkeit empfindlich gekränkt fühlte.

Freilich war, als Leibniz diese Zurücksetzung erfuhr, auch die nicht mehr unter den Lebenden, welche die wahre Protectorin wie der Societät so auch ihres ersten Präsidenten gewesen war. Sophie Charlotte hatte schon am 1. Februar 1710, sechsunddreißig Jahre alt, ihr junges Leben zu Herrenhausen im Schooße ihrer Familie ausgehaucht. Sie war zum Besuche nach Hannover gekommen, und es sollte die Reise in die Ewigkeit daraus werden. Mitten aus dem Vollgenuße ihrer höchsten Erdengüter wurde sie dahingerafft, und es ist begreiflich, wenn die Prinzessin von Orleans dadurch an die Worte eines Hannöverschen Gesangbuchverses erinnert wurde:

Heut sind wir schön, gesund und stark
Und liegen morgen todt im Sarg.

„Ein schön jung Mensch in drei Tagen gesund und todt zu sehn," ruft sie aus, „sollte einem das nicht zu Herzen gehn, will geschweigen denn eine geliebte Schwester!" Die Herzogin spricht von der Königin jüngerem Bruder, Ernst August. Aber es war einer, dem der Tod der Königin noch mehr zu Herzen gieng, als dem Prinzen Ernst August, wiewohl er kein Bruder war. Das war der Freund der hingeschiedenen Königin, unser Leibniz. Und dieser Freund war nicht in der Nähe der Sterbenden. Er war in Berlin, während sie in Hannover einem herben Geschicke erlag. Leibniz war von der Königin im vorhergehenden Jahre in der huldvollsten Weise nach ihrer Residenz eingeladen. „Frau von Kielmannsegge," schrieb sie, „hat mir versprochen, Sie herzuführen. Ich hoffe, daß Sie nicht unerbittlich sein werden." Leibniz hatte sich gern erbitten laßen und hatte noch einmal das Glück genoßen, mit seiner königlichen Freundin zu verkehren. Als sie nach Hannover abreiste, konnte er sie jedoch nicht begleiten. Geschäfte hielten ihn noch in Berlin zurück. In ihrer Krankheit nannte sie seinen Namen. Eine ihrer Damen, welche an ihrem Bette stand, zerfloß in Thränen. „Beklagen Sie mich nicht," sagte die sterbende Königin, „denn ich gehe jetzt, meine Neugier zu befriedigen über die Urgründe der Dinge, die mir Leibniz niemals hat erklären können, über den Raum, das Unendliche, das Sein und das

Nichts. Und dem Könige, meinem Gemahl, bereite ich das Schauspiel eines Leichenbegängnisses, welches ihm neue Gelegenheit giebt, seine Pracht darzuthun." *) Nach dieser Aeußerung zu urtheilen, scheint das Band, das sie an ihren königlichen Gemahl knüpfte, nicht das festeste gewesen zu sein.

Leibniz wurde von dem Tode der Königin tief erschüttert. Er war von ihrem Unwohlsein bereits in Kenntnis gesetzt; **) dennoch kam der schwere Schlag so unerwartet und wirkte so betäubend, daß er sich nur langsam in das Geschehene zu finden vermochte. Der gemeinsamen Freundin, Fräulein von Pöllnitz, schrieb er: „Ich schließe auf Ihre Empfindungen von den meinigen. Ich weine nicht, ich beklage mich nicht, aber ich weiß nicht, woran ich mich halte. Der Verlust der Königin scheint mir ein Traum; aber wenn ich von meiner Betäubung erwache, finde ich ihn nur zu wahr. Ihr Unglück geht in nichts über das meine, nur daß Sie lebhaftere Empfindungen haben, und von dem gemeinsamen Unglück in der Nähe betroffen wurden. Dies ermuntert mich, Ihnen zu schreiben und Sie zu bitten, Ihren Schmerz, wenn es möglich ist, zu mäßigen, damit er Ihnen nicht schade. Nicht durch einen schweren Gram werden Sie das Andenken einer der vollkommensten Fürstinnen der Erde ehren; durch unsre Bewunderung werden wir es thun, und die vernünftige Welt wird zur Hälfte auf unsrer Seite stehn. Mein Brief ist philosophischer, als mein Herz, und ich bin nicht im Stande, meinen eignen Rath zu befolgen; aber er ist nichts desto weniger vernünftig." Dem Reichsgrafen und Feldmarschall Matthias von der Schulenburg klagte er, daß er mit dem Tode seiner königlichen Freundin eine der größten Glückseligkeiten von der Welt verloren habe, welche er sich vernünftigerweise für sein ganzes Leben habe versprechen können. Das

*) In der That schrieb er eigenhändig die Anordnungen für die Leichenfeier auf, wie er bei Prunkfesten zu thun pflegte. Sie war überaus prächtig und kostete zweimalhunderttausend Thaler. Sophie Charlotte hatte ihren Gemahl stets mit einer gewissen Kälte und oft mit sarkastischem Spott behandelt. Dennoch fühlte er bei ihrem Tode, was er verloren hatte. Er fiel bei der unerwarteten Todesnachricht in Ohnmacht.

**) Sie war schon unwohl abgereist und starb an einer vernachläßigten Halsentzündung.

Verhältnis der Freundschaft, in welchem er zur Königin gestanden, war so bekannt und so allgemein anerkannt, daß er in Berlin von den Gesandten und andern hohen Personen Beileidsbesuche empfieng. Die Kurfürstin Sophie, unfähig, selbst die Feder zu führen, ließ ihm durch den Abbate Mauro schreiben, und trug ihm auf, wenn ihm, wie sie vermuthe, ihre Briefe an die Königin vor deren Abreise in Verwahrung gegeben wären, so möchte er dieselben, wiewohl für niemand etwas nachtheiliges darin stände, doch nicht in andre Hände kommen laßen. Leibniz beschleunigte seine Abreise nach Hannover und traf dort noch einige Tage früher ein, als der Leichenconduct nach Berlin aufbrach. Aber seine gewohnte Thätigkeit war während der ersten Monate gestört; er selbst war einer Krankheit nahe und erholte sich nur langsam. Seinem Schmerze machte er noch in mehren Briefen Luft, welche nicht in der ersten Frische desselben, sondern lange nachher geschrieben wurden. So schrieb er unterm 10. Juli 1705 an Wilhelm Wolton, Doctor der Theologie in Cambridge: „Niemals hat man eine weisere und leutseligere Fürstin gesehn. Sie rief mich oft in ihre Nähe, würdigte mich ihres Gesprächs, und da ich an diese Glückseligkeit gewöhnt war, so wurde die allgemeine Trauer aus einer besondern Ursache noch empfindlicher. Als sie in Hannover die Welt verließ, war ich in Berlin, weil ich ihr nicht gleich folgen konnte. Je weniger wir nun eine solche traurige Nachricht vermutheten, je schmerzlicher wurden wir gerührt. Wahrlich, ich bin einer gefährlichen Krankheit sehr nahe gewesen und habe mich schwer wieder erholt. Diese große Königin besaß eine unglaubliche Wißenschaft höherer Dinge und die außerordentliche Begier, immer mehr zu erforschen. Ihre Unterredungen mit mir giengen dahin, ihre Wißbegier immer mehr zu befriedigen, und die Welt würde dereinst großen Nutzen davon gesehen haben, hätte nicht der Tod sie uns so früh geraubt.“ In einem Briefe an Johann Albert Fabricius in Hamburg beklagt sich Leibniz über den Vandalismus, mit welchem man die zahlreich hinterlaßenen Papiere der Königin gleich nach deren Tode dem Feuer übergeben hatte. „Hätten die Leute nicht,“ schrieb er, „aus übelverstandener Vorsicht die meisten der von der Königin geschriebenen oder an sie gerichteten Briefe verbrannt, so dürften wir sie denen der Königin

Christine von Schweden leicht gegenüberstellen. Eine Anzahl derselben ist jedoch wohl hin und wieder aufbewahrt, und unter diesen auch einige an mich selbst, in denen sich die Geisteskraft der fürstlichen Frau und ihr wunderbar zu den Wißenschaften aufgerichtetes Gemüth erkennen läßt."

Von einem langen Gedichte, das Leibniz dem Andenken der königlichen Frau widmete, erlaube ich mir Ihnen zur Probe nur einige Verse vorzutragen:

Der Preußen Königin verläßt den Kreis der Erden,
Und diese Sonne wird nicht mehr gesehen werden;
Des hohen Sinnes Licht, der wahren Tugend Schein,
Der Schönheit heller Glanz soll nun erloschen sein.

Konnt auf dem Throne wohl je etwas schönres prangen,
Als dieses Auges Blitz, die Freundlichkeit der Wangen,
Daraus der edle Geist die süßen Worte blies?
Glückselig Friederich, dem Gott dies überließ.

Empfindlichster Verlust, mit keinem Wort zu schätzen,
Den diese Welt nicht kann in seiner Art ersetzen!
Als ihre Blüth uns gab vollkommne Sicherheit,
Da rafft ein Augenblick die Zierde dieser Zeit.

Wie? lebt sie gar nicht mehr? Ist alles denn verschwunden,
Gleich wie der Rauch dahin, wie die verfloßnen Stunden?
Ist Gottes Ebenbild, das Kunststück seiner Kraft,
So wenig als ein Traum im Schlafe dauerhaft?

Was ist die wahre Lieb, als daß man sein Ergetzen
In des Vollkommenheit, so man geliebt, muß setzen?
Weil Liebe denn in Gott die stärkste Probe thut,
Entsteht die größte Freud auch aus dem höchsten Gut.

Nun, so erhebet euch, o ihr bedrückte Sinnen,
Laßt eure Traurigkeit in dieser Freud verrinnen;
Denkt, unverbeßerlich sei das, was Gott gethan;
Erkennt mans gleich noch nicht, soll mans doch beten an.

Und zwar man kennt es schon in kindlichem Vertrauen,
Man sieht, daß Gott ist gut, eh man ihn selbst kann schauen,
Daß Lieb und Licht und Recht ursprünglich aus ihm fließt,
Wie Wärm und Glanz die Sonn in Erdgeschöpfe gießt.

Nach dem Tode der Königin Sophie Charlotte hatte Leibniz nicht mehr so lockende Veranlaßung, nach Berlin zu kommen, als früher. Gegen Ende des Jahres 1706 veranlaßte ihn die Vermählung des Kronprinzen von Preußen, Friedrich Wilhelm,

mit seiner Hannöverschen Cousine, der Prinzessin Sophie Dorothee, zu einem neuen Besuche in der Preußischen Residenzstadt. Dann kam er nur noch einmal dorthin, und zwar im Jahre 1711, kurz nachdem die Societät der Wißenschaften vollendet war. Allein dieser letzte Besuch des alternden Philosophen an dem Hofe, wo er einst neben der philosophischen Königin als ein Stern erster Größe geglänzt hatte, erinnerte ihn um so schmerzlicher an die genußreiche Vergangenheit, je betrübender für ihn die Gegenwart war. Es fand wieder einmal eine Spannung zwischen den beiden Höfen in Berlin und Hannover statt, und es zeigte sich nur zu deutlich, daß das Andenken der gefeierten Königin nicht im Stande war, den Dämon jener Selbstsucht zu bannen, welche sich nicht nur über Recht und Pflicht, sondern auch über die Stimme des Bluts und die Bande der Blutsfreundschaft hinwegsetzt. Diesmal war es die Hildesheimische Angelegenheit, welche böses Blut machte, weil der König in Preußen sich hineinmischte, was der Kurfürst von Hannover entschieden ablehnte. Darüber wurde man in Berlin verstimmt und gegen Leibniz mistrauisch. Das Unglück wollte es, daß er hier in Berlin einen schweren Fall that, in Folge dessen er längere Zeit leidend war. Dies hielt der Hof für Verstellung und meinte, Leibniz schütze seinen Fall nur vor, um seinen Aufenthalt in die Länge zu ziehen. Man beobachtete ihn. Leibniz meldete dies unterm 21. März 1711 dem Kurfürsten, und fügte hinzu, daß der Leibarzt des Königs ihn besucht und in feinen Wendungen gebeten hätte, daß er ihm doch den Schaden am Beine zeigen möchte. „Dies geschah offenbar, um Bericht darüber abzustatten.“ Die Kurfürstin Sophie hatte ihm indes ihrerseits auch schon geschrieben, daß es ihr ganz so vorkomme, als ob Se. Preußische Majestät ungehalten sei; denn sie scheine zu glauben, daß Leibniz nur in Berlin sei, um zu spioniren. Es zeigte sich immer deutlicher, daß sein Eifer, die fast verlorene Sache der Societät noch zu retten, ihm nichts als Verdächtigungen und Kränkungen zuzog. Berlin war kein Boden, in welchem Leibniz dauernd Wurzel faßen konnte. Es kam endlich dahin, daß dem Stifter der Societät, dem Verfaßer der Theodicee und des mars christianissimus, der angewiesene Gehalt nicht mehr ausgezahlt wurde.

Das war Grund genug für Leibniz, der Metropole des Preußenthums für immer den Rücken zu kehren und der Societät der Wißenschaften fast nur noch dem Namen nach anzugehören. Danach wird man bemeßen können, was von der Behauptung eines Preußischen Gelehrten zu halten ist, daß der leidenschaftliche Antheil, welchen Leibniz an der Beförderung des Flores und der Glorie des jungen Preußischen Königshauses genommen, den langen Abend seines Lebens verherrlicht habe.

Sechszehnte Vorlesung.

Leibnizens Verhältnis zu Wolfenbüttel, Petersburg, Dresden und Wien.

H. A. Wir haben in der vorigen Vorlesung Leibniz in seinem Verhältnisse zu einem ungleichen Geschwisterpaare, zu Georg Ludwig, dem ersten Könige aus dem Welfenhause auf dem Englischen Throne, und zu Sophie Charlotte, der Stammmutter des Preußischen Königshauses, in seinem Verhältnisse zu den Höfen von Hannover und Berlin kennen gelernt. Damit sind indes die Beziehungen, welche Leibniz zu den Europäischen Fürstenhöfen unterhielt, nicht erschöpft. Leibniz, der weltkluge und gewandte Staatsmann, liebte es, sich an die Mächtigen der Erde anzuschließen, ihnen seine Dienste anzutragen und sie für seine das Wohl der Menschheit bezweckenden Pläne und Entwürfe zu interessiren.

Außer den Höfen zu Hannover und Berlin giebt es noch eine ganze Reihe von Deutschen und außerdeutschen Höfen, mit denen Leibniz Verbindungen hatte und an denen er gelegentlich seinen Einfluß geltend machte. Laßen Sie uns denn heute eine Rundreise machen nach einigen der fürstlichen Residenzen, wo der Name unsers Leibniz gut angeschrieben war.

Beginnen wir mit dem nahen Hofe von Wolfenbüttel. Wir sind hier Leibniz schon einmal begegnet, nämlich im Jahre 1685, wo er mit Anton Ulrich eine „Unterredung über die Sache der Primogenitur" hatte, als Friedrich August, der zweitgeborne Hannöversche Prinz, sich bei dem Wolfenbüttelschen Vetter über die neue Successionsordnung beschwert und dieser den Prinzen

in seinem Widerspruche gegen die Anordnungen des Vaters bestärkt hatte. Seitdem finden wir Anton Ulrich als unermüdlichen Nebenbuhler Ernst Augusts stets bedacht, dessen Pläne zur Erweiterung seiner Hausmacht zu durchkreuzen. Anton Ulrich war es, der auch dem dritten Hannöverschen Prinzen Maximilian Wilhelm die Hand bot zur Stiftung eines förmlichen Bundes gegen die Pläne des Vaters. Er war die eigentliche Seele jenes Complotts, das die Hinrichtung des Oberjägermeisters v. Moltke zur Folge hatte, und der Hof von Wolfenbüttel war auch das nächste Ziel, das die Kurprinzessin Sophie Dorothee ins Auge faßte, als sie im Jahre 1694 auf Flucht sann. Ganz besonders trat die Eifersucht Anton Ulrichs bei den Verhandlungen über die Kurwürde hervor. Von allen Gegnern Ernst Augusts war er der hartnäckigste und thätigste. Denn er protestirte stets feierlich gegen die Verleihung der Kurwürde an die Hannöversche Linie und wollte dieselbe nur für den Fall zulaßen, daß sie dem Braunschweig-Lüneburgschen Gesamthause ertheilt und dann stets von dem Aeltesten des ganzen Hauses repräsentirt würde. Dieses Senioratsrecht wollte er dann für die Wolfenbüttelsche Linie in Anspruch nehmen, weil diese von dem ältesten Sohne Ernst des Bekenners, die Calenbergsche aber von dem jüngern Sohne desselben abstammte.

Trotz dieser geradezu feindseligen Stellung, welche Anton Ulrich zu dem Hannöverschen Hofe einnahm, war er unserm Leibniz sehr gewogen. Leibniz war am Hofe zu Wolfenbüttel ein wohlgelittener und nicht seltener Gast. Nach seiner Rückkehr von der Italienischen Reise wurde er von Anton Ulrich zum Vorstande der Wolfenbüttelschen Bibliothek ernannt (1691). Seine geschichtlichen Studien führten ihn von nun an noch häufiger, als vorher, nach Wolfenbüttel, wo ihm nicht nur die Schätze des fürstlichen Archivs zu Gebote standen, sondern auch eine Bibliothek, deren Handschriftensammlung schon damals zu den ersten Deutschlands gehörte. Indes gieng Leibnizens Verhältnis zu dem Herzoge von Wolfenbüttel über die geschäftlichen Beziehungen weit hinaus. Es war ähnlich wie das zu der Kurfürstin Sophie freundschaftlicher Natur. Denn der Herzog Anton Ulrich, der ungemein lebendigen Geistes war und unermüdlich an der Vollendung seines händereichen Romans Octavia

arbeitete, hatte mit Leibniz eine Menge Berührungspunkte. So oft dieser in seinem Tagebuche erwähnt, daß er nach Wolfenbüttel gereist sei, unterläßt er nicht, zu bemerken, daß er bei dem Herzoge Anton Ulrich Audienz gehabt und bei ihm oder seinem Bruder Rudolf August gespeist habe. In einem Briefe des Herzogs Anton Ulrich aus Hedwigsburg vom $^{7}/_{17}$. December 1697 heißt es: „Grüßet Herrn Leibniz und beklaget meinetwegen, daß gestern die Zeit so kurz gewesen, daß ich nicht recht mit ihm reden können; seine Arbeit gefiele mir sehr wohl, und hätte die ganze Nacht davon geträumet."

Ein Band, welches Anton Ulrich und Leibniz noch enger verknüpfte, waren des Letzteren Bestrebungen für die Union der getrennten protestantischen Kirchenparteien. Als der Herzog Rudolf August, dessen Mitregent Anton Ulrich seit 1685 gewesen war, im Jahre 1704 starb, und Anton Ulrich jetzt, ein einundsiebenzigjähriger Greis, alleiniger Regent wurde, baute man auf seine Mitwirkung für die Unionsbestrebungen neue große Hoffnungen. Der König in Preußen setzte sich daher seit 1705 mit ihm und seinen Theologen in unmittelbare Verbindung. In mündlicher und schriftlicher Unterredung wurde zwischen Herzog Anton Ulrich, Leibniz und den Helmstedtern die Angelegenheit besprochen, und die letztern legten außerdem ihre Ansichten und Vorschläge noch in einem Gutachten an den Herzog dar. Der Bischof Ursinus und der Abt Molanus übernahmen dießmal die Leitung der Sache, und Leibniz führte im Auftrage Anton Ulrichs, der den Herzog von Sachsen-Gotha für diese Sache gewonnen hatte, die Correspondenz mit dem Gothaischen Minister, Baron von Schleinitz. Er erklärte den Jenaischen Theologen Buddeus für den geeignetsten Mann, welcher mit dem Helmstedter Professor Schmidt in Verbindung treten sollte. Zur Ermunterung der Theologen spendete der König in Preußen goldne Medaillen. Eine solche, funfzig Ducaten an Werth, erhielt Molanus. Andre wurden unserm Leibniz anvertraut zum Vertheilen an andre Theologen, wie Carpzow in Würtemberg. Das so betriebene und besonders von den Helmstedter Professoren befürwortete Werk nahm ein klägliches Ende. Es endete nämlich damit, daß Anton Ulrich, ein Hauptpatron der evangelischen Union, zur Römischen Kirche übertrat, nachdem er zuvor seine

Enkelin zu demselben Schritte mehr gezwungen als überredet hatte.

Das Motiv war bei dieser Conversion, wie zuvor bei den Unionsbestrebungen, ein politisches. Anton Ulrich hatte Aussicht, daß seine Enkelin Elisabeth Christine, die älteste Tochter seines Sohnes Ludwig Rudolf, sich mit Karl III. von Spanien, dem späteren Kaiser Karl VI., vermählte, und der ehrgeizige Mann schmeichelte sich mit der Hoffnung, daß diese Verbindung seinem zurückgesetzten Hause neues Ansehn, neuen Glanz und Macht geben würde. Mit Hülfe der Jesuiten wurden daher alle möglichen Hebel in Bewegung gesetzt, das ersehnte Ziel zu erreichen. Durch Portraits, durch schriftliche und mündliche Schilderungen wurde die jugendliche Prinzessin in Spanien, in Wien und Düsseldorf bei den leitenden Persönlichkeiten förmlich colportirt. Der Religionswechsel, welcher von der andern Seite zur Bedingung gemacht war, wurde von Anton Ulrich, der über seine Enkelin wie über sein eignes Gewißen verfügte, unbedenklich zugestanden. Um so heftiger war der Widerspruch, den Elisabeth Christine erhob, welche des erst vor einem Jahre bei der Confirmation abgelegten Gelübdes noch nicht so ganz vergeßen hatte, daß sie ohne Kampf sich hätte entschließen können, dasselbe zu brechen. Elisabeth Christine mußte manche Stunde durch weinen, bis sie für die großväterlichen Pläne reif wurde.

Anton Ulrich hatte zur Hinüberführung seiner Enkelin in die Römische Kirche nicht bloß katholische, sondern auch evangelische Theologen nöthig, und auch hier leisteten die Helmstedter, besonders der Professor Fabricius, gute Dienste. Fabricius, der nebst Schmidt auf Leibnizens Betrieb nach Helmstedt berufen und einst in die Unionspläne tief eingeweiht gewesen war, war auch jetzt wieder der Mann, den Anton Ulrich gebrauchen konnte und der sich gebrauchen ließ. Er lieferte über die Frage, „ob eine der evangelischen Religion zugethane Prinzessin wegen der Vermählung mit einem katholischen Könige mit gutem und unverletzten Gewißen die katholische Religion annehmen könne,“ ein Gutachten, welches den Absichten seines Auftraggebers völlig entsprechend war. Von da an wurden die Dienste des Fabricius noch öfter in Anspruch genommen. Er mußte die Zweifel und Gegenreden der jungen Braut und ihrer Mutter, der Herzogin

Christine Luise,*) beseitigen. Er mußte später, als die Sache bekannter wurde und Stimmen sich dagegen erhoben, diese für den Herzog schriftlich widerlegen. Selbst über das geringste mußte er sein Gutachten geben, und er verfehlte nicht, die ihm vorgelegten Fragen stets im Sinne seines Auftraggebers und oft darüber hinaus zu besprechen.

Doch begnügte man sich nicht mit der Zustimmung des Fabricius. Man suchte auch die übrigen Helmstedter Theologen in die Sache zu verwickeln, damit „sie sich mit der Zeit nicht schön schauen" möchten, und es gelang, den meisten ein zustimmendes Votum abzulocken. Dann gieng man weiter und veranlaßte auch auswärtige Autoritäten, ihre Ansichten über die vorliegende Frage auszusprechen. Zu ihnen gehörte auch Leibniz und sein Freund Molanus, Abt von Loccum. Was für einen Standpunkt nahmen jetzt diese beiden Männer ein, die so oft Hand in Hand bei den Unionsverhandlungen mit den Römischen die lutherische Kirche vertreten hatten? Molanus zeigt sich auch hier wieder ganz als der gewandte Kirchendiplomat, der sich nach allen Seiten hin zu decken sucht, und zugleich doch als der vom Bewußtsein seines kirchlichen Amtes getragene Prälat. Nachdem er in seinem Gutachten zuerst ein misbilligendes Urtheil über das Benehmen der Hofprediger Niekamp und Knopf ausgesprochen — sie hatten einfach ihre Schuldigkeit gethan und wurden später dafür fortgejagt — so geht er unter vielen Bücklingen zur Hauptsache über und leistet dann so viel, als von einem Molanus nur erwartet werden kann. „Die Hauptfrage belangend," sagt er, „so muß zwar gestehn, daß vieler Considerationen halber ich die Ehre deren Beantwortung lieber jemand anders gönnen möchte: weil aber das Loos auf meine Wenigkeit gefallen, so

*) Sie war eine feingebildete Dame, welche in der lutherischen Lehre gut gegründet war, wiewohl nicht ohne Eitelkeit und daraus hervorgehenden Schwächen. Als einst in ihrer und ihrer Tochter Gegenwart von der Weigerung der Prinzessin von Anspach die Rede war, um der Spanischen Krone willen den Römischen Glauben anzunehmen, da sprach sie zu Elisabeth: „Sollte ich, wofür mich Gott behüte, meiner so gar vergeßen und dir befehlen, um einer Heirat willen die evangelische Religion zu ändern, siehe, so sage ich dir hiermit, daß du mir keinen Gehorsam, sondern Gott mehr zu gehorchen schuldig bist, als Menschen."

ist ein mehreres für mich nicht übrig, als obsequii gloria (der Ruhm des Gehorsams), nämlich desjenigen Gehorsams, den ich Gott und einem so großen mir mit sonderbarer Gnade bis hieher beständig zugethanen Herrn schuldig bin." Molanus wahrt dann vollständig seinen Standpunkt, den Standpunkt des lutherischen Kirchenregenten, und spricht sich dahin aus, daß, obgleich die päpstliche Kirche namentlich in der Lehre lange so schlimm nicht sei, als sie gemeiniglich ausgegeben werde, dennoch kein evangelischer Christ, welcher die Römische Religion in vielen importanten Stücken für falsch und irrig halte, aus weltlichen Absehn zur päpstlichen Kirche übergehn oder jemand zu einem solchen Abfalle rathen dürfe. Wer dem zuwider handle, der sündige unwidersprechlich gegen das rechte Gewißen, (contra conscientiam rectam). Da jedoch, heißt es mit einer höflichen Wendung weiter, solches im vorliegenden Falle auf keinerlei Weise anzunehmen sei, so müße man dafür halten, daß dasjenige, was hier vorgegangen sei oder vorgehn möchte, nicht aus einem rechten, sondern aus einem zweifelnden Gewißen (conscientia dubia) herrühre, welches in einem Schwanken des Verstandes zwischen zwei Gegensätzen bestehe. Es komme demnach vornehmlich auf die Frage an: „ob auch derjenige sündige, der aus zweifelndem Gewißen etwas thut oder unterläßt, welches er nicht hätte thun oder unterlaßen sollen." Molanus bejaht diese Frage mit Berufung auf Röm. 14, 23, und überläßt es dann dem Herzoge, die Anwendung selbst zu machen.

Viel geschmeidiger und willfähriger, auf des Herzogs Absichten einzugehn, zeigt sich unser Leibniz. Nachdem er im Eingange seines Gutachtens den „Irrthum" bekämpft hat, daß die evangelische von der Römischen oder die Römische von der evangelischen Kirche verdammt werde, was zwar von dem gemeinen Mann angenommen, aber von vielen gelehrten und gottesfürchtigen Theologen keineswegs zugestanden werde, präcisirt er seine Ansicht dahin, daß die Römische sowohl als die „protestirende„ Religion an und für sich selbst von einem jeden nach dem Trieb seines Gewißens ohne Seelenverlust geübt werden könne. Indessen kam es nicht darauf an, das Verbleiben in der Römischen Kirche, sondern den Uebertritt zu ihr zu rechtfertigen: und dabei ist nach Leibnizens Ansicht wohl zu unterscheiden zwischen den

Gelegenheiten und Bewegnissen. „Ein weltliches Absehn", heißt es da weiter, „giebt oft Gelegenheit, daß wir Menschen auf etwas Höheres unsre Gedanken wenden und die Sache untersuchen, da sichs dann begeben kann, daß wir nach der Untersuchung eine herzliche Ueberzeugung bei uns finden und eine Aenderung treffen, die nicht der ersten und äußerlichen Gelegenheit, sondern der innerlichen Bewegnis und Ueberzeugung zuzuschreiben. Also verursacht vielleicht eine Krankheit, daß ein ruchloser Mensch in sich geht; eine Gefangenschaft macht, daß ein Türke dem Christenthum nachdenkt und sich bekehrt; eine Heirat, Beförderung, zu verhoffende Erbschaft und dergleichen machen zu Zeiten, daß ein Römischer in England oder ein Protestirender in Schlesien die Streitigkeiten untersucht und hernach ernstlich und aufrichtig seine Meinung ändert, deswegen aber gar nicht für einen liederlichen Heuchler oder boshaften Apostaten zu halten. Dergleichen Urtheil fällen nur diejenigen, die mit Leidenschaften geblendet oder übel berichtet, oder auch wohl selbst eines bösen Gewissens sind und andern die Meinung zulegen, die sie an sich befinden." Das hieß dann freilich sich die Sache leicht machen, da Leibniz nur sagte, daß eine äußere Veranlaßung oft zu einer Aenderung der innern Ueberzeugung führe, ohne auf die Frage einzugehn, ob im vorliegenden Falle diese Ueberzeugung eine zuläßige sei. Indem aber Leibniz diesen mit der Bekehrung eines Türken oder eines ruchlosen Menschen zusammenstellte, entstand wenigstens der Schein, daß der Uebertritt von ihm gebilligt werde.

Durch das scheinbar zustimmende Gutachten eines so angesehenen Mannes, wie Leibniz, konnten die Pläne des Herzogs Anton Ulrich nur gefördert werden. Was noch fehlte, ersetzte der „moderate" Fabricius. Er ward nicht müde, zur Beschönigung fürstlicher Sünden dasselbe fluchwürdige Manöver zu wiederholen, das bei der Hoftheologie unsrer Tage eine so große Rolle spielt. Er predigte stets von neuem, daß diejenige hohe Person, so zur mariage begehrt werde, hierin Gottes Finger und Providenz zu spüren habe, d. h. er scheute sich nicht, das von Menschen Gemachte für das von Gott Gewollte auszugeben. Trotz aller schlauen Berechnungen und Einfädelungen von Seiten des Herzogs, trotz aller Berichte, Porträts und Anpreisungen

seiner Agenten sollte es die göttliche Providenz sein, welche die Prinzessin für den Thron Spaniens bestimmt hatte, und diese erfüllte nun ihre Mission, wie Ludwig XIV. die seine, wenn sie den Finger Gottes erkannte und nicht länger widerstrebte. Da haben wir das Kunststück, welches in diesem, wie in allen ähnlichen Fällen, jeden Schatten eines Vorwurfs tilgt und das schreiendste Unrecht in Recht verwandelt.

Es ist interessant, auch die übrigen Gründe kennen zu lernen, welche man anführte, um die Unbedenklichkeit der Conversion wahrscheinlich zu machen. Man berief sich darauf: 1) „daß die Prinzessin im evangelischen Glauben wohl gegründet sei, ihren Katechismus und andere evangelische Bücher behalten werde und die Freiheit erhalten möchte, daß sie mit Anrufung der Heiligen und anderen Gewißenslasten und Menschengeboten verschont bleibe und in ihrem Herzen auf gut evangelisch Gott diene; 2) daß auch durch diese Alliance dem gemeinen Wesen, ihrem fürstlichen Hause und der evangelischen Kirche noch großer Nutzen geschafft werden könne, sonderlich zu dieser Zeit, da ein und ander auch wohl hohes Haupt sowohl von Römisch-katholischer, als von den andern Religionen viel gelinder und für den Kirchenfrieden beßer gesinnt sei, denn zu unsrer Väter Zeiten; 3) daß zwischen den Römisch-katholischen und Protestanten kein dissensus fidei fundamentalis vorhanden, sondern nur zwischen beiden super aliquibus additamentis und quaestionibus juxta annatis oder, wie andre härter reden, nur ein Pfaffenstreit sei, warum sich eine Prinzeß und andre wenig zu bekümmern hätten; 4) daß es an dem Beifalle einiger evangelischer Theologen nicht fehle, die so wenig der Princeß diese Heirat widerriethen, als sie glaubten und lehrten, daß die drei im Römischen Reiche geduldeten Religionen in fundamento fidei getrennt und spännig seien."

Nicht minder interessant ist es, den Standpunkt der katholischen Unterhändler kennen zu lernen, welche sich hier so weitherzig als möglich zeigten. Der eigentliche Glaube der Römischen Kirche schien nach ihren Erklärungen mit der lutherischen Lehre in gar keinem Gegensatze zu stehn. Die Hauptsache schien das zu sein, was ein Katholik öffentlich zur Bezeigung seiner Religion verrichten müßte. Dahin gehörte: „1) Er ist schuldig,

alle Sonn- und Feiertage das Amt der h. Messe, und zwar knieend, zu hören. 2) Alle Freitage und Samstage sich vom Fleischeßen zu enthalten. 3) Alle gebotenen Fasttage, wenn es die Kräfte zulaßen, zu halten oder, wenn es die Kräfte nicht zulaßen, um Dispensation zu bitten, welche leicht zu erhalten. 4) Wenn vom Pabste ein Jubiläum oder allgemeiner Ablaß verliehen wird, ist man zwar nicht schuldig, solches zu verdienen, es würde aber ärgerlich sein, wenn man solchen sich nicht theilhaftig machen thäte. 5) Ist er schuldig, alle Jahr, und zwar um die österliche Zeit, einmal zu beichten und zu communiciren. 6) Die Verehrung der Heiligen und deren Bildnis ist nicht aus der Acht zu setzen, sonderlich wenn man solche nennet, z. B. die heilige Mutter Gottes, die heilige Jungfrau und nicht bloß die Maria."

Wer konnte von dem unbefestigten Gemüthe der jugendlichen Prinzessin erwarten, daß sie den verwirrenden Reden evangelischer Unionstheologen und den beredten Gründen katholischer Missionare auf die Dauer Widerstand geleistet hätte? Nach langem Widerstreben willigte Elisabeth Christine ein, und Anton Ulrich schrieb an ihre Mutter, die Herzogin Christine Luise: „Auf den Sonntag ist Marien Verkündigung, da muß Lisbeth Messe hören und nicht die geringste ombrage geben, als wenn Dr. Luther noch mit ihr courtisirte, wie man bereits zu Wien hat ausgebracht. Auch erhellt aus den Wiener Relationen, wie die Kaiserin so schön tanzen kann. Wird also nöthig sein, daß sich die Prinzeß Lisbeth die kurze Zeit allhie auch fleißig übe, Kapriolen zu machen." Bald darauf traf in Wolfenbüttel ein Gesandter aus Wien ein, der die fünfzehnjährige Prinzessin nach Bamberg geleitete, wo sie am 1. Mai 1707 von dem Bischofe Lothar Franz, der zugleich Kurfürst von Mainz war, in den Schooß der Römischen Kirche aufgenommen wurde. Zum Glück brachte sie nach Wien noch etwas mehr mit, als die in Eile eingeübten „Kapriolen". In einer glücklichen Ehe mit dem nachmaligen Kaiser Karl VI., dem letzten männlichen Sproßen des Habsburgischen Hauses, vergaß sie die Thränen, welche sie in Wolfenbüttel geweint hatte, und man entsann sich in Wien keiner schönern und liebenswürdigeren Kaiserin, als dieser Welfentochter, der Mutter Maria Theresias.

Da die Jesuiten sich das Gutachten des Fabricius, in welches die meisten übrigen Helmstedter eingestimmt hatten, zu verschaffen wußten und dasselbe in einer ihrer Zeitschriften veröffentlichten, so machte die Conversion Elisabeth Christinens unter den protestantischen Theologen und Staatsmännern großes Aufsehn. Besonders in England. Es konnte der dortigen antikatholischen Partei, welche der kurfürstlichen Familie in Hannover die Aussicht auf den Englischen Thron eröffnet hatte, nicht gleichgültig sein, daß auf der Universität Helmstedt, welche so gut für Hannover als für Wolfenbüttel Landesuniversität war, so gefährliche Grundsätze wie die bei dieser Gelegenheit an den Tag gekommenen gelehrt wurden. Der Kurfürst Ernst August, der dies erkannte, that daher die nöthigen Schritte, um jedem Vorwurfe vorzubeugen, daß das Haus Hannover auf einer von ihm abhängigen Hochschule den Katholicismus begünstige. Auch hier mußte nun Leibniz wieder als Rathgeber und Vermittler thätig werden und auf Befehl des Hofes das rückgängig zu machen suchen, was er zuvor selbst mit angebahnt hatte. Er, der sich ganz mit den Helmstedtern eines Sinnes wußte und die größere Hälfte seines Lebens für die Reunion der Protestanten und Katholiken gewirkt hatte, sah sich jetzt genöthigt, die „Moderation" der Helmstedter zu bekämpfen. Leibniz fühlte den Widerspruch, in welchem er sich bewegte; aber er wußte sich weltklug darein zu schicken. „Ungereimt wäre es zwar," schrieb er unterm 15. October 1708 an Fabricius, „aus einem Responsum ein Argument gegen die Thronfolge Hannovers zu machen; aber du weißt, daß bei den Unerfahrenen, wie allezeit der große Haufe ist, zuweilen noch ungereimtere Dinge Geltung finden. Unser ganzes Recht auf Großbrittanien ist in der Ausschließung und in dem Hasse der Römischen Religion begründet. Daher müßen wir mit Recht alles vermeiden, wodurch wir gegen Römisch-Katholische lau erscheinen würden." Allerdings „mit Recht" für den, bei welchem nicht Gewißensgründe, sondern politische Motive bei dergleichen Fragen den Ausschlag geben. So ward auch den Helmstedtern nur ihr „Recht", wenn sie gezwungen wurden, ihr früheres Votum öffentlich zu widerrufen. Fabricius, der eigentliche Stimmführer der Helmstedter, suchte sich durch neue Künste

aus der Klemme herauszuwinden. Indes sah er sich im Jahre 1709 genöthigt, seine Entlaßung als Professor zu nehmen.

Ein Jahr später erfüllte Anton Ulrich das Versprechen, das er seiner Enkelin gegeben hatte, ihr bald nachfolgen zu wollen. In den ersten Tagen des Jahres 1710 legte er zu Braunschweig mit großer Heimlichkeit in Gegenwart von nur zwei Zeugen das Römische Glaubensbekenntnis ab. Aber noch am Karfreitage desselben Jahres wurde er öffentlich im Dome zu Bamberg von demselben Kurfürsten von Mainz, der seine Enkelin aufgenommen hatte, als Mitglied der katholischen Kirche eingesegnet, nachdem er den Landständen die Erklärung gegeben hatte, daß die Landeskirche durch seinen Uebertritt in ihren Rechten nicht verkürzt werden sollte. Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß sein Verhältnis zu Leibniz dadurch nicht alterirt wurde. Beide blieben gute Freunde, bis Anton Ulrich im Jahre 1714 durch den Tod abberufen wurde.

Von Wolfenbüttel wenden wir uns nach Petersburg, wo Peter der Große angefangen hatte, der Schöpfer einer neuen Welt zu werden, und in Leibniz einen Rathgeber für seine Pläne in Civilisation und Gesetzgebung suchte. Vermittelt wurde diese neue Beziehung durch Leibnizens alten Freund, den Herzog Anton Ulrich von Wolfenbüttel. Im Herbst des Jahres 1707 lief nämlich am Wolfenbüttelschen Hofe ein Schreiben ein, welches den Antrag zu einer Verbindung des Czarischen Thronfolgers Alexei Petrowitsch mit einer der Töchter Ludwig Rudolfs enthielt. Anton Ulrich war durch diesen Antrag, welcher die Verwandtschaft mit einem zweiten Kaiserhause in Aussicht stellte, aufs höchste überrascht. Zwar hatte die Sache ihre großen Bedenken; allein Anton Ulrichs Ehrgeiz ließ ihn darüber hinwegsehn, und da man sich wegen Charlottens bereits mit dem Schwedischen Gesandten in Unterhandlung eingelaßen hatte, so bestimmte man dem Russischen Thronfolger die jüngere Prinzessin Antoinette Amalie. Diese, welche sich am Sächsischen Hofe aufhielt, wurde durch die Benachrichtigung über die ihrem Leben geltende Verhandlung noch tiefer erschüttert, als einst ihre Schwester Elisabeth Charlotte. Selbst durch den Zuspruch ihres geistlichen Rathes konnte sie die erforderliche Faßung nicht wieder gewinnen. Allein es war nun einmal die Zeit, wo Deutsche

Prinzessinnen, um mit der Herzogin von Orleans zu reden, als politische Opferlämmer galten. Auch Charlotte mußte sich fügen. Ward ihr dabei einige Beruhigung, so geschah es durch die Versicherung, daß sie in ihrem Glauben unbeirrt bleiben und ein Deutsches Gefolge nach Rußland mitzubringen nicht verhindert werden sollte. Das Beilager fand am 25. October 1711 in Torgau statt, wo sich damals der Sächsische Hof aufhielt. Es ist bekannt, daß Charlotte bei dem verwilderten Alexei Petrowitsch das Glück nicht fand, das ihrer Schwester Elisabeth Christine in der Fremde zu Theil geworden war, und daß sie früh, am 21. October 1715, ihrem Geschicke erlag.

Zu der Hochzeit in Torgau kamen beide Großväter des Brautpaares, Peter der Große und Anton Ulrich, und im Gefolge des letzteren befand sich auch unser Leibniz. So bekam dieser Gelegenheit, sich dem Manne zu nähern, der auch den nordischen Coloß in die Reihe der civilisirten Staaten zu erheben mit Eifer bemüth war.

Schon früher war Leibniz den Plänen und Unternehmungen Peters des Großen mit Theilnahme und Aufmerksamkeit gefolgt. Wir wißen, mit welcher Entschiedenheit sich Leibniz im Jahre 1669, als es sich um die Wahl eines Polnischen Königs handelte, gegen die Einflüße der Russischen „Barbarei" aussprach. Später, als sein Freund Hiob Ludolf für die Civilisation Abyssiniens arbeitete, stieg der Wunsch in ihm auf, daß mit Rußland ein ähnliches geschehen möchte. Leibniz schrieb darüber im Anfange des Jahres 1696 an den obengenannten Freund: „Wäre doch jemand vorhanden, welcher bei den Moscowitern dasselbe ausrichtete, was Du bei den Aethiopiern! Wenn dieses unermeßliche Reich in der Weise des gebildeten Europa regiert würde, so würde die Christenheit mehr Nutzen von demselben schöpfen. Doch es ist Hoffnung vorhanden, daß sie nach und nach erwachen werden. Wenigstens erkennt der Czar Peter die Fehler seiner Landsleute und will, daß jene Barbarei nach und nach abgeschafft werde. Er besitzt, sagt man, einen lebhaften, doch etwas zu feurigen Geist." Schon im folgenden Jahre sollte Leibniz Gelegenheit haben, den berühmten Russischen Autokraten von Angesicht zu Angesicht wenigstens zu sehen. Da Peter der Große als Mitglied seiner eignen Gesandtschaft durch

Hannöversches Gebiet reiste, so gewährte er dem Hofe der Kurfürstin eine Zusammenkunft auf dem Schloße Coppenbrügge.*) Auch Leibniz war dabei zugegen, freilich ohne sich ihm persönlich nähern zu können. Den Eindruck jedoch, den er im Allgemeinen davontrug, schildert er in einem Schreiben an Thomas Burnet vom 24. August 1697 folgendermaßen: „Bei Gelegenheit der Moskowiter muß ich Ihnen von der großen Gesandtschaft dieses Reiches sprechen, wobei der Monarch sich incognito befindet. Wir haben sie im Vorbeigehn in der Nachbarschaft gesehn. Obgleich dieser Fürst unsre Manieren nicht hat, so hat er dessen ungeachtet viel Geist. Der Czar, welcher ein wenig Holländisch und Deutsch spricht, hat den Kurfürstinnen von Brandenburg und Hannover, welche mit ihm in dem Schloße Coppenbrügge zu Abend aßen, gesagt, daß er fünfundsiebzig Kriegsschiffe bauen laße, welche er auf dem schwarzen Meere gebrauchen will. Er denkt jetzt nur daran, die Türken zu beunruhigen. Sein großes Vergnügen macht das Seewesen aus, welches er gelernt hat und aus dem Grunde lernt, da er die Absicht hat, sich zum Herrn des schwarzen Meeres zu machen."

Leibnizens Zusammenkunft mit Peter dem Großen zu Torgau im Jahre 1711 hatte einen andern Verlauf, weil die ganze Lage eine andre war. Peter hatte seit dem Siege über Karl XII.**) bei Pultawa seine Entwürfe mit einer Kühnheit und Gewandt-

*) Seitdem stand er mit dem Hannöverschen Hofe in vielfachen Beziehungen. Noch im Jahre 1713 besuchte er Herrenhausen, wohin er sich vornehmlich durch die Kurfürstin Sophie gezogen fühlte.

**) Auch ihn sah Leibniz im Jahre 1707 im Schwedischen Lager zu Altranstedt bei Leipzig, wohin ihn eine politische Mission führte, jedoch ohne eine Unterredung mit ihm zu haben. Leibniz schreibt darüber in einem Briefe an den Englischen Lord Raby: „Ich sah ihn zu Mittag speisen. Dies dauerte eine halbe Stunde, aber Se. Majestät sprach kein Wort und hob nur einmal die Augen auf, als ein junger Würtembergscher Prinz zu seiner Linken mit einem Hunde Kurzweil trieb, was er auf diesen Blick sofort einstellte. Da ich über eine Woche auf seine Rückkehr gewartet hatte, so konnte ich mich nicht länger verweilen, obg eich man mir Hoffnung machte, daß ich bei Sr. Majestät Audienz haben könnte. Aber was hätte ich ihm sagen können? Sein Lob hört er nicht gern, selbst das wahre nicht; und von Geschäften spricht er nicht."

heit verfolgt, welche alle Welt in Erstaunen setzte. Indes blieb für die Civilisation Rußlands noch ungeheures zu thun übrig, und Peter benutzte jede Gelegenheit, um sich selbst zu unterrichten und die geeigneten Kräfte für seine Unternehmungen zu gewinnen. So war denn nicht zu fürchten, daß Leibniz auch in Torgau, wie in Coppenbrügge, unbeachtet blieb. Der große Herrscher nahm den großen Weltweisen mit entgegenkommender Freundlichkeit auf und bewies die Schärfe seines Blicks auch darin, daß er in Leibniz sofort den Mann erkannte, der mehr als irgend ein andrer geeignet war, seine civilisatorischen Pläne zu fördern. Peter lud Leibniz ein, ihm in jene Regionen zu folgen, wo noch ein so ungeheures Gebiet durch die Waffen des Gedankens der Barbarei zu entreißen war. Und man muß gestehn, wenn irgend ein Zeitgenoße ihm bei der Organisation seines großen Reiches hülfreiche Hand leisten konnte, so war es Leibniz, der Mann, welcher damals gleichsam der Haupterbe aller Schätze des von der Vorwelt errungenen Wißens war und welcher das ihm verliehene Pfand nicht zu vergraben, sondern frisch und kräftig damit zu wuchern und für die Zukunft zu arbeiten von frühster Jugend an gewohnt war.

Leibniz jedoch konnte der Einladung des Czaren nicht Folge leisten, sondern sah sich aus mehrfachen Gründen bewogen, für die ihm gemachten glänzenden Anerbietungen zu danken. Aber der Aufforderung Peters, auch von Hannover aus für die Begründung der Bildung und für die Förderung der Wißenschaft in Rußland nach Kräften behülflich zu sein, lieh er ein williges Ohr. Auch legte er sogleich voll Eifer Hand an das große Werk. In kurzer Zeit ließ er dem Czaren mehre Vorschläge und Entwürfe überreichen, von denen drei noch vor dem Jahre 1712 abgefaßt sind. Auch sprach er noch am Ende des Jahres 1711 in mehren Briefen seine Freude aus, daß der Czar ihm seine volle Unterstützung für die physikalischen und sprachvergleichenden Untersuchungen zugesagt hatte, welche von Leibniz längst auch auf das Russische Reich ausgedehnt waren. So schrieb er unterm 14. December an La Croze*): „Ich habe die

*) Er war 1661 zu Nantes geboren und lebte seit seinem Uebertritte zur protestantischen Kirche als königlich Preußischer Rath, Antiquar und Bibliothekar in Berlin, bekannt durch mehre historische Schriften über das

Ehre gehabt, zu Torgau mit dem Czaren zu reden und Se. Majestät wird in seinen ungeheuren Reichen magnetische Beobachtungen anstellen laßen. Er scheint auch bereit, andre Untersuchungen zu begünstigen, und wenn Sie Punkte in Rußland, in Sibirien und selbst in China angeben wollen, welche es verdienten untersucht zu werden, so hoffe ich, daß dieser Monarch Befehl geben wird, uns zu begünstigen.“ Und an Fabricius berichtete er fast gleichzeitig: „Ich habe einen Ausflug nach Torgau gemacht, nicht sowohl wegen der Festlichkeiten der Vermählung, als um den großen Czaren der Russen zu sehen, und dies reut mich nicht; denn außerordentliche Eigenschaften besitzt dieser große Fürst. Er wird auf mein Erinnern Sorge tragen, daß in seinem unermeßlichen Reiche Beobachtungen über die magnetische Declination angestellt werden.“ Schon im Anfange des folgenden Jahres, den 16. Januar 1712, schrieb Leibniz an den Russischen General-Feldzeugmeister Lesczinsky, um dem Czaren einen geschickten Arzt und Naturforscher zu empfehlen. Auch in diesem Briefe redet er von der Neigung dieses Monarchen zur Beförderung gründlicher Wißenschaft, und versichert, daß dies allezeit der Hauptzweck auch seines Lebens gewesen sei. Nur habe es ihm an einem großen Herrn gefehlt, der den Willen gehabt, sich eben dieser Sache genugsam anzunehmen. Einen solchen glaubte er nun endlich in Sr. Russischen Majestät gefunden zu haben, als die in Dero großem Reiche gar leicht und fast ohne Mühe und Kosten die vortrefflichsten Anstalten dazu machen könnte, wobei er nachdrücklich zu dienen wünschte. Denn Se. Czarische Majestät würde durch solch hochlöbliches Vorhaben unzähligen Menschen zu statten kommen, ja des ganzen menschlichen Geschlechts Glückseligkeit vermehren, wozu Bibliotheken, Observatorien, vornehmlich aber auserlesene Leute erforderlich wären.

Man sieht aus solchen Aeußerungen, was für Hoffnungen Leibniz auf den Beherrscher des Russischen Reiches baute, und wie er mit jugendlichem Eifer darüber aus war, auch diese neue Provinz, die sich vor ihm aufthat, mit den Waffen des Geistes

---

Christenthum in Indien, Aethiopien und Armenien. Da auch Leibniz sich in gleicher Weise für die Asiatischen Sprachen interessirte, so hatte er La Croze schon im Jahre 1709 aufgefordert, seine Wünsche in dieser Beziehung auszusprechen, die er dann dem Fürsten Kurakin vorlegen wollte.

zu erobern und seinen Plänen dienstbar zu machen. In der That hegte auch Peter der Große, welchem der hohe Geist unsers Leibniz aufgegangen war, von dessen Theilnahme an seinen civilisatorischen Bestrebungen große Erwartungen. Als der Czar im Sommer 1712 in Karlsbad weilte, lud er Leibniz zu einer zweiten Zusammenkunft dahin ein und ernannte ihn dann, als er der Einladung Folge leistete, zu seinem Geheimen Justiz-Rath mit einer jährlichen Pension von tausend Speciesthalern.*)

Von Karlsbad begleitete Leibniz Peter den Großen nach Dresden, wo er so lange warten mußte, bis er auf das Schreiben des Herzogs von Braunschweig, das er überbracht hatte, Antwort erhielt. In der Zwischenzeit richtete er an Peter den Großen einen Brief, der allerlei interessante Vorschläge und Erörterungen enthielt. „Die Götter dieser Welt," sagt er dem Czaren, „oder die Ebenbilder der Macht Gottes, nämlich die souverainen Monarchen, müßen das Modell ihrer Regierung nach der Regierung Gottes einrichten, wollen sie anders die süßen Früchte eines blühenden Reiches genießen. Es scheint, daß Ihre Groß-czarische Majestät von dieser Wahrheit sattsam überzeugt sind, und ich bekenne frei, daß ich unter die Zahl derjenigen gehöre, welche zu der Wohlfahrt Ihres Reiches alles, was in ihrem Vermögen steht, beizutragen geflißen sind." Dann schlägt er neun Collegia vor, welche zu errichten wären, und beschreibt ausführlich das Gelehrtencollegium. Auch regt er den Plan an, eine Academie der Wißenschaften in Petersburg zu stiften, worüber er ohne Zweifel schon in Karlsbad sich mündlich mit dem Czaren

*) In einem Briefe an Orban vom 12. December 1712 sagt Leibniz, er sei reich beschenkt (magnifice donatus) von Karlsbad weggegangen. Er kam dorthin mit einem Creditive von Anton Ulrich, worin es heißt: „Ew. Czarischen Majestät habe ich den Geheimen Rath von Leibniz in Torgau recommandirt, und gern vernommen, daß Ew. Majestät ihn zu gebrauchen gesonnen. Weil er nun anjetzo Ew. Majestät aufwarten wird, so habe ich ihm dieses Schreiben mitgegeben und ihm aufgetragen, Ew. Majestät meiner steten und vollkommenen Ergebenheit und Dienstbegierde zu versichern. Und weil er nicht nur in den Wißenschaften, sondern auch in gegenwärtigem Lauf der Affairen nicht wenig versirt ist, so wird er Ew. Majestät auch darin nützlich sein und gebraucht werden können, zumal da er aus Karlsbad nach dem kaiserlichen Hofe gehen sollte; denn man ihm etwas geheimes zu verrichten anvertrauen kann. Und weil er meinetwegen etwas insonderheit desfalls vorzubringen hat, so ersuche Ew. Majestät, ihn darüber zu hören und hören zu laßen."

besprochen hatte. Später reichte er zu diesem Zwecke einen schriftlichen Entwurf ein, dessen Ausführung er aber nicht mehr erlebte.

Nachdem Leibniz sich in Dresden von Peter dem Großen verabschiedet hatte, wandte er sich im November 1712 nach Wien. Doch blieb sein Blick von jetzt an beständig nach Osten gerichtet. Peter der Große hatte ihm in seiner Bestellung als Geheimer Justizrath die Mittheilung aller Nachrichten zugesagt, die zur Beförderung der Studien und Wißenschaften in seinem Lande nothwendig und dienlich wären. Auch hatte er versprochen, daß er auf Leibnizens Vorschläge und Empfehlungen eine besondere Rücksicht nehmen wollte. Leibniz hatte sich dies gemerkt. Wo nur irgend eine merkwürdige oder wichtige Entdeckung in Europa der Unterstützung oder Aufmunterung bedurfte, wandte sich Leibniz an Peter den Großen. Auch sandte er immer neue Denkschriften und Vorschläge ein, welche es auf eine Neugestaltung des Russischen Colosses abgesehn hatten. Doch mußte Leibniz bald inne werden, daß auch Peter der Große der Mann nicht war, den er endlich in ihm gefunden zu haben glaubte. Denn durch seine unaufhörlichen Reisen und Feldzüge wurde Se. Czarische Majestät viel zu sehr in Anspruch genommen, als daß er sich eingehend mit den Plänen des Deutschen Philosophen hätte beschäftigen oder gar dieselben zur Ausführung hätte bringen können. Die Russischen Staatsmänner aber, an welche Leibniz zunächst gewiesen war, schenkten ihm wenig Theilnahme. Seine Briefe, in denen er sich Auskunft über wichtige Fragen erbat, blieben unbeantwortet. Leibniz sah sich daher genöthigt, sich in einem Briefe vom 26. October 1713 wieder an den Czaren selbst zu wenden, ihm die Probleme aufzuzählen, welche er in der Zwischenzeit zu lösen bedacht gewesen, und ihm die Personen zu nennen, an die er sich umsonst mit der Bitte um Nachricht gewandt hatte. Wir erfahren aus diesem Briefe unter andern, daß Leibniz darauf gedrungen hatte, „der uralten Griechischen Kirche Monumente, Schriften und Concilien mehr und mehr aus dem Staube der Vergeßenheit hervorzusuchen.“ Auch erinnert er den Czaren an seine sprachvergleichenden Studien, über die er schon von Wien aus unterm 18. December 1712 berichtet hatte, und wiederholt den Vorschlag, die vielen, bis dahin theils

unbekannten, theils unausgebildeten Sprachen des Russischen Reiches und der angränzenden Länder schriftbar zu machen. Zu dem Ende fordert er den Czaren auf, die zehn Gebote, das Vaterunser, das apostolische Glaubensbekenntuis und andre katechetische Stücke nach und nach in jene Sprachen übersetzen zu laßen, ut omnis lingua laudet Dominum (damit jede Zunge Gott lobe). Es würde solches nicht nur den Ruhm des Czaren vermehren, sondern auch dazu dienen, daß das Christenthum bei den betreffenden Völkern fortgepflanzt werde.*) In demselben Briefe meldet er dem Czaren, daß er darauf bedacht gewesen sei, sich mit den weisen Gesetzen des Czaren Alexei bekannt zu machen. Im folgenden Jahre 1704 ließ er dem Kaiser zwei ausführliche Arbeiten überreichen, welche staatswirtschaftliche Gegenstände behandelten. Die zweite derselben, welche den Titel führt „Instruction für die Confiscations-Canzlei," bildet die Grundlage für einen im Jahre 1730 veröffentlichten Ukas, der dieselbe Ueberschrift trägt.

Kurz vor seinem Ende war es Leibniz noch einmal vergönnt, Peter den Großen zu sehen und mehre Tage in seiner Umgebung zu weilen. Es war im Juli 1716 in Pyrmont, wo er sich überreicher Gnade von der Czarischen Majestät erfreute. Auch in Herrenhausen, wo Peter bald darauf zwei Tage zubrachte, blieb Leibniz an seiner Seite. Er war erfüllt von Bewunderung, wie er sich ausdrückt, nicht nur über die Humanität, sondern auch über die reichen Kenntnisse und das scharfe Ur-

---

*) Einen ähnlichen Gedanken spricht Leibniz schon im Jahre 1697, als Peter der Große von Holland aus auch England besuchte, in einem Briefe an Thomas Burnet aus. „Ich bin sehr erfreut, heißt es da, zu hören, daß der Czar Vergnügen daran gefunden hat, Euch zu hören und die Ceremonien der Englischen Kirche zu sehn. Ich weiß nicht, ob man den Aufenthalt dieses Monarchen nicht benutzen köunte, un die Kenntnisse der gereinigten Religion bis China zu tragen, weil die Staaten des Czaren die Tartarei berühren, welche dem Chinesischen Monarchen uuterworfen ist, und weil der Eintritt in China von dieser Seite offen ist, wie man aus den Einzelheiten abnehmen kann, welche ich in den Novissima Sinica habe drucken laßen. Es scheint, daß es die Ehre und Pflicht der Protestanten erfordert, nicht zu leiden, daß die Römische Partei sich allein der Missionen dieses Reichs bemächtigt. Ich glaube selbst, daß der Verkehr der beiden Nationen Vortheil davon ziehen würde; denn wenn man vorzugsweise das Reich Gottes sucht, so pflegen die Nebensachen (les choses accessoires) von selbst zu folgen.



theil des Russischen Herrschers. Auch ließ er für denselben ein Exemplar seiner Rechenmaschine, und zwar mit wesentlichen Verbeßerungen, bei einem Mechanikus in Zeitz arbeiten, wohin er sich selbst begab, um die Sache zu betreiben. Diese Maschine sollte dazu dienen, einst mit einer Gesandtschaft als Geschenk zum Kaiser von China oder einem andern großen Monarchen zu gehen. Doch ist es kaum wahrscheinlich, daß sie noch vollendet wurde. Denn in einem Schreiben an den Leibarzt des Czaren Areskin, vom 13. August 1716, bat Leibniz diesen, seinem Herrn zu sagen, daß die arithmetische Maschine stark vorwärtsschreite. Kurz vorher, am 22. Juni 1716, hatte er an den Russischen Vicecanzler Baron von Schafirow, geschrieben und diesem eine ganze Reihe von civilisatorischen Zwecken aufgezählt, zu deren Erreichung der Czar ein Großes beitragen könnte, nämlich

1) zum Licht in der alten Historie durch Beobachtung aller Sprachen;
2) zur Ausbreitung der christlichen Religion, wenn nämlich der Czar durch bequeme Missionare den Völkern das christliche Glaubensbekenntnis bekanntmachen ließe;
3) zur Verbeßerung der Schifffahrt durch magnetische Untersuchungen;
4) zur Beförderung der Astronomie durch astronomische Beobachtungen und Instrumente;
5) zur Verbeßerung der Geographie durch Einziehung von Erkundigungen über die Frage, ob Asien und Amerika zusammenhiengen oder nicht;
6) zur Vermehrung der Physik betreffend das Thier-, Pflanzen- und Mineralreich, wenn nämlich nicht nur aus dem Russischen Reiche, sondern auch aus den Nachbarländern, besonders aus dem Oriente, alle sonderbaren Species angeschafft würden;
7) zur Verbeßerung aller Künste und Wißenschaften, wenn der Kern von allen Facultäten und Disciplinen ins Russische gebracht und die Handwerke und Professionen von allerhand Art auf Befehl des Czaren gründlich beschrieben würden.

In dieser Weise fuhr Leibniz fort, bis kurz vor seinem

Tode, seine anfänglichen Pläne zu verfolgen. Obwohl er die ihm zugesagte Unterstützung nicht fand, blieb er dennoch unverdroßen und unentmuthigt, und es ist zu bewundern, daß er auch als Greis noch eine Zähigkeit und Ausdauer in der Verfolgung seiner Ideen an den Tag legte, die mancher nicht einmal in jungen Jahren aufweisen kann.*)

In Dresden haben wir Leibniz schon im Gefolge Peters des Großen gesehn. Auch zu dem Sächsischen Hofe hatte er persönliche Beziehungen, und der Kurfürst von Sachsen, König August von Polen, gehörte zu den Fürsten, die ihm ihr persönliches Wohlwollen schenkten. Der König-Kurfürst hörte um so lieber von Leibniz, als derselbe, wenn er auch in Hannover seine eigentliche Heimat gefunden hatte, von Geburt ein Sachse war und seine Sächsische Abstammung nie verleugnete. Zwei Männer waren es, welche Leibnizens Beziehungen zum Sächsischen Hofe vermittelten. Der eine war der Sächsische General Graf Flemming, welchen Leibniz bei seinen häufigen Besuchen in Berlin hatte kennen lernen. Er berichtete dem König August von Leibnizens Entwürfen zur Gründung einer Societät der Wißenschaften, welche in Berlin bisher so mangelhaft zur Ausführung gekommen waren. Der König gieng mit Lebhaftigkeit auf die Sache ein, und sein Eifer wurde noch erhöht, als er Leibnizens lettre sur l'education d'un prince kennen lernte, wovon gleich weiter die Rede sein wird. Der zweite Mann am Sächsischen Hofe, mit dem Leibniz seit längerer Zeit in Verbindung stand, war der Beichtvater des Königs, der Pater Vota, ein geschickter Mathematiker, mit dem Leibniz wißenschaftliche Correspondenzen führte. Indes benutzte er diese Verbindung zuweilen auch im Auftrage seines Herrn zu politischen Zwecken. Wegen seines Einflußes auf den König wurde dem Pater Vota sogar von der Kurfürstin Sophie und ihrem Sohne, dem Kurfürsten Georg Ludwig, der Hof gemacht; er aber zeigte sich in seinen Briefen als schwärmerischer Verehrer der Kurfürstin Sophie und ihrer Tochter Sophie Charlotte. Im Anfange des Jahres 1703 reiste er über Berlin nach Hannover, wo er mit

*) Ich bedaure es, daß ein auf der hiesigen Bibliothek befindliches Buch von Professor Guerrier über „Leibniz und seine Zeit" mir, weil in Russischer Sprache geschrieben, nicht zugänglich ist.

Auszeichnung aufgenommen wurde. Ohne Zweifel kam auch zwischen Vota und Leibniz der Entwurf zur Gründung einer Societät der Wißenschaften in Dresden zur Sprache, welchen Vota dem durch Liebe zu Künsten und Wißenschaften ausgezeichneten Könige vortrug.

Die Beziehungen zwischen Leibniz und dem Sächsischen Hofe waren damals schon so weit gediehen, daß der Großkanzler Beichlingen unterm 23. Januar 1703 an Leibniz schrieb, der König-Kurfürst wünsche ihn in seine Dienste zu nehmen und überlaße es ihm, eine ihm geeignet erscheinende Stellung vorzuschlagen. Leibnizens Antwort bestand darin, daß er den Plan einer Societät entwarf, welcher noch umfaßender war, als der von Berlin. Der König-Kurfürst war bereit. Außer Flemming und Vota traten noch andre herzu, namentlich der Livländer Johann Reinhold von Patkul, der als Russischer Gesandter in Dresden lebte und durch den sich die Aussicht auf Civilisation Rußlands durch die Deutsche Wißenschaft eröffnete. Die Sache gedieh im Jahre 1704 weiter und war fertig bis zum Abschluße. Das Diplom der Stiftung, die Urkunde der Privilegien-Ausstattung, die Aufforderung des König-Kurfürsten an die Vettern der Albertinischen Linie zum Beitritt, die Entwürfe der Verfügungen an Statthalter und Geheime Räthe, an das Oberconsistorium, die Bestellung Leibnizens zum Präsidenten — alles war ausgearbeitet. In der letzteren hieß es: „dessen Raths wir uns auch in andern Dingen bedienen wollen, so *seiner jetzigen Herrschaft nicht entgegen.*" Es fehlte allen diesen Entwürfen nur eins: die Unterschrift des König-Kurfürsten. Da kam der verheerende Schwedensturm Karls XII, und wieder war Leibniz um eine schöne Hoffnung betrogen. Eckhard schreibt über diese Angelegenheit: „Im Jahre 1703 hatte Leibniz vor, des Königs Augusti Majestät zur Aufrichtung einer Academie der Wißenschaften in Dresden zu animiren, und sollte selbige mit der Berlinischen gleichsam correspondiren. Der König war auch sehr geneigt dazu. Er (nämlich Leibniz) sandte mich dieserwegen nach Polen, um durch den Pater Vota bei Sr. Majestät alles auszumachen. Doch wurde wegen der Troublen in Polen für diesmal nichts daraus." Es blieb also fürs erste bei dem Entwurfe, von dem noch hervorzuheben ist, daß auch

in ihm die Verbreitung des Christenthums nach China durch die Länder des Russischen Reiches wegen des guten Einverständnisses des Königs von Polen mit dem Russischen Czaren befürwortet wird. Außerdem ist die Bedeutung bemerkenswerth, welche hier der Reform der Jugenderziehung, mit besonderer Rücksicht auf den damals noch sehr jungen Kurprinzen, beigelegt wird. Leibniz will zu der Erziehungsmethode des Französischen Dauphins, welche sich fast ausschließlich auf das Studium der Lateinischen und Griechischen Classiker gründete, das Gegenstück in einem mehr realistischen Erziehungsplane aufstellen. Er empfiehlt Abbildungen, Modelle, ein sogenanntes Theater der Natur und der Kunst, und verschmäht kein Mittel, um die Einbildungskraft mit bestimmten Vorstellungen zu bereichern.

Was Leibniz hier, in dem Entwurfe einer Societät der Wißenschaften, nur andeutete, das hatte er mehre Jahre vorher in einem ausführlicheren, erst lange nach seinem Tode gedruckten Aufsatze: Project de l'Education d'un Prince (Vorschlag der Erziehung eines Prinzen)· erschöpfend, wenigstens den Grundlinien nach, dargestellt. Eine Abschrift dieser Arbeit übergab er dem Pater Vota für den König August zum Gebrauch für den Kurprinzen, seinen Sohn, gleichwie er einige Jahre vorher dieselbe Schrift zum Behuf der Erziehung des Kurprinzen von Brandenburg dem Cabinetssecretär Cuneau empfohlen hatte. Aus einem Briefe, den Leibniz 1715 an Sebastian Kortholt schrieb, wißen wir, daß Pater Vota die Schrift dem Könige August selbst vorgelesen und daß dieser über einzelne Stellen derselben seine besondere Anerkennung ausgesprochen hat. Ohne auf dieses herrliche Geistesproduct, das auch in unsern Tagen noch alle Beachtung verdient, näher einzugehn, bemerke ich nur, daß Leibniz von der religiös-moralischen und Deutsch-nationalen Seite der Erziehung eines Fürsten mit Wärme und Nachdruck redet und die Forderung aufstellt, daß ein Fürst eben so sehr an Wißenschaft und Verdienst über seinen Unterthanen stehe, als er sie an Macht und Würde überrage.*)

*) Ich kann es mir nicht versagen, als Probe der in dieser Schrift herrschenden Gesinnung hier wenigstens folgenden Passus mitzutheilen: „In jedem Falle würde ich einen alten Herzog Ernst (den Frommen) von Gotha, welcher in seiner Jugend Soldat gewesen, dann sich auf die Bewirtschaftung und

Noch auf ein Lieblingsproject unsers Leibniz müßen wir hier aufmerksam machen, das er mit Eifer bis an sein Ende verfolgte und für welches er auch den Sächsischen Hof zu gewinnen wußte. Dies war die Einführung des Seidenbaus in Europa, wovon er sich für die Staatswirthschaft großen Vortheil versprach. „Er selbst", berichtet Eckhard, „fieng in Hannover an, die Probe zu machen*), und bewog auch den Kurfürsten, dasselbe zu thun. Die Seidenraupen arteten auch wohl in diesen Landen; da er aber nicht selbst auf alle Dinge sah und keine tüchtigen Leute dazu gebrauchte, so hatte er mehr Schaden als Vortheil davon. Er ließ aber dennoch dies Wrrk nicht liegen, sondern betrieb es bis ans Ende." Zu den Fürsten, welche Leibniz für die Beförderung des Seidenbaus zu gewinnen wußte, gehörte nicht nur der Herzog Anton Ulrich von Braunschweig und der König Friedrich I. in Preußen, sondern vor allen der König August von Polen, von welchem Leibniz ein Privilegium erhielt, kraft dessen ihm erlaubt war, in ganz Sachsen die ihm paslich erscheinenden Orte zur Zucht von Seidenraupen mit Maulbeerbäumen zu bepflanzen. Leibniz unterließ es nicht, von diesem Privilegium Gebrauch zu machen; allein der Erfolg entsprach den Erwartungen nicht, und die Pflanzungen in Sachsen verfielen allmählich wie die in den übrigen Ländern.

Von Dresden begleiten wir Leibniz schließlich nach **Wien**,

Aufsicht seines Staates legte, welchen er durch die Kriege zu Grunde gerichtet fand und den er durch seinen Fleiß wieder zur Blüthe brachte; welcher vor allem die **Frömmigkeit** und die **Gerechtigkeit** vor Augen hatte — ich sage, ich würde einen solchen Fürsten dem geschicktesten Fürsten der Welt vorziehn, welcher alle Wißenschaften und alle Exercitien aus dem Grunde verstände, welcher alle Sprachen redete, welcher alle schönen Manieren der Ausländer angenommen hätte, welcher in der Unterhaltung glänzte; aber welcher, nachläßig in der Sorge für die Geschäfte und das Wohl derjenigen, deren Leitung Gott ihm anvertraut, um sein Vergnügen nicht zu unterbrechen, sich vor dem Geschrei der Elenden die Ohren zustopfte und ohne von dem Vorwurfe seines Volks und dem Tadel seiner Familie und der Nachwelt sich rühren zu laßen, den Staat in Verfall gerathen ließe — wovon ein „großer König" uns ein beklagenswerthes Beispiel geliefert hat."

*) Er hatte einen Garten vor dem Aegidienthore, den er vorzugsweise für die Zucht von Maulbeerbäumen bestimmt hatte und wohin er oft seine Spaziergänge richtete.

um von seinen Beziehungen zu dem Oesterreichischen Kaiserhause einen zusammenhängenden, wenn auch kurzen Ueberblick zu gewinnen.

Leibniz hatte vom Anfange seiner Laufbahn an seine Blicke nach Wien gerichtet, und sein Kaiser, das geheiligte Haupt der Christenheit, nahm unter allen Sterblichen den ersten Platz in seinem Herzen ein. Zu wiederholten Malen regte sich in ihm der lebhafte Wunsch, in kaiserliche Dienste zu treten. Schon von Mainz aus knüpfte er Verbindungen mit Wien an, und von Paris unterhielt er dorthin eine lebhafte Correspondenz. Der Kaiser Leopold wußte damals bereits von dem zwanzigjährigen Leibniz. Ein Freund der Mathematik, hatte der Kaiser schon damals die Schrift de arte combinatoria gelesen, in welcher Leibniz die Grundlinien der Combinationslehre gezogen. Der Kaiser hatte sich lobend über die neuen Ideen des Verfaßers ausgesprochen und einem seiner Gelehrten den Auftrag gegeben, in Correspondenz mit Leibniz zu bleiben. Dies war Leibniz bekannt geworden und mußte in ihm den Wunsch nähren, dem Kaiser näher zu treten. Auch wurde schon damals der Gedanke ausgesprochen, daß Leibniz ganz dazu gemacht sei, die Stelle eines kaiserlichen Historiographen auszufüllen. Nach dem Tode des Herzogs Johann Friedrich wurde dieser Plan wieder angeregt; er fand auch die Billigung angesehener und einflußreicher Personen; dennoch sollte er, es ist ungewiß aus welchen Gründen, nicht zur Ausführung kommen. Leibniz hört dennoch nicht auf, für das Kaiserhaus die lebhaftesten Sympathieen zu haben und sie bei jeder Gelegenheit an den Tag zu legen. Mit höchster Ehrfurcht spricht er von dem Kaiser, Herz und Blick hat er stets nach Wien gerichtet, und dem dortigen Hofe sich nützlich zu machen, ist ein Wunsch, der bei den verschiedensten Gelegenheiten immer wieder zum Vorschein kommt. So versichert er z. B., daß seine Experimente, welche er im Harze zur Hebung des Bergbaues mache, im letzten Grunde nur darauf berechnet seien, schließlich dem Kaiser mit den gemachten Erfahrungen einen Dienst zu erweisen.

Bei dieser Anhänglichkeit an das Kaiserhaus mußte Leibniz den lebhaften Wunsch hegen, den kaiserlichen Hof kennen zu lernen und die Kaiserstadt zu besuchen. Dieser Wunsch sollte

nicht unerfüllt bleiben. Leibniz war fünfmal in Wien, nämlich in den Jahren 1688, 1690, 1700, 1702, und zuletzt vom Anfange des Jahres 1713 bis Ende August 1714.

Zum ersten Male sah Leibniz die Kaiserstadt auf seiner Italienischen Reise, im Jahre 1688. Er kam dorthin als Beauftragter des Kurfürsten Ernst August und fand eine Aufnahme, wie sie seiner Stellung in Hannover und seinem Rufe als Gelehrter entsprach. Da er seine anhängliche Gesinnung an das Kaiserhaus zu wiederholten Malen öffentlich ausgesprochen hatte, so kamen ihm die kaiserlichen Minister mit großem Vertrauen entgegen und liehen seinen Gesuchen und Vorschlägen ein williges Ohr. Ja, es ist wahrscheinlich, daß Leibniz schon damals Zutritt zum Kaiser Leopold erlangte. Leibniz erlebte damals in Wien ein Ereigniß, dem die ganze Stadt mit freudiger Spannung entgegensah. Seit der Belagerung Wiens durch die Türken im Jahre 1683 waren die christlichen Waffen so glücklich gewesen, daß im September 1688 im kaiserlichen Feldlager eine Türkische Gesandtschaft mit Friedensvorschlägen erschien. Das weckte in Leibniz die Erinnerung an jene Pläne, die er einst mit Boineburg zur Vertreibung der Ungläubigen aus Europa schmiedete, und es belebte sich in ihm von neuem die Hoffnung, daß dies herrliche Ziel auch jetzt noch zu erreichen stehe. Durchkreuzt wurde diese Hoffnung durch Ludwig XIV., welcher trotz des zwanzigjährigen Waffenstillstandes dem Kaiser den Krieg erklärte, den Rhein überfiel und Philippsburg eroberte. Als Leibniz diesen neuen Treubruch gewahrte, regte sich in ihm wieder jener Geist des Unwillens und der sittlichen Entrüstung, der einst den Mars christianissimus dictirt hatte. Damals übersetzte er für das Deutsche Volk eine Französische Schrift Ludwigs XIII., welcher er den Titel gab: „Geschwinde Kriegsverfassung oder Verordnung, so weiland Ludwig XIII. ergehen ließ, um in der Eile Kriegsvölker zusammenzubringen", und übersandte dieselbe mit einer kurzen Zuschrift dem Kaiser. Damit noch nicht zufrieden, schrieb er seine Reflexionen über die Kriegserklärung, die Frankreich an das Reich gerichtet hatte. Es ist wieder eine Gesinnungsschrift, worin er seinen ganzen Abscheu vor der friedensbrecherischen Politik Ludwigs XIV. ausspricht. In dem zweiten Kapitel zeigt er, wie Frankreich von Schritt zu

Schritt sich in Gewaltthätigkeiten überboten habe. Jedes Wort ist hier durchdrungen von empörtem Rechtsgefühle und von dem Unwillen über das erlittene Unrecht, das über alles Maß hinausgeht. „Ich finde," sagt Leibniz, „daß es Sache der französischen Politik ist, die benachbarten Völker mit einer solchen Unzahl gewaltsamer Verletzungen zu überhäufen, daß die Klagen unmöglich mit dem erlittenen Unrecht Schritt halten können. Kann ein Meuchelmörder, welcher eine Menge Vorübergehender mit eigner Hand ermordet und andre Schandthaten vollbracht hat, wenn er fortfährt, die Zahl seiner Grausamkeiten zu verdoppeln, eine im Verhältnis dazu erhöhte Strafe empfangen? Nur Gott vergißt nichts, nur er findet das rechte Maß; aber bei den Menschen löschen die letzten Frevel das Andenken der ersten fast aus, und man gewöhnt sich an diese Dinge. Es giebt keinen Vertrag, den Frankreich nicht in letzter Zeit auf das offenbarste verletzt hat. Aber weil es aus dem Unrecht sein Geschäft macht, so wundert man sich nicht mehr. Jedes Wesen muß nach den Gesetzen seiner Natur handeln. Warum hat man ihm vertraut? Der Einfall in die Spanischen Niederlande gegen die ausdrücklich beschworne Verzichtleistung, der Krieg gegen Holland ohne den Schatten eines Grundes, der Friede von Nimwegen eben so schnell umgeworfen als geschloßen — alle diese Handlungen erscheinen schon nicht mehr so frevelhaft, als sie sind, seitdem man sie durch größere Frevel überbietet. Das eben ist das wahre Geheimnis, die häßlichsten Dinge zu verschönern, daß man daneben unmittelbar solche stellt, die ohne Vergleich widerwärtiger sind, so wie häßliche Weiber Affen oder Neger neben sich haben. Der Verlust von Straßburg oder Luxemburg hat die Klagen so vieler Fürsten, Grafen und freier Stände des unter das Joch geschickten Reichs fast vergeßen laßen. Jene Reunionen, so wenig sie in Wahrheit ein wirkliches Recht hatten, sollten doch wenigstens noch dem Namen und Titel nach Recht heißen. Aber die Unersättlichen, die alles für erlaubt halten, geben sich damit nicht zufrieden. Man mußte das Unrecht weiter treiben und sich jener wichtigen Städte bemächtigen ohne Rechtstitel, ohne auch nur einen Schein des Rechts noch anzunehmen. Wagten doch selbst die

Reunionskammern von Metz und Breisach nicht, etwas gegen Straßburg zu beschließen, das geschützt war durch die ausdrücklichen Worte des Friedens von Münster. So blieb nichts über, als die reine Willkür, das Recht des Räubers (jus praedonis), der letzte Grund der Usurpatoren. Man könne, so hieß es, Straßburg und Luxemburg nicht entbehren; denn der König brauche diese Städte zur Sicherheit seines Reichs. Mit andern Worten: um beßer zu erhalten, was man geraubt, müße man noch mehr rauben. Schöner Grund! So erzeugt der Unsinn ein Heer von Unsinn und die Frevelthat eine Unzahl Frevel. Der Appetit kommt im Eßen. Sollte man glauben, daß die Ungerechtigkeit nach allem diesem noch höher steigen könnte? Sie hat dennoch eine höhere Stufe erklommen, und ich hoffe, daß dies die letzte sein wird. Nachdem sie alle Rücksichten der Menschlichkeit mit Füßen getreten, galt es den Himmel anzugreifen, und nachdem sie alle Gesetze der Ehre verletzt hat, blieb nur noch über, mit dem Christenthume zu brechen. Und das ist es, was man jetzt thut. Die Grundsätze des Wortes Gottes gelten für Ammenmärchen, und man glaubt, daß die Größe einer Macht nicht zum Ziele kommen kann, wenn man verpflichtet ist, Gott zu fürchten. Das ist der Weg, wie man durch eine seltsame Steigerung von einer Tugend zur andern schreitet, von der Dreistigkeit zur Frechheit und von der Ungerechtigkeit zur Gottlosigkeit."

Diese Worte bedürfen keines Commentars. Sie werden, obgleich in Französischer Sprache geschrieben, dennoch für alle Zeit ein beredter Ausdruck des Abscheus bleiben, den das Deutsche Volk zu allen Zeiten vor dem „Räuberrechte" der Usurpatoren empfunden hat und noch empfindet.

Mehrere Schriftsteller haben unserm Leibniz auch die officielle Antwort vindicirt, welche der Kaiser Leopold I. unterm 18. October 1688 auf das Französische Kriegsmanifest vom 24. September 1688 erließ, und der Franzose Foucher de Careil hat jene Schrift ohne weiteres als eine Arbeit von Leibniz in seine Oeuvres de Leibniz aufgenommen. Mehr Besonnenheit hat der Deutsche Herausgeber der Werke Leibnizens, Dr. Onno

Klopp, an den Tag gelegt. Er giebt die Uebereinstimmung der Gedanken des Manifestes mit den Leibnizischen zu, und will selbst die Möglichkeit nicht bestreiten, daß das Manifest von Leibniz verfaßt sei. „Allein von dem Vertrauen des Kaisers und seiner Räthe in Leibnizens gute Gesinnung und Befähigung bis zu der Uebertragung der Arbeit einer officiellen Staatsschrift an den Hannöverschen Hofrath, der zufällig in Wien verweilte, war doch noch ein weiter Schritt, der nicht wahrscheinlich ist ohne ein bestimmtes äußeres Zeugnis. Leibniz war 1688 ein namhafter Gelehrter, in Wien bekannt und geachtet, aber doch darum noch nicht ein Mann von Europäischem Ruhm, wie später, so daß sein Name die kaiserliche Regierung hätte bewegen können, die Abfaßung eines Actenstückes von solcher Bedeutung lieber ihm anzuvertrauen, als den eignen Räthen. Immerhin wäre es nicht unmöglich; aber der Beweis würde ein äußeres Zeugnis fordern." Da ein solches fehlt, auch da fehlt, wo man es am ersten erwarten müßte, nämlich in den Briefen, mit denen Leibniz den kaiserlichen Ministern die vorhin besprochene Beleuchtung des Französischen Kriegsmanifestes übersendet, so ist die Vermuthung, daß Leibniz bereits vorher zur Abfaßung eines wichtigen officiellen Actenstücks verwendet sei, doch sehr zweifelhaft, und dies um so mehr, da Leibniz auf jene übersandte Schrift die offen ausgesprochene Hoffnung gründet, auch ferner zu solchen Arbeiten verwendet zu werden. Vielleicht erklärt sich die Uebereinstimmung der Gedanken von Leibniz mit dem kaiserlichen Manifeste dadurch, daß der unbekannte Verfaßer desselben zu den Männern in Wien gehörte, zu denen Leibniz bald in ein vertrautes Verhältnis trat, und daß dieser den zu behandelnden Gegenstand mit dem Verfaßer des Manifestes vor der schriftlichen Ausarbeitung desselben mündlich durchgesprochen hatte. Leibnizens Antheil an dem kaiserlichen Manifeste würde dann derselbe sein, wie der an der Rede, welche der Baron von Boineburg auf dem Polnischen Reichstage hielt.

Wir sehen, daß Leibniz während seines ersten Wiener Aufenthaltes sich nicht bloß darauf beschränkte, die Bibliotheken zu durchforschen und historische Untersuchungen anzustellen. Er wurde auch von der Politik hingenommen und war tief in die

politischen Tagesfragen verflochten. Daneben beschäftigte ihn der Entwurf zur Gründung einer Gesellschaft für vaterländische Geschichte, welche er unter die Protection des Kaisers gestellt zu sehn wünschte.

Schon als junger Mann, als er nach vierjährigem Aufenthalte in Paris nach Deutschland zurückkehrte, hatte er sich mit einem ähnlichen Plane getragen. Es war dies der Gedanke, eine Deutsche Societät zu gründen zum Zwecke der Anwendung der Naturwißenschaften auf die Erforderniße des Lebens. „Wir wollen uns verbünden," so lauten seine Worte, „zu einer thatkräftigen Wißenschaft, um Gott anzubeten in der Erforschung seiner Werke und dem Vaterlande durch eine wahrhafte, weil thätige Liebe zu nützen. Wir wollen dies thun unter dem Zeichen des kaiserlichen Adlers." Leibniz hatte sich damals, als er diesen Plan den Deutschen Gelehrten vortrug, durch die Anonymität die Möglichkeit abgeschnitten, der Mittelpunkt etwaiger Zustimmungen zu werden. Indeßen hatte er den Grundgedanken seiner Seele nicht aufgegeben. Derselbe kehrte jetzt, wo seine Hauptthätigkeit auf die Erforschung der Geschichte gerichtet war, in etwas veränderter Gestalt wieder. Indem nämlich Leibniz seine Bestrebungen für die Geschichte des Welfenhauses verallgemeinerte, kam er zu dem großartigen Plane einer kaiserlich Deutschen historischen Societät. Der Plan setzt als Hauptzweck die Ausarbeitung genauer und zuverläßiger Annalen der Geschichte mit sorgfältiger Beachtung der Gliederung der Deutschen Stämme und der Vertheilung derselben über die verschiedenen Länder, wie mit zuverläßiger Angabe der Merkmale des Fortschritts von der Barbarei zur Cultur, und besonders mit genauer Berücksichtigung der Einführung des Christenthums. Es sollte genau angegeben werden der Ursprung der Kirche, die Gründung der Städte, die Ausbildung ihrer Verfaßung, das Wachsthum oder die Verringerung erlauchter Familien, die Uebertragung des Imperiums über die Christenheit auf die Deutsche Nation und die Anerkennung dieses Imperiums.

Leibniz legte diesen Plan, den er auf seiner Durchreise durch Frankfurt mit seinem Freunde, dem berühmten Orientalisten Hiob Ludolf, besprochen hatte, in Wien vor, aber nicht ohne demselben noch besondre Gedanken hinzuzufügen. „Mir genügt

nicht," sagt er, „die Kenntnis der Vergangenheit an sich. Ich will zugleich Bedacht nehmen auch auf die Gegenwart und die Zukunft. Es ist mein Grundsatz, bei allen Dingen des Wißens auch nach dem Nutzen für das Gemeinwohl zu fragen. Und da hat sich meiner Beobachtung die Erfahrung aufgedrängt, daß die mangelhafte Kenntnis der Geschichte den Rechten des Reiches öfters zum Schaden gereicht hat. Die Rechte des Kaisers und des Reiches sind mannigfach verdunkelt, weil den Schriftstellern, die davon handeln, allzuoft die Archive nicht geöffnet gewesen sind. Diese Rechte sind festzustellen sowohl nach innen, als namentlich nach außen, gegenüber den fremden Nationen in Italien und sonst." Er geht dann weiter und fordert für die vorgeschlagene kaiserliche Societät die Aufsicht über alle historischen Arbeiten. Endlich verlangt er die Abfaßung einer Leopoldinischen Zeitgeschichte.

Die Antwort auf diese Vorschläge war der Antrag, Leibniz möge als Historiograph in kaiserliche Dienste treten. Es eröffnete sich damit für Leibniz die Aussicht auf eine Lebensstellung, welche seine Freunde bereits fünfzehn Jahre früher für ihn in Vorschlag gebracht hatten. Der Kaiser Leopold selbst besprach die Sache mit ihm. Allein der Antrag kam zu spät. Leibniz erwiederte, daß Ehre und Pflicht ihn bänden, zunächst seine Arbeiten für die Geschichte des Welfenhauses auszuführen. So setzte er denn, gewiss nicht ohne Selbstverleugnung, seine archivarische Reise weiter fort, treu dem Berufe, den er einmal übernommen hatte. Noch im Januar 1689 war er in Wien, das er aber bald darauf verließ, um sich nach Italien zu begeben.

Als Leibniz im Frühjahr 1690 von Italien mit reicher Ausbeute zurückkehrte, sprach er zum zweiten Male in Wien ein. Es scheinen diesmal besonders diplomatische Aufträge seines Herrn, des Kurfürsten Ernst August, gewesen zu sein, die ihn nach der Kaiserstadt zurückführten. Sein Aufenthalt dort war nur vorübergehend; doch wurde er von Leibniz benutzt, um für die Vermählung der Hannöverschen Prinzessin Amalie mit dem nachherigen Kaiser Joseph I. wirksam zu sein. Es ist daher auch höchst wahrscheinlich, daß seine Ernennung zum Reichsfreiherrn, deren Zeitpunkt sich nicht genau feststellen

läßt,*) schon in diesem Jahre bei Gelegenheit der Krönung Josephs zum Römischen Könige erfolgte (1690).

Nach zehn Jahren kam Leibniz zum dritten Male nach Wien. Und zwar waren es diesmal die schon im Jahre 1688 betriebenen kirchlichen Reunionsversuche, welche ihn aufs neue nach der kaiserlichen Hauptstadt führten. Denn obwohl Leibniz auf den Antrag des Kaisers vom Jahre 1688 nicht hatte eingehen können, so hatte der Kaiser ihn nicht aus dem Auge verloren. War doch Leibniz, wenigstens auf protestantischer Seite, die eigentliche Seele jener Reunionsversuche, welche vom Kaiser ausgegangen waren und von ihm am eifrigsten betrieben wurden. Im Jahre 1700 berief ihn daher der Kaiser auch zur Berichterstattung in dieser Angelegenheit nach Wien. Von Teplitz aus, wo er das Bad gebraucht hatte, kam er gegen Ende September dort an und blieb drei Monate. Es ist bekannt, daß der eigentliche Zweck seiner Reise nicht erreicht wurde. Seitdem der Sitz der henotischen Verhandlungen nach Wien verlegt war, verliefen dieselben immer mehr im Sande. Dennoch hatte Leibniz Gelegenheit, dem Kaiser wichtige Dienste zu leisten, wenn nicht auf kirchlichem, doch auf politischem Gebiete. Da nämlich nach dem am 1. November 1700 erfolgten Ableben des Königs Karl II. von Spanien der Spanische Erbfolgekrieg ausbrach, so lieh Leibniz dem Kaiser nicht nur seinen mündlichen Rath, sondern auch seine Feder. Er ist der anonyme Verfaßer des Manifestes, welches der jüngere Sohn des Kaisers, Karl III. von Spanien, gegen die Französischen Anmaßungen richtete und welches nach Inhalt und Form als ein Meisterstück von den Zeitgenoßen bewundert wurde. Solche Dienstleistungen konnten nicht ohne Anerkennung bleiben. Leibniz stieg dadurch so sehr in der Gunst des Kaisers, daß dieser ihm schon jetzt durch den Reichsvicekanzler von Kaunitz die Zusicherung der Ernennung zum Reichshofrathe ertheilte. Wenn das Versprechen jetzt noch nicht zur Ausführung kam, so hatte dies seinen Grund darin, daß dem Kurfürsten Georg Ludwig eine Beschäftigung seines

---

*) Das Diplom blieb wahrscheinlich unausgefertigt, weil der ehelose Mann die Taxen scheute. Merkwürdig ist, daß in den zahlreichen Correspondenzen keine Spur über diese Sache zu finden ist.

vielbegehrten Dieners im Interesse fremder Höfe nicht erwünscht schien, und daß Leibniz dem Rufe der Pflicht, nach Hannover zurückzukehren, eine rasche Folge leisten mußte.

Kaum hatte Leibniz Wien verlaßen, so wurde von neuem der Gedanke ausgesprochen, ihn für immer in des Kaisers Dienste zu ziehen. Unterm 9. Februar 1701 schrieb der Kurbraunschweigsche Resident in Wien, Freiherr von Huldeberg, an Leibniz: „Hier hat man stark davon geredet, daß M. H. Geh. Rath Kaiserlicher Bibliothekar werden wollte. Wenn es ihm convenient wäre, so würde Ihre Kaiserliche Majestät ihn wohl nicht aus den Händen laßen, und sagt man auch, daß Sie mit Fleiß diese charge noch nicht ersetzen wollten, bis Sie einen dazu sehr geschickten Mann bekommen könnten, dem Sie auch wohl mehr, als bisher gewöhnlich, zu pension geben wollten. Es ist keine charge, auch die größten Minister eingeschloßen, dabei man bei Ihrer Kaiserlichen Majestät in größere Achtung, auch auf gewiße Weise in Familiarität, gerathen kann, als die Stelle eines Bibliothekars, weil Ihre Kaiserliche Majestät gelehrte Leute überaus hochhalten und sich an gelehrten Discursen und Lectüre, die Ihnen nach Ihrem gusto an die Hand gegeben wird, delectiren. Wollte Gott, mein Herr Patron wäre hier bei der Bibliothek! Was würde die gelehrte Welt sich deßen zu erfreuen haben, und was würde ich mich glückselig schätzen, Ihnen auf alle Weise aufzuwarten.“

Ohne Zweifel war der Kurbraunschweigsche Resident von der Stimmung am kaiserlichen Hofe gut unterrichtet. Vielleicht hatte er Auftrag, Leibniz zu sondiren. Allein dieser konnte sich jetzt eben so wenig auf die Stellung eines Bibliothekars, als früher auf die eines Historiographen, einlaßen. Er erwiederte unterm 3. April 1701, das ihm zugedachte Amt wäre ja ehrenwerth; allein wollte er daßelbe für sein jetziges eintauschen, so würde er auf alle Weise verlieren an Stellung und Nutzbarkeit. „Ueberdies,“ setzte er hinzu, „wenn die Stelle auch weit höher und einträglicher wäre, so ist eine feste Kluft der Unmöglichkeit zwischen ihr und mir befestigt, so von der Religion herrührt, mit welcher zu spielen und was man nicht glaubt öffentlich zu bekennen, nicht nur einem gewißenhaften, sondern auch einem ehrlichen Manne nicht zukommt. Hätte ich mich zu dergleichen

verstehen wollen, würde ich weit größern Vortheil haben erlangen können." *)

Zum vierten Male kam Leibniz im März 1702 nach Wien, diesmal wieder von seinem Herrn, dem Kurfürsten Georg Ludwig, mit einer diplomatischen Mission beauftragt. Er sollte den Prinzen Maximilian Wilhelm, der in kaiserlichen Kriegsdiensten stand, zur Annahme des väterlichen Testaments zu bewegen suchen. Der Aufenthalt scheint von zu kurzer Dauer gewesen zu sein, als daß Leibniz für seine wißenschaftlichen Pläne etwas hätte ausrichten können. Doch machte er zwei Jahre später einen neuen Versuch, die Errichtung einer Societät der Wißenschaften durchzusetzen. Es war in der Zeit, als die schönen Aussichten, die sich ihm in Dresden eröffnet hatten, durch das Kriegsunwetter zu Boden geschlagen und vernichtet waren. Seine einzige Hoffnung blieb jetzt das Kaiserhaus. Von Lützenburg aus wandte er sich am 2. October 1704 an den Kurfürsten von der Pfalz mit der Bitte, den Plan zu unterstützen. Es geschah; allein ohne practischen Erfolg. Auch in Wien mußten die Pläne des Friedens schweigen vor dem Donner des Kriegsgewitters, das sich überall am politischen Horizonte zusammengezogen hatte. Die nächste und alles andre verschlingende Sorge war die, das Staatsschiff durch Wind und Wellen sicher hindurch zu steuern.

Kaiser Leopold I. war 1705 gestorben. Ihm folgte sein talentvoller und thätiger Sohn Joseph I. (1705—11), bei welchem Leibniz eben so gut angeschrieben war, als bei seinem Vater. Unter der Regierung des neuen Kaisers erfreute er sich einer angesehenen und einflußreichen Fürsprecherin. Das war die Kaiserin Amalie, bei deren Heiratsangelegenheit Leibniz einst Dienste geleistet hatte. Sie war die Tochter des Herzogs Johann Friedrich, der einst Leibnizens hoher Freund und Gönner gewesen war. Das sagt alles. Denn wie auf Leibnizens Seite die treue Dankbarkeit ein Grundzug seines Charakters ist, so ist es andrerseits nicht minder erfreulich, zu sehen, wie die wohlwollende Gesinnung der Fürsten seiner Zeit gegen ihn, wo sie einmal

*) Aus den hiesigen Bibliotheksacten durch die Güte des Herrn Bibliothekars Rath Bodemann.



Wurzel geschlagen, ihm verbleibt für ihr Leben und übergeht auf ihre Kinder. Auch die Kaiserin Amalie war unserm Leibniz sehr gewogen; sie hatte das Wohlwollen für ihn nicht minder von ihrem Vater geerbt, als die Königin Sophie Charlotte von ihrer Mutter.

Da Leibniz auch während der Regierung des Kaisers Joseph I. dem Oesterreichschen Kaiserhause mit gleicher Ergebenheit zugethan blieb, so machte er verschiedene neue Versuche, den Lieblingsgedanken seiner Seele am Wiener Hofe zu verwirklichen. Im Jahre 1709 wandte er sich an den Cardinalbischof von Passau mit einem Vorschlage, der wesentlich an den einst mit Ludolf Hiob vereinbarten Plan einer kaiserlichen historischen Societät anknüpfte. Im folgenden Jahre suchte er die Sache bei der Kaiserin Amalie selbst in Anregung zu bringen. Leider scheiterten alle Versuche an der Ungunst der Zeitverhältnisse. Wäre Leibnizens Vorschlag zur Ausführung gekommen, so würde jene eifrige Arbeit an der Verkehrung der Geschichte, welche von Hippolytus a Lapide an bis zu den Preußischen Darstellungen des unseligen Bruderkrieges von 1866 eine ununterbrochene Reihe von fables convenues geliefert hat, schwerlich die verderblichen Resultate ergeben haben, welche jetzt am Tage sind. An einem kaiserlichen Collegio, wie Leibniz es beabsichtigte, hätten die Bemühungen nach dieser Richtung hin sich brechen müßen. Denn durch ein solches Collegium würde die Erinnerung fortgepflanzt sein, daß Leibniz, der Deutsche Staatsmann und besonnene Geschichtsforscher, das Buch des Hippolytus a Lapide, worin er die Vernichtung Oesterreichs zum Heile Deutschlands für erforderlich erklärte, ein librum pessimum (ein arges Buch) nannte. Aber Leibnizens Bestrebungen blieben leider erfolglos.

Indessen ließ der unermüdliche Mann den Muth nicht sinken. Je trüber sich für ihn die Aussichten in Berlin gestalteten, desto fester hielt er an seinen Hoffnungen auf Wien, wo ihm bereits die Stelle eines Reichshofraths zugesagt war und wo er sich immer mehr geltend zu machen hoffen durfte.

In der That begann für Leibniz mit dem Jahre 1711, wo er für immer von Berlin Abschied nahm, eine Zeit des steigenden Ansehns am Wiener Hofe, welche zugleich die Glanzperiode seines Lebens werden sollte. Als die Vorstufe seiner Geltung bei dem

neuen Römischen Kaiser Karl VI. konnte Leibniz die Erlangung der ihm längst in Aussicht gestellten Würde eines Reichshofraths ansehn. Der Herzog Anton Ulrich machte bei Gelegenheit der Krönung Karls VI. am 22. December 1711 in Frankfurt persönlich seine Empfehlung für Leibniz bei dem neuen Kaiser geltend, und am 2. Januar 1712 ward dort die Ernennung desselben zum Reichshofrath ausgeführt. Im Herbste desselben Jahres trat Leibniz seine fünfte und letzte Reise nach Wien an, die wie die erste mit einem zweijährigen Aufenthalte am kaiserlichen Hofe verbunden war.

Leibniz war von Karlsbad aus, wohin ihn Peter der Große auf den Betrieb des Herzogs Anton Ulrich eingeladen hatte, über Dresden nach Wien gereist, allein nicht, wie er selbst es vor Uneingeweihten ausspricht, in einer augenblicklichen Laune, weil sich ihm eine passende Reisegelegenheit bot, sondern weil er von dem Herzoge Anton Ulrich mit einer diplomatischen Mission beauftragt war. Gegenüber der Friedenspolitik der beiden Seemächte England und Holland, welche auf ein Abkommen mit dem Könige Ludwig XIV. drangen, suchte der Kaiser Karl VI. sein Erbrecht auf Spanien zu behaupten und eine Stütze dafür an dem Russischen Czaren zu gewinnen. Anton Ulrich wies nun seinem Freunde Leibniz die Aufgabe zu, an einer Verständigung in dieser Richtung zu arbeiten. Leibniz sollte zunächst den Czaren dahin zu bringen suchen, daß er seinen Einfluß bei der in Holland maßgebenden Stadt Amsterdam verwende. Er sollte sich dann bei dem Kaiser Karl VI. bemühen, daß dieser im Reiche die geeigneten Persönlichkeiten zu gewinnen trachte. So kam Leibniz im Herbste 1712 nach Wien, wo er sich höchstens einige Monate aufzuhalten gedachte. Allein aus den Monaten wurden zwei Jahre, welche vielleicht zu den glücklichsten seines Lebens gehörten. Durch das Creditiv des Herzogs Anton Ulrich war Leibniz des Zutritts zum Kaiser Karl VI. im voraus sicher. Dieser verehrte seit längerer Zeit in Leibniz den Vertheidiger seiner Rechte und behandelte ihn mit dem größten Wohlwollen. Leibniz hatte Zutritt in die Gemächer des Kaisers außer dem gewöhnlichen Wege der Audienz; denn er wurde von ihm über die geheimen Staatsangelegenheiten zu Rathe gezogen. Aber nicht nur der Kaiser, sondern auch die Kaiserin Wittwe

und später die regierende Kaiserin sahen ihn wie einen der Ihrigen an und überhäuften ihn mit Gnadenbezeugungen. Nur eine traurige Folge hatte der verlängerte Aufenthalt in Wien für unsern Leibniz: er sollte seine beiden alten Freunde in Braunschweig und Hannover, den Herzog Anton Ulrich und die Kurfürstin Sophie, nicht wiedergesehn. Sie starben im März und im Juni 1714, während Leibniz noch in Wien weilte.

Als Leibniz nach Wien kam, waren die Friedensverhandlungen zwischen Frankreich und England schon in vollem Gange. In Wien war die Stimmung gegen einen Frieden, durch welchen Kaiser und Reich um die Früchte der Heldenthaten betrogen werden sollten, welche die Verbündeten unter einem Marlborough und Eugen von Savoyen vollbracht hatten. Dieser, der tapfre Prinz Eugen, stand in Wien an der Spitze der Kriegspartei, und der Kaiser theilte vollkommen diese Stimmung. „Des Kaisers Hang zum Frieden ist zwar entschieden groß," schreibt Prinz Eugen am 4. Januar 1713, „aber er will lieber die ganze Spanische Erbschaft zum Opfer bringen, als eine Veränderung in Deutschland zugeben." Leibniz war persönlich Zeuge von des Kaisers Festigkeit gegen England und Holland und stimmte den erhabenen Gesinnungen desselben aus voller Seele bei. „Jedermann, wie ich sehe," so spricht er sich gegen den Kaiser aus, „verlangt den Frieden, ich auch; möchte aber dabei wünschen, daß er mehr honorabel und sicher für Ew. Majestät und das Reich und ganz Europa sein würde." Doch tritt er auch öffentlich für die Fortsetzung des Krieges auf. Er schreibt gegen den Frieden von Utrecht in der Form eines Briefes an einen Torystischen Lord, und es ist wahrscheinlich, daß der Prinz Eugen seine Feder für die Sache des Kriegs gewünscht und gewonnen hat. Dennoch wird am 11. April 1713 jener traurige Friede von Utrecht geschloßen, in welchem Kaiser und Reich von England preisgegeben werden, und das alles in Folge einer Kabale am Hofe der Königin Anna, durch welche der Held Marlborough gestürzt und der Ruhm der Nation hingeopfert wird. Auch jetzt sehen wir Leibniz in seinen Rathschlägen und Entwürfen unablässig bemüht, für die Fortsetzung des Krieges zu arbeiten und dem Frieden von Rastadt vorzubeugen. Er ist fortwährend darauf bedacht, alle Mittel zu einer glücklichen Fortsetzung des

Krieges ausfindig zu machen. Er wünscht die Niederlande im Bunde mit dem Kaiser zu erhalten, die Republik Venedig für ein Bündnis mit dem Kaiser zu gewinnen, und was die Hauptsache ist, er räth zu einem Bunde mit den nordischen Mächten, um den nordischen Krieg zur Fortsetzung des Spanischen Erbfolgekrieges zu benutzen. Zum Kriege gerüstet und entschloßen, soll der Kaiser den Frieden von Rastadt nur unter solchen Bedingungen eingehn, die das Deutsche Reich wieder in den Besitz seiner natürlichen Grenzen bringen, und Frankreich nöthigen, Straßburg und den Elsaß herauszugeben. Ward der Friede in Rastadt ohne diese Bedingungen geschloßen, so fanden sich Kaiser und Reich nach einem glorreich geführten Kriege zurückversetzt auf den Fuß des Friedens von Ryswick und ihre Lage war hoffnungsloser und elender, als je. Dieser traurige Fall trat dennoch ein. Es stand nicht mehr in des Kaisers Macht, eine neue Wendung der Dinge herbeizuführen. Eugen, welcher den Oberbefehl am Rheine übernommen hatte, konnte Landau und Freiberg nicht entsetzen, und er war es, der nun selbst zum Frieden rieth und ihn mit dem Marschall Villers am 7. März 1714 abschloß. Darauf kehrte er nach Wien zurück, um hier mit Leibniz, dessen erste flüchtige Bekanntschaft er schon im Frühjahr 1713 gemacht hatte, für die Einrichtung einer Societätät der Wißenschaften zu kämpfen.

Denn es waren keineswegs nur politische Zwecke, die Leibniz in Wien verfolgte. Vielmehr kam er dorthin mit dem vorbedachten und wohlerwogenen Plane der Gründung einer Societät zu wißenschaftlich practischen Zwecken, in dessen Durchführung er aber nicht glücklicher war, als in dem Bestreben, den Abschluß eines unvortheilhaften Friedens zu verhindern. Es gieng unserm Leibniz mit der Societät der Wißenschaften in Wien ganz ähnlich, wie in Dresden. Seine Hoffnungen eilten seinen Bitten und Anträgen voraus, es war alles fertig, selbst der Entwurf zu einem kaiserlichen Stiftungsdiplome, von Leibnizens Hand abgefaßt. Nur eins fehlte: die kaiserliche Unterschrift.

Leibniz ließ es seinerseits an nichts fehlen. Er setzte alle Hebel in Bewegung, d. h. er suchte für seinen Plan die einzelnen Persönlichkeiten, bei denen er Gunst oder Vertrauen genoß, zu gewinnen und eine jede nach ihrer Art und Stellung

in Thätigkeit zu setzen. So z. B. wandte er sich an den Jesuiten Orban, den Beichtvater des Kurfürsten von der Pfalz, um durch ihn den Beichtvater des Kaisers, den Jesuiten Consbruch, zu gewinnen. Ferner bearbeitete er den Leibarzt des Kaisers, Garelli, mit dessen Vater er schon zwanzig Jahre früher in Correspondenz gestanden hatte. Zwei eifrige Fürsprecherinnen seiner Pläne fand er auch an der Kaiserin Amalie und deren Hoffräulein von Klenk. An die erste schrieb er (ohne Datum) folgende Worte: „Fräulein von Klenk hat mir mitgetheilt, daß Ew. Majestät die Absicht haben, mit dem Kaiser zu Gunsten einer Societät der Wißenschaften zu reden. Wenn es ein Mittel giebt, damit zum Ziele zu kommen, so wird dies eine der ruhmwürdigsten, nützlichsten und ich wage hinzuzusetzen der verdienstlichsten Sachen sein. Denn durch neue Entdeckungen wird man den Menschen den Erwerb der Subsistenzmittel erleichtern und den Armen Brod geben. Man wird die Kriegsmaschinen vervollkommnen, welche dazu dienen werden, die Ungläubigen Christo zu unterwerfen,*) und man wird andrerseits viele Kranke und Verwundete heilen, welche jetzt umkommen, weil die Wißenschaft noch so unvollkommen ist. Auch wird man mehr und mehr in die Kenntnis der Wunder Gottes eindringen, wie man zu thun angefangen hat durch die Entdeckung der neuen Systeme in der Astronomie und Anatomie, was dazu führt, daß man mit mehr Kenntnis des Grundes die Größe, Weisheit und Güte Gottes anbetet. Dies wird auch den Missionen bei den Ungläubigen zu gute kommen; denn indem man ihnen die natürlichen Erkenntnisse mittheilt, wird man den übernatürlichen Erkenntnissen, welche wir ihnen einzuflößen haben, Glauben verschaffen. So gehen hier die Frömmigkeit, die Liebe, der Ruhm und das weltliche Interesse Hand in Hand. In dem Alter, worin ich bin, werde ich das Gute, welches daraus herfließen wird, nicht mehr genießen, und für mich ist dies nur eine schöne Aussicht (une belle perspective). Aber mein Eifer für die Ehre Gottes, für den Dienst und den Ruhm des

*) Freilich ein seltsames Mittel der Bekehrung, aber doch ein edler Gedanke im Vergleich zu den heutigen Bestrebungen, da man auf die Vervollkommnung der Kriegsmaschinen nur sinnt, damit die Christen in brudermörderischem Kampfe sich unter einander zerfleischen.

Kaisers und für den Nutzen des Nächsten läßt mich daran Theil nehmen, als wenn ich darin meinen besonderen Nutzen fände."

Außer der Kaiserin Amalie war es besonders der Prinz Eugen von Savoyen, das Schwert des damaligen Oesterreich, welcher sich für den Leibnizischen Plan einer Societät der Wißenschaften so interessirte, daß sein Name mit dem Leibnizens dadurch aufs engste verknüpft ist. Leibniz machte die erste Bekanntschaft des Prinzen schon im Mai 1713. Allein erst im Jahre 1714 trat jenes engere Verhältnis der beiden großen Männer ein, welches für den Krieger eben so ehrenvoll war als für den Gelehrten. Der große Heerführer fühlte sich sehr zu dem großen Philosophen hingezogen, wie denn Leibniz gesteht, daß er bei den Cavalieren in Wien mehr solide Wißenschaft gefunden habe, als bei denen, welche von der Gelehrsamkeit eine Profession machten. Prinz Eugen war eben so hervorragend als Gelehrter, als Mann von Bildung und Wißenschaft, wie als Held und Staatsmann, und erinnert durch seine Freundschaft mit Leibniz an jenes gefeierte Verhältnis zwischen Alexander und Aristoteles. Es genügt in dieser Beziehung zu wißen, daß Leibnizens bekannteste Schrift, in welcher er eine Darstellung seines philosophischen Systems entworfen hat, la Monadologie betitelt, zu Wien im Umgange mit dem Prinzen Eugen entstanden ist. Der große Feldherr verschloß die philosophische Schrift, welche Leibniz für ihn aufgesetzt hatte, als eine seiner größten Kostbarkeiten und war so eifersüchtig darauf, daß er sie nicht einmal zeigen wollte. Ein vertrauter Freund des Prinzen, der Graf Bonneval, beklagte sich darüber später bei Leibniz, indem er ihm schrieb: „Er hält Ihre Schrift, wie die Priester in Neapel das Blut des heiligen Januarius, das heißt, er läßt sie mich küssen und darauf verschließt er sie wieder in das Kästchen."

Je länger Leibniz in Wien weilte, desto höher stieg er in des Kaisers Gunst, und endlich gab der Kaiser selbst den von andern schon längst gehegten Wunsch zu erkennen, ihn ganz in Wien zu behalten. Das entsprach auch Leibnizens Wünschen. Es hatte sich manches in den Verhältnissen geändert, und Leibniz fühlte in seiner bisherigen Stellung nicht mehr die Befriedigung, die sie ihm früher gewährt hatte. Wie geneigt er war, das alte Band zu dem Welfenhause, wo nicht zu lösen, so doch zu

lockern, geht aus einer Aufzeichnung hervor über die erste Audienz, die er beim Kaiser gehabt. Darin heißt es: „Und erfreue mich von Herzen, daß ich noch endlich das Glück erlebt, einem hohen Potentaten aufzuwarten, bei dem Macht, Licht und Güte mit gleichem Schritte gehen, dessen Dienste ich alle Arbeit, die ich Zeit meines Lebens gethan, zu widmen verlange." Diese Worte laßen keinen Zweifel über die Absicht, in der Leibniz nach Wien gekommen. Er war jetzt bereit, in kaiserliche Dienste zu treten, „doch verhoffentlich also", um Anton Ulrichs Worte zu gebrauchen, „daß er den Diensten des Hauses Braunschweig nicht gänzlich entrißen würde." Es fragte sich mithin, in welcher Form dies geschehen konnte. Eine solche zu finden, war nicht leicht, und es blieb kaum etwas anders übrig, als daß Leibniz selbst von der gegebenen Grundlage des kaiserlichen Wortes aus dieselbe zu formuliren suchte. Aus den Verhandlungen, welche hierüber mündlich zwischen dem Kaiser und Leibniz gepflogen wurden, ergiebt sich folgendes. Leibniz drängt zur Entscheidung. Er wünscht die Sache in einen solchen Stand gesetzt zu sehen, daß er zu seiner Uebersiedelnng nach Wien Anstalt machen kann. Zunächst handelt es sich um den Gehalt. Der Kaiser hatte ihm wegen der Reichshofrathsstelle 2000 Gulden zugesagt. Leibniz rechnet dem Kaiser nun vor, daß er „zu Haus" (in Hannover) sich fast auf 5000 Gulden stehe. Diese Summe müße der Kaiser ihm „bewilligen", wenn er nach Wien kommen solle. Was er außer der Nothdurft habe, verwende er auf Studien, Erfindungen und Experimente, also in der That ad bonum publicum et pias causas (fürs öffentliche Beste und zu frommen Zwecken). Sodann stellt er die zweite Bedingung, daß er unabhängig von den Ministern freien Zutritt zum Kaiser habe und etwa wöchentlich einmal wenigstens zu bestimmter Zeit erscheinen dürfe. Er will dann von Zeit zu Zeit die Geschichte des Kaisers entwerfen, so lange alles noch in frischem Gedächtnis, und wünscht, daß der Kaiser ihm dazu die nöthigen Schriften mittheilen laße. Ferner macht er auch eine Reihe politischer Vorschläge und bringt schließlich seinen Plan einer Societät der Wißenschaften zur Sprache. Es ist kaum zweifelhaft, daß der Kaiser ihm bereits damals mündlich seine Zustimmung ausgesprochen hat.

„Wenn nun diese meine künftigen Verhältnisse festgestellt sind," sagt Leibniz weiter, „so hätte ich auf meine Abreise zu denken und selbige zu beschleunigen, damit ich desto eher zurückkommen könnte. Solches zu befördern würde ein Handschreiben Ew. Majestät an den Kurfürsten von Hannover nöthig sein, woraus dieser abnehmen könnte, daß meine Uebersiedelung nicht nur kaiserlicher Majestät, sondern auch dem Kurfürsten dienlich sei."

Aus den letzten Worten geht zur Genüge hervor, daß Leibniz die Rücksicht für seinen bisherigen Herrn keineswegs verleugnete. Schon im März 1713 drang er auf seine Verabschiedung zur Rückkehr nach Hannover. Dies Verlangen war persönlich durchaus gerechtfertigt. Denn obwohl Leibniz nach Wien gegangen war im Auftrage des Herzogs Anton Ulrich von Wolfenbüttel, so hatte er doch nicht vorher die Ermächtigung des Kurfürsten Georg Ludwig dazu eingeholt. Er wußte, daß dieser über die eigenmächtig unternommene Reise verstimmt war und die Rückkehr forderte, wennschon Leibniz keine Gelegenheit vorübergehn ließ, auch die Interessen seines Kurfürsten wahrzunehmen, namentlich in der Lauenburgschen Angelegenheit, welche noch immer nicht erledigt war. Mit Beziehung darauf schrieb Leibniz am 10. Mai 1713 an den Minister von Bernstorf: „Die wichtigen Angelegenheiten, von denen der Kaiser seit einigen Tagen erdrückt wird, bewegen mich, die Audienz, welche ich bei Sr. Majestät haben soll, aufzuschieben; denn als Sie nach der Stadt kamen, um der Kaiserin Amalie einen Besuch abzustatten, und mir begegneten, sagte mir Se. Majestät sehr gnädig, ich sollte, wenn er ein wenig freier sein würde, nach Laxenburg*) kommen. Ich werde also in kurzem dahin gehen, vielleicht wenn der Prinz von Savoyen abgereist sein wird. Ich benutze unterdessen meinen Aufenthalt zu Wien, so viel ich kann, in der kaiserlichen Bibliothek. Ich werde übrigens alles mögliche thun, mich loszumachen. Unterdessen pflege ich den Herren von Wien zu sagen, daß ich vor meiner Abreise vor einem Notar protestiren will, daß nicht die Furcht mich fortgehen

*) Bekanntlich ein kaiserliches Schloß in der Nähe von Wien.

heißen wird; denn bis jetzt glaube ich nicht, daß hier irgend eine Pest herrsche."

Leibniz mußte sich nur zu bald überzeugen, daß die Furcht vor der Pest nicht auf bloßer Einbildung beruhte. Sie zwang ihn sogar zu einem Wohnungswechsel. Er hatte anfangs seine Wohnung im Federlhof am Lugeck genommen. Weil aber wegen eines im Hause vorgekommenen Pestfalls der Verkehr der Bewohner nach außen durch die polizeilichen Vorschriften beschränkt wurde, so zog Leibniz in das Wolfgramische Haus an der Wollzeile. Damals soll er auch nach Eckhards Bericht auf die Mahnung seines Kutschers durch Feier des heiligen Mahles sich auf sein Ende vorbereitet haben. Da die Pest immer weiter um sich griff und durch den Schrecken, den sie in die Ferne verbreitete, allen Reisenden, welche von Wien kamen, große Hindernisse bereitete, so war dies für Leibniz eine Entschuldigung, wenn er seine Abreise noch hinausschob. Dennoch dachte er ernstlich an seine Rückkehr nach Hannover, da die Pflicht ihn rief. Andrerseits wollte er nicht scheiden, bevor nicht etwas von dem Besprochenen und Versprochenen zur Wirklichkeit geworden wäre. Ebensowenig wollte er aber den Vorwurf der Undankbarkeit auf sich laden. Er wollte das Verhältnis zu seinem Kurfürsten nicht eigenmächtig lösen, sondern nur mit Genehmigung des Kurfürsten, welche er durch die Fürsprache des Kaisers zu erlangen hoffte, nach Wien übersiedeln. Auch dachte sich Leibniz die Sache nicht als eine eigentliche Lösung; denn politisch waren ihm Oesterreich und Hannover unzertrennlich. Indem er dem einen Hause diente, glaubte er auch dem andern zu dienen.

Indessen kamen seine Angelegenheiten für längere Zeit nicht vorwärts. Der Grund davon mochte zunächst der sein, daß der Seperatfriede von Utrecht mit seinen Consequenzen sich zu sehr in den Vordergrund drängte. Dann war es vor allen Dingen die Schwierigkeit in der Beschaffung der Geldmittel, nicht bloß für den Gehalt, den Leibniz forderte, sondern mehr noch für die Errichtung eines Institus von solcher Tragweite, wie das der beabsichtigten Societät der Wißenschaften. Auch war der Kaiser persönlich bis zum Juni lebhaft in Anspruch genommen durch die Sorge um die Rückkehr seiner Gemahlin,

der Kaiserin Elisabeth, welche er im Jahre 1711, als er auf den Kaiserthron berufen wurde, in Spanien zurückgelaßen hatte. Von den Feinden hart bedrängt, hatte sie sich dort unter dem Beistande des ritterlichen Grafen Guido von Stahremberg so lange als möglich behauptet. Endlich sah sie sich genöthigt, Catalonien aufzugeben. Am 19. März 1713 schied sie aus Spanien und traf unter dem Jubel des Volkes am 2. Juni in Wien ein. Ihr Großvater, der Herzog Anton Ulrich, sah ihrer Rückkehr mit Sehnsucht entgegen. Leibniz mußte in seinem Auftrage sich beim Kaiser und dem Oberhofmeister, Fürsten von Liechtenstein, genau über die Zeit und den Weg dieser Reise erkundigen. Dann eilte der neunundsiebenzigjährige Greis ihr von Braunschweig bis nach Tirol entgegen. Am 12. Juni war er schon wieder zurück in Braunschweig. Von dort meldete er seinem Leibniz, wie er selber mit Freuden gesehen, daß die Kaiserin von Jedermann wie eine Göttin angebetet werde. Elisabeth war damals in der vollen Blüthe ihres Lebens, 21 Jahre alt und noch kinderlos.

Auch Leibniz durfte der Ankunft der hohen Frau mit Freuden entgegensehen; denn er hatte durch die Anwesenheit der Enkelin des Herzogs Anton Ulrich sowohl persönlich, als für seine Pläne nur zu gewinnen. Von nun an waren zwei Kaiserinnen seine Fürsprecherinnen, die beide dem erlauchten Welfenhause entsproßen waren.

Dennoch kam seine Angelegenheit auch in den nächsten Tagen noch nicht weiter. Zwar bestimmte der Kaiser, daß der mit der Hofrathstelle verbundene Gehalt von zweitausend Gulden bis zur Erledigung einer ordinären Besoldung einstweilen in der Form einer Pension an Leibniz ausgezahlt werden sollte. Auch erfolgte einige Wochen später eine Zusicherung des Directorats der künftigen Societät. Allein die Gründung der Societät selbst wurde hinausgeschoben, weil die Mittel zu ihrer Fundation fehlten.

Inzwischen geht Leibniz dem Kaiser mit allerlei Rathschlägen zur Hand. Er deutet ihm mehrmals an, daß nicht das Hinabsteigen in die Einzelheiten der Acten die Aufgabe des Monarchen sei, sondern der leitende Gedanke und die Uebersicht des Ganzen. Er selbst erbietet sich, als Repertorium zu dienen, welches dem

Kaiser sich nach seinem Belieben erschließe. Von dem häufigen und vertraulichen Verkehr zwischen dem höchsten Würdenträger in der Christenheit und dem christlichen Philosophen zeugen die zahlreichen Gutachten, welche dieser dem Kaiser eingeliefert und welche alles behandeln, was in seinem Rathe vorkam, die Kriegsführung, die Gründung einer Kriegsflotte, das Schuldenwesen, den Pauperismus, die Pest und dergleichen brennende Staats- und Zeitfragen. Eins dieser Gutachten beginnt mit folgenden Worten: „Die Zeit meiner Abwesenheit nähert sich. Ich weiß nicht, ob Gott mir die Gnade geben wird, Ew. Majestät wieder zu sehen. Daher, nachdem mir Ew. Majestät einen besondern allergnädigsten Zutritt gegönnt und zu sprechen erlaubt, erachte ich mich in meinem Gewißen verbunden, noch vorher dasjenige vorzutragen, was meines Ermeßens zu Dero Besten, Glorie und Autorität gereicht und nicht wohl Aufschub leidet."

Diese Worte zeigen, daß Leibniz entschloßen war, Wien zu verlaßen, auch ohne seinen großen Zweck erreicht zu haben. Denn die Finanznoth des Kaisers hinderte denselben, die nöthigen Summen zur Gründung der beabsichtigten Societät zu bewilligen, und alle Vorschläge Leibnizens, durch Privilegien und Auflagen die nöthigen Mittel zu beschaffen, wurden nicht annehmlich gefunden. Der ganze Plan wurde zwar nicht verworfen; aber eben so wenig läßt sich ersehn, daß für die Ausführung desselben etwas nachdrückliches geschehen wäre. Leibniz hatte von einem Monate zum andern vergeblich geharrt und gewartet. Er war gern gesehen bei dem Kaiser, bei den Kaiserinnen. Er arbeitete unabläßig in politischen Angelegenheiten für den Kaiser wie für den Kurfürsten Georg Ludwig und ließ es auch von Wien aus an seinem Rathe in Betreff der Englischen Succession nicht fehlen.

Da traf in Wien die Nachricht ein, daß der Kurfürst Georg Ludwig als Georg I. zum Könige von England ausgerufen sei. Leibniz konnte seine Abreise nun nicht länger verschieben.

Bei seinem Abschiede gaben der Kaiser, die Kaiserinnen und die Minister ihm die entschiedensten Zusicherungen, daß das aufgeschobene Werk dennoch zu Stande kommen sollte. Kurz vor seiner Abreise hatte Leibniz dem Prinzen Eugen von Savoyen die Angelegenheit der Societät noch einmal in gedrängter Weise

dargelegt, sowohl in Betreff der Verfaßung, welche er derselben zu geben gedachte, als in Betreff der Mittel, auf welchen das Institut ruhen sollte.

Die Briefe, welche Leibniz von dem Grafen Sinzendorf an die Hannöverschen Minister mitbrachte, bezeugten das Bedauern des Kaisers Karl VI. über Leibnizens Weggang und die Hoffnung seiner baldigen Wiederkehr. In der That dachte Leibniz an nichts weniger, als an ein Aufgeben seiner Wiener Pläne. Er correspondirte darüber fleißig von Hannover aus mit dem Prinzen Eugen und andern hervorragenden Persönlichkeiten. Den letzten Brief nach Wien an den Pater Consbruch, den Beichtvater des Kaisers, hat er wenige Tage vor seinem Tode, am 8. Juni 1716, geschrieben. Einige Zeit vorher schrieb er an den Grafen Bonneval: „Ich wünschte, daß die Angelegenheit vor meiner Rückkehr nach Wien ein wenig vorwärts gehe, damit ich die Sache nicht alsdann von neuem anzufangen brauche. Denn ich stehe in dem Alter, wo ich suchen muß, die Sache so sehr als möglich abzukürzen. Ich fürchte sonst, daß es mir eben so ergeht, wie Moses (verzeihen Sie mir den Vergleich), welcher das gelobte Land nur aus der Ferne sehen konnte."

Nur aus der Ferne — das war eine Ahnung, die nur zu richtig war. Erst im Jahre 1848 sollte in Wien das ins Werk gerichtet werden, was der große Mann, der seiner Zeit so oft vorauseilte, einhundertundfünfzig Jahre früher so eifrig erstrebt hatte.

Siebzehnte Vorlesung.

Leibnizens letzte Lebensjahre und Lebensende.

H. V. Wir haben das Leben eines Mannes betrachtet, der unter den Kämpfern in der Rennbahn der Welt einer der vorderſten geweſen iſt. Er nähert ſich dem Ziele, er wird bald ankommen, und es bleibt uns nur noch übrig, ihn auf der letzten Station zu begleiten. Wir haben die äußere Lebensgeſchichte Leibnizens bis dahin fortgeführt, daß er im Jahre 1714 von Wien nach Hannover zurückkehrte. Hier beginnen ſeine beiden letzten Lebensjahre, an die ſich ſein Lebensende anſchließt. Ehe wir aber dieſen letzten und kürzeſten Abſchnitt ſeiner Lebensgeſchichte ins Auge faßen, müßen wir noch einen Rückblick auf die vorangehenden Jahre werfen, und ſehen, wie ſich ſein äußeres und inneres Leben geſtaltet hatte.

Leibniz, der Sohn des Leipziger Profeſſors, hatte eine glänzende Laufbahn zurückgelegt. Er war zwar nicht ein gebietender Miniſter geworden, der das Ruder eines großen Staates in der Hand hielt, und wenn dies das Ziel ſeines Strebens geweſen ſein ſollte, ſo war dasſelbe nicht erreicht. Aber eine hohe Staffel in der menſchlichen Geſellſchaft hatte er doch erklommen. Er verband mit ſeiner Stelle in Hannover Auszeichnungen, die ihm von verſchiedenen Fürſten beigelegt waren. Er war von einem Hannöverſchen Hofrath zum Juſtizrath avancirt. Er bekleidete die Stelle eines Hannöverſchen und Wolfenbüttelſchen Bibliothekars und eines Braunſchweig-Lüneburgſchen Hiſtoriographen. Er war zum Ruſſiſchen Hofrath und endlich zum Kaiſerlichen Reichshofrath ernannt. Und über das alles war er nobilitirt

und mit dem Diplome eines Reichsfreiherrn bedacht. Diesen vielen Titeln, Ehren und Würden entsprachen seine Besoldungsverhältnisse. Leibniz hatte jährlich eine Einnahme von fünftausend Thalern oder achttausend Gulden.*) Da Leibniz unverheiratet war und für niemand zu sorgen brauchte, so hatte er also sein reichliches Auskommen. Ja, bei seinem Tode fand sich eine nicht unbedeutende Hinterlaßenschaft.

Welches war der geistige Erwerb des großen Mannes, des berühmten Gelehrten und tiefsinnigen Denkers? Ich meine hier nicht die allseitigen und alles umfaßenden Kenntnisse, die er in seinem Kopfe und Gedächtnisse aufgespeichert und in seinem „Excerptenschranke" gebucht hatte, sondern ich meine den innern Herzensschatz, den er während eines langen und vielbewegten Lebens eingesammelt und in sein bleibendes Eigenthum verwandelt hatte. Ich meine „den verborgenen Menschen des Herzens", der nach des Apostels Ausspruche „köstlich ist vor Gott."

Leibniz hat sich in den letzten Jahren seines Lebens vorwiegend mit religiösen Fragen beschäftigt. Und zwar ist seine Stellung, die er zu den aggressiven Bestrebungen seiner Zeit einnahm, wesentlich eine apologetische gewesen. Leibniz fand, daß die „alten Lehren" wie in der Politik so auch in der Theologie durchaus nicht so unvernünftig wären, als man sie

---

*) Am Rande einer Eingabe an Kaiser Karl VI. hat er selbst folgende Uebersicht seiner Einnahme gegeben:

1300	Thlr.	Besoldung		
100	„	auf Pferde		
125	„	Kostgeld, Diener		
200	„	Hausmiethe		
75	„	Holz und Licht.		
1800	Thlr.	Hannover		
400	„	Wolfenbüttel		
600	„	Berlin		
2880	Thlr.	oder	4200 Gulden	vorher
			2000 „	Reichshofrath
			2000 „	Czar
			8000 Gulden	summa.

Nach einer gefälligen Mittheilung des Herrn Rath Bodemann beträgt die Gesammtsumme, welche Leibniz in Hannover vom Jahre 1681—1716 bezogen hat, nicht weniger, als 38,472 Thlr. 13 Grschn.

darzustellen beliebte. Darum trat er den Neuerern entgegen und suchte das wankende Gebäude der Kirche wie des Staates zu stützen und vor dem Einsturze zu retten. Darin zeigt sich Leibnizens echt conservative Natur, die das gute Alte, das sich Jahrhunderte hindurch bewährt hatte, nicht unbesonnen wegwerfen wollte, ehe man etwas beßeres dafür an die Stelle zu setzen hatte. Wir haben freilich schon früher gehört, daß Leibniz in diesen seinen wohlgemeinten Bestrebungen nicht immer ganz glücklich gewesen ist, und zwar deswegen nicht, weil er selbst nicht genug in das Wesen dessen eingedrungen war, was er zu halten und zu vertheidigen suchte.

Schon im Jahre 1701 trat Leibniz gegen den Englischen Freidenker Toland auf. Wie schon früher bemerkt ist, hatte dieser fanatische Neuerer ein Buch geschrieben, worin er den nacktesten Rationalismus predigte, indem er die christliche Religion alles geheimnisvollen und wunderbaren zu entkleiden suchte. Leibniz schrieb zu diesem rationalistischen Machwerke seine kritischen Bemerkungen (annotatiunculae subitaneae), welche er selbst dem Englischen Freidenker mittheilte und welche sich 1726 unter dessen schriftlichem Nachlaße gefunden haben. Seine Grundanschauung über die betreffende Frage spricht Leibniz hier in folgenden Worten aus: „Will man schon alles dasjenige, was über unsre gegenwärtige Vernunft geht, ein Mysterium nennen, so wird man auf unzählige physikalische Mysterien in der Natur stoßen. Fragt man z. B., ob die innere Textur des Waßers über unsre Vernunft gehe, so antworte ich: über die gegenwärtige; denn ich glaube nicht, daß die Textur des Waßers schon genügend von jemand erklärt ist; und doch verzweifle ich nicht, es könnte einst eine Erklärung gegeben werden, welche den Erscheinungen genügt. Indessen giebt es auch vieles, das über die menschliche Vernunft geht, nicht bloß über die unsrige, sondern auch die der Nachwelt, und überhaupt, so lange wir an dieses Leben geknüpft sein werden: obgleich es möglich ist, daß diese Dinge von einem höhern Geschöpfe eingesehn und auch für uns, wenn wir einmal in einen höhern Zustand übergehn, intelligibel sein werden. Versteht man aber unter Mysterium, was über alle geschaffene Vernunft geht, so wage ich zu behaupten, daß zwar keine natürlichen Erscheinungen über der Vernunft

sind, daß aber sogar die Begriffe und Comprehensionen der individuellen Substanzen für den geschaffenen Verstand unmöglich sind, weil sie das unendliche involviren. Daher kommt es, daß wir keine vollkommene Rechenschaft von dem Universum geben können. Und warum sollten nicht dahin gewisse, von Gott offenbarte Dogmen gehören, daß sie nämlich durch keine Kraft der Vernunft hinlänglich erklärt werden können, obschon sie dem Geiste bis auf einen gewissen Grad erreichbar sind und auch von dem Vorwurf des Widerspruchs mit Fug befreit werden können?"

Leibniz versuchte nachher in Briefen, denselben Toland zu widerlegen und ihn für eine gesundere Weltanschauung zu gewinnen, als dieser ihm sein Buch Adeisidaemon geschickt hatte, worin er den Satz vertheidigte, daß der Unglaube der bürgerlichen Gesellschaft minder nachtheilig sei, als der Aberglaube. Leibniz bekämpfte auch jetzt den Tolandschen Atheismus und erklärte sich für eine verständige und von der Welt verschiedene Ursache, wobei er bemerkte, die Kurfürstin Sophie pflege bei dieser Frage den Spruch der Schrift anzuführen: „Der das Auge gemacht hat, sollte der nicht sehen? der das Ohr gemacht hat, sollte der nicht hören?"

Gegen den Abend seines Lebens verfaßte Leibniz sein wichtigstes theologisches Werk, das überhaupt die reifste Frucht seines literarischen Wirkens genannt zu werden verdient und das allein seinen Ruhm auf die Nachwelt zu bringen hingereicht haben würde. Ich meine die Theodicee, deren Bedeutung darin liegt, daß Leibniz hier seine philosophischen Anschauungen auf die religiösen und kirchlichen Fragen anwendet.

Von der Entstehungsgeschichte dieses Buches ist schon früher die Rede gewesen. Auf dem Schloße Lützenburg bei Berlin hatte Leibniz mit der Königin Sophie Charlotte in Preußen wiederholte Unterredungen über die Schriften des Franzosen Bayle, des Vorgängers von Voltaire, dessen mit dialectischer Schärfe vorgebrachten Einwürfen gegen die Wahrheiten der Schrift und gegen eine christliche Weltanschauung Leibniz eine nicht minder scharfe Dialectik und eine conservative Anschauung der Dinge entgegenstellte. Die Königin hatte ihn wiederholt aufgefordert, seine Antworten auf die Baylischen Zweifel

und Einwürfe schriftlich aufzusetzen. Diese einzelnen Aufsätze wurden nach der Königin Tode von Leibniz gesammelt, geordnet und ergänzt, und so entstand das berühmte Werk, welches er im Jahre 1710 unter dem Titel: „Essais de Théodicée sur la bonté de Dieu, la liberté de l'homme et l'origine du mal" *) erscheinen ließ.

Die Idee einer Theodicee oder einer Rechtfertigung Gottes wegen des in der Welt herrschenden Uebels war gewiss eine Aufgabe, die eines christlichen Philosophen würdig war; denn sie umfaßt die wichtigsten theologischen Probleme über Gnade und Verdienst, über Freiheit und Vorherbestimmung, über die Verträglichkeit des Uebels mit der Güte Gottes. Leibniz schien ganz der Mann danach, diese schwierige Aufgabe zu lösen. Schon als Knabe hatte er sich mit den Controversen der verschiedenen Religionsparteien beschäftigt. Schon im Jahre 1671 hatte er einen lateinischen Aufsatz über das Problem von der Freiheit und Vorherbestimmung abgefaßt, den er durch Boineburgs Vermittlung nicht nur an den Herzog Johann Friedrich, sondern auch an die Theologen Deutschlands aller Confessionen versandte; und die kirchlichen Unions- und Reunionsversuche hatten ihn genöthigt wieder und immer wieder zu diesen Grundfragen der theologischen Systeme zurückzukehren. Leibnizens Glaubensbekenntnis war lutherisch, und er selbst gesteht, daß sein Studium der kirchlichen Controversfragen ihn in den Ansichten der Augsburgischen Confession nur befestigt hätte. Aber in einer wichtigen Lehre fühlte Leibniz sich den Reformirten verwandt, in der Lehre von der Prädestination oder Vorherbestimmung; denn er fand hier einen Berührungspunkt mit seiner philosophischen Ansicht von der prästabilirten oder vorherbestimmten Harmonie. Die Welt ist Schöpfung, d. h. sie ist durch die göttliche Gerechtigkeit erwählt und bestimmt, aus der Möglichkeit in die Wirklichkeit überzugehn. Die Schöpfung

*) Die Königin forderte, daß Leibniz Französisch schreiben sollte, damit seine Arbeit auch den Ausländern zu Gute käme. Die Theodicee ist unzählige Male im Französischen Originale und in Deutscher Uebersetzung herausgegeben. Die bekannteste Uebersetzung ist die von Martin Opitz, der auch eine Uebersetzung der Lobrede Fontanelles auf Leibniz vorgedruckt ist. Der Pater des Bosses in Hildesheim übersetzte die Theodicee ins Lateinische.

oder das Dasein der Welt ist demnach eine Vorherbestimmung Gottes: das ist der Begriff der Prädestination. Da nun die Weltordnung im Ursprunge der Welt enthalten und angelegt ist, so ist vorherbestimmte Welt zugleich die vorherbestimmte Weltordnung: das ist der Begriff der prästabilirten Harmonie, der als höchster Gedanke der Leibnizischen Philosophie zugleich deren charakteristischer Name geworden ist. Man sieht, daß dieser Grundgedanke der Leibnizischen Philosophie mit der calvinistischen Prädestinationslehre verwandt ist, und diese Verwandtschaft war der tiefste Grund der unionistischen Gesinnung des großen Philosophen; denn er glaubte, daß die richtig verstandene Prädestinationslehre Calvins mit dem lutherischen Lehrbegriffe im schönsten Einklange stehe. In der Hoffnung nun, daß eine Theodicee, wie sie ihm vorschwebte, zur Beilegung der obschwebenden Streitigkeiten etwas beitragen würde, entschloß sich Leibniz, seine schriftlichen Ausarbeitungen über diese und ähnliche Controversen zu veröffentlichen.

Aus dem Gesagten ergiebt sich, daß auch dieses Werk, die Theodicee, der Leibnizischen Grundrichtung gemäß conciliatorisch und irenisch-apologetisch ist. Es sucht sich über die Parteien zu erheben und eine möglichst vermittelnde Stellung einzunehmen. Deshalb ist auch der Grundton des Buches eine heitere Ruhe, welche sich durch alle Erörterungen hindurchzieht, selbst durch die Polemik gegen Bayle, dessen systematische Widerlegung Leibniz erst dann versucht, nachdem er den bereits Verstorbenen in seiner himmlischen Verklärung und im Besitze der Wahrheit hingestellt hat, die wir hienieden suchen. Dieser friedlichen und versöhnlichen Haltung des Buches ist es zuzuschreiben, daß dasselbe, obwohl es die dornigsten Probleme und die schwierigsten Controversen bespricht, nicht etwa wieder der Mittelpunkt neuer Controversen geworden ist. Leibniz fand zahlreiche Leser, aber keinen Bekämpfer.

Ohne mich darauf einzulaßen, den ganzen Plan der Theodicee zu entwickeln, halte ich es doch für geboten, einige Grundgedanken derselben kurz zu berühren.

In der einleitenden Abhandlung „über die Uebereinstimmung des Glaubens und der Vernunft" wird der Gedanke durchgeführt, daß die Vernunft stets auf der Seite der

wahren Religion sei und daß kein Widerspruch der wahren Vernunft gegen die wahre Religion vor dem Philosophen bestehen könne. Das Uebervernünftige, sagt Leibniz, ist möglich, das Unvernünftige niemals. Beide sind unbegreiflich, aber in sehr verschiedener Weise. Das Uebervernünftige ist unbegreiflich, weil es von uns nicht begriffen werden kann. Das Widervernünftige ist unbegreiflich, weil es überhaupt nicht begriffen werden kann. Jenes ist göttlich, dieses ist ungereimt; und wenn die geoffenbarte Religion auch viel übervernünftiges enthält, so doch nichts unvernünftiges oder widervernünftiges.

Dieser Versuch, den Glauben mit der Vernunft zu vermitteln, war gegen Bayle gerichtet, der einen unlösbaren Gegensatz zwischen beiden annahm. Bayle behauptete, der Glaube sei mit der Vernunft nie in Uebereinstimmung zu bringen, er widerspreche der Vernunft, wie diese dem Glauben, und das Uebervernünftige sei zugleich widervernünftig. In diesem unvermeidlichen Widerstreit zwischen Vernunft und Religion gebe es keine andre Auskunft, als daß die Vernunft dem Glauben unbedingt untergeordnet werde. Denn wird die Vernunft rege, so muß sie die Religionswahrheiten untersuchen, bezweifeln und dadurch vernichten. Soll der Glaube bestehn, so darf der Zweifel nicht aufkommen, so muß die Vernunft schweigend gehorchen. Diese blinde Unterordnung nannte Bayle schadenfroh den „Triumph des Glaubens." Ich sage „schadenfroh," denn Bayle hat es bei diesem Triumphe des Glaubens auf dessen völlige Niederlage abgesehn. Er giebt die Vernunft zum Scheine unter den Glauben gefangen, damit dieser um so deutlicher als das Gefängnis der Vernunft erscheine. Ist der Glaube seiner Natur nach vernunftwidrig, so ist es ja klar, daß die Vernunft sich gegen ihren Kerkermeister empören und das Recht ihrer Natur zurückfordern darf.

Gegen diese Theorie macht nun Leibniz in der angegebenen Weise die Uebereinstimmung der Vernunft und des Glaubens, der natürlichen und geoffenbarten Religion geltend. Er behauptet, daß auch das übervernünftige nicht widervernünftig ist und daß darum zwischen Glauben und Vernunft nie ein unauflöslicher Gegensatz stattfinden kann. Da die Vernunft ein Geschenk Gottes ist so gut wie der Glaube, so würde in ihrem

Kampfe gegen einander Gott gegen Gott kämpfen. Wenn die Einwürfe der Vernunft gegen einen Glaubensartikel unauflöslich sind, so wird man sagen müßen, daß dieser vorgebliche Glaubensartikel falsch, d. h. nicht geoffenbart ist. Es wird eine Chimäre des menschlichen Geistes sein, und der Triumph eines solchen Glaubens wird den Freudenfeuern zu vergleichen sein, die man nach einer Niederlage anzündet.

Leibniz ist Optimist. Wie er Gott für das höchste, vollkommenste Wesen erklärt, so hält er auch die Welt als eine Offenbarung Gottes für die vollkommenste oder bestmögliche. Da von allen wirklichen Dingen keins den Grund seines Daseins in sich selber hat, so existiren alle nicht mit absoluter, sondern mit relativer Nothwendigkeit. Das Dasein der wirklichen Welt ist mithin zufällig. Zufällig ist aber alles, dessen Gegentheil möglich ist: mithin sind auch andre Welten, als diese wirkliche, möglich. Aber diese wirkliche Welt ist die bestmögliche. Der Möglichkeit nach giebt es zahllose Welten, der Wirklichkeit nach nur eine einzige, diese wirklich vorhandene Welt, die den Zusammenhang aller wirklichen Dinge ausmacht. Wenn aber aus zahllosen Möglichkeiten eine wirklich gemacht wird, so kann dies nur durch Wahl geschehen sein. Diese eine ist den andern möglichen, so viele ihrer sind, vorgezogen worden, weil sie die beßere, also im Vergleiche mit allen andern Möglichkeiten die bestmögliche war. Die Schöpfung der wirklichen Welt, d. h. die Wahl derselben aus den verschiedenen Möglichkeiten, muß einen zureichenden Grund haben. Darum ist die wirkliche Welt unter allen möglichen die beste. Zu demselben Ziele führt der richtig verstandene Gottesbegriff. Gott ist die allesvermögende Kraft, die nach Weisheit und Güte, also nach Gerechtigkeit handelt. Die göttliche Schöpfung ist eine That der Gerechtigkeit. Die Gerechtigkeit entscheidet stets nach dem größten Rechte. Das größte Recht hat die bestmögliche Welt. Darum schafft Gott diejenige Welt, die geschaffen zu werden das größte Recht hat, d. h. er schafft unter allen möglichen Welten die beste.

Wenn nun aber die wirkliche Welt die beste ist, wie verträgt sich damit das Uebel in der Welt? Und wenn diese beste Welt, wie wir schon vorhin gehört haben, von Gott prädestinirt ist, wie verträgt sich damit die Freiheit des Menschen? Bei dem

thatsächlichen Uebel die beste Welt, bei der thatsächlichen Freiheit des Menschen die göttliche Prädestination oder Vorherbestimmug zu rechtfertigen: das ist die eigentliche Aufgabe der Theodicee. Sehen wir denn wenigstens, wie Leibniz das erste Problem zu lösen sucht.

Offenbar gäbe es kein Uebel, wenn alles vollkommen wäre, wenn nur vollkommenes existirte. Der Grund des Uebels wird darum in dem Grunde des unvollkommenen gesucht werden müßen. Das unvollkommene besteht darin, daß es nicht alles in sich faßt, daß es ausschließend oder beschränkt ist. Darum ist die Schranke das Princip aller Unvollkommenheit und der oberste Erklärungsgrund alles Uebels. Das physische Uebel besteht in dem beschränkten Wirken, welches dem Leiden gleichkommt, in dem Gefühle der Schranke und Ohnmacht, das wir als Schmerz erfahren. Das moralische Uebel besteht in dem beschränkten Wollen, welches statt des vollkommenen das unvollkommene erstrebt. Beide entspringen aus der gemeinsamen Wurzel alles Uebels, die in der Schranke oder in der ursprünglichen Unvollkommenheit der Dinge besteht. Und hieraus löst sich die Frage nach der Nothwendigkeit des Uebels. Kein Ding kann ohne Schranken gedacht werden. Da die Dinge beschränkt sein müßen, so kann ihre Kraft unter Umständen leiden, so kann ihr Wille unter Umständen böse handeln. Aber es giebt in den Thatsachen überhaupt, also auch in den bösen Handlungen der Menschen, keine unbedingte Nothwendigkeit, die sie schuldlos und darum straflos machen würde. Unbedingt nothwendig ist nur der Grund oder die Möglichkeit des Uebels, niemals dessen Wirklichkeit. Das Uebel ist seinem Wesen nach nur ein Mangel, ein Defect an Vollkommenheit, aber keineswegs eine Gegenmacht des Guten. Das Uebel verhält sich seiner Natur nach zum Guten, wie das unvollkommene zum vollkommenen, wie die beschränkte Kraft zur thätigen, oder, da die beschränkte Kraft einem Defecte gleichkommt, wie das mangelhafte zum mangellosen. Aber der Mangel ist in Rücksicht auf die Vollkommenheit nicht deren Gegensatz, sondern nur deren Abwesenheit. Darum besteht zwischen dem Bösen und Guten kein Dualismus, als ob das Böse eine selbständige Gegenmacht des Guten wäre. Das Uebel ist nichts selbständiges, sondern ein mangelhaftes: es

verhält sich zum Guten als dem positiven nicht wie negatives, sondern wie privatives. Es setzt sich dem Guten nicht entgegen, sondern ordnet sich ihm unter. Und da es seinen Entstehungsgrund allein in der Schranke, im Mangel, in der Unvollkommenheit hat, so fällt es auch nur in das Gebiet der unvollkommenen Welt. Wie es aus dem Individuum entsteht, so besteht es auch nur innerhalb dieses begrenzten Schauplatzes. Darum verhält sich das Uebel zur Welt, wie ein Individuum zur Ordnung aller Individuen, oder wie der Theil zum Ganzen. Die Störung, welche das Uebel mit sich führt, trifft daher immer den Theil, niemals das Ganze; dieses kann gut und vollkommen sein, auch wenn es die Theile nicht sind. Dazu kommt, daß auch in den Theilen, in den einzelnen Individuen, das Uebel nicht deren Wesen, sondern nur einen Mangel ausmacht; daß es nicht ihre ganze Kraft einnimmt, sonderen nur in deren Gebrechen besteht; daß es in den Theilen selbst wieder nur theilweise und zwar dem schwächeren Theile nach existirt. Eingeschränkt auf die Sphäre des Individuums, hat das Uebel in diesem engen Spielraume selbst nur ein vereinzeltes Dasein. Unter diesem Gesichtspunkte betrachtet, verhält es sich zur Weltordnung, wie das unendlich kleine und geringe zu dem unendlich großen, d. h. es verhält sich wie ein verschwindendes Moment.

Aber noch weiter geht Leibniz in seinem Optimismus. Das Uebel bildet nicht nur keinen Gegensatz zum Guten, sondern es ist die Bedingung des Guten, es ist das unvermeidliche Mittel zum Guten. Denn was wäre die Welt ohne Uebel? Offenbar müßte die Welt ohne Uebel eine solche sein, in der das Uebel gar nicht existiren kann, die also den Grund und die Möglichkeit desselben ausschließt. Das wäre eine Welt ohne jede Unvollkommenheit, ohne Mangel, ohne Schranke, ohne beschränkte Wesen, ohne Individuen, ohne Kräfte. Die übellose Welt müßte die kraftlose sein. Da nun die Welt nothwendig in Kräften besteht, so wäre die kraftlose Welt so gut als gar keine, so gut als das vollkommene Nichts, d. h. so gut als das größte Uebel. Ohne die Möglichkeit des Uebels gäbe es nichts vollkommenes, nichts gutes. Denn die Macht und Wirklichkeit des Guten besteht in dem Triumph über das Uebel, das sich dem Schatten in einem Gemälde, den Dissonanzen in einer Musik vergleichen

läßt, die das Kunstwerk nicht verunstalten, sondern mitwirkend in die Harmonie des Ganzen einfließen.

Das ist der berühmte Versuch des großen Philosophen, die wirkliche Welt als die bestmögliche hinzustellen und dadurch den Schöpfer dieser Welt vor der menschlichen Vernunft zu rechtfertigen. Ich brauche nicht erst zu sagen, daß der Versuch ein verfehlter, weil ein schriftwidriger ist, wie jeder Versuch, welcher von der Lehre der Schrift abweicht, daß das Böse seinen Ursprung in dem Misbrauche der creatürlichen Freiheit, in dem selbsterwählten Abfalle des Teufels von Gott hat: von dieser Lehre, die zwar im letzten Grunde das unlösbare Räthsel des Bösen, „das Geheimnis der Bosheit"; nicht *löst*, aber die einzige stichhaltige practische Erklärung des Bösen darreicht. Leibniz weiß nichts von dem Teufel als dem letzten Urheber des Bösen, dem Feinde Gottes und der Menschen; darum vermag er das Böse in seinem tiefsten Wesen nicht zu begreifen, sondern er muß es in einer Weise abschwächen, welche dasselbe zu einem verschwindenden Momente der Weltentwicklung herabsetzt, ja es sogar zu einer Bedingung des Guten macht. Leibniz spricht zwar von dem Sündenfalle, aber er nennt denselben eine „glückliche Schuld" (felix culpa), weil ohne sie die Erlösung durch Christus und damit die wahre Religion nicht in die Welt gekommen wäre. Aber man begreift nicht, wozu noch eine Erlösung nöthig ist, wenn sich die Welt als die bestmögliche darstellt, wenn der Tod, der Inbegriff alles Uebels, nicht der Sünde Sold ist, wenn die Welt nicht im Argen liegt, wenn es nicht ein gottwidriges und gottfeindliches Reich des Bösen giebt, an dessen Spitze der alte böse Feind steht, und wenn Christi Erlösung nicht darin besteht, daß er gekommen ist, die Werke dieses alten bösen Feindes zu zerstören. Die Theodicee bestätigt mehr als alles andre, was Leibniz geschrieben hat, daß dieser nicht wußte, was Sünde ist, und darum auch die erlösende Macht des Christenthums nicht kannte. Die Theodicee ist eine scheinbar geistreiche Lösung des großen Räthsels, welches von jeher die philosophischen Köpfe beschäftigt hat. Im Grunde aber ist sie eine geisttödtende Verhüllung der christlichen Wahrheit, eine optimistische Verschleierung der vorhandenen Uebel und eine unwahre Verschönerung der mit Sünde und Tod behafteten

Welt, auf welche man mit vollem Rechte das Wort der philosophischen Königin anwenden kann: „Großer Leibniz, du gefällst, du überredest, aber du beßerst nicht.“ Leibniz ist einem Arzte zu vergleichen, der weder den wahren Sitz des Uebels kennt, noch auch die Arznei des Lebens darreicht. Darum ist er denn auch kein Reformator geworden, sondern ein Gelehrter, ein Denker, ein Philosoph geblieben, der zwar zur „Verbeßerung der Dinge“ viele wohlgemeinte Projecte gemacht hat, aber ohne durchgreifende Wirkung und großartige Erfolge.

Gleichwohl muß man zugestehn, daß die Theodicee aus dem innersten Geiste und Bedürfnisse des beginnenden Jahrhunderts hervorgegangen war. Denn die Welt, in der Leibniz lebte, wollte, wie dieser, lieber philosophiren, als sich erbauen, und sich lieber durch Vernunftgründe überreden, als durch Schriftwahrheiten belehren und in die Erfahrung des Heils einführen laßen. Darum fand die Theodicee ihre Leser in allen Ländern und unter allen Confessionen, von den Fürsten und Fürstinnen bis zu den Gelehrten und Gebildeten, die noch nicht ganz mit Christenthum und Offenbarung gebrochen hatten; und selbst die Frommen glaubten in ihr eine Waffe wider den Unglauben und eine Quelle der Erbauung gefunden zu haben. Diese außerordentliche Wirkung, welche die Theodicee hatte, zeigt jedenfalls, daß Leibniz in ihr den rechten Ton für seine Zeit angeschlagen hatte. Sie war die populärste unter allen seinen Schriften. Dazu wirkten auch die mancherlei Abschweifungen mit, welche sich Leibniz auf das Gebiet der Geschichte, der Cultur, der Physik erlaubte, und die reichen Mittheilungen, welche er aus dem Schatze seiner unermeßlichen Belesenheit und seiner eignen Erfahrung machte; denn dadurch wurde die Theodicee zugleich zu einer anziehenden Unterhaltungslectüre. Zu ihrer weiten Verbreitung trug ferner die Urbanität des Tones bei, womit die Vertreter auch der entgegengesetzten Meinungen behandelt wurden. Gegenwärtig wird die Theodicee nur noch in Frankreich in Ehren gehalten, wo man sie gleich den Schriften der Classiker den Schülern in die Hände giebt; während es in Deutschland seit Kants Zeit Mode geworden, sie für ein unbedeutendes Machwerk zu erklären, nicht wegen ihrer wirklichen Mängel, sondern weil sie für die neumodigen

Philosophen noch viel zu viel positive und christliche Wahrheiten enthält.*)

Gleich nach Herausgabe seiner Theodicee, im Jahre 1711, hatte Leibniz noch einmal Berlin besucht, wo die philosophische Königin gelebt hatte, die einst zu diesen schriftlichen Ausarbeitungen den ersten Anstoß gegeben und der Leibniz nun in der Veröffentlichung derselben ein Denkmal setzte „aere perennius“ (dauerhafter als Erz). In demselben Jahre, in welchem Leibniz Berlin für immer verließ, hatte er die erste Unterredung mit Peter dem Großen gehabt und war von diesem im folgenden Jahre nach Karlsbad berufen, von wo er den Czaren nach Dresden begleitete, um von hier gegen Ende des Jahres 1712 nach Wien zu reisen. Hier war er bis zum September 1714 geblieben. Wir haben früher gehört, mit welchen Kriegs- und Friedensplänen sich Leibniz in Wien beschäftigte, und wie ihm trotz seines rastlosen Eifers alles, was er betrieb, misglückte. Es gelang ihm eben so wenig, die Friedensschlüße von Utrecht und Rastadt zu hindern und den Krieg im Gange zu halten, als den Plan einer in Wien zu gründenden Academie der Wißenschaften zu verwirklichen. Dennoch war dieser zweijährige Aufenthalt in Wien der letzte Sonnenschein seines Lebensabends gewesen. Hinfort sollten trübe Nebel die wenigen Jahre, die er noch zu leben hatte, verdüstern.

Im September 1714 kehrte Leibniz nach Hannover zurück. Seine alten Freunde, die Kurfürstin Sophie und den Herzog Anton Ulrich, fand er nicht wieder. Beide waren in demselben Jahre gestorben. Der Kurfürst Georg war im August König von England geworden und einige Tage vor Leibnizens Rückkehr mit seinem Gefolge nach London abgereist. Leibniz wünschte ihm zu folgen; aber man wollte ihn nicht, weder der König, noch die Minister. Es wurde ihm geschrieben, daß er in Han-

*) Schon Hegel erklärte, „daß die Theodicee für uns nicht mehr recht genießbar sei,“ und Feuerbach konnte sich bei der Lectüre derselben des „Unwillens und der Langeweile“ nicht enthalten, „wenn er Leibniz die eitelsten, leersten theologischen Vorstellungen und Kniffe acceptiren sah, wie z. B. daß Gott das Böse zugelaßen habe, und selbst die barbarische Vorstellung einer ewigen Hölle, die doch nichts weiter sei, als eine dogmatische Bartholomäusnacht, als das hypostasirte Gallenfieber der Orthodoxie.“ Also hinc illae lacrymae!



nover bleiben, die versäumte Zeit einholen und die Geschichte Braunschweigs vollenden sollte. So stand der an eine rastlose Thätigkeit und an einen geistreichen und glänzenden Verkehr gewöhnte Philosoph auf einmal als ein vereinsamter Greis da, und es blieb ihm nichts, als die Einsamkeit der Studirstube.

Für eine kurze Zeit sollte Leibniz in Hannover nach seiner Rückkehr noch eine hohe Freundin und Gönnerin haben, welche die schmerzlich empfundenen Lücken einigermaßen ausfüllte. Dies war die Prinzessin von Wales, Wilhelmine Charlotte von Anspach, die Gemahlin des späteren Königs Georg II., welche nach der Uebersiedelung des Hofes nach England noch eine Zeit lang in Herrenhausen zurückblieb. Leibniz hatte sie am Berliner Hofe, wo sie ihre Jugend verlebte, kennen und schätzen gelernt. Und in der That war sie nicht nur eine Fürstin voll Geist und Kenntnisse, sondern auch voll Charakter und Ueberzeugungstreue. In einem Zeitalter, wo viele Fürsten und Fürstenhäuser das kirchliche Bekenntnis der weltlichen Größe zum Opfer brachten, machte sie eine Ausnahme, indem sie mit Entschiedenheit einer Krone entsagte, welche ihr unter der Bedingung des Uebertritts zur Römischen Kirche geboten wurde. Wilhelmine Charlotte war zur Braut Karls III. von Spanien ausersehn; aber sie hatte Unabhängigkeit des Geistes und Gewißenhaftigkeit genug, die Hand eines Königs auszuschlagen, um die religiöse Ueberzeugung zu retten. Nachdem sie die Gründe der Theologen für und gegen die Annahme der katholischen Religion in wiederholten Zusammenkünften angehört hatte, entschied sie sich mit festem Willen gegen den Uebertritt und gegen die Königskrone, bewundert nicht nur von derselben Prinzessin von Wolfenbüttel, welche nachher die von Wilhelmine Charlotte ausgeschlagenen Bedingungen eingieng, sondern auch von unserm Leibniz, der bei jenen Zusammenkünften und theologischen Unterredungen zugegen gewesen war. Als sie die Hand des Königs von Spanien ausschlug, ahnte sie nicht, daß ihr dennoch eine Krone bestimmt sei. Sie wurde bald darauf die Gemahlin des Kurprinzen Georg, der sie bei der Uebersiedelung nach England noch eine Zeit lang in Herrenhausen zurückließ. Hier leistete ihr nun der Mann Gesellschaft, dessen Schülerin und Freundin sie sich

nannte, unser Leibniz. Dieser, der sich um so lieber an sie anschloß, je vereinsamter er sich selbst fühlte, mußte von neuem die Theodicee mit ihr durchgehn, und sie faßte dabei den Entschluß, eine Uebersetzung derselben ins Englische zu veranstalten. Leibniz gieng gern auf ihre Wünsche ein und knüpfte deswegen einen Briefwechsel mit Desmaiseaux an. Dieser sollte eine Uebertragung der Theodicee ins Englische besorgen, und die Arbeit sollte dann der Prinzessin gewidmet werden. Allein es kam nicht dazu. Das Ansehn Newtons und die Eifersucht, welche in England gegen Leibniz herrschte, bewirkten, daß der Plan bei den Engländern keinen Anklang fand. Man war von vornherein dagegen und schenkte der Theodicee nur sehr wenig Theilnahme.

Als die Prinzessin Wilhelmine Charlotte von Hannover abgereist war, stand Leibniz ganz vereinsamt da. Die große Welt, für welche er gelebt und gewirkt hatte, war ihm jetzt auf einmal von allen Seiten verschloßen. Die alten Freunde waren todt, und die neuen waren unerreichbar. Von Hannover war der Hof weggezogen, und an den auswärtigen Höfen fand sich für ihn kein Platz. In London wollte man Leibniz nicht haben, mit Berlin hatte er selbst ein für allemal gebrochen, und in Wien regte sich der Widerstand der Jesuiten, welche längst den Einfluß des Protestanten beargwohnt hatten und seine Pläne für Gründung einer wißenschaftlichen Societät zu hintertreiben bemüht waren. Leibniz stand in dem kleinen Hannover allein, und man hielt ihn allgemein für eine aus der fürstlichen Gunst gefallene Größe. Er arbeitete rastlos, um sein großes Geschichtswerk, die Annalen, bis zum Tode des Kaisers Heinrich II. weiter zu führen. Denn dies forderte von ihm sein Pflichtgefühl und der Befehl seines Königs. Nach Vollendung seiner Arbeit wollte er Hannover, das jetzt so wenig den Erinnerungen schönerer Tage entsprach, verlaßen und sich in eine große Stadt begeben. Aber in welche? Seine Seele war getheilt zwischen London und Wien.

Und doch war, was von beiden Seiten her an ihn gelangte, nur zum geringen Theil erfreulich. Der Streit mit Newton um die Priorität der Entdeckung der Differenzialrechnung wurde erst in diesen beiden Jahren recht lebhaft. Die Englische

Societät hatte Partei genommen für Newton, und auf Gerechtigkeit für den Deutschen Leibniz war bei dem aufgeregten Nationalitätsgefühl der Engländer nicht zu rechnen. Das beste, was von England aus an Leibniz gelangte, waren die freundlich milden Briefe der Prinzessin Caroline, die sich immer gleich blieb, auch wenn Leibniz einmal glaubte zweifeln zu müßen.

Auch nach Wien hin führte Leibniz eine lebhafte Correspondenz; aber sie brachte ihm wenig erfreuliches und tröstliches. Wie er in London von den Anhängern Newtons bekämpft wurde, so sahen ihn in Wien die Jünger Loyolas mit Mistrauen an und suchten ihm den Boden unter den Füßen wegzuziehn. Leibniz schreibt im Anfange des Jahres 1716 an den Hofrath Schmidt in Wien: „Ich habe sagen hören, daß einige Jesuiten auf diesen Plan (einer Academie der Wißenschaften) nicht gut zu sprechen sind. Sie haben es mir einst geschrieben. Ich wünschte sehr, mein Herr, mehr Einzelheiten darüber zu erfahren." Diese Einzelheiten scheint Schmidt nicht gemeldet zu haben. Aber wenn auch nicht der ganze Orden der Jesuiten eine feindselige Stellung zu Leibniz einnahm, der ihnen stets so viele Anerkennung gezollt hatte, so steht doch nach dem Obigen so viel fest, daß wenigstens einzelne Mitglieder des Ordens ihm entgegenarbeiteten. Dazu kam, daß nach wie vor in Wien die Mittel zur Ausführung seiner Pläne fehlten. Es war eine Thatsache, welche Leibniz nur mit Betrübnis erfüllen konnte, daß die Angelegenheit der Societät nach seiner Abreise trotz aller ihm gegebenen Versprechungen keinen Schritt vorwärts gekommen war. Das Gefühl der Misstimmung, welches ihn wegen dieses Zauderns nothwendig beschleichen mußte, wandelte sich im Spätsommer des Jahres 1716 sogar in dasjenige der persönlichen Kränkung um. Ein allzueifriger Correspondent in Wien meldete ihm, daß der Kaiser zum Zwecke von Ersparnissen beschloßen habe, die Gehalte aller Titular-Reichshofräthe einzuziehen und daß auch der Name Leibniz sich darunter befinde. Leibniz schrieb sofort in nicht geringer Erregung an das Fräulein von Klenk, und bat sie, der Kaiserin Amalie seine Beschwerde mitzutheilen. Aus den Antworten geht hervor, daß es nicht die Absicht des Kaisers war, unter jene Maßregel auch Leibniz mit einzubegreifen, und daß die vermeintliche Kränkung nur auf Rechnung der Rücksichtslosigkeit der

ausführenden Organe zu setzen war. Indes wurde dieselbe um so verhängnisvoller, weil sie dem alternden und nun auch von Krankheit geplagten Manne die letzten Tage seines Lebens verbitterte, und weil er mit dem Gefühle dieser vermeintlichen Kränkung gestorben ist.

Nur aus der trüben Lage Leibnizens, wie sie so eben geschildert ist, und aus seiner Misstimmung über diese Lage ist es zu erklären, daß derselbe seine Blicke für einen Augenblick sogar dahin richten konnte, woher er sonst nur Unheil zu erwarten gewohnt war, nach Frankreich, nach Paris. Wenigstens behauptet dies der berühmte Jesuit P. Tournemine im Journal des Savans, wo er im Jahre 1722 erzählte, daß Leibniz ihm 1715 geschrieben habe, er habe die Absicht, nach Frankreich zu kommen, um hier sein Leben zu beschließen. Er fügt hinzu, Ludwig XIV. habe diesen Brief gelesen und ihn, den Empfänger, beauftragt, darauf zu antworten, daß er, der König, alle Verdienste Leibnizens kenne und ihn mit Vergnügen an seinem Hofe sehn werde. Ja, er werde ihm den Aufenthalt daselbst eben so angenehm machen, als er vortheilhaft für Frankreich sein werde.

Hat Leibniz wirklich einen Augenblick daran gedacht, seinen Aufenthalt in Paris zu nehmen, so war schwerlich Ludwig XIV. der Magnet, der ihn dorthin zog. Noch lebte in Paris jene Deutsche Prinzessin, welche, einst am Hannöverschen Hofe erzogen, stets die dankbarste Verehrerin der Kurfürstin Sophie gewesen war und von dieser auch das Wohlwollen für deren vertrautesten Freund, unsern Leibniz, geerbt hatte. Sie war vielleicht die einzige in dem reichen Kreise fürstlicher Freundinnen, welche augenblicklich für Leibniz zugänglich war, und das mochte in ihm jenen Plan anregen, an dessen Ausführung er aber wohl nie ernstlich gedacht hat. Denn schon feßelten ihn seine körperlichen Leiden immer mehr an sein Studirzimmer, und seine Tage waren gezählt.

Die Beschreibung der letzten Augenblicke des großen Philosophen verdanken wir seinem Secretär Eckhard. Dieser verfertigte im Jahre 1717 für die Herzogin von Orleans einen „Lebenslauf des seligen Herrn von Leibniz", welcher nicht nur manche interessante Einzelheiten über Leibnizens Persönlichkeit,

so wie über sein ganzes Leben und Wirken enthält, sondern auch über seine letzte Krankheit, über sein Abscheiden und sein Begräbnis ziemlich ausführlich berichtet. Eckhards neunzehnjährige Bekanntschaft mit Leibniz, bei dem er lange Secretär war, verschafften diesem Aufsatze volle Glaubwürdigkeit. Und doch sind Eckhards Aufzeichnungen mit Vorsicht aufzunehmen. Denn er war kein lauterer Character und redete schon zu Leibnizens Lebzeiten von diesem in einer übelwollenden Weise. Leibniz war in der Wahl seiner Bedienten und Secretäre nicht immer glücklich. Er wurde von ihnen hintergangen und bestohlen. Vor Eckhard hatte Leibniz einen Amanuensis namens Feller, der ihn bestahl und darauf entfloh. Leibniz wollte ihn steckbrieflich verfolgen laßen, unterließ es aber aus Rücksicht auf die Familie des Flüchtlings. Nach Feller trat Eckhard als Secretär an dessen Stelle. Nachdem er mehre Jahre in Leibnizens Diensten zugebracht, wurde er von demselben im Jahre 1703 dem Sächsischen General Grafen Flemming als Secretär empfohlen und reiste zu diesem nach Polen, wo er es aber kaum ein Jahr aushielt. Nach seiner Rückkehr arbeitete er wieder mit Leibniz zusammen und wurde darauf von diesem dem Herzog Anton Ulrich dringend für eine Professur der Geschichte in Helmstedt empfohlen. Im Jahre 1712 wurde er indessen wieder von Helmstedt nach Hannover zurückgerufen, um hier als Leibnizens Gehülfe zu fungiren. Nach Leibnizens Tode trat er als Bibliothekar und Historiograph an dessen Stelle und bekleidete dies Amt bis zum Jahre 1724. In diesem Jahre entfernte er sich heimlich von Hannover, da er mehre tausend Thaler Schulden gemacht hatte. Mochte auch die Hauptschuld seines Unglücks seiner Frau zuzuschreiben sein, so hatte doch auch Eckhard selbst liederlich gewirtschaftet und sich sogar Veruntreuungen auf der Bibliothek zu Schulden kommen laßen. „Cultur Eccardi (das Eckhardsche Messer) ist vielfach an den Büchern zu merken", heißt es in den betreffenden Acten. Der flüchtig Gewordene wurde steckbrieflich verfolgt und schrieb klägliche Briefe an die Geheimen Räthe nach Hannover. Nachdem er in Köln zur katholischen Kirche übergetreten war, fand er endlich in Würzburg eine glänzende Anstellung, wurde hier sogar geadelt und schrieb sich seitdem von Eckhard (früher Eccard.)

Dieser Eckhard nun hat sich vielfach auch an Leibniz versündigt. Leibniz hat ihn stets protegirt und ihn zu wiederholten Malen warm empfohlen. In allen seinen Briefen ist kein Wort der Misachtung oder Abneigung gegen Eckhard zu finden. Desto größer ist der Undank, den Eckhard gegen Leibniz bewiesen hat. Noch bei Leibnizens Lebzeiten wurde er auf sein wiederholtes Ansuchen zu dessen Nachfolger ernannt. Und während er dem großen Philosophen als dessen Gehülfe zur Seite stand, schrieb er an den Minister Bernstorff eine ganze Reihe von Bettelbriefen, in denen er allerlei hämische Bemerkungen über Leibniz einfließen ließ. Zur Beurtheilung des Characters Eckhards scheint es mir nicht undienlich, einige Proben daraus mitzutheilen.*) Am 8. October 1714 schrieb Eckhard an den Minister Bernstorff: „Herr von Leibnitz ist nun wieder kommen. Ich kann mich aber aus seinem Wesen nicht finden, und scheinet es bald, als wollte er bei uns bleiben, bald aber, als suche er Ursache, los zu kommen. Er will nun den ersten Theil, wie er sagt, bis auf Kaiser Henricum II. oder Sanctum inclusive extendiren. An den Prodromum aber, obgleich ich optime praeparatus bin, kann ich ihn nicht bringen. Mir deucht, er meint, in kurzem die ganze Historie hervor zu stürzen, einen braven recompens deswegen nebst der Ehre davon zu ziehen, und alsdann nach Wien zu gehen; welches im Vertrauen melden muß." Ferner am 19. November 1714: „Mein Wohlverhalten wird niemand sehen, und Herr von Leibnitz wird so noch bis an sein Ende zubringen, ehe was gedruckt wird. Und dann wirds doch heißen, ich habe alles von ihm. Sobald war der Kronprinzessin Hoheit nicht zum Lande hinaus, so gieng er seiner Wege. Er gab vor, er wolle zum Herrn General von Schulenburg reisen. Ich habe aber Nachricht, daß er zu Zeitz gewesen.**) Hier sagte er expreß, er wolle erst Resolution auf seine Forderung haben, eher wolle er nicht arbeiten. Und denn so kann er Sie noch ziemlich aufhalten, wenn er den Theil usque ad Henricum Sanctum profe-

*) Sie befinden sich in den Acten des Ministeriums des Königlichen Hauses, I. Volum. I, 2.

**) Er ließ daselbst eine Rechenmaschine für Peter den Großen anfertigen.

quiret. Das Concipiren kann er in Jahreszeit, wenn er auch noch so fleißig ist, nicht thun. Was will nun zum Nachsehen er sich noch für Frist nehmen? Mich hat er angewiesen, ich solle aus allen Publicisten colligiren, was sie für consequences aus dem Districte unserer Historie machen. Ich war praeparatissimus (vollkommenbereit), den Prodomum de migrationibus (die Einleitung über die Völkerwanderung) zu befördern; daran will er aber nun gar nicht. Wollte Gott, ich könnte etwas für mich allein machen, so sollte man doch sehen, daß ich ein wenig etwas auf gute Art ausführen könne; aber diese Ehre scheint mir noch ein wenig vorenthalten zu werden. Ich habe auch durch lange practicam die Geduld zu haben gelernt und laße mir alles gefallen, was mein Zustand leiden will. Aber die Bestellung in ordentlicher Form und das Bißlein mir gehörende Ehre vom Titel möchte ich endlich gerne haben, damit ich doch bei Ausländern meiner mutation wegen keinen Schimpf hätte und bei den zanksüchtigen Helmstedtern meinen ehrlichen Abschied nehmen könnte." Ferner am 5. März 1715: „An meinem Fleiße mangelt es hingegen nicht, und wenn Herr von Leibnitz gleich zöge, so würde unser Iter historicum (unsre geschichtliche Aufgabe) bald können vollendet werden; der aber hat entweder das podagra oder reiset und weiß, wie die Ziffern, also auch dieses Werk in infinitum zu extendiren."

Es ist möglich, daß diese geheimen Berichte Eckhards an den Minister, bei dem er sich in Gunst zu setzen wünschte, keine Verleumdungen enthalten. Aber mögen sie auch dem Inhalte nach durchaus wahr sein, so zeugen sie doch von wenig Pietät Eckhards gegen den alternden Mann, der sein Vorgesetzter war und ihm nur gutes erwiesen hatte. Sie sind um so häßlicher, als sie hinter Leibnizens Rücken geschrieben wurden, und werfen ein sehr zweideutiges Licht auf Eckhards Charakter.

Nachdem wir den Mann kennen gelernt haben, wollen wir nun hören, was er uns über Leibnizens Lebensende berichtet hat.

Leibnizens Zustand war mit dem zunehmenden Alter immer leidender und schmerzlicher geworden. Die gichtischen Uebel, an denen er seit einer Reihe von Jahren litt, hatten zugenommen und namentlich seit seiner Rückkehr von Wien auch die Schultern und Hände ergriffen. Dazu kam, daß sich am rechten Beine

eine Fluxion oder offener Schaden gebildet hatte. Dieses incommodirte ihn im Gehen, er suchte es also zuzuheilen, und zwar mit nichts anderm, als darauf gelegtem Löschpapier. Aber sobald dies geschehen war, bekam er ein heftiges Podagra. Dieses suchte er dann durch stilles Liegen zu besänftigen, und damit er im Bette studiren könnte, zog er die Beine krumm an sich. Die Schmerzen aber zu verhindern und die Nerven unfühlbar zu machen, ließ er hölzerne Schraubstöcke anfertigen und dieselben überall, wo er Schmerz fühlte, anschrauben. Ich glaube sagt Eckhard, er habe hiedurch die Nerven verletzt. Jedenfalls kam es bald mit ihm dahin, daß er zuletzt die Füße gar nicht mehr gebrauchen konnte, so daß er denn auch fast stets zu Bett lag. Im November 1716 wurden die Anfälle der Gicht heftiger. Leibniz, der gern sein eigner Arzt war, gebrauchte dagegen ein gewisses Decoct, das ihm ein Jesuit zu Wien recommandirt hatte. Allein der übermäßige Gebrauch dieses Mittels hatte die schlimmsten Folgen. Die Leibesconstitution des siebenzigjährigen Mannes war zu schwach, um diesen Trank, von dem er drei starke Portionen genommen hatte, zu vertragen. Es traten starke Convulsionen ein, und in der Zeit von einer Stunde kam das Ende. Leibniz starb am Abend des 14. Novembers 1716.

Kurz vor dem Eintreten des Todes ließ Leibniz noch den Waldeckschen Hofrath und Leibmedicus Dr. Seip rufen, der eben aus Holland zurückgekehrt war. Es war gegen neun Uhr, als Dr. Seip in einer Sänfte aus der Rodenschenke abgeholt wurde. Als er zu dem Kranken eintrat, sprach dieser unter kurzem Athemholen von seiner Krankheit und Cur, wobei er allerlei alchemische Discurse mit einmischte. So z. B. erzählte er, wie der berühmte Furtenbach in Florenz die Hälfte eines eisernen Nagels in Gold verwandelt hätte. Als Hofrath Seip merkte, daß der Puls des Kranken gar schwach gieng und daß ihm an den Händen ein kalter Schweiß ausbrach, gab er ihm zu erkennen, daß sein Zustand gefährlich wäre. Leibniz antwortete ihm, seine Hände und Füße wären von Jugend auf mehrentheils kalt, auch sein Puls schwach, und wenn ihm etwas zustieße, hätte er eigne Mittel, die er gebrauchte. Da der Hofrath diese Mittel bei den damaligen Umständen nicht für dienlich hielt, bat er um Erlaubnis, ihm etwas anderes verordnen zu dürfen. Er war aber

kaum in der Apotheke, als ihm einer von Leibnizens Bedienten nachkam und ihm berichtete, daß der Kranke so eben verschieden sei. Gleich nach dem Weggange des Dr. Seip war nämlich die Annäherung des Todes deutlich zu spüren. Kurz vor seinem letzten Augenblicke wollte der Kranke noch etwas aufschreiben. Auf seinen Wunsch wurde ihm Papier nebst Dinte und Feder gereicht, und er versuchte nun etwas zu schreiben, das er aber selbst nicht mehr lesen konnte. Er zerriß daher das Papier, warf es von sich und legte sich zu Bett. Dann richtete er sich wieder auf und versuchte noch einmal zu schreiben. Als es mislang, verhüllte er sich mit seiner Schlafmütze die Augen, legte sich auf die Seite und entschlief, nachdem er sein ruhmvolles Alter auf siebenzig Jahre, vier Monate und vierundzwanzig Tage gebracht hatte.

„Als er so schwach war, und seine Diener ihn erinnerten, ob er nicht das h. Abendmahl nehmen wollte, hat er geantwortet: sie sollten ihn zufrieden laßen; er habe niemand etwas zu leibe gethan, habe nichts zu beichten". Es sind wieder Eckhards Worte, welche uns diese auffallende Antwort berichten. Aus seinem Berichte schöpfte die Herzogin von Orleans, und einen zweiten Gewährsmann für das von Eckhard Erzählte giebt es nicht.

Dr. Seip erzählt noch, daß Leibniz, als er zu ihm kam, viele Briefschaften und Bücher auf seiner Bettdecke und auf Stühlen um sich her liegen hatte. Unter diesen letztern befand sich die Holländische Duodezausgabe von Barclays Argenis, ferner seine methodus nova juris, in der er allerlei Verbeßerungen an den Rand geschrieben hatte, Pontans progymnasmata, Linkers instructorium forense und mehre andre Bücher. Das zuerst genannte Buch von Barclay, sein Lieblingsbuch, wird noch auf der hiesigen Bibliothek aufbewahrt. Es liegt auf dem mit einer Art von Wachstuch überzogenen Lehnseßel, auf welchem Leibniz so manche Stunde an seinem Schreibtische zugebracht hat.

Leibniz wurde in der Neustädter Kirche begraben. Doch laßen wir hierüber wieder Eckhard reden. „Er starb den 14. November 1716, und habe ich alle Sorge getragen, ihn ehrlich zur Erde zu bestatten. Seinen Sarg habe ich ihm laßen schön verfertigen. Zum Kopfe war sein Wappen, zu den Füßen seine Titel und seine Sterbezeit angeheftet. Auf jeder Seite war in

der Mitte ein großes Feld und zwei kleine Nebenfelder. Zur rechten Seite stand in dem mittleren Hauptfelde sein symbolum: pars vitae, quoties perditur hora, perit (jede verlorene Stunde ist ein verlorner Theil des Lebens). In dem obern Nebenfelde stand eine Eins in eine Null gesetzt, mit der Ueberschrift: omnia ad unum (alles auf Einen), welche auf Gott und seine Differenzialrechnung abzielte. In dem untern Nebenfelde war ein nach der Sonne steigender Adler zu sehen mit der Ueberschrift: haurit de lumine lumen (er schöpft Licht vom Lichte). Auf der linken Seite des Sarges standen in dem mittlern Hauptfelde diese Worte des Horatius:

Virtus recludens immeriti mori
Coelum negata tentat iter via,
Coetusque mortales ad udam
Linquit humum fugiente penna.*)

In dem Nebenfelde beim Kopfe stand das von ihm sehr geschätzte Sinnbild des Herrn Bernouilli, nämlich eine Spirallinie mit der Ueberschrift: inclinata resurget (niedergebeugt, erhebt sie sich wieder). In dem untern Nebenfelde aber stand ein in Zimmetrinden sich verbrennender Phönix mit der Ueberschrift: Servabit cinis honorem (die Asche wird in Ehren bleiben). Das einzige ist zu verwundern, daß, da der ganze Hof ihm zu Grabe zu folgen invitirt war, außer mir kein Mensch erschien. Ich habe mir daher nicht wenig gewußt, daß ich diesem großen Manne die letzte Ehre einzig und allein erwiesen habe."

Auf diese Erzählung Eckhards laße ich nun den officiellen Bericht folgen, welchen die Königlich Großbritannischen zur Kurfürstlich Braunschweig-Lüneburgschen Regierung verordneten Geheimen Räthe an ihre zur Göhrde in der Umgebung des Königs befindlichen Collegen abstatteten. Dieser Bericht lautet vollständig also:**)

*) Das heißt etwa: „Die zum Himmel emporstrebende Tüchtigkeit des Mannes, der nicht hätte sterben sollen, erhebt sich auf ungangbarem Wege und läßt in ihrem Fluge die Gemeinschaft der Sterblichen hienieden zurück." Offenbar sind die Worte in doppelter Beziehung auf Leibnizens Leben und auf seinen Tod gemeint.

**) Er befindet sich in den Acten des Ministeriums des Königlichen Hauses I. Volum. I, 2. Wir ändern nur die Schreibweise und geben das Actenstück im übrigen wörtlich.



„Unsere freundlichen Dienste zuvor, Wohlgeborne, insonders vielgeehrte Herrn Collegen und sehr werthe Freunde.

Den Herren Collegen laßen wir hiedurch freundlich wißen, daß der Allerhöchste gestern abends gegen 11 Uhr den Geheimen Justizrath Leibniz aus dieser Zeitlichkeit abgefordert. Derselbe hat den Tag über noch gelesen und geschrieben, auch abends um 9 Uhr noch gegeßen. Man hält davor, daß er durch den Gebrauch eines gewissen Wienerschen remède die Gicht ins Leib getrieben habe.

Sobald uns diesen Morgen solcher Todesfall angezeigt worden, haben wir den Consistorialrath Stambke ins Sterbehaus geschickt und durch denselben von wegen Sr. Königl. Majestät, Unsers allergnädigsten Herrn, alle Stuben und Kammern, worin sowohl die Kgl. Bibliothek, als des Verstorbenen Bücher, Briefschaften und Sachen befindlich, versiegeln laßen, welches der Historiographus Eccard nebst dem Hauswirte Hennings privatim sofort nach dem Tode des Geh. Justizraths verrichtet hatten. Man hat auch wegen behöriger Kleidung und Legung des Verstorbenen in einen Sarg die Nothdurft verfüget, und soll die Leiche diesen Abend ins Gewölbe der Neustädter Kirche, bis zur Anherokunft der Verwandten, gebracht werden.

Weil es also nunmehr darauf ankommt, wie es mit des Verstorbenen sowohl zu der bekannten historischen Arbeit gehörigen als andern Scripturen, memoires und Briefschaften, dann auch mit der Kgl. Bibliothek zu halten, so geben wir den Herrn Collegen freundlich anheim, ob ratione des ersteren nicht nöthig sein wolle, daß ermeldeter Historiographus desfalls in speciale Eide und Pflichten zu nehmen, daß er nämlich alle solche Scripturen aufs sorgfältigste verwahren und nichts davon abhanden bringen, auch nichts ohne speciale Erlaubnis davon communiciren, viel weniger drucken laßen wolle. Was aber die Kgl. Bibliothek betrifft, wird die Frage sein, ob solche dem Historiographo, ehe und bevor ein catalogus darüber gemacht, anzuvertrauen.

Die Herren Collegen ersuchen wir demnach freundlich, Sie wollen obiges Sr. Kgl. Majestät vorzutragen und zu befördern belieben, daß wir darüber mit allergnädigstem Verhaltungs-Befehl bald versehen werden mögen.

Hannover, den 16. Nov. 1716."

Es ist dies das einzige officielle Actenstück, das uns über Leibnizens Tod aufbehalten ist. Dasselbe ist datirt vom 16. November 1716, und da es in demselben ausdrücklich heißt, „daß der Allerhöchste gestern abends gegen 11 Uhr den Geheimen Justizrath Leibniz aus dieser Zeitlichkeit abgefordert habe," so scheint sich daraus mit Sicherheit zu ergeben, daß Leibnizens Todestag nicht, wie die Welt bisher geglaubt hat, der 14., sondern der 15. November ist. Jene Annahme beruht auf der Aussage Eckhards in seinem Lebenslaufe Leibnizens, der ein volles Jahr nach dessen Tode geschrieben ist. Auf den ersten Blick scheint es nun ganz unzweifelhaft, daß das officielle Actenstück, welches bei der ersten Kunde von Leibnizens Tode aufgenommen wurde, mehr Glauben verdient, als der um ein Jahr später geschriebene Lebenslauf einer Privatperson. Dennoch müßen wir uns nach reiflicher Erwägung auf Eckhards Seite stellen, und zwar aus folgenden Gründen. Der nachmalige Helmstedter Professor Göbel schreibt am 15. November 1716 an den Hofrath Hertel in Wolfenbüttel: „Weil Herr Rath Eckhard nach der Göhrde abgereist ist, so hat seine Frau Gemahlin mich beauftragt, Sie zu benachrichtigen, daß Herr Leibniz am verfloßenen Sonnabend gegen 10 Uhr verstorben ist." Diese Aussage Göbels stimmt nicht nur mit Eckhard darin überein, daß Leibniz am 15. Nov. schon todt war, sondern sie fügt auch den wichtigen Anhaltspunkt hinzu, daß sein Todestag ein Sonnabend war. Da nun der 14. November im Jahre 1716 auf einen Sonnabend fiel, so werden wir dem übereinstimmenden Zeugnisse Eckhards und Göbels mehr Glaubwürdigkeit beilegen müßen, als dem officiellen Schreiben der Minister. Es begreift sich auch leicht, wie diese zu einer Verwechselung des Datums gekommen sind. Leibniz starb am Sonnabend Abend. Am Sonntage früh lief die Meldung ein: „gestern Abend hat es dem Allerhöchsten gefallen" u. s. w. Da aber erst am Montage das officielle Schreiben abgefaßt wurde, so blieb der dazwischen eingefallene Sonntag unbeachtet, und es hieß nun auch in dem ministeriellen Schreiben „gestern Abend" statt „ehegestern Abend."

Wenn aber auch jenes officielle Actenstück, das hier zum ersten Male veröffentlicht wird, in Beziehung auf Leibnizens

Todestag keine neue Aufschlüße bietet, so enthält es doch eine nicht unwillkommene Berichtigung in Beziehung auf sein Begräbnis.

Eckhard sagt darüber: „Das einzige ist zu verwundern, daß, da der ganze Hof ihm zu Grabe zu folgen invitirt war, außer mir kein Mensch erschienen: daß ich mir also sehr viel gewußt, daß ich die letzte Ehre diesem großen Manne einzig und allein erwiesen." Aehnlich äußert sich der Schottische Ritter Ker von Kersland, welcher in seinen 1726 zu Rotterdam veröffentlichten Memoiren sagt: „Ich kam im Monat November 1716 nach Hannover, an demselben Tage, an welchem der berühmte Herr von Leibniz starb, was mir eine unaussprechliche Betrübnis verursachte. Was mich aber noch mehr betrübte, war die geringe Ehre, welche die Hannoveraner ihm bei seinem Tode erwiesen; denn er wurde eher begraben als ein Straßenräuber (voleur de grand chemin), denn als ein Mann, welcher die Zierde seines Vaterlandes gewesen." Vergleicht man diese beiden Angaben, so muß man sich mindestens wundern, daß nicht der Ritter Ker von Kersland sich bei dem Begräbnisse dem „einsamen" Eckhard angeschloßen hat; dann wären es wenigstens zwei Personen gewesen, welche das Leichengefolge gebildet hätten. Und wenn der Dichter Heinrich Voß recht hätte, welcher in einem Gedichte den Mann erscheinen läßt,

„Der seines Lehrers Sarg
Einsam um Mitternacht begleitete,
Ein alter Jude wars" —

so hätten schon drei Personen Anspruch auf die Ehre, welche Eckhard sich allein zuschreibt. Jedenfalls sieht man, daß sich bald die dichtende Sage dieses Punktes bemächtigt hat. Indessen erst in unsrer kirchlich rohen Zeit ist von Seite derer, welche die Kirche am meisten verachten, die Anklage laut geworden, daß die Orthodoxie den Verstorbenen bis ins Grab verfolgt habe. Eckhard sagt kein Wort von der Geistlichkeit, und noch weniger beschwert er sich darüber, daß dieselbe dem großen Todten die „gebührende Ehre" versagt habe. Er verwundert sich nur, daß „der Hof", wiewohl zum Begräbnis eingeladen, nicht erschienen sei. Aber die neuern Geschichtsschreiber wißen ganz genau — Gott weiß, woher? — „daß kein Geistlicher

dem Sarge folgte, und daß man dem Todten die gewöhnlichen Zeichen der Theilnahme und die letzten religiösen Gebräuche versagte."

Das einzige zuverläßige, was wir über Leibnizens Begräbnis wißen, enthält das vorhin mitgetheilte officielle Schreiben. Danach wurde gleich nach Leibnizens Tode von den Ministern die nöthige Verfügung getroffen, daß die Leiche angekleidet und in einen Sarg gelegt wurde, was wahrscheinlich, wenigstens theilweise, schon am Sonntage geschah. Dann wurde die Leiche am Montag Abend („um Mitternacht", sagt Voß) ins Gewölbe*) der Neustädter Kirche übergeführt, wo sie so lange stehen bleiben sollte, bis die Leipziger Verwandten des Verstorbenen mit ihren Wünschen gehört wären. „Bis zur Anherokunft der Verwandten", sagt das officielle Aktenstück, indem es offenbar voraussetzt, daß die Verwandten sich einstellen und dann die Leichenfeierlichkeiten stattfinden würden. Ob die Verwandten dieser Erwartung entsprochen haben und ob und wie dann eine Leichenfeier gehalten ist, darüber ist uns nichts berichtet.

Jedenfalls hat Ker von Kersland jene abendliche Ueberführung der Leiche ins Todtengewölbe im Auge gehabt, wenn er berichtet, daß er auf seiner Durchreise durch Hannover Zeuge davon gewesen, daß Leibniz wie ein Straßenräuber begraben sei. Dagegen ist es unmöglich, daß sich auch Eckhards Aeußerungen auf diese vorläufige Beisetzung beziehen; denn wir haben vorhin aus einem Briefe des Professors Göbel gehört, daß Eckhard gleich nach Leibnizens Tode, also Sonntag den 15. November, nach der Göhrde**) abreiste. In welcher Absicht, kann kaum zweifelhaft sein. Eckhard hatte sich schon zu Leibnizens Lebzeiten heimlich zu dessen Nachfolger ernennen laßen. Fast scheint es, als habe er das Ende seines Wohlthäters nicht erwarten können. Sobald dieser seine Augen zugethan hatte, trieb es ihn jedenfalls zum Könige und zu den

*) Da es in der damaligen Zeit häufiger vorkam, daß Leichen in der Kirche beigesetzt wurden, so scheint die Neustädter Kirche ein eignes Todtengewölbe gehabt zu haben, worin solche Leichen, die in der Kirche begraben werden sollten, vorläufig aufbewahrt wurden.

**) Die Göhrde ist ein Jagdschloß, welches wenigstens zwanzig Meilen weit von Hannover im Lüneburgschen liegt.

Ministern, um sich die ihm gegebene Zusage bestätigen zu laßen. Wenn aber Eckhard am Sonntag Morgen seine Reise nach der Göhrde antrat, so war es bei den damaligen Verkehrsmitteln eine reine Unmöglichkeit, daß er schon am Montag Abend nach Hannover zurückgekehrt sein konnte.

Will man nun Eckhard nicht der groben Lüge zeihen, so wird man annehmen müßen, seine Aussagen beziehen sich auf einen spätern Vorgang, der in der Kirche stattfand. Wir haben uns dann den Hergang etwa folgendermaßen zu denken. Durch die Minister waren Leibnizens Verwandte zu einer Leichenfeierlichkeit eingeladen, und wir sehen daraus zur Genüge, daß man gleich nach seinem Tode darauf Bedacht nahm, ihm die gebührende Ehre zu erweisen. Allein bei dem bekannten Character seines Haupterben, des Pastors Simon Löffler, ist es höchst wahrscheinlich, daß dieser die weite und beschwerliche Reise von Leipzig nach Hannover scheute. Wenn die Verwandten aber absagten, so fehlte zu der beabsichtigten Leichenfeierlichkeit der äußerliche Antrieb, und da es sich aus der ganzen Sachlage leicht begreift, daß man in Hannover nicht geneigt war, ohne Noth eine Aufsehn erregende Feierlichkeit zu veranstalten, so kam der anfängliche Entschluß wieder ins Schwanken. Noch lebte zwar Leibnizens alter Freund, Molanus, der ihm gewiss bis ans Ende seine Liebe bewahrt hatte und der für seine Person gern bereit sein mochte, ihm die letzte Ehre zu erweisen. Allein Molanus war der erste Würdenträger der Hannöverschen Landeskirche, und Leibniz war nicht nur in den Augen der Minister eine gefallene Größe, sondern die von ihm in den letzten Jahren zur Kirche eingenommene Stellung mußte auch einem Manne wie Molanus nicht geringe Verlegenheiten bereiten. So kam man vielleicht stillschweigend überein, der Leiche, welche sich bereits in der Kirche befand, in aller Stille ihre letzte Ruhestätte anzuweisen. Es mag sein, daß der inzwischen von seiner Reise zurückgekehrte Eckhard, etwa im Auftrage der Minister, den vorhin beschriebenen Ehrensarg hat anfertigen laßen. Es mag auch sein, daß er die letzte Beisetzung besorgt hat und dabei allein von allen Hofleuten zugegen gewesen ist. Indessen auch so behält man den Eindruck, daß Eckhards Bericht nicht nur sehr unvollständig, sondern auch sehr unzuver-

lässig ist*) und daß der um die Gunst der Großen buhlende Mann bei seiner Darstellung vor allem die Absicht verfolgt hat, sich in den Augen der Herzogin von Orleans, für die er schrieb, als einen großen Verehrer des Mannes hinzustellen, den er heimlich bei den Ministern verdächtigt hatte. Jedenfalls entzog sich die eigentliche Beisetzung, da sie innerhalb der Mauern der Kirche vor sich gieng, der Oeffentlichkeit, und daher begreift es sich auch, daß keine sicheren Nachrichten darüber auf uns gekommen sind. Immerhin ist das gänzliche Fehlen derselben ein Beweis, daß der große Mann, der einst in Hannover unter den ersten geglänzt hatte, in den Hintergrund getreten war und nicht die Beachtung wie früher fand, wie wir das ja auch aus der Geschichte seiner letzten Lebensjahre bereits wißen.

Die Academie von Paris brachte dem Andenken ihres großen Mitgliedes in der Sitzung vom 13. November 1717, in welcher Fontanelle seine berühmte Lobrede auf Leibniz las, eine ausgesuchte Huldigung dar, während die Berliner Societät der Wißenschaft kein Wort zum Gedächtnisse ihres Gründers hatte.

Zum Schluß erlauben Sie mir noch einige Bemerkungen über die Verfolgungssucht der Orthodoxie, welche Leibniz ein kirchliches Begräbnis versagt haben soll. Eckhard berichtet, daß dieser „wenigstens“ in den letzten neunzehn Jahren sich von der Kirche und dem Altare Gottes fern gehalten habe. Er setzt hinzu: „Gott weiß, was für Motive er dazu gehabt hat.“ Damit giebt Eckhard selbst zu verstehn, daß dies Verhalten Leibnizens besondere Gründe gehabt haben müße, da es aus seiner Denkweise durchaus nicht zu erklären ist und weder mit seiner früheren Praxis noch mit seinen durchaus christlichen Anschauungen, welche er unverändert bis an sein Ende festgehalten hat, übereinstimmt. Die Herzogin von Orleans sucht sich diese auffallende Thatsache, welche Eckhard ihr berichtet, dadurch zu erklären, daß

*) Besonders auffallend ist das, was Eckhard von der Einladung sagt, die an den Hof ergangen sein soll, dem Verstorbenen zu Grabe zu folgen. Man muß fragen: von wem war diese Einladung ausgegangen? Wie es scheinen will, so hatte sich Eckhard die Freiheit genommen, den Hof einzuladen, und dann war es freilich natürlich, daß dieser in seiner zurückhaltenden Stellung verharrte. Allein Eckhard gehörte als Königlicher Bibliothekar und Hofrath selbst mit zum Hofe und rühmt sich ja auch, daß er unter den Invitirten der Einzige gewesen, welcher der Einladung Folge geleistet habe.

sie sagt: „die Priester konnten ihn nichts mehr lehren.“ Sie vergißt dabei, daß die Kirche keine Lehranstalt zur Erwerbung wißenschaftlicher Erkenntnisse, sondern eine Heilsanstalt zur Erbauung der Seelen ist, und daß Augustin das Wort Gottes mit einem Strome vergleicht, in welchem das Lamm watet und der Elephant schwimmt. Wir glauben für Leibnizens allerdings auffallendes Verhalten einen beßeren Erklärungsgrund zu haben. Die vielen vergeblichen Unionsversuche hatten vielleicht Leibniz allmählich mit einem gewissen Ueberdruß an kirchlichen Fragen und mit einer gewissen Gleichgültigkeit gegen die eigne Confessionskirche erfüllt. Es gieng Leibniz mit der Kirche und Kirchenlehre, wie es jedem von uns mit einer Rose ergehn würde, wenn wir sie zerpflückten und zerblätterten. So lange die Rose ganz ist, entzückt sie uns durch ihren Duft und ihre Farbenpracht, aber sie wird ihren Reiz verlieren, sobald wir sie in der angedeuteten Weise zergliedern. Es ist psychologisch sehr erklärlich, daß Leibnizens vieljährige, noch dazu vergebliche Bemühungen, durch logische Operationen mit der Kirchenlehre der verschiedenen Confessionen eine Formel zu finden, welche das Unvereinbare vereinigen sollte, dahin führten, ihn mit einer gewissen Sättigung, mit einem gewissen Ueberdruß zu erfüllen. Dazu kam, daß die Kirche, welche zu allen Zeiten dieselbe Knechtsgestalt trägt, die ihr Herr und Meister vor ihr getragen hat, in Leibnizens letzter Lebenszeit immer mehr einer Nachthütte im Kürbisgarten glich. Sie trat nirgends so in die Erscheinung, daß sie einen Geist wie Leibniz hätte anziehen, befriedigen und feßeln können, und insofern liegt eine gewisse Wahrheit in den Worten der Herzogin: „Die Priester konnten ihn nichts mehr lehren.“ In dieser Erklärung liegt auch eine Art Entschuldigung.

Aber, mag man auch Leibnizens äußerliche Stellung zur Kirche noch so viel erklären und entschuldigen: die Thatsache bleibt, daß er länger als ein halbes Menschenalter sich äußerlich von der Kirche, als deren Mitglied er sich früher lebhaft bethätigt hatte, zurückzog. Es ist daher nicht zu verwundern, daß das christliche Volk den am Hofe vielgeltenden Mann mit mistrauischen Augen betrachtete, ihn des völligen Unglaubens

zieh und für ihn den charakteristischen Namen „Löwenix“ *) erfand. Und eben so wenig würde es zu verwundern und mit dem geringsten Scheine eines Grundes zu tadeln sein, wenn die damalige Stadtgeistlichkeit dem großen Todten ein kirchliches Begräbnis versagt hätte. Oder will man der Kirche zum Vorwurfe machen, was man bei jeder Clubgesellschaft ganz in der Ordnung findet, daß sie diejenigen nicht als ihre Glieder ansieht und behandelt, welche sich thatsächlich von ihr getrennt haben? Die Kirche urtheilt nicht über die Herzen, aber sie kann die „kirchlichen Ehren“ beim Begräbnisse nur denen erweisen, die sich im Leben als ihre Mitglieder ausgewiesen haben, und sie macht bei dieser ihrer Praxis keinen Unterschied zwischen dem Philosophen und dem Nachtwächter. Aber in unsern Tagen scheint es Mode geworden zu sein, daß die, welche im Leben am auffallendsten ihre Verachtung gegen die Kirche an den Tag legen, für die Todten am eifrigsten die „kirchlichen Ehren“ in Anspruch nehmen. Leibniz selbst, der große Todte, würde ohne Zweifel gerechter geurtheilt haben. Da er sich einmal äußerlich von der Kirche fern gehalten hatte, so würde er am wenigsten an sie das Verlangen gestellt haben, daß sie seine Zugehörigkeit zu ihr durch Theilnahme an seinem Begräbnisse anerkennen sollte.

Hätte also wirklich die Hannöversche Geistlichkeit unserm Leibniz ein kirchliches Begräbnis versagt,**) so wäre darum nicht der Schatten eines Grundes vorhanden, von einem Hasse der Orthodoxie zu reden, welche ihn bis ins Grab verfolgt habe. Die Geistlichkeit Hannovers zeigte sich dem großen Todten gegenüber so wenig intolerant, daß sie es gestattete, daß seine Leiche nicht nur vorläufig „im Gewölbe der Neustädter Kirche“ deponirt, sondern auch später, es ist ungewiß, wann und wie, in der Kirche selbst beigesetzt wurde.

Da ruht der große christliche Philosoph nicht weit vom Altare in dem südlichen Gange, der rechts vom Altare zur

*) Von dem niederdeutschen Worte „löwen“ (glauben) gebildet, wie Taugenichts von taugen.

**) Von einer „Versagung“ könnte übrigens, beiläufig bemerkt, erst dann die Rede sein, wenn constatirt wäre, daß die Geistlichkeit um die kirchlichen

Seitenthür führt, und sein Grab ist mit einer Steinplatte*) bedeckt, welche in metallenen Buchstaben die Inschrift trägt: Ossa Leibnitii.

Möge sein Gebein am jüngsten Tage und sein Geist bald in seinen Schriften eine fröhliche Auferstehung erleben.

Ehren für Leibniz angegangen wäre. Das ist schwerlich geschehen, da in Hannover niemand war, der in dieser Beziehung für den Todten auftrat. Auch die geringe Theilnahme, welche die Ueberführung der Leiche in die Kirche bei den Bewohnern Hannovers gefunden haben soll, und der Mangel an bürgerlichen Ehrenbezeugungen wäre unter den gegebenen Umständen begreiflich genug. Aber wir haben oben gesehen, wie zweifelhaft die besprochenen Vorgänge sind.

*) Nicht, wie sein Hauptbiograph, Guhrauer, fälschlich angiebt, mit einer kupfernen Platte.





Druck der Telgener'schen Hof-Buchdruckerei in Hannover.



